Die

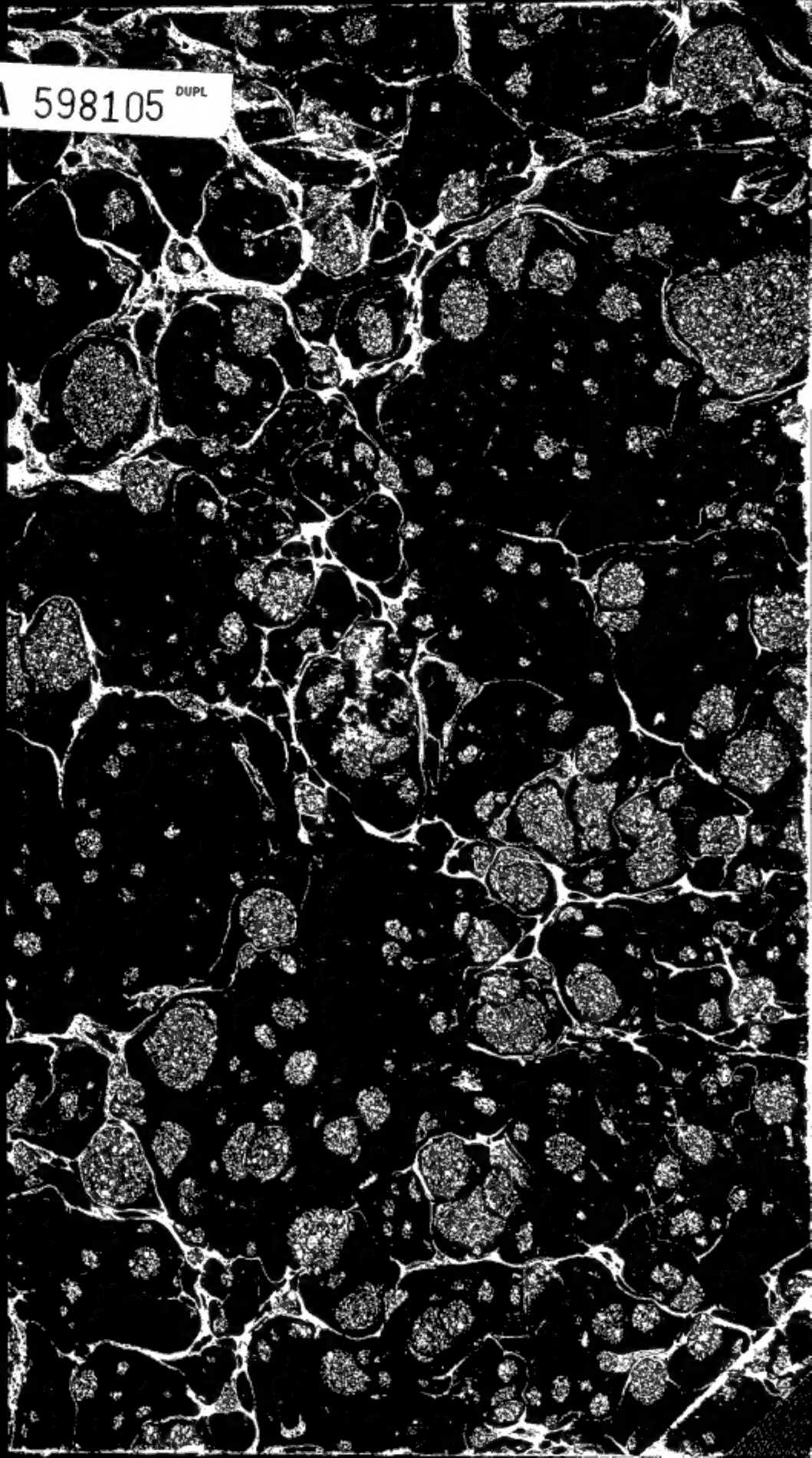
Zukunft

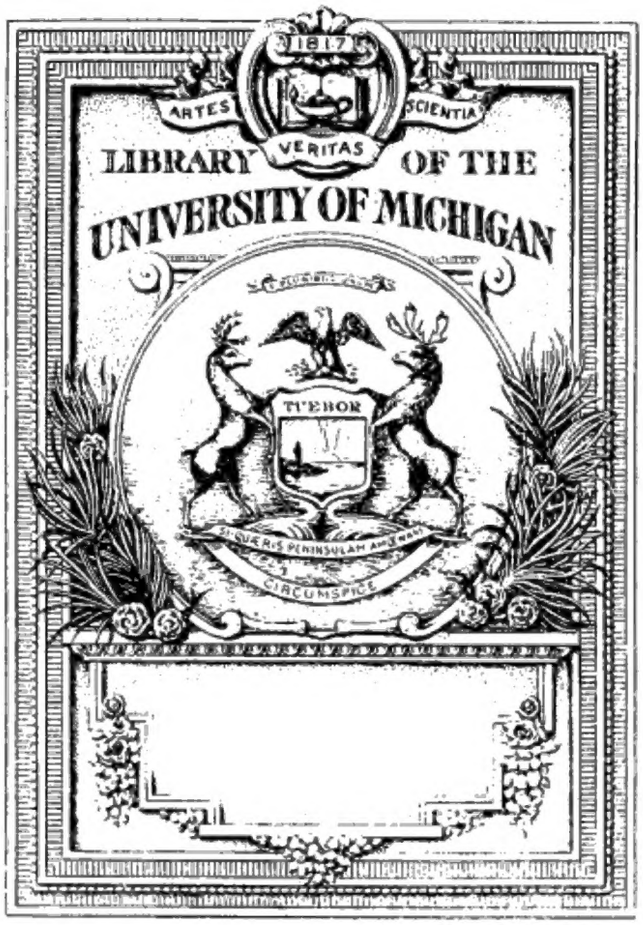
31.

1900

A 598105 DUPL

830.6
Z94




1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TI'EBOR
CIRCUMSPICE

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Einunddreißigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1900.

Inhalt.

Aera Schlenther, die 124
Afrika s. Vereinigte.
Alpen s. Reinlichkeit.
Amerikanische Universitäten . . . 380
Apothekerin, die 159
Arbeiterbewegung s. Notizbuch 540
Arbeiterfragen, exotische 262
Architektur, die, auf der Weltausstellung 569
Auferstehung 49
Barnum 321
Bergab! 451
Boom, der neueste 35
Boxer 457
Britenkoller 486
Buchka s. Notizbuch 404.
Burenkrieg s. Notizbuch 177.
Burne-Jones 307
Byzanz s. Notizbuch 415.
Dame von Maxim, die s. Theaternotizbuch 134.
Delagoabai s. Notizbuch 183.
Demokratie und Kaiserthum s. Notizbuch 317.
Deroute 309
Dr. ing. s. Notizbuch 93.
Dostojewskij 256
Eisenbahnbeamte s. Notizbuch 180
Festtagebuch 233
Fleischbeschau s. Notizbuch 406.
Flotte und Börse 276
Flotte, die spanische 538
Fuhrwerk und Fußgänger . . . 18
Gehorsam 224
Gewitterbildung 534
Gnadenrecht s. Justizchronik 455
Gold, gleißendes 580
Goodwill 128
Handelskammern, Deutsche, im Ausland 33
Handelstag, der deutsche s. Notizbuch 95.
Hermen 439
Historikertag s. Tulpe.
Hochschul- und Studentenwesen Deutschlands s. Selbstanzeige 499.
Hohenlohe, Fürst Chlodwig zu s. Notizbuch 544.
Hülsen, Weber & Co. s. Notizbuch 413.
Humanität und Christenthum . . 464
Humanität und modernes Leben 520
Italienische Wirthschaft 440
Jugend von heute s. Theater 44.
Justizchronik 39, 230, 454
Kampf, der, um die Nietzsche-Ausgabe 110, 279 s. a. Notizbuch 314, 407.
Karneval in Nizza 156
Karriere 473
Klimt, der Fall 64
Kohlenwucher? 170
Kolonialdirektor s. Notizbuch 404.
Konzertleben, Berliner 120
Kriegshafen, ein neuer 214
Kronenrente, die 400
Kronprinz s. Notizbuch 319, 543.

Kulturgeschichte 192
Kunst, tote 560
Kunst und Kunstsalons in Berlin 217
Lauff s. Notizbuch 412.
Levi, General-Musik-Direktor s. Notizbuch 313.
Lex Heinze s. Notizbuch 409. s. a. Schönheitfrevel.
Lex Hompesch 369
Ludwig, Prinz von Bayern s. Notizbuch 415.
Malerei, englische 356
Monroe-Doktrin, die . . . . . 202 s. a. Notizbuch 542.
Moritz und Rina 1
Morris, William 490
Multatuli 294
Murawiew 545
Mutter, die Neue 513
Natascha 338
Naumann, Pfarrer s. Notizbuch 316
Nietzsche-Ausgabe s. Kampf.
Nihilismus 10
Nizza s. Karneval.
Notizbuch . 93, 177, 313, 404, 583
Novelli, Ermete 395
Oberlehrermisere 144
Papagei, der 300
Parisiana 417
Peter von Oldenburg s. Notizbuch 544.
Phraseologie 97
Ratzenhofers Urkrafttheorie . . . 150
Rede des Prinzen Ludwig von Bayern s. Notizbuch 415.
Reinlichkeit in den Alpen 25
Renaissance 72
Rhodes, Cecil s. Notizbuch 543.
Roberts, Lord 104
Sarcey s. Theaterkritiker.
Schauspielerkünste 587
Schleiermacher 281
Schlenther s. Aera.
Schönheitfrevel 496
Selbstanzeigen 89, 131, 163, 273, 303, 449, 499.
Siegmund, Kaiser s. Notizbuch 412
Sklaven der Liebe 28
Sozialdemokratie s. Uebertritt.
Speidel, s. Theaterkritiker.
Spencer, Herbert und der Sozialismus 58
Stadtanleihen 226
Sturmsignale 359
Sudan, der britische 344
Sullivan, Arthur s. Notizbuch 540
Sünderinnen 269
Tage, Schwarze 502
Theater 44
Theaterkritiker, zwei 362
Theaternotizbuch 133
Thielen, von s. Notizbuch 544.
Thierschutz und Thierethik . . . 478
Tochter, die, des Erasmus s. Theater 46.
Topika 505
Thronfolgestreit, der lippische . . 550
Tulpe, in der 166
Uebertritt, mein, zur Sozialdemokratie 326
Universitäten, s. Amerikanische.
Unter den Linden 185
Utopien, verwirklichte 207
Venedig 69
Venus, Frau 574
Vereinigte Staaten von Afrika . 287
Vitalismus, der alte und der neue 243
Von zwei Seiten 299
Waarenhaussteuer 137
Wahlrecht s. Notizbuch 183.
Wales, Prinz von s. Notizbuch 96, 177.
Webers Oberon s. Notizbuch 412
Weltausstellung-Eindrücke . . . 429
Westpreußen s. Notizbuch 405.
Wiesbaden s. Notizbuch 320.
Winterschlaf s. Theaternotizbuch 133.
Wirthschaft s. Italienische.
Wittwer, der 447
Zahnärzte s. Notizbuch 93, 181.
Zukunft-Menschen 529

Die Zukunft.

Berlin, den 7. April 1900.

Moritz und Rina.

Kressin, am Bismarcktage 1900.

Moritz, Scheusal, Bruder!

Länger warte ich nicht. Es ist, schlicht, agrarisch, also unhöfisch, und pommersch gesagt, eine Affenschande, wie Du mich behandelst. Daß ich seit dem Spätherbst nicht nach Eurem ekligen Berlin kommen konnte, weißt Du. Die Hoftrauer war uns, schon wegen der Achtbriefe, sehr à propos; mir hätte bei dem Gedanken an Alle, die im Weißen Saal gefehlt hätten, das Herz geblutet. Daß ich hier und in der Umgegend nichts erfahre, weißt Du. Daß ich nun einmal in diesen politischen Sachen lebe und webe, weißt Du. Daß Du feierlich versprochen hast, mich au fait zu halten, weißt Du. Nichts. Keine Sterbenssilbe. Alle drei Monate, so oft, wie Du Steuern bezahlst, in die Kirche gehst und Bluff spielst, könntest Du wahrhaftig doch Deiner armen Schwester, die in der Wildniß lebt, Etwas zukommen lassen. Daran stirbt man ja nicht. Das fordert, Euer Hochgeboren halten zu Gnaden, der sogenannte Anstand. Und das Familiengefühl. Jeden Morgen, wenn der Landbriefträger in Sicht kommen mußte, habe ich auf Kohlen gesessen. Immer vergebens. Dabei hat Schweninger mir Aufregungen noch strenger als Rothwein verboten. Dir aber ist Alles Büchsenfleischwurst. Ach, bitte, verschone mich mit faulen Ausreden, an die ich doch nicht glaube. Du mußt wissen, was los ist. Ihr hattet ja eben erst Herrenhäuslerei und habt ausführlicher gesessen, als Eure Bequemlichkeit sonst erlaubt. Daß da

nicht Alles und noch Einiges mehr beredet worden ist, kannst Du mir nicht weismachen. Kenne ich von früher. Große Klatschparade. Weiter habt Ihr in dem alten Kasten ja nichts zu thun. Das Bischen Etat! Oder hört Ihr etwa zu, wenn Herr Haby (auch schon im Herrenhaus!) gegen die alten Griechen loszieht? Nein, mein edler Herr, auf solche Sachen fällt eine bis auf die Knochen Schwarz-Weiße nicht rein. Es ist ja sehr nett, daß Du mir manchmal Konfekt von Hövell schickst und den Moniteur de la mode für mich abonnirt hast, aber Du darfst nicht glauben, daß damit schon der brüderlichen Pflicht genügt ist. Als ob es hier darauf ankäme, wie eng oder weit man draußen die Röcke trägt! Deine Vorlesung (bei Paillard) über die Toilettetugenden der Pariserin habe ich nicht vergessen. Jetzt aber gehen mir, weiß Gott, ganz andere Dinge durch den Kopf. Und ich schäme mich halbtot, wenn die Nachbarn von mir Neues hören wollen, weil ich ja durch meinen eingeweihten Herrn Bruder unterrichtet sein müsse, und ich dann alle kümmerliche Diplomatenkunst aufbieten muß, um nicht wie die dümmste der Gänse auf meinem altmodischen Damastsofa zu hocken.

Ihr sitzt nicht mehr in der Leipzigerstraße. Mit Vorlagen kannst Du Dich nicht entschuldigen. Wenn Du Dich jetzt nicht zu einem langen Schreibebrief aufschwingst, ist Deine Herzlosigkeit vor Mit- und Nachwelt bewiesen. Schließlich hat selbst die Langmuth einer Schwester ihre Grenzen. Also: los!

Damit Du mir nicht in gewohnter Aalglätte ausweichen kannst, will ich Dir klipp und klar die nöthigsten Fragen vorlegen. Ist es wahr, daß Chlodwig von uns gesagt hat, wir erinnerten ihn an Vorgänge in der Thierwelt? Du kennst meine Ansichten über ihn. Das aber scheint mir doch selbst von ihm unglaublich und ich möchte es für eine Erfindung der Judenblätter halten. Der Mann ist ja kein Preuße — hat er eigentlich mehrere Vaterländer? —, aber doch aus zu gutem Hause, um nicht zu wissen, wem man mit solchen Redensarten Vergnügen macht. Und Einer wenigstens von Euch würde doch die Antwort nicht schuldig geblieben sein. Seid Ihr denn nicht immun und könnt Alles sagen, sollt sogar Alles sagen? Oder ist bei Euch wirklich Alles aus Rand und Band? In einem Brief, den Adolf bekam, standen die merkwürdigsten Andeutungen. Die Fleischsache sei verloren. Da, wie bei dem Zeug, das Ihr Lex Heinze nennt, werde die hochwohllöbliche dem Geschrei nachgeben. Und Klinckowstroem, dessen Reichstagsrede ich damals mit Wonne las, sei abgeschwenkt und habe uns einfach verrathen. Ueberhaupt müsse die Sache jetzt zum Klappen kommen; selbst Wangenheim, der immer für Abwarten und Mäßigung war, wolle sich nicht länger hin-

halten lassen. Das klingt wie ein Märchen. Auf den Korklacker würde ich noch jetzt jede Wette halten. Er wäre meine letzte Illusion. Denn ich war selig, als er loslegte und die schlappen Levetzows und Konsorten ablöste. Wenn er pflaumenweich wird, traue ich Keinem mehr. Außer Dir natürlich; aber Du letzter märkischer Ritter sitzest ja nicht im Reichstag. Kinder, nehmt Euch in Acht! Noch eine Weile so weiter, dann könnt Ihr die Scherben der preußischen Herrlichkeit zusammensuchen. Denkt Ihr denn, mit Schiffen und Weltschacherei sei Alles abgemacht? Ich bin nur eine Frau, ohne höhere Bildung, Wahlrecht und, wie ich heutzutage immer lese, starke Individualität. Auf den Leim aber würde ich nicht kriechen. Uebrigens: gehen die Schiffe durch? Alle? Und was macht der Kammerherrenkanal? Ich finde, all die Sachen dauern, par le temps qui court, geradezu gräßlich lange. Draußen scheint ja auch wieder der Teufel los. Die traurige Engländerei deutet auf Verstimmung im Osten. Das wird bestätigt durch die affaire Radolin, die doch sicher, trotz Dementi, wahr ist. Erinnerst Du Dich, wie Bismarck — ich meine natürlich den alten; Bismarck schlechtweg ist überhaupt nur der alte — sagte, er begreife nicht, wie man einen Polen nach Petersburg schicken könne? Schon Konstantinopel, wo Radowitz, mit russischer Frau, am Besten hinpaßte, sei merkwürdig gewesen; nun erst Petersburg! Scheint in der That mit Maria Paulowna unglaubliche Taperei angerichtet zu haben. Paß mal auf, ob S. M. nicht nächstens den Biebersteiner hinschickt (von wegen des Handelsvertrages) und Kiderlen, der jetzt ja dran glauben mußte, seine Anekdoten am Bosporus erzählen läßt. Allerdings nur meine Privatkombination; manchmal aber habe ich in solchen Geschichten eine bessere Witterung gehabt als Ihr mit all Euren Pariserplatzbekannten.

Nun lachst Du hämisch (hüte Dich: man sieht die Plombe links oben) und denkst: Dieses Weib wird von Tag zu Tag eitler! Danke; aber vergiß darüber das Schreiben nicht. Du hast noch 'ne knappe Galgenfrist. . . Lotte freut sich gewiß schon auf Ostern und schmiedet mit Tutchen Pläne zum Kuchenbacken. Gründonnerstag spätestens mußt Du eingerückt sein. Lange vorher aber . . . Na, ich sage nichts mehr, sondern bin — einstweilen noch —

Deine wohlaffektionirte Schwester

Rina.

Berlin, am vierzehnten Germinal 1900.

Citoyenne,

nimm mirs nicht übel: aber Dein Brief klingt so decidirt revolutionär, spottet so aller traditionellen Familienzucht, daß ich unwillkürlich in den

Sansculottenkalender und in den Stil der Schreckenszeit gerathen bin. Schrecken genug hast Du mir ins alte Gebein gejagt (ich bin nämlich noch immer der Aeltere, was ich für künftige Fälle zu vermerken bitte) und außerdem hast Du von Paillard gesprochen und damit eine der wundesten Stellen in meinem empfindsamen Herzen getroffen. Paillard! Die Toiletten, die Seezunge mit Muschelsauce, die braunen Fiedler in ihren rothen Hemden und draußen, zwischen Oper und Variétés, das Leben! Es war einfach himmlisch; und beinahe hätte ich, zum ersten Mal in meinem Leben, bedauert, daß ich nicht bei den Zunftdiplomaten geblieben bin. Dann aber dachte ich an Sofia, Bangkok und ähnliche schöne Gegenden: brr! Lieber noch unter den Wruken. Aber famos wars und auch ohne den Besuch bei den bimetallistischen Leitern der Banque de France hätte ich mich so zu sagen selig gefühlt. Que voulez-vous? Selbst Du fanatische Märkerin kamst aus dem Entzücken nicht heraus. Meinst Du, ich hätte nicht gesehen, wie Du hinter Deinem Fächer vor Lachen fast erstickteſt, wenn die Cassive sagte: C'est pas mon père? Sobald der Ausstellungrummel vorbei ist, müssen wir wieder hin; auf drei Wochen. Ja? Abgemacht. Shake Hands.

Aber heute soll ich ja ganz anderen Affen Zucker geben (Du siehst, wie Du mit Deiner „Affenschande" gute Sitten verdirbst). Zunächst also: ich bekenne mich schuldig und bitte um mildernde Umstände. Müssen mir gewährt werden. Denn erstens weißt Du nicht, wie so'n berliner Winter Einen mitnimmt, zweitens hätte ich auch ohne Euer Hochwohlgeboren Excitatorium noch vor Ostern geschrieben und drittens war bis vor ein paar Tagen noch Alles in Fluß, wie, glaube ich, die Griechen sagten (nicht die, an denen Adolf, dieser verdorbene Jobber, damals das schöne Stück Geld verlor). Eigentlich fließt es noch immer; an einzelnen Stellen aber sieht man doch schon Land. Die Quartalsbilanzen, die Du in Deiner Milde forderst, lassen sich eben nicht auf den Tag liefern. Ich bin nun einmal riesig gewissenhaft. Soll ich Dir Sachen schreiben, die heute halb wahr, morgen vielleicht schon ganz unwahr sind? Dann verliere ich bei Dir und Umgegend bald Ehre und Reputation. Und was würde aus Deinem befestigten Kreisansehen, wenn Du auf Deine ... Hochsommertage anfingest, falsche Nachrichten zu glissiren? Ich würde mich nicht mehr in Deine geliebte Nähe wagen.

Dabei fällt mir ein: ums Himmelswillen erzähle nicht etwa, daß Haby im Herrenhaus sitzt! Kann ja noch kommen. Vorläufig aber heißt der Mann, den Du meinst, Slaby. Distinguendum est: Bartbinde, es ist erreicht und naturwissenschaftliche Demonstrationen in usum Delphini

(Adolf soll nachschlagen). Der, an den Du denkst, ist augenblicklich Ia, noch mehr in Gunst als unser Standesgenosse Siemens, immer zugezogen. Schlagfertig und amusant bei Tische, Bellachini der Technik. Wahrscheinlich Kultusminister des zwanzigsten Jahrhunderts, des wirklichen, nicht des preußisch-deutschen. Neulich Kandidatenrede: nieder mit den toten Sprachen! Studt, der überhaupt verständig, sehr wacker dagegen. Noch hitziger der kieler Oberthyrann (Du weist doch: der sich so böse hereingelegt hat, als er bei einem Empfang von „seiner" guten Stadt Kiel sprach). Dieses Turnier der in der Sonne und im Schatten Fechtenden war also viel kurzweiliger, als Du Dir träumen ließest. Hübsche Aussicht auf allgemeine Umkrempelung. Excellenz Slaby, Excellenz Siemens, im Hintergrunde der Koloß von Rhodesia. So muß es kommen. So wird es kommen.

Deshalb sind all die Sachen, die Dir durch den fast noch blonden Kopf gehen, nicht so furchtbar wichtig. Natürlich ists wahr, daß Chlodwig, der über die Fleischgeschichte wüthend ist und noch wüthender, weil man sagt, er dürfe, wegen Werki, den nächsten Handelsvertrag mit Rußland nicht machen, uns in seiner sinnigen Art der Thierwelt verglichen. Mein Gott: der Mann hat sich eben in einem Lebensalter, wo Andere schon stillstehen, noch anmuthig gemausert. Erst war er Kulturkämpfer, dann nannte er, im Mai 80, die Fortschrittsleute in einem offiziellen Aktenstück schlankweg Republikaner, — und heute ist er beim Centrum ziemlich und beim Fortschritt riesig beliebt. Darauf scheint er Werth zu legen. Kein Wunder. Wer bei den Liberalen einen Stein im Brett hat, kann lachen und braucht um seinen Ruhm nicht besorgt zu sein. Vor diesem Thron buhlen heutzutage sogar die Röthesten der Rothen um Gunst. Bedenke gütigst, wie schwer die Leute unserem Bismarck das Leben machten; wie sollte Onkel Chlodwig da nicht das bessere Theil erwählen? Hat ja von unserer Existenz auch keine Ahnung, vollständig nationalliberal barrikadirt; und wirthschaftlich: Verständigung ganz ausgeschlossen. Geh mal hin und sprich mit ihm über Valutaschwankungen, Arbitrage, Transitlager, also die einfachsten Sachen: sofort Schluß der Debatte. Und Du verlangst noch, wir hätten ihm antworten sollen! Was denn? Wir können doch nicht den österreichischen Kammerton anschlagen; und alles Andere wäre zu schwach gewesen. Uebrigens ist er nur dekorativ, deshalb gleichgiltig, ob er, um Lebenszeichen zu geben, mal 'ne Meinung riskirt. Macher ist Bernhard Bülow, der S. M. alle Tage sieht und sich selbst den „Manager" des Monarchen nennt. Sonderbare Berufsauffassung, gewiß; aber der Vortheil täglichen Sehens ist gar nicht zu überschätzen. Andere Minister müssen oft

Wochen lang warten, manchmal noch länger. Wodurch war Beust seinen Kollegen so über? Bülow ist Preuße (allerdings nur Schleswig-Holstein, was aber jetzt günstig) und nicht, wie Chlodwig und Fürstenberg, sujet mixte. In unseren Osten, wo die Hauptarbeit ansetzen müßte, hat er aber nie ordentlich hineingeguckt. Studien in Lausanne, Leipzig, Berlin, bonner Königshusar, Justiz und Verwaltung in Metz, dann Diplomatie in Paris, Petersburg, Bukarest, Rom und Heirath mit Camporeale-Minghetti. Woher soll ers haben? Bureaukratensöhne ohne Landjugend sind mir für Preußen immer bedenklich. Ich will ihm nicht Unrecht thun. Er wird sein Plänchen haben. Alles zusammenkaufen, was irgendwo an herrenlosen Inseln oder bankerotten Küstenstrichen zu haben ist, große Flotte zum Schutz der Exporteure und dann Produziren und Handeln auf Deibelholen. Wunderschön, pourvu que ça dure. Damit wirds, fürchte ich, hapern. Moskowiter und Yankees sind verflucht flinke Kerls. Konkurrenz draußen und Arbeitlohn bei uns wird wachsen. Und gesichert scheint mir ein Staat nur, wenn er Dinge produzirt, die unter allen Umständen Abnehmer finden. Ohne rentablen Ackerbau und lohnende Viehzucht kommen wir ins graueste Elend. Also sind besondere Maßregeln nöthig. Also wäre es besser, ein paar hundert Millionen in die drei armen Ostprovinzen zu stecken, als sie an Stahlplattenfabrikanten, Kiautschou, Marianen und ähnliche Chosen zu verläppern. Davon aber will der Manager nichts hören. Und sein — Jottedoch, sagte Bismarck in diesem Fall gern — Chef wird, wenn eine unbescholtene Menschenklasse die Vorbereitung zur Abschlachtung mit einigem Geschrei begrüßt, an die Thierwelt erinnert. (Sehr richtig! links). Amusanter Zustand.

Daß die Geschichte endlich zum Klappen kommen muß, versteht sich am Rande. Wird auch, über kurz oder lang. Und, in Parenthese, ich finde Dich auch ohne brüderliche Liebe gar nicht übel informirt. Dein tuyau stimmt. Ja: Klinckowstroem, der im Plenum so tapfer donnerte, ist umgefallen, — war bereits vor der Donnerei umgefallen; er hatte schon in der Fraktionsitzung für Fideikompromiß gesprochen. Jetzt Nachgiebigkeit in der Fleischsache, später Kornzoll von sechs Mark. Wurde überstimmt, ging hin und donnerte. Seitdem hat er weiter unterhandelt und der Bund ist empört gegen ihn. Du ja auch. Mit „Verrath" aber sollte Rinettes Gerechtigkeit nicht gleich um sich werfen. Der Korklacker meint es wahrscheinlich ganz gut, sieht eben nur nicht, wohin die Reise geht. Auch verlernt sich tüchtiger Landrathsdrill nicht so leicht. Ueberhaupt: wie kommts denn, daß bei uns stets über Kamarilla geklagt wird und wir in unserem Adel, der doch Rasse und

unbestreitbare Qualitäten hat, so selten widerstandsfähige Leute finden? Du weißt, ich habe ein faible für den Einspänner Lagarde, der Dir nie bismarckfromm genug war. Von ihm habe ich mir neulich die Sätze notirt: „Die sogenannten Junker helfen den Kronen und Krönchen, weil die Kronen und Krönchen ihnen helfen und sie deren Hilfe brauchen. Wollen wir die Kamarilla loswerden, so müssen wir die Adeligen dadurch von den Kronen lostrennen, daß wir ihnen die Möglichkeit eröffnen, ohne die Gunstbezeugungen der Krone zu existiren. Wir müssen sie wirthschaftlich unabhängig machen und sie werden — nicht sofort, aber doch ziemlich rasch — wieder werden, was ihre Vorfahren meist waren, Gemein-Freie: sie werden aus Adel, der sie nicht sind, zur gentry werden, zu dem Stande, der England groß gemacht hat und uns völlig abgeht." Entschuldige mich, milde Seele; so lange Citate sollen nicht wieder vorkommen. Das aber ist nun mal des Pudels Kern. Und da wir gerade bei den Hunden sind: erinnerst Du Dich an den Ausdruck: amuser un chien? So sagte man früher, wenn man einem Köter Fett über die Schnauze strich, damit er trockene Krusten für Butterbrot esse. Dieses neckische Spiel wird seit Jahren an unseren gemeinen Leibern probirt. Man schmiert uns das museau mit Speckschwarte ein und hofft, wir würden beim Verschlingen der Krusten vor Wonne schmatzen. Das gelingt nun nicht mehr. Selbst Wangenheim, der so lange das Panier der Hoffnung trug, hat den Glauben verloren; die ewigen Reibereien mit seiner schlappen Fraktion sind ihm arg auf die Nerven gefallen und er würfe am Liebsten die Flinte ins Korn. Aber ob mit diesem ganz prächtigen, klugen und politisch gewandten Führer, ob unter Roesicke oder dem kleinen Ploetz aus dem Posenschen: sicher ist, daß der Bund radikal werden muß und wird. Es wird bald zum Schisma kommen. Was bei den Konservativen abhängig ist, bleibt an der Krippe, die Anderen etabliren sich vor dem großen Krach als allerentschiedenste Opposition. Dir blutet bei dem Gedanken das Herz; ganz natürlich; il y a de quoi. Und doch ists nicht zu vermeiden. Der Landmann, der als Wähler oder Gewählter die Exportseuche und ihren Panzerschutz unterstützt, gehört auf die Possenbühne. Die Leute machen auch einfach nicht mehr mit. Wenn der B. d. L. das Pökelfleisch, wie Posadowsky-Klinckowstroem möchten, opferte und die Flotte bewilligte, könnte er liquidiren. Wie die Dinge jetzt liegen, ist anzunehmen, daß die ganze Fleischbeschauvorlage fällt, sofort eine starke Agitation gegen die heimische Fleischkontrole beginnt und rechts und in der Mitte die strammen Agrarier gegen die Schlachtschiffe stimmen. Was dann? Nescio. Wenigstens haben wir Klarheit. In einem Industriestaat mit Treibhauskultur

gehören die Landwirthe in die Opposition. Hoffentlich wird dafür gesorgt, daß es die allergetreueste sein und bleiben kann.

Donner und Doria: wird die Epistel lang! Und dabei ist Dein Speisezettel noch nicht mal erschöpft. Und dann wunderst Du Dich, wenn man nicht leicht den Muth zu solchem an sich gewiß löblichen Thun faßt. Was wolltest Du denn noch? Heinze? Ach bitte, schönste der Schloßfrauen: erspare mir der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl! Diese Sache ist wirklich zu dumm; dumm angefangen, dümmer geworden; und das Allerdümmste wird, fürchte ich, der Schluß sein. Peccatur intra et extra (Adolf soll nachschlagen). Die bekannten keuschen Ohren und Augen waren wieder mal riesig empört. Dann bemächtigte sich die liebe öffentliche Meinung des Dinges und nun geriethen wir natürlich ins Reich des höheren Blödsinns. Näheres mündlich, so weit die sogenannte Sitte es erlaubt. Fazit vermuthlich, daß die hochwohllöbliche kuscht, hier wie bei der anderen Fleischaffaire. Wäre grenzenlose Blamage. Aber warum nicht? Morgen wieder lustig, comme dit l'autre. Immerhin, da der Obertaktiker Lieber für absehbare Zeit noch nicht die alte Gelenkigkeit zurückkriegen wird, Verstimmung des Centrums möglich, die auf die Flotte fatal wirken könnte. Du siehst also, daß die Schiffe noch nicht im Hafen sind. Meinen persönlichen Standpunkt kennst Du seit Herbst. Politisch werthlos, da erstens auf die Dauer nur auf Kosten der Landmacht erträglich, zweitens von den Anderen doch bald eingeholt, sogar überholt, drittens an ernste Absicht gegen Albion rebus sic stantibus doch nicht zu denken. Wäre dafür gewesen, die braven Vettern jetzt kleinzumachen, damit sie später, wenn Yankees und Russen sie auf dem vielbelobten Weltmarkt bedrängen, uns, id est Mitteleuropa, brauchbare Alliirte werden. Aber, wie gesagt, nicht dran zu denken. Wozu also? Wirthschaftlich, wenn durchaus Exportpolitik Trumpf sein soll, als Prämie gegen Krach: all right! Nur sollte man uns nicht zumuthen, dabei mitzumachen. „Nur die allergrößten Kälber" ... Du erinnnerst Dich wohl noch an den famosen Wahlaufruf des „Genossen" in Eurem Kreis.

Na, und Kanal? Lieber Himmel: der Lieutenant muß vor dem Fähnrich selig werden. Erst das Meer, dann die Flüsse. Man will unsere Leute nicht vor den Kopf stoßen. Haben sie erst in der berühmten nationalsten Lebensfrage Ordre parirt, dann wird sich das Andere schon finden. Handelsvertragskompensationen rücken näher. Das Alles ist so durchsichtig, daß der Blindeste keinen Krückstock braucht, um sich zurechtzustökern.

Diplomatie, mein Engel, ist ein weites Feld. Man muß mit den

kleinsten Avantagen zufrieden sein. Anderswo ists gerade in dieser Beziehung auch nicht prima. Lord Curzon, als Gatte der früheren Miß Leiter, deren Papa für seinen Jungen die Börsenschulden zu zahlen verweigerte, Vicekönig von Indien! Chamberlain hat die Ehe gedeichselt und hält Curzon gegen die Vorstellungen des indischen Oberstkommandirenden, der meinte, das Land werde, wegen des Burenkrieges, zu sehr von Truppen entblößt. Ueberall dieselbe Versippung von Diplomatie und Finanz. Bei uns ist Eckardstein wenigstens vorläufig doch nicht ans Ziel gekommen. Sie haben ihm Wolff-Metternich auf die Nase gesetzt und einstweilen ist von Botschaft keine Rede. Freut mich, nicht wegen des Ahnen Jakob Eckhardt, sondern wegen Maple.

Radolin, wie Du gelesen haben wirst, quand même hoch in Gunst. Die Russen mögen den Polen nicht und zwischen ihm und Murawiew kann es, von wegen des boucher de la Pologne, nie zu rechter Intimität kommen. Wenn er wirklich Maria Paulowna als Deutsche angesprochen hat, wäre es Beweis von unglaublich mangelhafter Psychologie. Aber vielleicht Kanzler tôt ou tard. Dazu reicht es immer. Und er hat ja irgend einen Orden, den Bismarck getragen hatte, um dem Halse (Wrangel!) bekommen.

Kombination Marschall-Kiderlen kann richtig sein. Bukarest gilt als Vorstufe zu Konstantinopel, wo S. M. gerade jetzt, da in Kleinasien die Rivalität losgeht, wohl gern einen der Vertrautesten haben wird. Und Kiderlen ist nicht in dem von Dir so häufig erwähnten Wurstkessel. Gar nicht, obgleich die Anekdotenzeit vorüber sein soll. Er war neulich bei der Tafel, hat da unten zehntausend Mark mehr als in Kopenhagen; und Dänemark ist, seit die Alte tot ist, nicht mehr sehr interessant. Früher, als Murawiew dort mit den beiden gekrönten Damen, Mutter und Tochter, arbeitete, war Allerlei los. Nun ist die kluge Hauptactrice dahin, Murawiew ist längst in das Lager der Zarin übergegangen, der Einfluß der Kaiserin-Wittwe auf die äußere Politik ist gering und Madame Nikolaus kommt nicht gern nach Kopenhagen, weil sie da hinter ihrer Schwiegermutter rangirt. Mit diesem Centrum aller deutschfeindlichen Bestrebungen ists also aus, während man in Bukarest die Fäden der Orientintriguen beaufsichtigen kann. Wenn Du Recht behältst, verpflichte ich mich, in der rue de la paix einen namhaften Theil meines Vermögens für Dich anzulegen. Immer noch dunkle Perlen?

Ich bitte um ein gnädiges Lächeln und bin, stolz nach erfüllter Pflicht, Dein gehorsamer, mißhandelter Musterbruder

Moritz.

Nihilismus.*)

1.

Vorrede.

Große Dinge verlangen, daß man von ihnen schweigt oder groß redet; groß, Das heißt: cynisch und mit Unschuld.

Was ich erzähle, ist die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte. Ich beschreibe, was kommt, was nicht mehr anders kommen kann: die Heraufkunft des Nihilismus. Diese Geschichte kann jetzt schon erzählt werden: denn die Nothwendigkeit selbst ist hier am Werke. Diese Zukunft redet schon in hundert Zeichen, dieses Schicksal kündigt überall sich an: für diese Musik der Zukunft sind alle Ohren bereits gespitzt. Unsere ganze europäische Kultur bewegt sich seit Langem schon mit einer Tortur der Spannung, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, wie auf eine Katastrophe los, unruhig, gewaltsam, überstürzt, einem Strom ähnlich, der ans Ende will, der sich nicht mehr besinnt, der Furcht davor hat, sich zu besinnen.

Der hier das Wort nimmt, hat umgekehrt nichts bisher gethan, als sich zu besinnen: als ein Philosoph und Einsiedler, der seinen Vortheil im Abseits, im Außerhalb, in der Geduld, in der Verzögerung, in der Zurückgebliebenheit fand, als ein Wage- und Versucher-Geist, der sich schon in jedes Labyrinth der Zukunft einmal verirrt hat, als ein Wahrsagevogel-Geist, der zurückblickt, wenn er erzählt, was kommen wird; als der erste vollkommene Nihilist Europas, der aber den Nihilismus selbst schon in sich zu Ende gelebt hat, — der ihn hinter sich, unter sich, außer sich hat. . .

Denn man vergreife sich nicht über den Sinn des Titels, mit dem dies Zukunft-Evangelium benannt sein will. „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe" — mit dieser Formel ist eine Gegenbewegung zum Ausdruck gebracht, in Absicht auf Prinzip und Aufgabe; eine Bewegung, welche in irgend einer Zukunft jenen vollkommenen Nihilismus

---

*) Frau Dr. Förster Nietzsche hat die folgenden, hier zum ersten Mal veröffentlichten Gedanken Nietzsches aus den Vorarbeiten zur „Umwerthung aller Werthe" der „Zukunft" zur Verfügung gestellt und theilt mit, daß diese Fragmente aus dem Jahre 1887 und dem Anfang des Jahres 1888 stammen und nach dem Plan, wie er in der damaligen Zeit bestand, in das erste Buch der „Umwerthung" kommen sollten. Eine Disposition zu dem unvollendet gebliebenen Werk, die diesem Plan entspricht, findet man am Schluß der Veröffentlichung. Das erste Fragment ist eine Vorrede zur „Umwerthung", die später in Folge der Aenderung des Planes durch eine andere ersetzt wurde. Als Nietzsche nämlich an die Ausarbeitung ging, entwarf er für sein Werk einen neuen Plan, dessen erster ausgeführter Theil der „Antichrist" war.

ablöſen wird; welche ihn aber vorausſetzt, logiſch und pſychologiſch, welche ſchlechterdings nur auf ihn und aus ihm kommen kann. Denn warum iſt die Heraufkunft des Nihilismus nunmehr nothwendig? Weil unſere bisherigen Werthe ſelbſt es ſind, die in ihm ihre letzte Folgerung ziehen, weil der Nihilismus die zu Ende gedachte Logik unſerer großen Werthe und Ideale iſt, — weil wir den Nihilismus erſt erleben müſſen, um dahinter zu kommen, was eigentlich der Werth dieſer „Werthe" war... Wir haben, irgendwann, neue Werthe nöthig...

2.

Urſachen für die Heraufkunft des Peſſimismus: 1. daß die mächtigſten und zukunftvollſten Triebe des Lebens bisher verleumdet ſind, ſo daß das Leben einen Fluch über ſich hat. 2. Daß die wachſende Tapferkeit, das tiefere Mißtrauen und die Redlichkeit des Menſchen die Unablösbarkeit dieſer Inſtinkte vom Leben begreift und dem Leben ſich entgegenwendet. 3. Daß nur das Mittelmäßigſte, das jenen Konflikt gar nicht fühlt, gedeiht, die höhere Art mißräth und als Gebilde der Entartung gegen ſich einnimmt, — daß, andererſeits, das Mittelmäßige, ſich als Ziel und Norm gebend, indignirt (— daß Niemand ein Wozu? mehr beantworten kann: —). 4. Daß die Verkleinerung, die Schmerzfähigkeit, die Unruhe, die Haſt, das Gewimmel beſtändig zunimmt, — daß die Vergegenwärtigung dieſes ganzen Treibens „der ſogenanten Civiliſation" immer leichter wird, daß der Einzelne angeſichts dieſer ungeheuren Maſchinerie verzagt und ſich unterwirft.

3.

Aus dem Druck der Fülle, aus der Spannung von Kräften, die beſtändig in uns wachſen und noch nicht ſich zu entladen wiſſen, entſteht ein Zuſtand, wie er einem Gewitter vorhergeht: die Natur, die wir ſind, verdüſtert ſich. Auch Das iſt Peſſimismus... Eine Lehre, die einem ſolchen Zuſtand ein Ende macht, indem ſie irgend Etwas befiehlt, eine Umwerthung der Werthe, vermöge deren den aufgehäuften Kräften ein Weg, ein Wohin gezeigt wird, ſo daß ſie in Blitzen und Thaten explodiren — braucht durchaus keine Glückslehre zu ſein: indem ſie Kraft auslöſt, die bis zur Qual zuſammengedrängt und geſtaut war, bringt ſie Glück..

4.

Zur Kritik des Peſſimismus. — Das „Uebergewicht von Leid über Luſt" oder das Umgekehrte (der Hedonismus): dieſe beiden Lehren ſind ſelbſt ſchon Wegweiſer zum Nihilismus . . . denn hier wird in beiden Fällen kein anderer letzter Sinn geſetzt als die Luſt- oder Unluſt-Erſcheinung. Aber ſo redet eine Art Menſch, die es nicht mehr wagt, einen Willen, eine Abſicht, einen Sinn zu ſetzen: — für jede geſunde Art Menſch mißt ſich der Werth des Lebens ſchlechterdings nicht am Maße dieſer Nebenſachen. Und ein Uebergewicht

von Leid wäre möglich und trotzdem ein mächtiger Wille, ein Ja-sagen zum Leben, ein Nöthig-haben dieses Uebergewichts. „Das Leben lohnt sich nicht;" „Resignation;" „warum sind die Thränen?" . . . — eine schwächliche und sentimentale Denkweise „un monstre gai vaut mieux qu'un sentimental ennuyeux."

Der Pessimismus der Thatkräftigen: — das „Wozu?" nach einem furchtbaren Ringen, selbst Siegen. Daß irgend Etwas hundertmal wichtiger ist als die Frage, ob wir uns wohl oder schlecht befinden: Grundinstinkt aller starken Naturen — und folglich auch, ob sich die Anderen gut oder schlecht befinden. Kurz, daß wir ein Ziel haben, um dessentwillen man nicht zögert, Menschenopfer zu bringen, jede Gefahr zu laufen, jedes Schlimme und Schlimmste auf sich zu nehmen: die große Leidenschaft. Das „Subjekt" ist ja nur eine Fiktion; es giebt das Ego gar nicht, von dem geredet wird, wenn man den Egoismus tadelt.

5.

Entwickelung des Pessimismus zum Nihilismus. — Entnatürlichung der Werthe. Scholastik der Werthe. Die Werthe, losgelöst, idealistisch, statt das Thun zu beherrschen und zu führen, wenden sich verurtheilend gegen das Thun. Gegensätze eingelegt an Stelle der natürlichen Grade und Ränge. Haß auf die Rangordnung. Die Gegensätze sind einem pöbelhaften Zeitalter gemäß, weil leichter faßlich. Die verworfene Welt, angesichts einer künstlich erbauten „wahren, werthvollen". Endlich: man entdeckt, aus welchem Material man die „wahre Welt" gebaut hat; und rechnet jene höchste Enttäuschung mit ein auf das Konto ihrer Verwerflichkeit. Damit ist der Nihilismus da: man hat die richtenden Werthe übrig behalten — und nichts weiter! Hier entsteht das Problem der Stärke und Schwäche: 1. die Schwachen zerbrechen daran, 2. die Stärkeren zerstören, was nicht zerbricht, 3. die Stärksten überwinden die richtenden Werthe. Das zusammen macht das tragische Zeitalter aus.

6.

Die Frage des Nihilismus „wozu" geht von der bisherigen Gewöhnung aus, vermöge deren das Ziel von außen her gestellt, gegeben, gefordert schien, — nämlich durch irgend eine übermenschliche Autorität. Nachdem man verlernt hat, an diese zu glauben, sucht man doch nach alter Gewöhnung nach einer anderen Autorität, welche unbedingt zu reden wüßte und Ziele und Aufgaben befehlen könnte. Die Autorität des Gewissens tritt jetzt in erste Linie (je mehr emanzipirt von der Theologie, um so imperatorischer in der Moral); als Schadenersatz für eine persönliche Autorität. Oder die Autorität der Vernunft. Oder der soziale Instinkt (die Heerde). Oder die Historie mit einem immanenten Geist, welche ihr Ziel in sich hat und der man sich überlassen kann. Man möchte herumkommen um den Willen, um das Wollen

eines Zieles, um das Risiko, sich selbst ein Ziel zu geben; man möchte die Verantwortung abwälzen (man würde den Fatalismus acceptiren). Endlich: Glück; und, mit einiger Tartufferie, das Glück der Meisten. Individuelle Ziele und deren Widerstreit. Kollektive Ziele im Kampf mit individuellen. Jedermann nur Partei dabei, auch die Philosophen. Man sagt sich: 1. ein bestimmtes Ziel ist gar nicht nöthig, 2. ist gar nicht möglich vorherzusehen. Gerade jetzt, wo der Wille in der höchsten Kraft nöthig wäre, ist er am Schwächsten und Kleinmüthigsten. Absolutes Mißtrauen gegen die organisatorische Kraft des Willens fürs Ganze. Zeit, wo alle „intuitiven" Werthschätzungen der Reihe nach in den Vordergrund treten, als ob man von ihnen die Direktive bekommen könne, die man sonst nicht mehr hat. „Wozu?" die Antwort wird verlangt vom 1. Gewissen, 2. Trieb zum Glück, 3. „sozialen Instinkt" (Heerde), 4. Vernunft („Geist") — nur um nicht wollen zu müssen, sich selbst das „Wozu" setzen zu müssen — 5. endlich: Fatalismus „es giebt keine Antwort", aber „es geht irgend wohin", „es ist unmöglich, ein wozu? zu wollen", mit Ergebung . . . oder Revolte . . . Agnostizismus in Hinsicht auf das Ziel — 6. endlich Verneinung als Wozu des Lebens; Leben als Etwas, das sich als unwerth begreift und endlich aufhebt.

7.

Gesammt-Einsicht. — Thatsächlich bringt jedes große Wachsthum auch ein ungeheures Abbröckeln und Vergehen mit sich: das Leiden, die Symptome des Niederganges gehören in die Zeiten ungeheuren Vorwärtsgehens. Jede fruchtbare und mächtige Bewegung der Menschheit hat zugleich eine nihilistische Bewegung mit geschaffen. Es wäre unter Umständen das Anzeichen für ein einschneidendes und allerwesentlichstes Wachsthum, für den Uebergang in neue Daseinsbedingungen, daß die extremste Form des Pessimismus, der eigentliche Nihilismus zur Welt kam. Dies habe ich begriffen.

Kritik des Nihilismus. — 1. Der Nihilismus als psychologischer Zustand wird eintreten müssen, erstens, wenn wir einen „Sinn" in allem Geschehen gesucht haben, der nicht darin ist: so daß der Sucher endlich den Muth verliert. Nihilismus ist das Bewußtwerden der langen Vergeudung von Kraft, die Qual des „Umsonst", die Unsicherheit, der Mangel an Gelegenheit, sich wieder zu erholen, irgend wodurch noch zu beruhigen, die Scham vor sich selbst, als habe man sich allzu lange betrogen . . . Jener Sinn konnte zuerst sein die „Erfüllung eines sittlichen höchsten Kanons in dem Geschehen, die sittliche Weltordnung; oder die Zunahme der Liebe und Harmonie im Verkehr der Wesen; oder die Annäherung an einen allgemeinen Glückszustand; oder selbst das Losgehen auf einen allgemeinen Nichtszustand — ein Ziel ist immer noch ein Sinn. Das Gemeinsame aller dieser Vorstellungarten ist, daß ein Etwas durch den Prozeß selbst erreicht werden soll: und nun begreift man,

daß mit dem Werden nichts erzielt und nichts erreicht wird ... Also die Enttäuschung über einen angeblichen Zweck des Werdens als Ursache des Nihilismus: sei es in Hinsicht auf einen ganz bestimmten Zweck, sei es, verallgemeinert, die Einsicht in das Unzureichende aller bisherigen Zweck-Hypothesen, die die ganze „Entwickelung" betreffen (— der Mensch nicht mehr Mitarbeiter, geschweige denn Mittelpunkt des Werdens).

Der Nihilismus als psychologischer Zustand tritt zweitens ein, wenn man eine Ganzheit, eine Systematisirung, selbst eine Organisirung in allem Geschehen und unter allem Geschehen angesetzt hat: so daß in der Gesammtvorstellung einer höchsten Herrschaft- und Verwaltungform die nach Bewunderung und Verehrung durstige Seele schwelgt (— ist es die Seele eines Logikers, so genügt schon die absolute Folgerichtigkeit und Realdialektik, um mit Allem zu versöhnen ...). Eine Art Einheit, irgend eine Form des „Monismus": und in Folge dieses Glaubens der Mensch in tiefem Zusammenhang- und Abhängigkeitgefühl von einem ihm unendlich überlegenen Ganzen, einem modus der Gottheit ... „Das Wohl des Allgemeinen fordert die Hingabe des Einzelnen" ... aber siehe da: es giebt kein solches Allgemeines! Im Grunde hat der Mensch den Glauben an seinen Werth verloren, wenn durch ihn nicht ein unendlich werthvolles Ganze wirkt: Das heißt, er hat ein solches Ganzes konzipirt, um an seinen Werth glauben zu können.

Der Nihilismus als psychologischer Zustand hat noch eine dritte und letzte Form. Diese zwei Einsichten gegeben, daß mit dem Werden nichts erzielt werden soll und daß unter allem Werden keine große Einheit waltet, in der der Einzelne völlig untertauchen darf, wie in einem Element höchsten Werthes: so bleibt als Ausflucht übrig, diese ganze Welt des Werdens als Täuschung zu verurtheilen und eine Welt zu erfinden, welche jenseits derselben liegt, als wahre Welt. Sobald aber der Mensch dahinterkommt, wie nur aus psychologischen Bedürfnissen diese Welt gezimmert ist und wie er dazu ganz und gar kein Recht hat, so entsteht die letzte Form des Nihilismus, welche den Unglauben an eine metaphysische Welt in sich schließt, — welche sich den Glauben an eine wahre Welt verbietet. Auf diesem Standpunkt giebt man die Realität des Werdens als einzige Realität zu, verbietet sich jede Art Schleichweg zu Hinterwelten und falschen Göttlichkeiten — aber erträgt diese Welt nicht, die man schon nicht leugnen will ... Was ist im Grunde geschehen? Das Gefühl der Werthlosigkeit wurde erzielt, als man begriff, daß weder mit dem Begriff „Zweck" noch mit dem Begriff „Einheit" noch mit dem Begriff „Wahrheit" der Gesammtcharakter des Daseins interpretirt werden darf. Es wird nichts damit erzielt und erreicht; es fehlt die übergreifende Einheit in der Vielheit des Geschehens; der Charakter des Daseins ist nicht „wahr", ist falsch ..., man hat schlechterdings keinen Grund mehr,

eine wahre Welt sich einzureden ... kurz: die Kategorien „Zweck", „Einheit", „Sein", mit denen wir der Welt einen Werth eingelegt haben, werden wieder von uns herausgezogen — und nun sieht die Welt werthlos aus ...

2. Gesetzt, wir haben erkannt, inwiefern mit diesen drei Kategorien die Welt nicht mehr ausgelegt werden darf und daß nach dieser Einsicht die Welt für uns werthlos zu werden anfängt: so müssen wir fragen, woher unser Glaube an diese drei Kategorien stammt. Versuchen wir, ob es nicht möglich ist, ihnen den Glauben zu kündigen. Haben wir diese drei Kategorien entwerthet, so ist der Nachweis ihrer Unanwendbarkeit auf das All kein Grund mehr, das All zu entwerthen.

Resultat: der Glaube an die Vernunft-Kategorien ist die Ursache des Nihilismus, — wir haben den Werth der Welt an Kategorien gemessen, welche sich auf eine rein fingirte Welt beziehen.

Schluß-Resultat: alle Werthe, mit denen wir bis jetzt die Welt zuerst uns schätzbar zu machen gesucht haben und endlich eben damit entwerthet haben, als sie sich als unanlegbar erwiesen — alle diese Werthe sind, psychologisch nachgerechnet, Resultate bestimmter Perspektiven der Nützlichkeit zur Aufrechterhaltung und Steigerung menschlicher Herrschaft-Gebilde: und nur fälschlich projizirt in das Wesen der Dinge. Es ist immer noch die hyperbolische Naivität des Menschen, sich selbst als Sinn- und Werthmaß der Dinge ...

9.

Ursachen des Nihilismus: 1. es fehlt die höhere Spezies, Das heißt, die, deren unerschöpfliche Fruchtbarkeit und Macht den Glauben an den Menschen aufrecht erhält. (Man denke, was man Napoleon verdankt: fast alle höheren Hoffnungen dieses Jahrhunderts). 2. Die niedere Spezies, „Heerde", „Masse", „Gesellschaft" verlernt die Bescheidenheit und bauscht ihre Bedürfnisse zu kosmischen und metaphysischen Werthen auf.

10.

Zur Genesis des Nihilisten. — Man hat nur spät den Muth zu Dem, was man eigentlich weiß. Daß ich von Grund aus bisher Nihilist gewesen bin, Das habe ich mir erst seit Kurzem eingestanden: die Energie, die Nonchalance, mit der ich als Nihilist vorwärts ging, täuschte mich über diese Grundthatsache. Wenn man einem Ziel entgegengeht, so scheint es unmöglich, daß „die Zielloſigkeit an sich" unser Glaubensgrundsatz ist.

11.

Der Nihilismus ist nicht nur eine Betrachtsamkeit über das „Umsonst!" und nicht nur der Glaube, daß Alles werth ist, zu Grunde zu gehen: er legt Hand an, er richtet zu Grunde. . . Dies ist, wenn man will, unlogisch: aber der Nihilist glaubt nicht an die Nöthigung, logisch zu sein. . . Der Nihilismus ist der Zustand starker Geister und Willen: und solchen ist es nicht möglich,

bei dem Nein des Urtheils stehen zu bleiben: — das Nein der That kommt aus ihrer Natur. Der Ver-Nichtsung durch das Urtheil sekundirt die Ver-Nichtsung durch die Hand.

12.

1. Der Nihilismus ein normaler Zustand. — Nihilismus: es fehlt das Ziel, es fehlt die Antwort auf das „Warum?" Was bedeutet Nihilismus? — Daß die obersten Werthe sich entwerthen. Er kann ein Zeichen von Stärke sein: die Kraft des Geistes kann so angewachsen sein, daß ihr die bisherigen Ziele („Ueberzeugungen", Glaubensartikel) unangemessen sind. (Ein Glaube nämlich drückt im Allgemeinen den Zwang von Existenzbedingungen aus, eine Unterwerfung unter die Autorität von Verhältnissen, unter denen ein Wesen gedeiht, wächst, Macht gewinnt...) Andererseits ein Zeichen von nicht genügender Stärke, um produktiv sich nun auch wieder ein Ziel, ein Warum, einen Glauben zu setzen.

Sein Maximum von relativer Kraft erreicht er als gewaltthätige Kraft der Zerstörung: als aktiver Nihilismus. Sein Gegensatz wäre der müde Nihilismus, der nicht mehr angreift: seine berühmteste Form der Buddhismus: als passivischer Nihilismus; als ein Zeichen von Schwäche; die Kraft des Geistes kann ermüdet, erschöpft sein, so daß die bisherigen Ziele und Werthe unangemessen sind und keinen Glauben mehr finden.

Der Nihilismus stellt einen pathologischen Zwischenzustand dar (pathologisch ist die ungeheure Verallgemeinerung, der Schluß auf gar kein Sein): sei es, daß die produktiven Kräfte noch nicht stark genug sind: sei es, daß die décadence noch zögert und ihre Hilfsmittel noch nicht erfunden hat; daß die Synthesis der Werthe und Ziele (auf der jede starke Kultur beruht) sich löst, so daß die einzelnen Werthe sich Krieg machen: Zersetzung; daß Alles, was erquickt, heilt, beruhigt, betäubt, in den Vordergrund tritt, unter verschiedenen Verkleidungen, religiös oder moralisch oder politisch oder ästhetisch u. s. w.

2. Voraussetzung dieser Hypothese. — Daß es keine Wahrheit giebt; daß es keine absolute Beschaffenheit der Dinge, kein „Ding an sich" giebt. Dies ist selbst nur Nihilismus, und zwar der extremste. Er legt den Werth der Dinge gerade dahinein, daß diesen Werthen keine Realität entspricht und entsprach, sondern nur ein Symptom von Kraft auf Seiten der Werthansetzer, eine Simplifikation zum Zweck des Lebens.

13.

Der philosophische Nihilist ist der Ueberzeugung, daß alles Geschehen sinnlos und umsonstig ist; und es sollte kein sinnloses und umsonstiges Sein geben. Aber woher dieses: Es sollte nicht sein? Aber woher nimmt man

dieſen „Sinn“, dieſes Maß? Der Nihiliſt meint im Grunde, man bliebe in Hinſicht auf ein ſolches ödes, nutzloſes Sein unbefriedigt, öde, verzweifelt; eine ſolche Einſicht widerſpricht unſerer feineren Senſibilität als Philoſoph. Es läuft auf die abſurde Werthung hinaus: der Charakter des Daſeins müßte dem Philoſophen Vergnügen machen, wenn anders er zu Recht beſtehen ſoll . . . Nun iſt es leicht zu begreifen, daß Vergnügen und Unluſt innerhalb des Geſchehens nur den Sinn von Mitteln haben kann: es bliebe übrig, zu fragen, ob wir den „Sinn“, „Zweck“ überhaupt ſehen könnten, ob nicht die Frage der Sinnloſigkeit oder ihres Gegentheils für uns unlösbar iſt.

14.

Der Nihilismus der Artiſten. — Die Natur grauſam durch ihre Heiterkeit; cyniſch mit ihren Sonnenaufgängen. Wir ſind feindſelig gegen Rührungen. Wir flüchten dorthin, wo die Natur unſere Sinne und unſere Einbildungkraft bewegt; wo wir nichts zu lieben haben, wo wir nicht an die moraliſchen Scheinbarkeiten und Delikateſſen dieſer nordiſchen Natur erinnert werden; und ſo auch in den Künſten. Wir ziehen vor, was nicht mehr uns an „Gut und Böſe“ erinnert. Unſere moraliſtiſche Reizbarkeit und Schmerzfähigkeit iſt nur erlöſt in einer fruchtbaren und glücklichen Natur, im Fatalismus der Sinne und der Kräfte. Das Leben ohne Güte. Die Wohlthat beſteht im Anblick der großartigen Indifferenz der Natur gegen Gut und Böſe. Keine Gerechtigkeit in der Geſchichte, keine Güte in der Natur; deshalb geht der Peſſimiſt, falls er Artiſt iſt, dorthin in historicis, wo die Abſenz der Gerechtigkeit ſelber noch mit großartiger Naivität ſich zeigt, wo gerade die Vollkommenheit zum Ausdruck kommt . . . und insgleichen in der Natur dorthin, wo der böſe und indifferente Charakter ſich nicht verhehlt, wo ſie den Charakter der Vollkommenheit darſtellt . . . Der nihiliſtiſche Künſtler verräth ſich im Willen und Vorzuge der cyniſchen Geſchichte, der cyniſchen Natur.

15.

Der Wille zur Macht.

Verſuch einer Umwerthung aller Werthe.

Erſtes Buch: Der Nihilismus, als Schlußfolgerung der höchſten bisherigen Werthe.

Zweites Buch: Kritik der höchſten bisherigen Werthe, Einſicht in Das, was durch ſie Ja und Nein ſagte.

Drittes Buch: Die Selbſtüberwindung des Nihilismus, Verſuch, Ja zu ſagen zu Allem, was bisher verneint wurde.

Viertes Buch: Die Ueberwinder und die Ueberwundenen. Eine Wahrſagung.

Friedrich Nietzſche.

Fuhrwerk und Fußgänger.

Auf den Straßen unserer Großstädte herrscht ein fast dramatisches Leben; es giebt so ziemlich keine Uebelthat, die überhaupt begangen werden kann und dort nicht schon begangen worden wäre, und wenige Arten von Mißgeschick, die den Menschen überhaupt treffen können und sich dort nicht auch schon zugetragen hätten. Wenn alle Stellen, wo einmal Blut oder Thränen geflossen sind, durch Denkzeichen — wie die „Marterln“ im Alpengebiet — kenntlich wären, so würde Das einen seltsamen Anblick geben. Wahrscheinlich würden im Allgemeinen die freien Strecken immer größer, das Bild trauriger Ereignisse also immer mehr auseinandergezogen erscheinen, je weiter man aus den Centren der großen Städte mit ihrer Anhäufung von Menschen in Orte und Gegenden mit minder dichter Ansiedelung gelangte.

Wenn ein ängstlicher Mensch sich diesen oder ähnlichen Gedanken überläßt, so werden ihm vielleicht zuerst jene liebenswürdigen Mitbrüder einfallen, die nicht viel Bedenken tragen, einem Anderen um des schnöden Geldes willen ein Loch in den Kopf zu schlagen oder, um eine zornige Aufwallung zu befriedigen, einen artigen Stich in die Rippen zu versetzen: Vorkommnisse solcher Art sind es ja, die auf die Phantasie am Stärksten wirken. Weit gefehlt jedoch! Die Opfer, die das Verbrecherthum fordert, sind verglichen mit denen gering, die der normale Gang des Lebens oder — wenn man, in Optimismus befangen, an dem Ausdruck „normal“ Anstoß nimmt und das Unglück nur als normwidrig gelten lassen will — das Leben mit sich bringt, wie es sich alltäglich vor unseren Augen abspielt.

Unter diesen Unglücksfällen, die das Leben, der Verkehr erzeugt, verdient eine Gattung besondere Beachtung, die gerade nicht viel Romanhaftes an sich hat, dafür aber praktisch um so größere Bedeutung besitzt: die durch Fuhrwerk hervorgerufenen Unfälle.

Einige aus den vorhandenen statistischen Nachweisungen beliebig herausgegriffene Ziffern mögen diese Bedeutung veranschaulichen. Nach der amtlichen Statistik wurden während des Jahres 1897 im Königreich Preußen von tötlichen Unglücksfällen 13119 Personen betroffen, darunter waren 1827 Ueberfahrene, und zwar 418 Kinder; von diesen wurden 32 durch Eisenbahnen, 27 durch Straßenbahnen und die übrigen 359 durch Transportmittel anderer Art getötet. Im selben Jahre zählte man 524 Menschen, die durch Mord oder Totschlag umgekommen waren; und — um einen ausgedehnten und allgemein als sehr gefährlich angesehenen Berufszweig herauszugreifen — in den

der Aufsicht der Bergbehörden unterstehenden Bergwerksbetrieben und Aufbereitunganstalten wurden 883 Arbeiter als tötlich verunglückt verzeichnet. Oder um eine andere Vergleichsziffer heranzuziehen: man spricht ziemlich viel von den Gefahren des Reisens auf der Eisenbahn und doch betrug im Betriebsjahre 1895/96 auf sämmtlichen vollspurigen Eisenbahnen Deutschlands der Verlust an Menschenleben durch Bahnunfälle — so weit es sich um Reisende handelte — nicht mehr als 60.

Uebrigens kommt außer den Unfällen mit tötlichem Ausgang auch noch eine große Anzahl von Fällen in Betracht, in denen mehr oder minder schwere Verletzungen stattfinden; und damit schwillt die Unfallsziffer des Fuhrwerksbetriebes außerordentlich an. So registrirte die Polizei in Wien im Jahre 1886: 17 tötlich, 145 schwer und 311 leicht in Folge von Unfällen durch Fuhrwerk verletzte Personen; und dabei ist es fraglich, ob diese Zahlen vollständig sind. Bei den Eisenbahnunfällen scheint hingegen der Zuwachs, den die Fälle mit tötlichem Ausgang durch jene mit bloßen Verletzungen erfahren, ein verhältnißmäßig geringerer zu sein.

Auch für die Insassen der Beförderungmittel ist die Sache nicht ganz unbedenklich. Nach einer älteren Berechnung kam in Frankreich zur Zeit der Diligence- und Postkutschen auf 300000 Reisende ein Todesfall und auf 30000 eine Verletzung. In Deutschland entfiel dagegen im Eisenbahnbetriebsjahre 1895/96 ein Unfall mit tötlichem Ausgang auf etwa zehn Millionen und eine Unfallverletzung auf etwa zweieinhalb Millionen Reisende; anders ausgedrückt: ein Unfall auf etwa fünfzig Millionen durchfahrene Personenkilometer.

Aber darauf will ich hier nicht näher eingehen und eben so wenig die Vergleichbarkeit dieser Angaben näher prüfen, sondern bei den Fahrenden und Nichtfahrenden, also bei dem Verhältniß zwischen Denen, die das Fuhrwerk benutzen, und Denen, die durch Fuhrwerk überfahren werden, etwas verweilen.

Man spricht gern von dem demokratischen Zug unserer Zeit; und in der That: nicht nur das allgemeine Stimmrecht, sondern auch vieles Andere läßt einen solchen Zug erkennen; auch dem Straßenverkehr ist er nicht ganz fremd geblieben. Aber wie viele Widersprüche klaffen da noch! Kutschen und Karossen als Beförderungmittel waren naturgemäß auf enge Kreise beschränkt, die überwiegende Mehrzahl Aller, die in der Stadt einen Weg zurückzulegen hatten, stapfte zu Fuß einher, bis Omnibus, Tramways und Stadtbahnen allmählich die demokratische Seite des städtischen Verkehrwesens entwickelten. Ihr ganzer Charakter ist nivellirend: sie verkehren in bestimmten, durch die öffentliche Gewalt mehr oder minder genau geregelten Richtungen und Geschwindigkeiten, die wohlfeilen Fahrpreise gestatten die allgemeinste Benutzung, sie haben feste Taxen, der Einzelne muß sich ihren Einrichtungen unbedingt anpassen und damit hören Standesunterschiede und Verschiedenheiten

in der Individualität der Fahrgäste auf, eine Rolle zu spielen. Daneben besteht aber das Luxusfuhrwerk: Droschken, Fiaker, voitures de remise, Equipagen, und was es sonst noch für Kategorien davon nach Orts- und Sprachgebrauch geben mag, das den Bedürfnissen einer bloßen Minorität der Bevölkerung dient und — trotz mannichfacher auch hier vorkommender polizeilicher Regelung — sich zu den Beförderungmitteln demokratischen Anstriches verhält wie etwa in der Schneiderei die Maßarbeit zur Konfektionwaare für den Massenbedarf. Wie für jeden Luxus, so giebt es auch da noch zahlreiche Abstufungen und die Unterschiede sind nicht geringer als der zwischen dem einfachen Putz eines Mädchens aus dem Mittelstand und den kostbaren Spitzenroben aus der Rue de la Paix.

Zu dem Personenfuhrwerk und den Lastwagen kommen jetzt noch Fahrrad und Automobil —: die neueste Bereicherung unseres Straßenlebens. Daß auch diese Vehikel in eine Betrachtung der Straßenunfälle hineingehören, dürfte kaum zweifelhaft sein: von Unfällen, die durch Radfahrer verursacht wurden, hat man schon oft genug lesen können. Und was den Automobilbetrieb anbelangt, so verweise ich nur auf eine kurze Notiz, die ich unlängst in einer Sportzeitung fand, wonach in Frankreich, dem bevorzugten Lande der Automobile, im Monat November 1899 durch Pferde 879 Unfälle, davon 96 mit tötlichem Ausgang, durch Motorwagen „nur" 36 Unfälle vorkamen, bei denen ein Mensch getötet wurde. Ich überlasse Jedermann, sich selbst ein Bild von dem Verhältniß zwischen Pferden und Automobilwagen schätzungweise zu machen und danach die Befriedigung über die relative Sicherheit des Motorwagenbetriebes zu kritisiren, die in jener Notiz zum Ausdrucke kam.

Angesichts aller dieser Thatsachen ist es nur zeitgemäß, einmal vom Rechte des Fußgängers zu reden, und zwar um so mehr, als diese Klasse groß, unübersehbar und durchaus unorganisirt, also auf die wohlwollende Aufmerksamkeit der entscheidenden Instanzen angewiesen ist, die Vertheidigung ihrer Interessen aber nicht selbst in die Hand nehmen kann, während die Fahrenden und Fuhrwerksbesitzer sich leicht zur Geltendmachung ihrer Ansprüche zusammenfinden und zum Theil sogar ständige Interessenvertretungen besitzen. In den fortgeschrittenen Städten giebt es freilich kaum noch reine Fußgänger, Jedermann fährt ab und zu; Fahren und Gehen sind aber für die Einzelnen quantitativ und qualitativ so ungleichmäßig vertheilt, daß es gut ist, Beides auseinanderzuhalten.

Da fällt vor Allem auf, wie wenig Raum gelegentlich dem Fußgänger zugemessen ist, zweifellos oft weniger, als der nothwendige Spielraum des Wagenverkehres erheischt.

Häufig konkurriren aber — wörtlich genommen — Fußgänger und

Wagen, die sogenannte Fahrstraße ist eben nicht blos zum Fahren bestimmt, sondern dient nothwendiger Weise auch als Gehweg, so zum Ueberschreiten und bei Kreuzungen. Daß nun, wenn Wagen und Fußgänger zusammentreffen, der Wagen der stärkere Theil ist, hat de facto zu einer von den Wagenlenkern angemaßten Bevorzugung und zu der Pflicht des Fußgängers geführt, dem Wagen auszuweichen oder vor ihm zurückzutreten, nicht nur, wo Verkehrsrücksichten Das nothwendig machen, sondern unbedingt und voraussetzunglos. Wenigstens wird in unseren Städten ein Wagen nicht leicht auch nur im Mindesten seinen Kurs oder sein Tempo ändern, mag er auch zwanzig Personen zum Platzwechsel, Stehenbleiben, auf die Seite Springen, oder was es sonst noch an solchen Unannehmlichkeiten für die Fußgänger giebt, zwingen. Ein kurzes, mehr einem Befehl ähnelndes Warnungssignal ist die höchste Konzession, zu der sich Kutscher und Velozipedist verstehen. Gewiß: die Passage zu hindern, hat Niemand ein Recht. Aber Das bedeutet sicher noch nicht, daß man nun Jeden, der Einem im Wege steht, fortstoßen oder niederwerfen dürfte. Die Kutscher halten es aber für ihr gutes Recht, bedingungslose Nachgiebigkeit zu fordern; und namentlich, wo sich Menschen und Wagen zusammendrängen — nach Schluß einer Theatervorstellung, bei Ankunft eines stark besetzten Zuges —, kann man Studien darüber machen, bis zu welchen Rücksichtlosigkeiten das Recht des Stärkeren führt. Jede Einzelfahrt selbst auf einem mäßig rasch dahinrollenden Fuhrwerk lehrt übrigens, daß die Bequemlichkeit und der Zeitgewinn der Fahrenden in unseren Städten überhaupt nur mit eine Summe von Unbequemlichkeiten und Zeitverlust vieler anderer Personen, die zum Stehenbleiben oder Ausweichen genöthigt sind, erkauft wird. In verstärktem Maße werden Personen betroffen, die sich unter erschwerenden Umständen fortbewegen — zum Beispiel ein Kinderwägelchen vor sich herschiebend —, aber auch Andere, wie Schwerhörige, Kurzsichtige, Gebrechliche aller Art, werden auf ihren Gängen häufig in Mitleidenschaft gezogen. Zu seinem Glück ist freilich der Städter im Allgemeinen gegen die Mühsäligkeiten und Gefahren einer Straßenwanderung, die auf den Landbewohner oft geradezu beklemmend wirken, mehr oder weniger abgestumpft, wie es erfahrungsgemäß überall einzutreten pflegt, wo Jemand ständig einer gewissen Gefahr ausgesetzt ist. Allerdings hat diese Abstumpfung nicht selten Gleichgiltigkeit und damit wirkliche Unfälle zur Folge. Der wiener Humorist Eduard Pötzl sagt in seiner launigen Skizze „Der Omnibuskutscher“: „Wenn es Einem nicht gleichgiltig ist, ob ein Mitmensch gerädert wird oder nicht, so sitzt man auf den Vorderplätzen von Tramway und Omnibus und auch im Fiaker oft wie auf Kohlen. Man sieht die Leute geraden Weges in die Pferde laufen und erst im letzten Moment auf den Anruf des Kutschers zurückprallen, man sieht Greise, Krüppel und Kinder

über die Straße zappeln, just, wenn von allen Seiten Wagen im raschen Anfahren begriffen sind!“ Und Das ist richtig: um die Beziehungen zwischen Wagen und gehendem Publikum richtig zu erfassen, ist eine Fahrt auf dem Platze neben dem Kutscher oder selbst als Wagenlenker nicht nur nützlich, sondern geradezu unerläßlich.

Soll nun etwa der Wagenverkehr in den Städten verboten werden? Natürlich ist Das unmöglich. So unnöthig — vom Standpunkt der Allgemeinheit aus — ein großer Theil der Luxusfuhrwerke auch ist, so werthlos der Zeitgewinn vieler ihrer Insassen: die Absicht, auch nur diese Luxusfuhrwerke von den Straßen der Städte gänzlich zu verbannen, ist unausführbar. Was dagegen erstrebt werden kann, ist etwa eine Beschränkung des Wagenverkehres, jedenfalls aber die Herstellung eines besseren Schutzes des Publikums gegen die wachsende Belästigung und Gefährdung.

Dazu können eine energische und intelligente Handhabung der Straßenpolizei und geeignete strafrechtliche Bestimmungen schon sehr viel beitragen, dann aber die Anlage besonderer Radfahrwege und Dergleichen. Sehr beachtenswerth ist ferner die Besteuerung von Pferden und Wagen, wofür Frankreich und England Vorbilder bieten. Jede stärkere Heranziehung des Fuhrwerks zu den öffentlichen Lasten entspricht der intensiven Benutzung öffentlichen Gutes durch die Fuhrwerksbesitzer und eröffnet einen Ausblick auf Einschränkung überflüssigen Wagengebrauches. „Unter den heutigen civilisirten Verhältnissen“, schrieb der bekannte französische Nationalökonom und Finanztheoretiker Leroy-Beaulieu, „mit den zahlreichen gemeinsamen und schnellen Transportmitteln zu Jedermanns Verfügung, ist der Besitz von Wagen und Pferden, die zur Personenbeförderung bestimmt sind, eins der zuverlässigsten Kennzeichen von Wohlstand und Reichthum ... Es ist ganz natürlich, daß der Gesetzgeber diese Objekte getroffen hat, und es ist um so gerechtfertigter, Das zu thun, weil es leicht ist, einen mäßigen Tarif für die wenigen Professionen aufzustellen, die — wie zum Beispiel die des Arztes — den Besitz eines Wagens zuweilen nöthig machen ... Diese Steuer ist nicht überall gebilligt worden, sie hat die Kritik der Vertreter der wohlhabenden Klassen herausgefordert, aber diese Kritik ist frivol und interessirt.“ Auf die Details einer solchen Steuer, die in Frankreich etwa 13 bis 14 Millionen Francs einbringt, und auf die Unterscheidung zwischen Luxusgefährten und nützlichen Zwecken dienenden Wagen und Pferden u. s. w. hier näher einzugehen, fehlt der Raum. Nur Das mag gesagt werden, daß eine solche Steuer finanzpolitisch — also abgesehen von den Rücksichten auf Thierschutz und Veterinärpolizei — jedenfalls richtiger und wichtiger, auch einfacher durchführbar ist als die weitverbreitete Hundesteuer und daß die Besteuerung von Equipagen sich besonders da empfiehlt, wo die dem Publikum dienenden Transportunternehmungen in großem Umfange zu den Staats- oder Gemeindelasten herangezogen werden.

Auch des heutigen Privatrechtes ist hier zu gedenken. Dieses hält leider im Prinzip meistens an dem Erforderniß eines nachweisbaren Verschuldens für Gewährung von Schadensersatzansprüchen fest. So sagt § 823 des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich: „Wer vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper u. s. w. eines Anderen widerrechtlich verletzt, ist zum Ersatz des daraus entstehenden Schadens verpflichtet." Also nur Vorsatz oder Fahrlässigkeit machen verantwortlich, sonst nichts. Dem selben Prinzip entstammt der Nachsatz: „Die gleiche Verpflichtung trifft Denjenigen, der gegen ein den Schutz eines Anderen bezweckendes Gesetz verstößt. Ist nach dem Inhalt des Gesetzes ein Verstoß gegen dieses auch ohne Verschulden möglich, so tritt die Ersatzpflicht nur im Falle eines Verschuldens ein." Nennen wir endlich noch § 831, der zwar dem Geschäftsherrn, der Jemand zu einer Verrichtung bestellt hat, zum Ersatz des durch ihn verursachten Schadens anhält, ihn aber davon wieder freispricht, wenn er bei der Auswahl der bestellten Person, bei Leitung der Ausführung u. s. w. die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtet hat oder wenn der Schaden auch bei Anwendung dieser Sorgfalt entstanden sein würde, so ist klar, daß diese Bestimmungen keineswegs dem geschilderten Schutzbedürfniß Rechnung tragen. Auch im österreichischen bürgerlichen Recht ist das Verschuldungprinzip als Regel anerkannt.

Daß Einer den von ihm vorsätzlich oder fahrlässig verursachten Schaden zu ersetzen hat, ist einleuchtend; umstritten ist dagegen, ob die Schadensersatzpflicht auf die Fälle prozessualisch nachweisbaren Verschuldens zu beschränken sein soll. Thatsächlich ist bei den hier in Rede stehenden Unfällen die Frage berechtigt: Was soll billiger Weise bei den Schadensfällen ohne konstatirbares Verschulden Rechtens sein? Der Thatbestand von Unfällen wird leicht verwischt und damit wird aus der fehlenden Haftung für unverschuldete Unfälle praktisch leicht eine Entlastung selbst von den Folgen der Verschuldung.

Bei dem Gedränge in unseren Straßen, beim Eintritt von Nebel und Finsterniß, bei dem unvermeidbaren Aufenthalt so vieler Kinder im Freien u. s. w. ist es geradezu undenkbar, daß sich nicht hin und wieder auch ohne Fahrlässigkeit oder Dolus böse Zufälle ergeben. Warum soll nun der Fußgänger das Risiko der mit dem Fuhrwerksverkehr gewissermaßen untrennbar verbundenen Gefahren tragen und nicht vielmehr Der, der das Fuhrwerk hält und benutzt? Wer einen Wagen oder ein Fahrrad gebraucht, muß sich darüber klar sein, daß er trotz aller Aufmerksamkeit eine gewisse Gefahr für Andere bildet. Genügt er seiner natürlichen Rechtspflicht schon dadurch, daß er bemüht ist, diese Gefahr nicht durch eigenes Verschulden noch mehr zu vergrößern? Ist es nicht vielmehr billig, daß er die Gefahrenchancen überhaupt auf sich nimmt? Paßt ihm Das nicht, — nun, so mag er absteigen und sich in Gottes Namen seinen von

der Natur ihm zum Gehen verliehenen Füßen anvertrauen, die schließlich Niemand gefährlich werden können. Aber selbst zu fahren und Anderen die Nachtheile davon aufzubürden: Das scheint mir durchaus unbillig zu sein.

Bei den Eisenbahnen haben wir durch die sogenannte Haftpflichtgesetzgebung schon ein Beispiel erweiterter Schadensersatzverbindlichkeit. Die Eisenbahnen haben — im Wesentlichen in Deutschland und Oesterreich übereinstimmend — für jeden Betriebsunfall aufzukommen und können sich von dieser Verbindlichkeit nur durch den Nachweis befreien, daß der Unfall durch höhere Gewalt oder durch eigenes Verschulden des Beschädigten verursacht worden sei. Könnte Aehnliches nicht für Fuhrwerk jeglicher Art bestimmt werden? Die Fußgänger würden noch immer genug eigenes Interesse daran haben, aufzupassen, damit sie nicht unter die Räder kommen; die Aufmerksamkeit der Fuhrwerksbesitzer würde erhöht werden, und wenn es trotzdem zu einem unglücklichen Zufall käme, so würden die ökonomischen Folgen — die persönlichen kann man dem Ueberfahrenen nie abnehmen — den Fuhrwerksbesitzer treffen und nicht den Passanten, der das Fuhrwerk nicht in Betrieb gesetzt hat und von ihm ohnehin nur belästigt und beschränkt wird. In der Praxis würden die gewerblichen Unternehmer sich durch Versicherungnahme decken und die Haftpflichtprämien durch Aufschlag auf die Fahr- und Miethpreise wieder einbringen. In allen anderen Fällen müßte aber der Fuhrwerksbesitzer für die Prämie oder, wenn nicht versichert ist, für die Schadloshaltung durchaus und endgiltig aus Eigenem eintreten.

Möge man unbefangen prüfen, ob im Zweifel dem Ueberfahrenen auch noch der Schaden an Kurkosten, Beeinträchtigung seiner Erwerbsfähigkeit u. s. w. zuzuweisen ist oder Dem, der das Fuhrwerk hält; ob im Allgemeinen der Fuhrwerksbesitzer oder der Fußgänger ökonomisch leistungfähiger ist und ob es erlaubt sein darf, irgend Etwas in Betrieb zu setzen und zu benützen, ohne die Folgen und Lasten davon auch auf die eigenen Schultern zu nehmen. Rechnen wir endlich dem Fußgänger eine kleine Unachtsamkeit nicht allzu genau an! Sorgfältig aufpassen, daß nichts geschieht, ist, im Grunde genommen, eine Rechtspflicht nur Dessen, der eine gefahrbringende Einrichtung in Betrieb setzt: für Den, auf den sich die Gefahr entlädt, hingegen ein Gebot der Selbsterhaltung. Wer in unseren Städten gar zu vorsichtig sein wollte, käme überhaupt nicht von der Stelle. Uebrigens fürchte ich, daß, selbst wenn Reformen, wie ich sie hier vorgeschlagen habe, eingeführt würden, das Schicksal der Fußgänger im zwanzigsten Jahrhundert noch immer kein glänzendes sein wird.

Wien. Ministerialrath Dr. Victor Mataja.

Reinlichkeit in den Alpen.

Dreißig Jahre lang habe ich gezaudert mit diesem Kapitel. Mittlerweile ist das Bauernvolk doch so weit hinauf und die Literatur so weit herabgekommen, daß mans wagen darf. Und kann ich als Präludium gleich jenen Stallknecht als Muster der Reinlichkeit anführen, der sich das ganze Jahr lang nicht wusch, weil er der Meinung war, erst das Wasser mache die Krusten zu Dreck. Diese Stalldungkrusten schälten sich dann zeitweise ganz reinlich von der Haut los, während das Wasser ein Jauchenbad angerichtet haben würde. Solche besondere Auffassung von Reinlichkeit darf nicht verallgemeinert werden, denn in den meisten Gegenden der Alpen, besonders gegen Westen hin, ist — wenigstens heute schon — das Wasser nicht allein als „Weihbrunn", sondern wohl auch als Reinigungmittel der begehrteste Gegenstand. Da herrscht oft wahre Scheuerwuth und in manchem Hause bekommt man den Fußboden, „auf dem man Strudelteige ausziehen könnte", Wochen lang nicht zu Gesicht, weil er der Schonung halber mit Fetzen bedeckt ist. Diese Fetzen bleiben oft so lange darauf liegen, bis unterhalb der Fußboden wieder schmutzig ist, dann neuerdings gescheuert und neuerdings verdeckt wird, — so daß die schöne Reinlichkeit ein Geheimniß bleibt. Mit nichts kann man das Herz einer echten Hausfrau tiefer verwunden als mit schmutzigen Stiefeln, die plump in ihr Heiligthum treten. Daß in einem solchen Hause auch alle Geräthe blinken, daß die hölzernen Milchbehälter jeden Tag in Kesseln ordentlich gar gekocht werden, um in den Fasern und Fugen nicht die geringste Unreinlichkeit aufkommen zu lassen, ist Regel. Mit der Kleiderwäsche das selbe Verhältniß; und die Kinder werden an Samstagen nur gleich in Laugebottiche geworfen und mit Strohwisch und Sand abgerieben, — so rücksichtlos, als ob es Sachen wären und nicht kreischende Wesen. In manchen alten Häusern vertritt Sand und Asche die Seife; der Sand soll, will man wissen, die Poren viel tiefer packen, die Haut viel frischer machen als Seife.

Aber mit dieser besonderen Reinlichkeit in unserem Volk springt man nicht allzu weit. In Gegenden, wo große Armuth ist oder wo die uralten Häuser stehen, sieht es anders aus. Ich kenne noch sehr viele jener alten hölzernen Bauernhäuser, in denen Wohnstube, Küche, Schlafkammer, Vorrathskammer und Hühnerstall ein einziger Raum sind. Die Stubendecke ist überzogen mit einer Rußkruste, der Fußboden mit einer feuchten Schmutzschicht, auf die man wie über einen Lederteppich schreitet. Herd und Tisch muß vor jeder Mahlzeit von Katzen- und Hühnerspuren gereinigt werden. Von anderem kleinen und kleinsten Gethier aller Art nicht zu reden. Ich habe an den Bewohnern solcher Häuser immer den Heroismus bewundert; wer ihn nicht hat, wie ich ihn in meiner Schneiderstörzeit nicht hatte, Der führt ein qualvolles Dasein. Was half es, wenn die Bäuerin überlaut ausrief: „Der Mensch muß nit so grauslich sein. Man weiß ja nit, wovon man fett wird!"... Und sie gedeihen wirklich in ihren Schmutzhöhlen, während Unsereiner vor Ekel die Auszehrung bekommen könnte. Fragt nicht an, wie oft Hemden, Hosen und Bettzeug in die Wäsche kommen; wenn sie aber einmal an den Ort der Reinigung gelangen, dann ist es gleich ein fernes Fegefeuer. Die Pfaiden, Plachen und Bettdecken werden gekocht wie Sauerkraut oder im heißen Ofen gründlich geschmort und gebraten. Eine radikale Selbsthilfe, zu der sich die Leute aber nur in äußerster Noth emporraffen.

Wer in einem unserer alten Bauernhäuser essen will, thut gut daran vorher der Bäuerin nicht zu aufmerksam beim Kochen zuzuschauen. Ich möchte, das Selbe übrigens auch in den Stadtküchen rathen, in den Gasthöfen, Fleischereien, Bäckereien u. s. w. Man muß es nicht just immer wissen, wies gemacht wird. Die Leute haben übrigens ein trostreiches Sprichwort. Schmutziges Wasser, das über neun Steine rinnt, ist wieder rein; und neun glühende Kohlen brennen allen Unrath aus der Pfanne weg.

Mit Mißtrauen sind Bauernhöfe zu betrachten, in denen gar zu großer Kunstsinn herrscht. Da ist Alles mit Farbe bemalt, Tisch, Bank und Schrank, Kübel und Kegel, damit das öftere Abscheuern überflüssig wird. Ich weiß ein Haus, wo sogar das Nudelbrett und der Strudelwalzer mit schönen Blumen bemalt sind. Die bunten Strümpfe, die gestreifte oder geblümte Wäsche ist auch Blümel-Blamel; Derlei soll nur den daran haftenden Schmutz unbemerkbar machen.

Bäder? In Tirol hat die Bauernschaft ihre Badeanstalten, in denen sie es manchmal fast den Stadtleuten nachmacht. Bei uns im Osten ist diese „Hoffahrt" unbekannt. Da giebt es alte Leute, die seit ihrer Säuglingszeit nie in ein Bad gekommen sind. Sich nackt ausziehen und ins Wasser legen: Das gilt nicht blos für höchst ungesund, sondern geradezu für sündhaft. Im Stift A. sind einmal an einem heißen Sommertage drei junge Priester in den Teich gestiegen, haben bei dieser Gelegenheit entdeckt, daß sie schwimmen konnten, und sich vorwitzig wie muntere Fischlein herumgetrieben. Der Guardian, der im Park lustwandelte, drückte zwar ein Auge zu, anfangs eins, dann alle zwei. Aber Landleute, die am Ufer dahinschlichen, machten die ihren um so weiter auf. Sie hatten heimlich eine rechte Freude über die Erscheinung; als sie aber sahen, daß die jungen Leute beim Heraussteigen ein geistliches Gewand anzogen, faßte sie Entsetzen „über die Sittenverderbniß des Klerus" und sie wollten von da ab gar nicht mehr in die Stiftskirche gehen. Nur einer der Waldkerle sagte: „Bin schon lang nimmer beim Beichtstuhl g'west; wenns aber noch einmal muß sein, dann mach' ichs mit einer der Forellen ab (er meinte die Badenden); vor denen fürcht' ich mich nit um ein' Batzen mehr." Ich hörte Das von dem Mann, weiß aber nicht recht, wie es gemeint war. Jedenfalls hatte die kleine Wassertour das Verhältniß verrückt.

Lieber als ein nasses nehmen die Leute ein trockenes Bad, doch nicht aus Reinlichkeit-, sondern aus Gesundheitrücksichten. Sie legen sich nackt in die heiße Sonne oder graben sich in junges Heu. Das striegelt die Haut angenehm und wirkt berauschend, so daß manchmal ein richtiger Katzenjammer nachfolgt.

Unter den jüngeren Landärzten verordnen einzelne bei gewissen Leiden oder nach Krankheiten thatsächlich Bäder. Das sind auch solche, die man —! So kommt die Schlechtigkeit ins Land! — — So weit sind sie, diese „Naturkinder", daß ihnen der nackte Menschenkörper ohne lüsterne Vorstellungen nicht mehr denkbar ist.

Sitte ist, so viel ich weiß, überall, daß die Leute sich an jedem Morgen Gesicht und Hände waschen. Mancher thuts am Brunnentrog. Andere sparen mit Wasser, das im Ueberfluß am Hause vorbeifließt, und machen es so, daß sie zuerst das Wasser in den Mund nehmen, einen ordentlichen Backen voll, es dann auf die hohlen Hände sprudeln und sich so das Gesicht waschen. Ist Das nicht sinnreich? Erstens wird das Becken entbehrlich, zweitens das Wasser leicht

erwärmt, drittens wird gleichzeitig der Mund ausgespült, und wenn Du ihnen sagst, das Ganze sei eine Schweinerei, glotzen sie Dich an: Was Dir denn schon wieder nicht recht sei? Zum Abtrocknen haben alle Hausgenossen ein gemeinsames grobes Tuch, wenn man es nicht vorzieht, das Gesicht sich mit den Hemdärmeln abzuwischen. Das Haar strählen sie sich mit den ausgespreizten fünf Fingern durch, — und die Toilette ist gemacht.

Ein besonderer Tag ist der Christabend. Da giebts großes „Kopfwaschen", da wird das ganze Haupt einmal gründlich in Arbeit genommen und bei dieser Gelegenheit auch Brust und Rücken mit Wasser bedacht. Das geschieht aber weniger aus Reinlichkeitgründen als des Festbrauches wegen, und weil es heißt, daß auf dem Kopf, der am Heiligen Abend gewaschen wird, das ganze Jahr sich kein Grind ansetzen kann. An die Reinlichkeit wird dabei nicht gedacht.

Lustig war es, als einmal ein Stadtschulmeisterlein den alten Dungführer erziehen wollte. Saß der alte Krauterer an seiner Mistfuhre, hatte in seinen krustigen Händen ein Stück Brot und ließ es sich schmecken.

„Vetter", redete ihn das vorüberwandelnde Schulmeisterlein an, „wollt Ihr vor Eurem Imbiß Euch denn nicht die Hände waschen?"

„Ist eh wahr! Das kann ich eh thun," antwortete der Bauer und wusch sich in der braunen Wasserjauche behaglich die Hände. „Darf ich vielleicht auch ein Stückel aufwarten, Herr?"

Der Andere dankte mit leidenschaftlicher Entschiedenheit. Als Philosoph hätte er allerdings die tiefsinnige Frage an sich stellen können: Was ist unrein? Ist dem Bauern der Dünger unrein? Der ist ihm unrein, wenn etwas Anderes dazukommt; er will nicht Zusatz von Sand oder Moor oder Scherben, er will reinen Dünger haben. Als Moralisten könnten wir beifügen, daß den Reinen Alles rein sei, wenn die selben Schmutzhammel, die mit sichtbarem Behagen sich im Koth wälzen, nicht oft den größten Ekel vor einer toten Fliege oder einem Haar in der Suppe hätten. Mir war ein wulstiger Schustergeselle bekannt, der gestaltete sich so, daß ihm die Leute nur gerade gern auf zehn Schritte auswichen, wenn es möglich war. Dieser hielt sich in den Bauernhäusern über jedes Fleckchen im Tischtuche auf und rieb den Löffel hundertmal mit seinen schmutzigen Fingern ab, ehe er es wagte, ihn in den Mund zu stecken. Endlich kaufte er sich einen Silberlöffel, von dem ihm gesagt wurde, daß er im Gegensatz zu den Blechlöffeln nichts Unreines annehme, sondern alles Ekelhafte von sich stoße. Aber auch mit diesen Grundsätzen des Silberlöffels mußte es nicht weit her sein, denn der Löffel ließ sich den Schustergesellen ruhig gefallen und wurde bei ihm bald so unsauber wie das gemeinste Blech.

Es soll nicht gesagt sein, daß es unserem Landvolk im Ganzen etwa an innerer Reinheit fehle. Das ist ein Kapitel für sich und wird kaum zu Ungunsten meiner Landsleute ausfallen. An äußerer Reinlichkeit aber fehlts, wenns auch nicht mehr ganz so schlimm ist wie früher. Und da sollten halt eben die bekannten Leiter und Lehrer des Volkes fegen und scheuern. So weit, wie manche Nachbarvölker sind, wird unser tüchtiges, lenkbares Volk wohl auch zu bringen sein. Ich als Volksschriftner thue zum Beispiel für die Reinlichkeit das Meine, denn ich wasche den Leuten manchmal tüchtig die Köpfe.

Graz. Peter Rosegger.

Sklaven der Liebe.

Geschrieben von mir, geschrieben heute, um mein Herz zu erleichtern. Ich habe meine Stellung im Café verloren und meine frohen Tage.

Ein junger Herr in grauem Anzug kam Abend für Abend mit zwei Freunden und setzte sich an einen meiner Tische. Es kamen so viele Herren und alle hatten ein freundliches Wort für mich, nur er nicht. Er war groß und schlank, hatte weiches, schwarzes Haar und blaue Augen, mit denen er mich zuweilen streifte, und einen Anflug von Bart auf der Oberlippe.

Nun, er mochte anfangs wohl Etwas gegen mich haben. Er kam eine ganze Woche hindurch ununterbrochen. Ich hatte mich an ihn gewöhnt und vermißte ihn, als er eines Abends ausblieb. Ich ging durch das ganze Café und sah mich nach ihm um; endlich fand ich ihn an einer der großen Säulen am anderen Ende; er saß mit einer Dame vom Cirkus zusammen. Sie trug ein gelbes Kleid und lange Handschuhe, die bis über die Ellenbogen reichten. Sie war jung und hatte schöne, dunkle Augen, — und meine Augen waren blau

Ich blieb einen Augenblick bei ihnen stehen und hörte zu, wovon sie sprachen: sie machte ihm Vorwürfe, sie war seiner überdrüssig und hieß ihn gehen. Ich dachte in meinem Herzen: Heilige Jungfrau, warum geht er nicht zu mir?

Am nächsten Abend kam er mit seinen beiden Freunden und nahm wieder an meinem Tisch Platz. Ich ging nicht heran, wie ich sonst wohl that, sondern stellte mich, als hätte ich sie nicht bemerkt. Als er mir winkte, trat ich an den Tisch und sagte: „Sie waren gestern nicht hier."

„Wie wundervoll unsere Kellnerin gewachsen ist", sagte er zu seinen Kameraden.

„Bier?" fragte ich.

„Ja", antwortete er. Und im Geschwindschritt holte ich die drei Seidel.

Ein paar Tage vergingen.

Er gab mir eine Karte und sagte: „Bringen Sie die hinüber zu . . ."

Ich nahm die Karte, ehe er ausgesprochen hatte, und brachte sie der gelben Dame. Unterwegs las ich seinen Namen: Wladimierz F.

Als ich zurückkam, sah er mich fragend an.

„Ja, ich habe sie hingebracht", sagte ich.

„Und Sie haben keine Antwort erhalten?"

„Nein."

Er gab mir eine Mark und sagte lächelnd:

„Keine Antwort ist auch eine Antwort."

Den ganzen Abend blieb er sitzen und starrte zu der Dame und ihren Begleitern hinüber. Um elf Uhr stand er auf und ging an ihren Tisch. Sie empfing ihn kühl, ihre beiden Herren aber ließen sich näher mit ihm ein und schienen ihn zu foppen. Er blieb einige Minuten, und als er wiederkam, sagte ich ihm, daß in die eine Tasche seines Sommerüberziehers Bier gegossen sei. Er zog ihn aus, wandte sich hastig um und sah einen Augenblick nach dem Tisch der Cirkusdame hinüber. Ich trocknete ihm den Ueberzieher ab und er sagte lächelnd zu mir: „Danke, Sklavin!"

Als er ihn wieder anzog, half ich ihm und strich ihm heimlich über den Rücken.

Er setzte sich, zerstreut. Einer seiner Freunde bestellte noch Bier, ich nahm das Seidel und wollte auch F.'s Seidel nehmen. Er sagte aber: „Nein" und legte seine Hand auf die meinige. Bei dieser Berührung sank mein Arm plötzlich herab, er merkte es und zog seine Hand sofort zurück.

Am Abend betete ich zweimal vor meinem Bett auf den Knien für ihn. Und ich küßte ganz glücklich meine rechte Hand, die er berührt hatte.

— —

Einmal schenkte er mir Blumen, eine Menge Blumen. Er kaufte sie bei dem Blumenmädchen, als er hereinkam; sie waren frisch und roth und fast ihr ganzer Vorrath. Er ließ sie bei sich auf dem Tisch liegen. Keiner seiner Freunde war mit da. Ich stand, so oft ich Zeit hatte, hinter einer Säule und starrte ihn an; und ich dachte bei mir: Wladimierz F. heißt er.

Es mochte vielleicht eine Stunde vergangen sein. Er sah fortwährend nach der Uhr. Ich fragte ihn:

„Erwarten Sie Jemand?"

Er sah mich wie geistesabwesend an und sagte plötzlich:

„Nein, ich erwarte Niemand. Was fragen Sie?"

„Ich meinte nur, ob Sie vielleicht Jemand erwarteten."

„Kommen Sie her", erwiderte er. „Das ist für Sie."

Und er gab mir die Blumen.

Ich dankte ihm, aber ich konnte nicht gleich ein Wort hervorbringen, ich flüsterte nur. Eine blutrothe Freude überkam mich; athemlos stand ich vor dem Buffet, wo ich Etwas holen sollte.

„Was wünschen Sie?" fragte die Mamsell.

„Ja, was glauben Sie?" fragte ich. Ich wußte es selbst nicht.

„Was ich glaube?" sagte die Mamsell. „Sind Sie verrückt?"

„Rathen Sie einmal, von wem ich diese Blumen bekommen habe."

Der Oberkellner ging vorüber. „Sie vergessen das Bier für den Herrn mit dem Stelzfuß", hörte ich ihn sagen.

„Ich habe sie von Wladimierz bekommen", sagte ich und eilte mit dem Bier davon.

F. war noch nicht gegangen. Ich dankte ihm abermals, als er sich erhob, um zu gehen. Er stutzte und sagte:

„Ich kaufte sie eigentlich für eine Andere."

Nun ja. Er hatte sie vielleicht für eine Andere gekauft. Aber ich bekam sie. Ich bekam sie, nicht Die, für die er sie gekauft hatte. Und so durfte ich ihm auch dafür danken. Gute Nacht, Wladimierz.

Am Morgen darauf regnete es.

„Soll ich heute mein schwarzes oder mein grünes Kleid anziehen?" dachte ich. „Das grüne, denn das ist das neuste; das ziehe ich also an." Ich war sehr heiter.

Als ich an die Haltestelle kam, stand eine Dame im Regen und wartete auf die Pferdebahn. Sie hatte keinen Schirm. Ich bot ihr an, mit unter meinem zu stehen, aber sie lehnte es dankend ab. Da spannte ich meinen Regenschirm auch herunter, während ich wartete. Dann wird die Dame doch nicht allein naß, dachte ich bei mir.

Am Abend kam Wladimierz ins Café.

„Ich danke Ihnen für die Blumen", sagte ich stolz.

„Welche Blumen?" fragte er. „Ach so: schweigen Sie doch von den Blumen."

„Ich wollte mich dafür bedanken", sagte ich.

Er zuckte die Achseln und entgegnete:

„Sie liebe ich nicht, Sklavin!"

Er liebte mich nicht, nein. Ich hatte es auch nicht erwartet und war nicht enttäuscht. Aber ich sah ihn jeden Abend; er setzte sich an meinen Tisch und ich brachte ihm Bier. Auf Wiedersehen, Wladimierz!

Am nächsten Abend kam er sehr spät. Er fragte:

„Haben Sie viel Geld, Sklavin?"

„Nein, leider nicht", antwortete ich. „Ich bin ein armes Mädchen."

Da sah er mich an und sagte lächelnd:

„Sie mißverstehen mich. Ich brauche bis morgen etwas Geld."

„Ich habe etwas Geld", entgegnete ich. „Ich habe viel Geld, ich habe hundertunddreißig Mark zu Hause."

„Zu Hause? Nicht hier?"

Ich antwortete: „Warten Sie eine Viertelstunde und kommen Sie mit mir, wenn wir schließen."

Er wartete die Viertelstunde und ging mit mir.

„Nur hundert Mark", sagte er. Er hielt sich die ganze Zeit an meiner Seite und ließ mich weder voran noch hinterdrein gehen.

„Ich habe nur eine kleine Kammer", sagte ich, als wir an meiner Hausthür stehen blieben.

„Ich gehe nicht mit hinauf", erwiederte er. „Ich warte hier."

Er wartete.

Als ich wieder herunter kam, zählte er das Geld und sagte:

„Das sind mehr als hundert Mark. Ich gebe Ihnen zehn Mark als Trinkgeld. Ja, ja, hören Sie, ich will Ihnen zehn Mark als Trinkgeld geben."

Und er reichte mir das Geld, wünschte Gute Nacht und ging. An der Ecke sah ich ihn stehen bleiben und der alten, lahmen Bettlerin eine Mark geben.

Er bedauerte am nächsten Abend, daß er mir das Geld nicht zurückzahlen könne. Ich dankte ihm dafür, daß er es nicht konnte. Er gestand offen, daß er es durchgebracht habe.

„Was soll man dazu sagen, Sklavin", sagte er lächelnd. „Sie wissen: die gelbe Dame?"

„Weshalb nennst Du unsere Kellnerin Sklavin?" fragte einer seiner Freunde. „Du bist ja mehr Sklave als sie."

„Bier?" fragte ich und unterbrach sie.

Bald darauf trat die gelbe Dame ein. F. erhob und verbeugte sich. Sie ging an ihm vorüber und setzte sich an einen leeren Tisch, lehnte aber zwei Stühle umgekehrt dagegen. F. ging sofort zu ihr hin, nahm den einen Stuhl und setzte sich. Nach zwei Minuten erhob er sich wieder und sagte sehr laut: „Gut, ich gehe. Und ich kehre nie wieder zurück".

„Danke", entgegnete sie.

Ich fühlte vor lauter Freude kaum meine Füße, lief ans Buffet und sagte Etwas. Ich erzählte wohl, daß er nie wieder zu ihr zurückkehren werde. Der Oberkellner ging vorüber; er ertheilte mir einen scharfen Verweis, aber ich machte mir nichts daraus.

Als das Lokal um elf Uhr geschlossen wurde, begleitete mich F. bis an meine Hausthür.

„Fünf von den zehn Mark, die ich Ihnen gestern gab", sagte er.

Ich wollte ihm alle zehn geben und er nahm sie an, gab mir aber trotz meinem Sträuben fünf als Trinkgeld zurück.

„Ich bin heute Abend so vergnügt", sagte ich. „Wenn ich Sie bitten dürfte, mit hinauf zu kommen! . . Aber ich habe nur eine kleine Kammer."

„Ich gehe nicht mit hinauf", erwiderte er. „Gute Nacht!"

Er ging. Er kam wieder an der alten Bettlerin vorüber, vergaß aber, ihr Etwas zu geben, obwohl sie ihm einen Knix machte. Ich lief zu ihr hin, gab ihr einige Groschen und sagte: „Das ist von dem Herrn, der eben vorüber ging, von dem Herrn im grauen Anzug."

„Von dem Herrn im grauen Anzug?" fragte die Frau.

„Von Dem mit dem schwarzen Haar, Wladimierz."

„Sind Sie seine Frau?"

Ich antwortete: „Nein. Ich bin seine Sklavin."

Er beklagte sich dann mehrere Abende hinter einander, daß er mir mein Geld nicht zurückgeben könne. Ich bat ihn, mir nicht so weh zu thun. Er sagte es so laut, daß Alle es hören konnten, und Mehrere lachten deshalb über ihn.

„Ich bin ein Schurke und ein Spitzbube", sagte er. „Ich habe Geld von Ihnen geliehen und kann es Ihnen nicht zurückgeben. Ich ließe mir die rechte Hand für einen Fünfzigmarkschein abhauen."

Es schmerzte mich, ihn so reden zu hören, und ich dachte darüber nach, wie ich ihm wohl Geld verschaffen könnte. Aber ich konnte es nicht.

Er sagte ferner zu mir: „Wenn Sie mich übrigens fragen, wie es mir geht, so . . . Die gelbe Dame und der Cirkus sind abgereist. Ich habe sie vergessen. Ich denke gar nicht mehr an sie."

„Und doch hast Du ihr heute noch einen Brief geschrieben", sagte einer seiner Freunde.

„Das war der letzte", entgegnete Wladimierz.

Ich kaufte eine Rose von dem Blumenmädchen und steckte sie ihm in das Knopfloch an der linken Seite. Ich fühlte seinen Athem auf meinen Händen, während ich es that, und es war mir fast unmöglich, die Stecknadel zu befestigen.

„Danke!" sagte er.

Ich forderte mir drei Mark, die ich noch an der Kasse gut hatte, und gab sie ihm. Das war eine Kleinigkeit.

„Danke!" sagte er abermals.

Ich war den ganzen Abend glücklich, bis Wladimierz plötzlich sagte:

„Für die drei Mark reise ich auf eine Woche fort. Wenn ich zurückkomme, sollen Sie Ihr Geld wieder haben." Als er meine Bewegung sah, fügte er hinzu: „Sie allein liebe ich!" Und er ergriff meine Hand.

Ich war ganz bestürzt, daß er fortreisen und nicht sagen wollte, wohin, obgleich ich ihn fragte. Alles, das ganze Café und die vielen Gäste, tanzte um mich herum; ich konnte es nicht länger aushalten und ergriff flehend seine beiden Hände.

„In einer Woche kehre ich zu Ihnen zurück", sagte er und erhob sich.

Ich hörte den Oberkellner zu mir sagen: „Sie verlassen uns also in vierzehn Tagen!"

Meinetwegen, dachte ich bei mir; was macht Das? In einer Woche ist Wladimierz wieder bei mir! Und ich wollte ihm dafür danken, ich wandte mich um, — er war aber schon gegangen.

— —

Eine Woche später fand ich, als ich nach Haus kam, einen Brief von ihm. Er schrieb so trostlos, er erzählte, er sei der gelben Dame nachgereist, er könne mir nie mein Geld zurückbezahlen, niemals, er sei ganz gebrochen durch die Noth. Dann schalt er sich wieder eine niederträchtige Seele und unter den Brief hatte er geschrieben: „Der Sklave der gelben Dame".

Ich trauerte Tag und Nacht und konnte nichts weiter thun. Eine Woche später verlor ich meine Stellung und mußte mich nach einer neuen umsehen. Am Tage stellte ich mich in anderen Cafés und Hotels vor; ich schellte auch bei Privatpersonen und bot ihnen meine Dienste an. Es glückte mir aber nicht. Spät am Abend kaufte ich dann ganz billig alle Zeitungen und las die Annoncen sorgfältig, wenn ich nach Haus kam. Ich dachte: vielleicht kann ich Wladimierz und mich retten . . .

Gestern Abend fand ich seinen Namen in einem Blatt und las von ihm. Ich ging gleich darauf aus, durch viele Straßen, und kam erst heute morgens zurück. Vielleicht habe ich irgendwo geschlafen oder auch auf einer Treppe gesessen, ohne weiter gehen zu können; aber Das weiß ich jetzt nicht.

Ich habe es heute wieder gelesen; aber gestern, abends, als ich nach Haus kam, habe ich es zuerst gelesen. Ich rang die Hände; dann setzte ich mich auf einen Stuhl. Nach einer Weile setzte ich mich auf die Erde und lehnte mich gegen den Stuhl. Ich schlug mit den flachen Händen auf den Fußboden, während ich nachdachte. Vielleicht dachte ich gar nicht; aber es sauste mir so im Kopf und ich wußte nichts von mir selbst. Dann bin ich wohl aufgestanden und hinausgegangen. Unten an der Straßenecke, Dessen entsinne ich mich, gab ich der alten Bettlerin einen Groschen und sagte:

„Das ist von dem Herrn mit dem grauen Anzug. Sie wissen ja!"

„Sind Sie vielleicht seine Braut?" fragte sie.

Ich antwortete: „Nein, — ich bin seine Wittwe."

Und ich trieb mich bis heute Morgen auf der Straße herum. Und jetzt habe ich es nochmals gelesen. Wladimierz F. hieß er.

Christiania. Knut Hamsun.

Deutsche Handelskammern im Ausland.

Im Deutschen Reich soll eine weitausschauende Weltpolitik getrieben werden. Das Verständniß für diese große Aufgabe hat leider noch nicht alle Kreise des Volkes gleichmäßig durchdrungen. Daher mag es kommen, daß wir vielfach Verwirrung und Inkonsequenz auf diesem Gebiete antreffen. Leute, die eine starke Flotte wollen, verlangen handelspolitischen Abschluß des Landes, und Parteien, die den Freihandel proklamiren möchten, sind gegen die Flotte.

Inkonsequenz und Verwirrung aber trifft man selbst an solchen Stellen, die mit dem Parteiwesen nichts zu thun haben. Eine Regirung, die zur Förderung des Außenhandels eine starke Flotte schaffen und für diesen Zweck dem Vaterlande große Opfer zumuthen will, muß auch alle anderen Bestrebungen, große und kleine, fördern, die geeignet sind, uns dem ins Auge gefaßten Ziel näher zu bringen. Zu den Mitteln, die deutsche Handelsherrschaft zu festigen, gehört die Errichtung deutscher Handelskammern im Auslande. Schon seit Jahren ist sie von Sachverständigen als nützlich und wünschenswerth bezeichnet worden. Um so größer war die Ueberraschung, als der Leiter des Auswärtigen Amtes in der Budget-Kommission des Reichstages dem auf die Errichtung solcher Kammern zielenden Antrag entgegentrat. Man sollte meinen, nur die gewichtigsten sachlichen Gründe könnten ein solches Abweichen vom Pfade der Weltpolitik rechtfertigen. Wenn man aber die Gründe, auf die Graf Bülow seine Ablehnung stützt, betrachtet, kann das Befremden nur wachsen. Er sagt, gegen Handelskammern im Auslande habe die Regirung die selben Bedenken, die sie im Jahre 1886 geäußert habe. Haben sich seit jener Zeit nicht die Verhältnisse des Weltmarktes und des deutschen Antheils am Welthandel völlig verschoben? Dann warf der Staatssekretär den Deutschen vor, sie verfolgten im Auslande häufig fremde Interessen. Das mag leider hie und da richtig sein; in solcher Verallgemeinerung aber ist der Vorwurf sicher unberechtigt. Möge man die Einrichtungen, die geeignet sind unsere Landsleute im Auslande an das Vaterland zu fesseln, sorgfältig ausbauen und vermehren: dann wird diese Klage bald gegenstandslos sein. Zu solchen Einrichtungen gehören aber unzweifelhaft die Handelskammern im Auslande. Man könnte aus der von dem Herrn Staatssekretär abfällig kritisirten Erscheinung eher auf die Nothwendigkeit der Auslandskammern schließen. Der Einwurf ferner, daß die Kompetenzen zwischen der Handelskammer und dem jeweiligen Konsul schwer zu vertheilen seien, ist ein echt bureaukratischer und kaum zu diskutiren. Man braucht nur endlich einmal unser Konsularwesen gründlich zu reformiren: dann werden die jetzt befürchteten Schwierigkeiten schnell verschwinden. Erst neulich hat mir ein Großindustrieller ein charakteristisches Beispiel dafür erzählt, wie ein ungeeignetes Auftreten unserer Diplomaten in den draußen lebenden Deutschen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem Vaterlande schwächt. In einer südamerikanischen Residenz hatten die deutschen Kaufleute empfunden, daß sie an nationalem Zusammenhalt hinter den Angehörigen anderer Nationen zurückständen und daß deshalb so mancher Einwanderer aus dem Vaterlande sehr bald an die Fremden verloren ginge. Sie beschlossen, sich fester an die offiziellen Vertreter des Reiches zu schließen. Die angesehensten Handelsherren zogen sich ihren schwarzen Rock an und machten gemeinsam dem

deutschen Gesandten einen Neujahrsbesuch. Seine Excellenz empfing die Herren sehr liebenswürdig, nahm ihre Glückwünsche entgegen, verabschiedete sie aber sehr bald mit den tröstlichen Worten: „Also auf Wiedersehen im nächsten Jahre, meine Herren!“ Das klang natürlich nicht gerade ermunternd.

Die übrigen Argumente des Grafen Bülow waren nicht gewichtiger. Die Regirung scheint wirklich zu glauben, daß Handelskammern im Auslande unbequem und unnützlich sind. Daß diese Ansicht im Auswärtigen Amt früher bestand, wußte man; doch war allgemein gehofft worden, die neue Entwickelung werde zum Aufgeben dieses Standpunktes treiben. Das ist leider nicht geschehen. Vielleicht deshalb, weil die Befürworter der Maßregel bisher allzu sehr schablonisirten. In der That giebt es nämlich Länder, in denen deutsche Handelsinteressen stark engagirt sind und die dennoch zur Errichtung deutscher Handelskammern kein geeignetes Feld bieten. Ich nenne hier an erster Stelle Ostasien. Der Handel Ostasiens ist hauptsächlich in englischen Händen. Daneben sind allerdings deutsche Interessen in großem Umfange vertreten, in viel größerem als die französischen. Doch der Handelsverkehr mit den ostasiatischen Völkern ist von vorn herein auf Schwierigkeiten gestoßen, unter denen alle Fremden gemeinsam zu leiden hatten. Die öffentlichen Interessen, die von den konkurrirenden Westmächten wahrzunehmen waren, gingen in der Hauptsache überall parallel; die Hauptsorge war auf eine weitere Erschließung der noch gesperrten und feindlichen Gebiete gerichtet. So konnten hier internationale Handelskammern entstehen, in denen Engländer, Deutsche, Franzosen neben einander saßen. Diese Kammern arbeiten gut, die Eintracht wird selten gestört und die ersten Firmen jeder Nation sind stolz, ihnen anzugehören. Hier ist allerdings ein Bedürfniß nach besonderen nationalen Handelskammern nicht vorhanden. Die Errichtung solcher Gremien würde die Einheit der europäischen Kaufleute gegenüber den Asiaten durchbrechen und den Betheiligten vielleicht mehr Schaden als Nutzen bringen.

Ein anderes Gebiet, wo für deutsche Handelskammern kaum der geeignete Platz sein dürfte, sind die Vereinigten Staaten von Amerika. Wer in New-York eine deutsche Handelskammer errichten wollte, würde unter den deutschen Staatsangehörigen dieses großen Handelsplatzes schwerlich die geeigneten Elemente finden. Zwar lebt noch ein Großindustrieller in New-York, der die deutsche Staatsangehörigkeit beibehalten hat; aber er ist vereinzelt und würde sich in der Handelskammer nicht mit seinen deutschen Freunden, sondern mit lauter Leuten zweiten und dritten Ranges umgeben müssen; und eine solche Konstellation wäre der Wahrung der deutschen Interessen an dieser Stelle nicht günstig. Fast alle größeren deutschen Kaufleute und Industriellen sind amerikanische Bürger geworden; sie sind heute darauf sogar schon stolz und wären für eine Körperschaft, die zum Deutschen Reich offizielle Beziehungen haben und von ihm subventionirt werden soll, ganz und gar nicht geeignet. Aehnlich liegt die Sache in den meisten großen Handelsplätzen der Vereinigten Staaten. Hätte man schon vor Jahren hier Auslandskammern errichtet, dann wäre es vielleicht gelungen, die deutschen Elemente zusammenzuhalten und ihre Nationalität und Staatsangehörigkeit zu wahren. Das hat man versäumt. Den Ausgewanderten ist ihr Deutschthum werthlos geworden. Die konsularischen Kräfte aber, die wir drüben haben, sind nicht ausreichend, um unsere nationalen Interessen nachdrücklich und geschickt zu

vertreten. Die besten Elemente, die in fremde Länder wandern, sind die deutschen Kaufleute und Fabrikanten. Sehr oft gelangen sie in der neuen Heimath zu Reichthum und Ansehen. Eine der Hauptaufgaben der deutschen Handelskammern im Auslande soll sein, diese Kräfte zusammenzufassen und ihre ideellen und materiellen Interessen mit dem Vaterlande zu verknüpfen.

Wir haben viele tüchtige Konsuln; aber wir haben auch viele untüchtige. Gerade die Errichtung von Auslandskammern in Städten, für die keiner der erhobenen Einwände zutrifft, wird den anerkannten Mängeln der konsularischen Berichterstattung abhelfen. In gewissen Gebieten des russischen Reiches, in der europäischen und asiatischen Türkei, in Italien, in den Niederlanden und in England, vor Allem aber in den südamerikanischen Staaten ist die Errichtung deutscher Handelskammern dringend geboten, und zwar unter Gewährung reichlicher Subventionen. Ich theile nicht die Ansicht des Grafen Bülow, daß die Erfahrungen bisher ungünstig gewesen seien. Dagegen spricht schon die verdienstvolle Thätigkeit der deutschen Handelskammer in Brüssel. Uebrigens will ich auch in dem von mir angedeuteten Umfange nicht schematisiren. Die Regirung soll nicht etwa aus eigener Initiative an allen möglichen Handelsplätzen Kammern errichten. Dem Reichskanzler sollen nur Mittel zur Verfügung gestellt werden, die er zur Subventionirung solcher Körperschaften verwenden kann. Dann wird abzuwarten sein, ob entsprechende Anträge kommen; sie sind mit Hilfe der Konsuln und Gesandten nachzuprüfen; und wenn es sich wirklich um vertrauenswürdige Leute handelt, denen man die Führung der deutschen Kolonie zuversichtlich überlassen kann, dann soll man offiziell die Hand bieten und subventioniren.

Dr. Max Vosberg-Rekow.

Der neuste Boom.

Wie ein Sturmwind saust der Amerikaner-Boom durch Throgmorton Street und reißt in einem wilden Wirbel Alles mit sich. Ueber Nacht ist der Börsenspekulation die Erkenntniß aufgedämmert, daß aller Segen der modernsten Kultur in amerikanischen Eisenbahnpapieren seine herrlichste Blüthe feiere, — und besinnunglos opfern Berlin, London und New-York ihre letzten Ersparnisse dem Gewinn verheißenden Spiel in Werthen, deren Geschichte eins der traurigsten Kapitel in den Erfahrungen des Anlage suchenden Publikums beleuchtet. Die Zügellosigkeit der Spekulation kommt schon rein äußerlich darin zur Geltung, daß innerhalb acht Tagen der Verkehr, der zunächst nur etwa 140 000 Shares an einem Börsentage umfaßt hatte, sich auf 500 000, dann auf 700 000 und schließlich auf mehr als eine Million Stücke hob; die Nachbörse muß aushelfen, wenn sich innerhalb des regulären Termins nicht der ganze Handel, der den Maklern obliegt, bewältigen läßt. Seit dem Minenboom des Jahres 1895 ward Aehnliches nicht erlebt. Betroffen fragt man jetzt, wer wohl den Anstoß zu der ungeheuerlichen Bewegung gegeben habe. Die deutschen Spekulanten erklären, daß sie lediglich dem amerikanischen Vorbild folgen; der Yankee müsse am Besten wissen,

woran er sich bereichern könne. Die Engländer wiederum betrachten den Amerikaner-Boom als eine Mache der Deutschen, die sich, trotzdem sie ihre Nase gründlich an amerikanischen Eisenbahnpapieren verbrannt haben, doch noch weiter um deren Ergehen kümmern und eine Kontrole über die Verwaltung der wichtigsten Verkehrsunternehmen in den Vereinigten Staaten ausüben. Wenn selbst der vorsichtige Deutsche, dessen kühler Verstand die Verhältnisse durchdringt, seine Groschen über das Wasser wirft, dann liegt in der Nachahmung eines solchen Gebahrens sicherlich keine Gefahr. Und der Yankee selbst? Nun, seine Freude an besseren Börsentagen ist nur zu begreiflich, nachdem Monate lang in Throgmorton Street alles Leben erloschen schien, weil Alles unter der furchtbaren Geldknappheit seufzte und sich nicht nach der Wiederkehr eines Zinssatzes von 20 bis 75 Prozent sehnte. Europa sendet, um sich selbst einen neuen Anreiz zu schaffen, unlimitirte Kaufaufträge hinüber, scheint also im Ueberfluß zu schwelgen; und der Amerikaner ist gern so gefällig, die ihm dargebotenen Summen hinzunehmen und durch Inszenirung einer wilden Kurstreiberei unaufhörlich zu steigern. Ein Bankier empfiehlt dem anderen ein Pöstchen „noch billiger" Waare; und besonders die londoner Fachmänner sind groß darin, ihren deutschen „Geschäftsfreunden" die Papiere, die sie nicht unters Publikum bringen können, weil sie sich nicht die Kundschaft verscherzen wollen, aufzuschwatzen. Auch das Privatpublikum wird mit Rundschreiben gefälliger londoner und new-yorker Spekulanten überschwemmt; und der Mann, der in das Geschäft seines Nachbarn, das er täglich kontroliren kann, keine tausend Mark stecken würde, versucht es unbedenklich mit zehntausend, wenn sich bei ihm ein englischer Prospekt eines Fremden mit der Anrede „Dear Sir" einzuschmeicheln sucht und die kühne Behauptung stolz wagt: „Gerade in diesem Augenblick muß ich mit aller Entschiedenheit wiederholen, daß amerikanische Eisenbahnaktien die großartigsten Gewinnchancen und alle Garantien unbedingter Sicherheit in höherem Maße als irgend eine andere Art von Kapitalanlagen in sich vereinen."

Solche schlaue Anzapfungen begünstigt ein Umstand, der in der Epoche der Geldnoth doppelt geschätzt wird: die Internationalität der amerikanischen Eisenbahnwerthe, die sich auf den größten Märkten der Welt stets leicht veräußern lassen. Die meisten Käufer verzichten auf die Abnahme der erstandenen Papiere; sie lassen sie ruhig in New-York liegen, wo sie nöthigen Falls für sie billiges Leihgeld erhalten, dessen Preis hinter den bei uns zu bewilligenden Sätzen weit zurückbleibt. Das wiegt schwer, wenn man bedenkt, daß in Berlin und Frankfurt per ultimo März für Geld bis $7^1/_2$ Prozent bezahlt werden mußte. So gewitzigt ist denn doch selbst in Deutschland Jeder, der die Geschichte der amerikanischen Eisenbahnpapiere nur einigermaßen kennt, daß er sie nicht zu dauernden Anlagezwecken benutzt, sondern sich ihrer nur zur Erreichung von Zwischengewinnen bedient, um bei guter Gelegenheit Realisationen auszuführen. Immerhin trägt dann der Erwerb solcher Werthe zur Erhöhung der ohnehin recht starken Verschuldung der europäischen Kapitalmächte an die Vereinigten Staaten bei. Im Herbst, wenn die Geldnoth überall am Höchsten steigt und zu den peinlichsten Schritten drängt, werden die Amerikaner mit Verlust wieder losgeschlagen, um dem einen großen Zweck zu dienen: flüssiges Geld zu schaffen.

Die Vereinigten Staaten brauchen, bei der nervösen Steigerung ihrer Produktion auf den meisten Gebieten industrieller Thätigkeit, eine beträchtliche

Zufuhr von Geldmitteln; und die glücklichen Yankees haben eine Regirung, deren höchstes Ziel die Bereicherung der Bevölkerung ist. Drüben besteht noch das natürliche Verhältniß, daß die Leiter der Geschicke des Landes von seinem materiellen Ergehen zum großen Theil selbst abhängig sind und jeden Mißgriff am eigenen Einkommen spüren; selbst das Gehalt der höchsten Konsularbeamten ist von dem Umfang und dem Erfolg ihrer Arbeit abhängig. Wenn dann auch die würdigen Herren Senatoren für die eigene Tasche sorgen, so erreichen sie damit doch zugleich eine Steigerung der Gesammteinnahmen des Landes. So ist es auch jetzt: das euphemistisch so genannte Goldwährungsgesetz, das ausdrücklich erklärt, es wolle dem Bimetallismus kein Hinderniß in den Weg legen, und das deshalb allen bestehenden und noch herzustellenden Silbermünzen volle Zahlkraft einräumt, erhöht ohne Weiteres die Zahl der Umlaufsmittel und schafft dadurch ein natürliches und dauerndes Gegengewicht gegen die vorzeitige Versteifung des Geldmarktes. Die Finanzkraft des Landes soll zugleich einen Regulator in sich selbst besitzen: der Betrag der Noten, die ausgegeben werden dürfen, soll sich nämlich der Höhe des Aktienkapitales der emittirenden Institute anschmiegen. Leider wurde damit zugleich den Nationalbanken ein gefährliches Privileg eingeräumt, nämlich mit der unbeschränkten Erhöhung des Aktienkapitales auch die Ausgabe von Banknoten bis zu seinem vollen Betrage, während bisher einem Gesammtaktienkapital von 700 000 000 Dollars nur ein Notenumlauf von 241 350 000 Dollars gegenüberstand. Heute freut sich Jeder des Entgegenkommens, das der Senat dem allgemeinen Drängen nach neuen Mitteln bewiesen hat; ist doch auch die Umlaufssteuer, die bisher 1 Prozent betragen hatte, auf die Hälfte ermäßigt worden. Damit ist aber natürlich einer Geldknappheit nicht auf die Dauer vorgebeugt. Das wird schon in diesem Jahre der Anprall der herbstlichen Ansprüche zeigen. Wehe aber, wenn Kriegsnoth oder ein sonstiger außergewöhnlicher Bedarf die Kassen der Nationalbanken plündern sollte! Dann wird das ganze Land erkennen, daß ihm mit der Linderung einer augenblicklichen Unbequemlichkeit durch ein Mittel, das den Banken eine unbeschränkte Machtbefugniß einräumt, ein verhängnißvoller Dienst erwiesen wurde. Jedenfalls ist das erste praktische Ergebniß der Währungreform ihr grober Mißbrauch zur Hergabe eines Motives, das den vollständig in der Luft schwebenden Amerikaner-Boom rechtfertigen, sanktioniren, ja, ihm dauernden Bestand gewähren soll.

Lange war Throgmorton Street in völlige Lethargie versunken. Wer sich nach langer, lustloser Muße vom Lotterbett erhebt, kann nicht sofort Herkulesthaten verrichten, sondern muß erst den Kräften Zeit lassen, sich zu sammeln. Hinter der plötzlichen Regsamkeit verbirgt sich ein Gefühl der Schwäche. Trotz aller Spiegelfechterei zeigen die Clearinghouse-Umsätze in der letzten Märzwoche, dieser Standardwoche, einen Rückgang um vierzehn Prozent; und auch die Einnahmen der amerikanischen Eisenbahnen, des Gegenstandes des Spekulationtaumels, deren Brutto-Plus die Flamme nähren mußte, lassen allmählich die merkwürdige Metamorphose der provisorischen Ueberschüsse in ein endgiltiges Netto-Minus erkennen. Die industrielle Leistungfähigkeit der Vereinigten Staaten ist ja ungeheuer gesteigert und drängt, da mit ihrem Wachsthum die Steigerung des Konsums im Inlande nicht gleichen Schritt halten kann, zu einer fast schon überstürzten Ausfuhr der Fabrikate; mit Kohlen- und Eisenerzeugnissen soll,

wenn in der Union selbst die schon nah drohende Uebersättigung eingetreten ist, das altersschwache Europa überschwemmt werden. Diese gewaltige Güterbewegung führt den Bahnen nach Beilegung der Tarifkämpfe, die ihr Mark ausgedörrt hatten, umfangreiche und lohnende Transporte zu. Aber der ergiebige Gewinn wird zum großen Theil von den längst nothwendigen Aufwendungen verschlungen, die für die Erhaltung des Bahnkörpers und Ergänzung des Materials erforderlich sind. Verdienst bedeutet noch nicht Dividende; so weist die Baltimore-Bahn einen Reinertrag von 8 Prozent auf, hat aber noch keinen Cent vertheilt und die Louisville-Bahn hat 7 Prozent verdient, aber nur 4 Prozent Dividende ausgeschüttet. Außerdem behält auf den Mortgage Bonds meistens die stereotype Formel ihre Giltigkeit, daß eine Nachzahlung auf die in früheren Jahren nicht eingelösten Coupons in keiner Weise und unter keinen Umständen stattfinde; deshalb sind die zum größten Theil in deutschen Händen befindlichen Zinsscheine der St. Louis- und Southwestern-Eisenbahn für die Zeit vom ersten Juli 1891 bis zum ersten Juli 1898 werthloses Tapetenpapier. Sobald die Konjunktur nachläßt und die Bahnen um volle Ausnutzung des jetzt erheblich vermehrten Wagenparks verlegen sind, wird der Konkurrenzkampf unter den verschiedenen Unternehmen von Neuem zu heller Lohe emporschlagen; unter der Asche glimmt der Funke fort. Die mörderische Fehde um die Kontrole der new-yorker Straßenbahnen ist durch den Uebergang der Third Avenue-Bahn auf die Metropolitan beigelegt; aber damit sind die Reibungflächen zwischen ihr und dem Publikum nicht beseitigt. Zwar haben die beiden industriellen Machthaber, Carnegie und sein früherer Gesellschafter Frick, die Streitaxt begraben und ihren Millionenprozeß dadurch beendet, daß sie sich in der Carnegie-Company wieder verbunden und dieses Unternehmen mit einem Kapital von 250 Millionen Dollars ausgestattet haben; doch ergeben sich zwischen den Riesentrusts und ihren Widersachern stets neue Streitpunkte, die zu einer Unterbietung in den Fabrikatpreisen führen. An den hohen Dividenden, die die großen Kapitalvereinigungen erzielen — zum Beispiel an den 80 Prozent, die die Standard Oil Company für das letzte Jahr zahlen kann —, hat die europäische Spekulation keinen Antheil. Als Symptome einer baldigen Abschwächung der Konjunktur darf die Häufung der sichtbaren Eisenvorräthe bei den amerikanischen Hochöfen und die in Verbindung hiermit auf dem Eisen- und Stahlmarkt eingetretene Preisermäßigung gelten. Daß sich der erwartete Segen drüben nicht überall einstellt, beweist die während der Periode des glänzendsten Aufschwunges, nämlich im ersten Vierteljahr 1900, sich zeigende starke Vermehrung der Insolvenzen.

Trotzdem ist in Throgmorton Street das ängstliche Bestreben fühlbar, auch die kleinen, werthlosen Commons an dem für Eisenbahn-Shares bestehenden Boom theilnehmen zu lassen; das Vertrauen auf die Blindheit einer zügellosen Spekulation pflegt ja nicht zu trügen. Außerdem wird schon damit gerechnet, daß in der zweiten Aprilhälfte aus den Erntebezirken an die new-yorker Banken größere Summen zurückfließen werden, die den Geldmarkt erleichtern, die Reserven der Centralinstitute stärken und die Börse von Neuem anregen. Jedenfalls bemühen sich die Amerikaner um ein wirksames Relief für die Präsidentenwahl, — und die guten Deutschen unterstützen sie darin eifrig. Lynkeus.

Justizchronik.

Am sechsten August 1899 hatte die sozialdemokratische Gewerkschaft der Maurer zu Wismar in Mecklenburg ein Tanzvergnügen. Die überwachenden Polizisten sollten durch Zurufe zweier anwesenden Tischler beleidigt sein. In der Verhandlung vor dem Schöffengericht beschwor der Sozialdemokrat Holst, Mitglied des städtischen Bürgerausschusses, daß nur der eine, nicht der andere Tischler gerufen habe. Das Schöffengericht sprach den zweiten frei und verurtheilte den ersten zu zwanzig Mark Geldstrafe. Der Staatsanwalt legte Berufung ein; die Strafkammer verurtheilte jetzt beide Tischler zu je einer Woche Gefängniß und nahm Holst in Untersuchunghaft wegen Meineids, nachdem er seine frühere Aussage eidlich aufrecht erhalten und hinzugefügt hatte, die Genossen seien am sechsten August durch die Anwesenheit der Polizisten erregt gewesen; in dem Tumult habe er nur das Rufen des einen Tischlers gehört. Holst wurde vor die Geschworenen gestellt, von ihnen schuldig befunden und von den drei Berufsrichtern zu drei Jahren (das Minimum ist ein Jahr) Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust verurtheilt. Die Polizisten hatten beschworen, daß Holst das Rufen auch des anderen Tischlers habe hören müssen. Die sozialdemokratischen Redakteure, die diese Darstellung des Falles veröffentlichen, fügen hinzu: der Erste Staatsanwalt habe gesagt: Holst hat „aus schmutzigem Parteiinteresse den Genossen auf Kosten der Polizei vor Gericht herausgelogen." Sie ziehen die Parallele mit dem essener Fall des „Kaiserdeputirten" Schröder, der wegen Meineids verurtheilt wurde, weil er beschworen hatte, ein Gendarm habe gestoßen, während andere Zeugen von einem solchen Stoß nichts wußten. Ist die Darstellung des mecklenburger Falles falsch oder schief, so ist es der Mühe werth, sie öffentlich zu berichtigen. Ist sie zutreffend, dann ist der Eindruck überaus traurig. Traurig, weil die Möglichkeit nicht fern liegt, daß ein Ehrenmann unschuldig eine entsetzliche Strafe leidet. Jeder Jurist weiß, daß es kaum je gelingt, einem Zeugen, der Etwas nicht gehört oder gesehen haben will, das Gegentheil zu beweisen, daß kaum je auch nur der Versuch gemacht wird, in solchem Falle wegen Meineides vorzugehen. Aber auch im Publikum kennt man diese einfache Thatsache. Und deshalb werden leider die Deutschen, die jene Darstellung lesen, zu der Meinung verleitet, Holst sei nur deshalb für überführt erachtet, nur deshalb so streng bestraft worden, weil man ihm als Sozialdemokraten in einer Parteisache den Meineid leicht zutraute. Besonders traurig aber stimmt der Gedanke, daß all dies Elend vermieden wäre, wenn die wismarer Polizeibehörde die Maurer unüberwacht hätte tanzen lassen, — auf die Gefahr hin, daß einer der Genossen, dem Vereinsgesetz zuwider, etwelches politische Blech geredet hätte . . . In Mecklenburg scheinen überhaupt noch immer merkwürdige Dinge möglich. Da hat der Oberkirchenrath einen Pastor nach dreißigjähriger Dienstzeit ohne Pension entlassen, weil er die Todsünde begangen hatte, die Feuerbestattung zu vertheidigen. Die Frau des Entlassenen bittet in den Zeitungen, ihr Thee abzukaufen, damit sie ihren Mann ernähren könne.

* * *

Unseren weltlichen und geistlichen Gerichten kann gar nichts Gedeihlicheres passiren, als daß ihre Entscheidungen öffentlich erörtert und, so weit es nöthig

ist, kritisirt werden. Und zwar nicht mit juristischen Wortklaubereien und Spitzfindigkeiten, e vinculis der vielfach verbildeten Zunft, sondern unter Zurückgehen auf die psychologischen, auf die sozialen Zusammenhänge, auf die allgemeinen Fehlerquellen richterlicher Urtheile. Wenn gebildete Deutsche zu solcher Kritik sich ernstlich entschließen, wird der Versuch, sie mundtot zu machen, sicher scheitern. In Bayern freilich wird Professor Lipps schon deshalb mit Disziplinirung bedroht, weil er gesagt hat: „Wenn man Unbestechlichkeit nicht nur im groben, materiellen Sinne auffaßt, sondern darunter die Unzugänglichkeit für unberechtigte Einflüsse jeder Art und die unerschütterliche Widerstandsfähigkeit auch gegenüber mächtigen Tagesströmungen versteht, so ist das Wort von der Unbestechlichkeit des deutschen Richterstandes zur Legende geworden". In der „Zukunft" wurde bereits vor Jahren*) ausführlich nachgewiesen, wie die Richter bei einer sehr großen Zahl ihrer Entscheidungen, bald bewußt, bald unbewußt, unter dem Druck ihrer Gesammtanschauungen über Politik, Wirthschaftleben, Religion und Kirche, Sexualethik handeln und sich danach differenziren. Professor Lipps meint das Selbe; im schlimmsten Fall könnte er meinen, daß diese Anschauungen sich — dem Richter unbewußt oder gar bewußt — Dem anpassen, was den auch für seinen Lebensgang entscheidenden Gewalten als richtig gilt. Warum sollten ernste Männer so bangen Sorgen nicht Ausdruck geben? Ist auch „volle Unparteilichkeit" ein unerreichbares Ideal, so ist es doch schon werthvoll, die Illusion zu zerstören, daß das Ideal verwirklicht sei.

* * *

Lex Heinze und kein Ende! Als Nachlese möchte ich folgende Sätze bringen: 1. Der jetzt noch in Frage kommende Rest des Gesetzentwurfes enthält seiner Fassung nach, wie vom Herausgeber der „Zukunft" mit vollem Recht betont ist, kein für Kunst oder Wissenschaft bedrohliches Novum; die Zufügung des „Schamverletzenden" zum „Unzüchtigen" ist eine juristische Faxe. 2. Alles hängt von der Anwendung ab, da eine große Latitude des Ausdruckes unvermeidlich ist; auch mit den jetzigen Paragraphen kann man Wort, Schrift, Kunst knebeln, hat es öfter versucht und zuweilen erreicht. 3. Die vielfach übertriebene, unklare, auf unlauteren Motiven beruhende Agitation kann doch bleibenden Nutzen schaffen, wenn eine nachhaltige Opposition gegen die in den letzten Jahren immer widerlicher gewordene Keuschheit- und Kirchlichkeit-Heuchelei, gegen alle Oktroyirungen in Kunst und Wissenschaft in Gang kommt. 4. Manifestirt hat sich ein weitverbreitetes Mißtrauen gegen die Justizbehörden, vor Allem die Staatsanwälte, aber auch die Gerichte. 5. Manifestirt hat sich die Unzulänglichkeit der Juristen im Reichstag. Das war den näher Stehenden freilich nicht neu. Man frage nur einmal die Berufs- ja, selbst die Fraktiongenossen über die Herren Roeren vom Centrum, Himburg von der Rechten, Träger und Beckh von der Linken, Stadthagen von den Sozialdemokraten. Der Staatssekretär Nieberding und sein Kommissar zeigten sich ihnen weit überlegen. Geradezu beschämend wirkte, wie die Regirungvertreter vier-, fünfmal vergeblich versuchten, dem Hohen Hause klar zu machen, was eigentlich Sinn und Bedeutung der Kuppelei-Judikatur

*) 1894, Nr. 72 und 73: „Themis am Webstuhl der Zeit" und „Wort und Schrift vor dem Strafrichter".

des Reichsgerichtes sei. 6. Nur dies eine Zipfelchen des schwierigen Prostitution-Problems, die Wohnungfrage, hatte der Gesetzentwurf mit spitzem Finger angefaßt, — und sofort entrollte sich das Ganze, so sehr die Regirungvertreter sich dagegen verwahrten. Prohibirung, Tolerirung, Reglementirung, Kasernirung der Prostitution: Alles gährend und unklar; und dabei schon neue Strafnormen? Nonum prematur in annum! Inzwischen meinetwegen Enquete und Diskussion. 7. Ueber schärferes Zufassen gegen Zuhälter und sonstige Ausbeuter der Unzucht (Annoncenpächter, „Kunsthändler" u. s. w.) ließe sich schon jetzt reden. Aber wir wollen überhaupt nur im äußersten Nothfall neue Strafgesetze, wollen sie nur da, wo das Leben uns ganz neuen Kriminalstoff entgegenträgt. Ich hätte gewünscht, daß mehr Beispiele Das verdeutlicht hätten, was die Anhänger der Novelle geändert sehen wollen. Die albernen Witze der Gegner (Romeo und Julia, „nackte Wände" u. s. w.) bieten keinen Ersatz. Jetzt hat Herr Stoecker ein Beispiel geliefert: er wünscht das Auftreten der Yvette Guilbert gesetzlich zu hindern. Hic salta, deutsches Publikum!

* * *

Herr Karl Jentsch schreibt an den Herausgeber:

Bei der Berathung der Zwangserziehungvorlage hat Herr von Diest im Herrenhause gesagt: „Die Verhütung der Verrohung ist der edle, große Zweck des Gesetzes." Wieder eine Aeußerung jener Politik, über die ich nicht aufhören kann, mich zu wundern! Zunächst leugne ich die Thatsache der Verrohung. Vor einigen Wochen hat Das in der „Zukunft" ein Jurist gethan; ich habe es seit zwanzig Jahren in verschiedenen Blättern unzählige Male gethan. Die heutige europäische Menschheit weiß ja gar nicht mehr, wie Roheit aussieht. Wenn ich unseren überfeinerten und nervösen Honoratioren die Quarta der Bürgerschule meines Heimathstädtchens von anno 1844 oder die Putzeljungen der dortigen Spinnfabrik von anno 1854 vorzaubern könnte, dann würden sie einen Begriff davon bekommen. Wie die Dezenz, so hat die Verfeinerung des äußeren Menschen in Kleidung, Haltung, Benehmen und Sprache bis in die tiefsten Schichten hinab seit 1878 einen Grad erreicht, der allen früheren Zeiten unbekannt war. Wenn in der Minnesingerzeit des Ritters „Hofzucht" nicht himmelweit verschieden gewesen wäre von der „Dörperheit" der Masse, so hätte er die gute Hälfte seines Ich, die in der Eitelkeit auf diesen Vorzug bestand, verloren; und vom fünfzehnten Jahrhundert ab gab es auch keine ritterliche Hofzucht mehr. Die fürstlichen Damen soffen sich wetteifernd mit den Männern unter den Tisch, die wackere Liselotte von Orleans und ihre hannöversche Tante, die Gönnerin Leibnizens und Mutter der gelehrten ersten Königin von Preußen, unterhielten sich in ihren Briefen über natürliche Dinge in einer Sprache, die heute kein Ochsenknecht, geschweige denn ein städtischer Arbeiter, in Briefen riskiren würde, gewisse Sitten an den damaligen Höfen können heute öffentlich nicht einmal angedeutet werden und noch im vorigen Jahrhundert war es ein beliebter Spaß, den sich die Kavaliere in den Straßen Londons machten, daß sie die ihnen begegnenden Mädchen und Frauen auf den Kopf stellten, — wobei daran zu denken ist, daß die Frauenbeinkleider eine Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts sind und bis vor wenigen Jahrzehnten von den Frauen und Mädchen des kleineren Bürger-

ſtandes und auf dem Lande nur im Winter getragen wurden. Nicht zu roh iſt die heutige Arbeiterjugend, ſondern zu fein. Das iſt die eine der vier Hauptursachen des ländlichen Arbeitermangels. Vor dreißig Jahren, als von einer Noth der Landwirthſchaft noch keine Rede ſein konnte, aber trotzdem, wie zu allen Zeiten, fleißig geklagt wurde, pflegte ein hochangeſehener Landwirth zu ſagen: Es wird nicht eher beſſer werden, als bis der Bauer die Glaceehandſchuhe wieder auszieht. Heute will nicht nur der Bauer, ſondern auch der Ochſenjunge und die Stallmagd Glaceehandſchuhe tragen; und da ſie Das nicht können, entlaufen ſie den Bauern. Der Junge erſtrebt durch Vermittelung des Militärs einen Schreiberpoſten und ſchreibt bis zum Eintritt ins Militär, auch wenn er ein baumlanger, rieſenſtarker Kerl iſt, beim Rechtsanwalt; die Magd aber häkelt oder ſtickt oder näht Handſchuhe oder wird Ladenfräulein. Wollt Ihr Herrſchaften Knechte und Mägde haben, die für Euch Miſt laden, Kloaken reinigen, ſich auf der kothigen Straße mit Auf- und Abladen ſchwerer Kiſten und Fäſſer abrackern, bis an die Knie im Schmutzwaſſer ſtehend, Erd- und Waſſerbauarbeit verrichten, im eklen, glitſcherigen Schmutz der Grube liegend, die ſchwarzen Diamanten und die Erze herauswühlen, ſo müßt Ihr ihnen geſtatten, ab und zu mit einem kräftigen Fluch das durch die quälende Tücke des Objekts ergrimmte Herz zu erleichtern, ſich für das Uebermaß animaliſchen Unbehagens, das ſie erdulden, durch animaliſches Behagen in derben Späßen und Räkeleien einigermaßen zu entſchädigen. Das iſt für dieſe Leute die einzige Möglichkeit, das fortwährend geſtörte ſeeliſche Gleichgewicht nothdürftig wiederherzuſtellen. Leute, die äußerlich oder innerlich verfeinert ſind, verſtehen ſich zu harten, groben und ſchmutzigen Arbeiten entweder gar nicht oder nur unter der Bedingung einer reichlichen freien Zeit, in der ſie durch den Genuß häuslicher Behaglichkeit oder feiner Geſelligkeit die Bedürfniſſe ihrer höheren Menſchennatur befriedigen können. Und da in der beſtehenden Geſellſchaftordnung kaum der dick verdienende Eiſeninduſtrielle, geſchweige denn der Landwirth ſeinen Lohnarbeitern ein ſolches Daſein gewähren kann, ſo iſt die nothwendige Folge der Verfeinerung: der Sozialismus. Daher ſind, wie ich oft ausführlich gezeigt habe, Kant und Fichte, die die Sittlichkeit für Alle fordern, in der Theorie, Preußen und Sachſen, die eifriger als irgend ein anderer Staat Alle zu äußerlicher Geſittung zwingen, in der Praxis die Väter der Sozialdemokratie. Macht vollends die oberbayeriſchen Holzknechte und die pommerſchen und oſtpreußiſchen Scharwerker geſittet, — und Ihr habt im ganzen Deutſchen Reich keinen Mann mit weniger als 2000 Mark Einkommen mehr, der nicht Sozialdemokrat wäre! Nicht das Hetzen der Agitatoren, ſondern die immanente Dialektik der Geſchichte erzeugt die Sozialdemokratie. Die Sache ſchlägt übrigens auch in die hohe Politik. Im vorigen Jahr klagte man in London einmal arg über Rowdies, die Gentlemen mißhandelten; in der Saturday Review aber wurde geſagt: Seid doch nicht dumm! Seid froh, daß wir ſolche rohen Burſchen haben; ſie ſind es, die unſer Weltreich gegründet haben und weiter gründen werden; in Glaceehandſchuhen gründet man keine Weltmacht. Und man ſehe ſich doch die niederländiſchen Genrebilder an aus der Zeit, wo der Zwerg Holland eine Weltmacht war! Es giebt wenige darunter, die nicht die Schamhaftigkeit zarter Seelen verletzten, und man kann nicht einmal immer hinzufügen: ohne unzüchtig zu ſein. Unſere heutigen Staatskünſtler wollen immer und ewig den Eierkuchen backen, ohne das Ei zu zerbrechen.

Freilich ist es nur eine Einbildung des gutmüthigen Herrn von Diest, daß das Zwangserziehungsgesetz der Verrohung vorbeugen soll; nicht der Verrohung, sondern dem Verbrechen soll es vorbeugen. Das ist etwas ganz Anderes, denn das Verbrechen entspringt eben so oft aus der Feinheit wie aus der Roheit. Daß für eine gute Erziehung aller unglücklichen Kinder gesorgt werden soll, die entweder schlechte oder gar zu arme oder überhaupt keine Eltern haben, ist ja höchst vernünftig und hocherfreulich. Wird aber auch die Erziehung, die man ihnen angedeihen lassen will, die richtige sein? Hat man bedacht, was diesen unglücklichen Geschöpfen am Meisten fehlt? Es ist die Liebe. Sie kennen die Liebe nicht; sie haben nie im Leben Anderes erfahren als Hartes und Widerwärtiges, als Schmerz und Pein: Hunger und Durst, Stillung des Hungers mit ekelhaften Nahrungmitteln, üble Gerüche, Hitze und Frost, Nässe und Schmutz, Mißhandlungen und rohe Beschimpfungen. Die Welt ist für diese Wesen eine Hölle, bevölkert von Teufeln, und die Teufel, von denen sie am Meisten gepeinigt werden, sind gewöhnlich ihre Eltern. In der Saturday Review wird seit Jahren das Thema der Prügelstrafe verhandelt; je neun von zehn Stimmen erklären sich entschieden dagegen und die zehnte Stimme ist gewöhnlich nur bedingt dafür. Neulich sagte dort ein Herr George Ives: „Wenn gepeitscht werden soll, dann fordere ich die Peitsche für eine Klasse von Menschen, nur für diese und für keine andere: für den Vater, der seinen Jungen halb tot schlägt und seinem Weib die Rippen mit dem Stiefelabsatz eintritt, und für die Mutter, die ihr Kind in einen Schrank verschließt oder auf die glühende Ofenplatte legt. Daß in einer Kindesseele, die von Teufeln gepeinigt und nie von einem Engel geliebkost wird, keine anderen Empfindungen als Haß, Neid und Gier nach Genuß, nach einem einzigen kleinen Genuß um jeden Preis, keimen können, versteht sich von selbst; und daß diese Wesen nicht allesammt Teufel werden, ist mir immer als der staunenswertheste Beweis für die unverwüstliche Güte der Menschennatur erschienen. Es ist gewiß keine unter diesen „Rangen", die nicht mit tausend Freuden gut werden möchte, wenn sie die Ueberzeugung gewönne, daß es einen einzigen Menschen auf Erden gäbe, der es wirklich gut mit ihr meint. Wird die „Zwangserziehung" von diesem Geist beseelt sein? Ich fürchte: nein! Schon der Name spricht dagegen; er riecht nach Prügel, Lattenarrest, eingebläuten Bibelsprüchen und frommen Traktätlein, lauter Dingen, die den Haß gegen Staat und Kirche und die ganze Menschheit vollenden. Waltete der richtige Geist, so würde man nicht „Zwangserziehung", sondern „Zufluchtstätten für mißhandelte Kinder" sagen und schreiben. Die Regirungvorlage bekundete wenigstens darin Einsicht und guten Willen, daß sie die Benutzung der Arbeithäuser für die Zwangserziehung verbot; die Kommission aber hat vorgeschlagen, diese unselige Verbindung von Strafanstalt und Erziehunganstalt zuzulassen, wenn die Zöglinge das schulpflichtige Alter zurückgelegt haben und wenn ihre vollständige und dauernde Trennung von den übrigen Insassen verbürgt wird. Vollständige und dauernde Trennung: Das klingt ja recht gut. Obs aber möglich ist? Und wenn man die trennenden Mauern noch so hoch und noch so dick macht: ich fürchte, der Geist des Arbeithauses wird durchschlüpfen und die armen Kinder peinigen.

Theater.

Den Hochgemuthen, die ein paar Jahre lang in frommer Ekstase von einer Erneuerung der Schaubühne träumten, müßte jetzt eigentlich das Herz in die Hosen fallen. Was ward uns nicht von der werdenden Bühnendichtung, wie der des Gambrinus volle Herr Schlenther die Sache nannte, verheißen! Mit der Handlung, diesem muffigen Ueberbleibsel aus Scribes verstaubtem Marzipanladen, sollte es für immer vorbei sein. Keine Teleologie mehr: das Gesetz der Kausalität soll künftig das Werden, Sein und Vergehen wirklicher Menschen erklären. Keine Szenen mehr, weder Gruppirung noch künstliches Licht: nur Ausschnitte aus der brutalen, banalen Gemeinheit unseres an großen Tragoedienkonflikten bettelarmen Lebens, das Alles so leicht ins Lächerliche biegt. Keine Guten und Bösen: nur menschlich determinirte, menschlich komplizirte Erdenbewohner, wie sie uns im Handschuhladen, beim Bier und in der Straßenbahn leibhaftig begegnen. Und so weiter. Am lichten Tag wollte man wieder einmal die Natur des Schleiers berauben; und wieder, wie vor einem Vierteljahrtausend, hätte ein La Fontaine spotten können: Et maintenant il ne faut pas quitter la nature d'un pas. Die Prophezeiungen lasen sich wunderschön. . . . Leider ist aus der laut verkündeten Herrlichkeit nichts geworden. Das war zu erwarten. In Berlin sind jetzt Oedipus und Antigone aus den Gräbern erweckt und auf die Bretter gebracht worden; wer da sah, wie wenig sich in Jahrtausenden das Wesen des Dramas verändert hat, kann sich nicht wundern, wenn die Veränderung sich nun nicht auf Kommando einstellen will. Der kecke Versuch, das Theater zu enttheatralisiren, ist kläglich mißlungen. Das Ewig-Bretterne hat glorreich gesiegt. Und das ausgehungerte Publikum ist froh, daß es eine Weile nicht zu heucheln braucht, und stürzt sich mit wahrem Freudengewieher auf die Schüsseln, die es so lange in Schmerzen entbehren mußte.

Eine, die im Hofschauspielhaus mehrmals in jeder Woche herumgereicht wird, gefällt ihm besonders. Herr Otto Ernst, ein mit kerngesundem Witz, bürgerlich gebändigter Phantasie und derbem Frohsinn begabter Mann, hat sie mit bunten Süßigkeiten belegt. Früher liebten die Berliner, die damals noch in Berlin den Ton angaben, Bunte Schüsseln und Humoresken. An beide Genüsse, die längst aus der Mode schienen, hat mich „Jugend von heute", die „deutsche Komoedie" des Herrn Ernst, freundlich erinnert. Es ist kein übles Stück, nicht viel schwächer als der „Probekandidat", bei dem der Benedix des „bemoosten Hauptes" Pathe gestanden hat; von der selben Harmlosigkeit und löblich liberalen Gesinnung. Jugend von heute: Das klingt nach böser Satire; aber man braucht keine Angst zu haben. Es ist nicht so schlimm; die struggleforlifeurs aus dem letzten Boot werden uns nicht gezeigt und noch weniger die frommen, loyalen Knaben, die sich mit dem Gesangbuch und mit Marineinbrunst in Amt und

Würden ſtreben. Wir ſehen nur einen guten, geſcheiten Jungen, der unter Naturaliſten, Nihiliſten, Moderniſten gerathen iſt, bei ihnen allerlei Schnödigkeit aufgeſchnappt hat und von einem trefflichen Mädchen, einem Ausbund von Tugend, Klugheit, Talent und vergnügter Sittſamkeit, in der Heimath leicht und glücklich geheilt wird. Ganz ſo wurde Iffflands hageſtolzer Hofrath Reinhold einſt durch eines Landkindes Lieblichkeit von ſeinen Schrullen geheilt. Auch ſonſt trifft man gute alte Bekannte. Die bethuliche Mama iſt da, die immer zur unrechten Zeit ihr Eſſen im Kopf hat; ſogar der ſubalterne Papa fehlt nicht, der gar zu gern Fremdwörter gebraucht, ſie aber nicht ausſprechen kann. Daß die vorgeführten Naturaliſten, Nihiliſten und Moderniſten im Witzblattſtil karikirt ſind, ſtört die lachluſtigen Hörer nicht; ſo war es ja in den Humoresken auch. Und bei ſeinem beſten Einfall, bei dem Verſuch, eine glänzend angeſtrichene leere Menſchenfaſſade zu zeigen, die ſich nach einem lebendigen Bewohner ſehnt, hält Herr Ernſt ſich ſo kurze Zeit auf, daß die Wirkung ſeines Maſſenſtückes dadurch nicht ernſtlich geſchädigt wird. Aus dem unfruchtbaren Poſeur, der ſich an einen ſchöpferiſchen Geiſt klammert, halb in der Hoffnung, ſich am Feuer des Thätigen zu wärmen, halb mit dem Wunſch, auch dem Freunde die Sterne vom Himmel zu plaidiren, konnte Etwas gemacht werden. Dann aber wäre das Stück um ſeinen Hoftheatererfolg gekommen. Es iſt gut, wie es iſt; gut, weil es leiſtet, was es leiſten will: ein Bischen warnen und belehren, ein Bischen amuſiren und fünfzehnhundert von des Alltages Haſt und Laſt ermüdete Menſchen in angenehme Abendbrotſtimmung verſetzen. Iſt die geniale Malerin, die aus Paris Aufträge mitgebracht hat, im ſchmucken Gartenhäuschen den alten Vater pflegt und ſich, um ihrer Jugendliebe Sehnen zu erfüllen, ſo neckiſch verſtellen kann, nicht ſehr nett? Und der Autor, der ſo feſt an ewige Wahrheiten glaubt! Schmeckt der Spott über Alles, was man ſo lange ernſt nehmen ſollte, nicht ganz prächtig? Herr Ernſt kann Beſſeres; er hat ſehr hübſche Sachen geſchrieben und, als Lehrer, den Sinn für die Merkwürdigkeiten der Kinderpſyche in ſich geſchärft; wenn er ſeinem Jungen die Taſchen ausräumt und da die kurioſeſten Dinge findet, entſtehen ihm kleine Gedichte von intimem Reiz. Daß er vor der Bühnenpforte alle Feinheit zurückließ und den Eid that, nur mit den Maſſeninſtinkten zu rechnen, beweiſt, daß er den sens du théâtre hat, den Couliſſenſinn, ohne den Keiner ins Land der Tantiemen gelangen kann.

Dieſen Sinn hat auch Herr Ernſt von Wildenbruch. Dem Dichter der „Kinderthränen“ iſt das Theater längſt zum Kinderreich geworden und man darf, ohne ihn zu kränken, ſagen, daß er an der Gnadenpforte nicht mehr viel Gepäck zurückzulaſſen braucht. Ihm iſt die Weltgeſchichte ein Bilderbuch, in dem er gern blättert, aus dem er für artige und unartige Kinder gern lehrreiche Mären auf die Bühne holt. Er hat ein Pädagogenziel vor Augen, das allerlöblichſte: er will in ſeinen Mitbürgern das Gefühl für das Vaterland, den Stolz auf

das Vaterland stärken. Und er hat einen aus festen Wurzeln aufgeschossenen Glauben, den allertröstlichsten: der protestantische Deutsche, der ritterlich mit dem Schwert umzugehen weiß, ein frommes Lied in der Kehle trägt und ein keusches Jungfräulein ans biedere Herz drückt, ist ihm die Krone der Schöpfung, das dem Telos nächste Wesen. Der Abkömmling eines verwegenen Preußenprinzen steht, wie laut ringsum auch der Sturm brausen mag, unerschüttert im Alten, Ererbten. Ihn plagen weder Skrupel noch Zweifel. Patriotismus ist ihm Gottesdienst. Ein Fürst ist ihm heilig, aber nur, wenn es ein deutscher Fürst, ein protestantischer Fürst ist; sonst soll ihn der Teufel holen. Die Weltanschauung des Herr von Wildenbruch ist von äußerster Klarheit. Ein Gott, der gern mit den stärksten Bataillonen ist, regirt die Welt und überträgt mitunter einen Theil seiner Regirungsorgen auf den jeweilig Gewaltigsten. Dem sollen die Anderen gehorchen, stramm und forsch, ehrfürchtig und doch kreuzfidel, und seine Feinde, die gewöhnlich Welsche und niederträchtige Katholiken sind, mit deutschen Hieben in die Pfanne hauen. Irrthümer der Vorsehung sind ausgeschlossen. Der Böse bekommt immer seinen Lohn; der Gute manchmal erst im Jenseits. Und was gut, was böse ist, steht in der Fibel und im Katechismus. Ein Solches glaubender Mann ist ein Schatz für sein Volk; ein noch kostbarerer für seinen König. Das empfand Wilhelm der Zweite, als er zu dem Züchtiger Dietrichs Quitzow sagte: „Sie erleichtern mir mein Amt." Und einem solchen Mann kann, wenn er Temperament hat und das Bühnenhandwerk beherrscht, bei der Masse seiner Landsleute der Erfolg niemals fehlen. Herr von Wildenbruch war in den Jahren der Reife vom Glück nur verlassen, wenn er Gebiete beschritt, auf denen seines Wesens stärkster Theil nicht heimisch werden konnte.

Jetzt hat ihm „Die Tochter des Erasmus" einen großen, weithin nachhallenden Sieg gebracht. Sonderbar; man sollte glauben, für den Erasmus fehle dem Bardenregister der Ton. Denn dieser Erasmus von Rotterdam war ein sehr feiner Geist, zu dem die besten Köpfe bewundernd aufschauten, ein Weiser, der wagen durfte, das Lob der Narrheit zu singen. Er war kein Willensmensch, sondern ein Philosoph, kein Agitator, sondern ein Aristokrat, kein gemanisch fühlender Niederländer, sondern ein im Hellenenreich erwachsener Weltbürger. Luther, dessen erstes Wirken er mit kühler Herablassung gelobt hatte, blieb ihm im Grunde stets der Banause, der Zerstörer kostbarer Kulturwerthe; der Bauer unternahm nach des gelehrten Humanisten Ansicht Dinge, deren Tragweite er gar nicht ermessen konnte; und er scheute den Bund mit dem Pöbel, dem ewig unbelehrbaren, nicht! Und der Reformator vergalt die Ungerechtigkeit mit Zinseszins; die subtilen Untersuchungen, mit denen Erasmus sich an das dunkle Problem der Willensfreiheit machte, erregten dem Bruder Martin Ekel und Wuth; und schon vorher hatte er, wie über einen Abgethanen, geschrieben: „Erasmus hat vollbracht, wozu er bestimmt war; er hat die Sprachen

eingeführt und von widergöttlichen Studien abgelenkt. Vielleicht wird auch er, wie Moſes, in den Gefilden Moabs ſterben. Denn zu den beſſeren Studien, die auf Frömmigkeit abzielen, führt er nicht.“ Der im dichten Gewühl Kämpfende kann nicht gerecht ſein. Heute verſtehen wir Erasmus beſſer, ſchätzen ihn höher, als es die verworrenen Schwärmer thaten. Der Mann, dem die Zornader ſchwoll, da er die vom Volk mühſam erbauten Städte von Fürſtenlaune verwüſtet ſah, war nicht, wie ſie ſagten, ein fiſchblütiger Schwächling. Wenn er ſeinen Weg von dem des geächteten Luther trennte, ſo geſchah es nicht des äußeren Vortheiles wegen, ſondern, weil er, der geiſtig hoch über ſeiner Zeit ſtand, vorausſah, welchen kaum erworbenen Beſitz die Reformation Europa rauben würde. Er wollte die Renaiſſance mit ihren feinen intellektuellen und artiſtiſchen Werthen, nicht eine neue Chriſtendogmatik; Duldſamkeit, nicht Fanatismus; eine langſame Revolutionirung des Menſchengeiſtes, nicht die hitzig heraufbeſchworene Diktatur der nach Neuem gierigen Menge. Was nützte ihm eine geſäuberte Kirche? Die alte, unreinliche, morſche, konnte eines nicht fernen Tages einſtürzen; eine neue, die zum Kampf, zum leidenſchaftlichen Proteſt beſtimmt war, mußte die Widerſtandskraft der alten ſtärken und das Land der Philoſophenſehnſucht mit einer dicken Mauer ſperren. Ein Erasmus konnte ſich nie zu Flüchen wider das römiſche Babel entſchließen; Rom, ſelbſt das chriſtliche, war ihm ein durch tauſend heldiſche Geiſtesthaten geweihtes Stück Welt. In einem Agitator, der den Haufen zum Sturm gegen Weisthümer ruft, müſſen die hemmenden Vorſtellungen, muß das Kulturbewußtſein ſehr ſchwach ſein. Erasmus war ein Forſcher, der die Fenſter ſchloß, wenn auf der Gaſſe gerauft wurde, ein feiner Mann, der an ſolchen Tagen zu Hauſe blieb, um ſich ſein Feiergewand nicht beſchmutzen zu laſſen ... Und dieſen kränklichen Büchermenſchen hat Herr von Wildenbruch ſich zum Helden erkürt?

Nein. Er hat einen kindiſch eitlen, furchtſamen und nervöſen Profeſſor, weils ihm in ſeinen Zweck paßte, Erasmus genannt, ihn in ein Romangeſträhn verwickelt und den Armen, der kein Humaniſt, höchſtens ein Homunkuliſt iſt, dann mit Luthers breitem Schatten erdrückt. Erasmus war der „natürliche“ Sohn eines Bürgermädchens aus gutem Hauſe und eines entlaufenen Mönches. Herr von Wildenbruch ſteckt den Korrekten in eine Wilde Ehe und läßt ihn erleben, daß die Frau, die er mißhandelte, zu Luther, die Tochter, die er zur Anbetung ſeiner Größe erzogen hatte, zu Hutten läuft. So ſchürzt, ſo löſt dieſer Dichter den Konflikt, an dem ein Pſychologe ſich mit den feinſten Werkzeugen zermartert hätte. Er führt auch noch andere Berühmtheiten aus der Weltgeſchichte vor: Crotus Rubeanus, Alba, den Doktor Eck, Hutten, Frundsberg und Don Inigo Recalde de Loyola, den er Don Ignacio nennt; doch all dieſe Namen ſind nur Schall und Rauch. Don Inigo, den disziplinirteſten aller Sterblichen, der auf nichts ſo ſehr hielt wie auf ſeine discretio,

macht er zum trunkenen Schwärmer und zum verliebten Fant. Crotus, der erste Finder des Dunkelmännerbriefstils, ist hier ein rauhbeiniger Statist, Alba, die in einer Kreuzspinne verkörperte Spaniergrandezza, ein in chronischer Wuth schnaubender Buschklepper. Ulrich Hutten, das arme, gehetzte Opfer der Lustseuche, der wildeste Raufbold und der wirksamste Pamphletist seiner Zeit, wird zum sentimentalen Liebhaber und ist, wenn er wettert und tobt, einem Humanisten und Ritter vom Geist so unähnlich wie Hamlet dem Herkules . . . Herr von Wildenbruch will uns nicht Menschen erkennen lehren, nicht zeigen, wie ein neuer Glaube geboren wird und aus den Windeln wächst, nicht Größe in begrenzter Menschlichkeit suchen; er will aufrütteln, will, als ein selbst von früh bis spät Begeisterter, seine Begeisterung auf eine möglichst große Menge übertragen. Und weil er weiß, daß solche Transmission nur auf willige Seelen gelingt, sorgt er für die nöthige Romanliebe, ohne die eine rechtschaffene Begeisterung im Theater auf die Dauer nicht denkbar ist. Die Leute sollen hören, daß die Stubengelehrsamkeit nichts taugt, daß Luther ein vom lieben Herrgott geweihter Riese und der Papst „des Teufels Sau" war, daß man Franzen, Spaniern und anderem katholischen Gezücht nicht über den Weg trauen soll und daß der letzte Zweck und Sinn der Schöpfung die Herrschaft des protestantischen Deutschen ist. Wird diese nützliche Lehre verbreitet, dann schadets doch wahrhaftig nicht, wenn im Schauspielhaus Luthers Leben durch ein kleines Mädchen vor Loyolas Streichen gerettet wird und wenn um des selben kleinen Mädchens willen Erasmus und Hutten am gebrochenen Herzen sterben.

Weltgeschichte für die reifere Jugend; gewiß. Aber, eben deshalb, ein ungemein effektvolles Theaterstück. Die Leute könnten ganz anders heißen, die Sache könnte in der Mark Brandenburg um die Zeit des Franzosenkrieges spielen: effektvoll bliebe sie immer und würde nicht weniger wahrscheinlich. Solche Stücke braucht das Theater; und sie erleichtern nicht nur dem Regenten, sondern auch dem Rezensenten sein Amt. Es ist ein Vergnügen, in gelassener Ruhe mitanzusehen, wie Herr von Wildenbruch seinen Stoff zu einem Knäuel zusammenballt und ihn dann, bei Donner und Blitz oder bei Orgelton und Glockenklang, plötzlich von eines Gewaltigen Hand wieder entwickeln läßt. Alle Kindheitgefühle, Glaube, Furcht und Haß, werden aufgeschmeichelt oder aufgepeitscht und der hemmungslose Hörer geräth schließlich in einen Zustand irrer Begeisterung, der ihn für alle historischen, poetischen und technischen Gräuel blind und taub macht. Wer das Gedröhn eines zwischen Körner und Schiller in seliger Trunkenheit hin und her taumelnden Pathos nicht scheut, gehe ins Hofschauspielhaus und sehe, wie, zehn Jahre nach der großen Revolution, das Ewig-Bretterne über seine Befehder gesiegt hat. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. April 1900.

Auferstehung.

Spät erst und noch fast zögernd naht dem deutschen Norden des Frühlings holder, belebender Blick. Vorsichtig späht er durch das strähnige Regengespinnst, findet keine Spur körnigen Eises mehr, nichts, was ihn ärgern, erkälten könnte, und lächelt der Erde, die in feuchter Sehnsucht des Weckers, des Befruchters wartet. Unter seinem Lächeln ergrünt sacht die Flur. Junge Grashälmchen, Primeln und Krokus grüßen das Licht und die Fichten sehen, nebst anderem Immergrün, staunend, wie ein buntes Fädchen nach dem anderen in den Boden gestickt wird, der sich allgemach lenzlich färbt. Auch im Holz regt sichs nun. Wärmere Tropfen sind in den Stamm, in die Wurzel gesickert und haben gemeldet, daß der Winter geflohen ist. Oben recken die Zweige sich noch kahl in den lauen Dunst; aus dem Unterholz aber wagen sich schüchtern die ersten Blätter hervor und bald ist das Braun, auf dem das Auge so lange ungetröstet weilen mußte, völlig der froher stimmenden Frühlingsfarbe gewichen. Das ist unter unserem Himmel die schönste Zeit im Jahr; mit jedem Morgen bringt sie uns die Gewißheit, daß ringsum sich das Leben erneut, daß die an den undankbar scheinenden Boden verwendete Kraft nicht verschwendet war und daß dem tiefsten Winterschlaf ein Erwachen folgt. Solche Sicherheit labt den Menschen, der sein Leben hinschwinden sieht; soll ihm, der aus Erde ward und zu Erde wird, nicht auch der Lenz neue Kräfte, zu neuen Trieben den nährenden Saft bringen? Furcht und Hoffnung gebären den Glauben. Inbrünstiger beugten

die nordiſchen Heiden vor Freya und Oſtara das Haupt, wenn die Sonne höher ſtieg und die Fruchtbarkeit wuchs. Und als Iren und Angelſachſen den Germanen das Chriſtenthum übers Meer brachten, ſtieß keine Vorſchrift auf ſo geringen Widerſtand wie die, am Frühlingsanfang das Feſt der Auferſtehung zu feiern. Froher klang keine Botſchaft: Alle werden zu einem zweiten Leben erſtehen, die Guten belohnt, die Böſen beſtraft und die üblen Wirkungen mangelhafter Menſchengerechtigkeit von der Hand des höchſten Richters weggewiſcht werden. Die Rationaliſtenweisheit, die von der Auferſtehung des Fleiſches nichts wiſſen und Alles „natürlich“ erklären wollte, verklang ins Leere. Das Volksempfinden hielt ſich an das große Symbol. Warum ſollte des Menſchen Sohn nur vom Starrkrampf erwacht ſein, wie die Düſtelnden meinten, und nicht vom Tode? Sind nicht Bäume, Geſträuch und Anger vom Tode erſtanden? Und an dem Herrn der Schöpfung ſoll ſolches Wunder nicht möglich ſein? Der tröſtende Glaube überlebte den anthropocentriſchen Wahn und erhellt noch heute die lange umdüſterten Seelen, wenn über den erſten grünen Schimmer hin, wie einſt dem Kinde, die Oſterglocke das ſüße Himmelslied ſingt: Chriſt iſt erſtanden!

Das Reich der Monomachen kennt unſeren Frühlenz nicht. Es iſt das Land der Ueberraſchungen, das Land der Skythen und Hyperboräer Herodots, die, aus kaum noch findbaren Quellen getränkt, eines Tages ſich der neuen Welt in einer iſlamitiſchen Einheit von achtzig Millionen Menſchen enthüllten. In dieſem Rieſenreich giebt es keine ſachten Uebergänge. Monate lang liegt es wie tot. Die dicke Eiskruſte ſcheint alles organiſche Leben vernichtet zu haben; kein Bächlein, kein Halm iſt zu ſehen. Plötzlich, über Nacht, ein Krachen und Berſten: die entfeſſelten Waſſer brauſen wild aus den Betten und ſtürzen ſich, wie im Wonnerauſch erſter Freiheit, durch Feld und Wald. Wo geſtern noch Schnee lag, blühen heute ſchon Blumen, haſtig, als müßten ſie ſich beeilen, der kurzen Sommerpracht froh zu werden. Die Sonne, die ſengende Tropenſonne naht und bedroht alles Blühende mit frühem Welken. Da iſt Oſtern nicht das Feſt der Begrüßung, ſondern des Abſchiedes, — eines fröhlichen: des Abſchiedes vom Winter. Noch iſt die Erde weiß und das Strauchwerk kahl, aber die Glocke kündet das Scheiden der Zeit, wo der Bauer hinter verkitteten Fenſtern auf dem Ofen kauern mußte. Jung und Alt, Arm und Reich ſäubert ſich ſorgſam, der elendeſte Muſhik ſtriegelt und fettet das Haar und im beſten Kleid gehts in die nächtliche Meſſe, um ja nur dabei zu ſein, wenn der Prieſter im ſilbern glänzenden Meßgewand den dreiarmigen, mit Blumen geſchmückten Leuchter ſchwingt und zum erſten Mal

in die summende Menge ruft: Christ ist erstanden! Jedem, der die frohe Botschaft wiederholt, muß Jeder, der große Zar-Vater und der geringste Scharwerker, die Lippen zum Osterkuß bieten. Das ist dann ein Jubeln! Die grämliche Fastenzeit ist vorbei, bald werden wärmere Lüfte wehen, auf der schwarzen Fruchterde wird das Leben erwachen und dem Bettler selbst ein Stück Brot bescheren. Der Auferstehungtag des im Leiden geläuterten Geistes wird zum Menschenverbrüderungfest. In der Nacht, da der Gerichtete sich aus der Verwesung Schoß entband, soll Keiner den Nächsten richten, soll Jeder der Stimme gehorchen, die dem Jünger befahl, siebenmal siebenzigmal dem sündigen Bruder zu vergeben... Doch auf die Nacht folgt der Morgen, auf die Feierstunde mit ihrem Kerzenschein der Tag mit seinen Kämpfen um Nahrung und Glück. Wie die Blume, die das Nahen der dörrenden Sonne ahnt, so sputen sich auch die Menschen, ins Licht zu gelangen. Das Leben ist kurz: schnell nur erraffen, was die Kraft zu greifen vermag, schnell einen Vortheil erlisten, den in der nächsten Minute ein Anderer haschen könnte! Die guten Ostervorsätze wirken nicht lange. Und in den letzten, verhallenden Glockenton des süßen Himmelsliedes klingt schon wieder die alte Weise hinein, das bange Klagelied von dem Hader und Jammer der Menschen, die einander bedrängen, bedrücken, ausbeuten, überlisten, richten und strafen.

Dieser Gegensatz hat das Herz des Grafen Lew Nikolajewitsch Tolstoi mit Schrecken erfüllt. Seit manchem Jahr sah er am Osterfest die fröhliche Menschenverbrüderung, sah er gleich danach das Entbrennen der alten Kämpfe. Und er fragte die Freunde, fragte sich selbst: Wie ist es um die Seelen Derer bestellt, die heute küssen und morgen hassen, heute verzeihen und morgen richten? Glauben sie wirklich, in einer Stunde die Sündenfülle sühnen zu können, die sie ein ganzes Jahr hindurch so geschäftig häuften? Ist ihnen das Bekenntniß zu dem Gekreuzigten nur wie ein Amulet, das vor Ungemach schützt? So muß es wohl sein; sonst wäre das ganze Treiben nicht zu verstehen. Des Dichters traurige Augen, die wir von Rjepins Bild her kennen, blicken langsam in die Runde. Prunkkirchen, deren Gemäuer die Last kostbarer Ornamente kaum zu tragen vermag; Säulen aus reinem Silber, Geräth und Schmuck in leuchtendem Gold; das Bild Marias, der gesegneten Magd, von Edelsteinen umrahmt; die Priester in schweren Brokatgewändern; dort der Pope, der jetzt so verzückt sein Lied plärrt, lag gestern, der Menge ein Spott, vor Trunkenheit lallend in der Gosse. So sieht es auf dem Schauplatz des Gottesdienstes aus. Und die nach göttlicher Begnadung Lechzenden? Hier begafft eine Gruppe die Fahnen, die

Napoleons Heer fliehend in Rußland ließ. Fahnen aus blutiger Feldschlacht in einer Kirche, Siegestrophäen im Hause des Friedensfürsten! Dort, noch auf der Schwelle des heiligen Ortes, spricht Einer schon vom Geschäft, ein Anderer von dem Vergnügen, das er sich selbst und den Gästen am Abend bereiten will. Die Lippen gewähren sie Dem, der sie im Namen des Auferstandenen grüßt, dem zerlumptesten Strolch sogar, denn so will es die Sitte, von der ein Rechtgläubiger nicht weichen darf; ihre Seele verschließt sich auch dem Allernächsten. Jesus starb ja für sie, starb und erstand von den Toten; da Einer für Alle litt, für Alle in Ewigkeit lebt, ist es nicht nöthig, sich den Tag zu verkümmern. Die Beachtung der Formen und Formeln genügt. Weshalb sich mit der Frage quälen, welches Ziel der Menschheit gesetzt ward, welchem Endzweck sie zustreben soll? Schnell nur genießen; die Zeitspanne zwischen Frost und lähmender Hitze ist gar so kurz! Vielleicht kann man rasch eine Fabrik bauen, nach Gold graben, die Ernte eines ganzen Gouvernements schon jetzt aufkaufen und im Herbst mit Vortheil losschlagen, eine Zeitung gründen, ein Buhlhaus errichten, Rennpferde laufen lassen. Das sind nützliche, dem Wohlstand ersprießliche Dinge. Den Dichter grausets. Er wendet den Blick von dieser weltgeschäftigen Christenheit, die man nie gelehrt hat, daß Erdenglück und Himmelsseligkeit von Jedem, wie von dem Sohn der Jungfrau, durch leidvolle Opfer erkauft werden muß. Zu ihrer Osterlust will er seines Wesens tieferen Ton nicht stimmen. Er träumt ein anderes Ostern, eins im Geist innerster Brüderlichkeit. Und er beschließt, mitten in das Getön der Staatskirchenglocken sein schlichtes Menschenevangelium hineinzurufen.

Er hat es oft gethan, seit er den Ehrgeiz, ein Dichter zu sein, aus seinem Trachten riß. Welches Ziel konnte ihn auch noch locken? Als den mächtigsten Epiker, den stärksten plastischen Künstler unter den Lebenden hatten ihn huldigend längst die feinsten Europäer begrüßt. Alle Reize des Lebens, alle lauten und leisen Freuden, die der Weltruhm bringt, hatte er ausgekostet. Ihm war es ergangen wie jenem Jüngling, dessen Loos Goethe preist: aus vollen Bechern hatte er den Irrthum geschlürft; nun war der Becher leer und dem Irrenden kam die Besinnung. Was war er denn gewesen? Ein Lustsucher, Lustfinder, der nie gefragt hatte, ob seine Lust nicht Anderer Leid sei, nie bedacht, ob er den Wunsch der geheimnißvollen Macht auch erfülle, die ihn auf russischer Erde wachsen ließ. Und seine Bewunderer in der Heimath und draußen? Sie ergötzten sich an seiner Kunst, an der zwingenden Gewalt seiner Vorstellung; auf ihre Seelen wirkte er nicht. Er war ihnen ein Literat wie an-

dere Literaten, nach deren Büchern man in müssigen Stunden greift. An diese Träger einer Kultur, die ihm im Kern verfault schien, konnte er mit seiner ernsten Lehre nicht heran. Zum Volk mußte er sprechen, zu den stummen Millionen, deren Sinn noch gesund, deren Herz der Mahnung zum Heil noch zugänglich ist und die selig sein werden, wenn auch ihnen endlich wieder ein Lehrer, ein gütiger Hirt naht . . . Ob nicht doch, unter der Bewußtseinsschwelle, der Ehrgeiz sein Spiel trieb? Dieses Gewimmel hatte noch nie einem Dichter gelauscht; immer hatte es selbst sich sein Lied gesungen, zum Tanz, zum Krieg und zum Schlummer, und nur verwehte Töne aus der Weise erhascht, die Nekrassow durchs stille Schneeland stöhnte. Auch dem Siegreichsten winkte da ein höchster Triumph. Tolstoi erlebt ihn und braucht die Ekelregung nicht zu bereuen, die ihn aus dem engen Revier des Gesellschaftpoeten trieb. Er ist eine Macht geworden, ein Gegenkaiser und Gegenpapst. Und nicht nur in seiner Heimath. Ueberall, bis in den fernen Westen, schaaren um seinen Namen sich gläubige Gemeinden. Und in seiner unsichtbaren Kirche sitzt neben dem Bauern der Aesthet, neben dem Grobschmied der Hirnerforscher. Er hat die im Geist Armen gewonnen und die Kultivirtesten nicht verloren. Das durfte kein Dichter bisher von sich sagen.

Seine Lehre ist nicht neu; und er ist stolz darauf, daß sie uralt ist. Die Menschen sind gleich geboren und sollen einander als Gleiche lieben, achten, vor Fährlichkeit schützen. Ihr Lebenszweck ist nicht, Reichthümer zu erwerben, in groben oder feinen Genüssen zu schwelgen und die Gattung fortzupflanzen, sondern, in stillem, frommem Sinnen ihre Seele, das beste Theil ihrer Menschheit, so zu läutern, daß sie nichts Anderes mehr begehrt, als „Schau zu halten", wie Buddha die mönchischen Jünger lehrte. Zu solcher Sammlung stimmt den aus Fleischeslust Gezeugten am Besten das Leben auf dem Lande. Deshalb ist das Ziel: Jedem ein gleich großes Stück Land, auf daß Keiner übermüthig, Keiner neidisch werde. Die Macht entsittlicht Den, der sie hat, und Den, gegen den sie gebraucht wird. Deshalb muß Alles beseitigt werden, was eine Macht bilden, einen Druck üben kann. Und da von allen Großmächten die größte heutzutage das Geld ist: weg mit dem Geld! Gab es nicht glückliche Zeiten, die kein gemünztes Tauschmittel kannten? Die Regirung fordert die Steuer, sagt Ihr? Eine Regirung brauchen wir eben so wenig wie einen Grundherrn. Beider Walten ist schädlich. Mag Jeder seine Scholle bebauen, nicht mehr säen und ernten, als er für sich und die Seinen braucht, dem Freunde treu sein, dem Feind vergeben: dann bedarf die Gesammtheit keines Herrn und keiner Herrschaft. Auch kei-

nes Richters. Regenten und Richter sollen ja doch immer nur die im Besitzrecht Wohnenden vor den Besitzlosen schützen. Die Brüderschaft der Gleichen, die nicht Schätze aufspeichern, nicht mit vergänglichen Gütern den Entbehrenden Tribut erpressen will, hat für sie keinen Raum. Die dieser Brüderschaft Angehörigen müssen künstliche Steigerung und künstliche Hemmung ihrer Lebenskraft meiden; kein Alkohol also, kein Tabak, kein Spiel und keine Kunst. Dem Unfrommen, der ihre rechte Wange schlägt, sollen sie die linke zu neuer Züchtigung bieten; dem wahrhaft Uebeln aber, das ihnen angesonnen wird, müssen sie um jeden Preis widerstreben. Sie dürfen nicht Richter, nicht Henker, nicht Soldaten sein; sündige Menschen sind sie allesammt und sollen sich nicht über andere Sünder zu Gericht setzen, nicht andere Menschen töten ... Es ist schwer, in einer Welt des Industrialismus und Imperialismus von solcher Lehre ernsthaft zu reden. Wer sie im Herzen, nicht auf der Lippe nur, trägt, muß darauf verzichten, Reiche zu gründen, fernen Völkern Luxusbedürfnisse aufzuzwingen, Weltpolitik zu treiben und auf dem Markt die Wettbewerber zu unterbieten. Welche geheimnißvolle Gewalt wirbt diesem milden, christlichen Kommunismus, der von Johannes bis auf Jean Jacques und Saint-Simon so häufig von den verschiedensten Temperamenten gepredigt wurde, in der Diaspora heute noch eine Gemeinde? Ein großer Künstler läßt uns seine Vision miterleben. Das ist das Räthsels Lösung. Freilich: Tolstoi würde sie nicht annehmen. Er will nicht als Dichter gelobt sein; als Reformator, als Reiniger der entweihten Kirche fordert er Gehör und Gefolgschaft. Den Tadel, der den Dichter trifft, wird er gelassen belächeln. Wer sich aber vermißt, mit dem Reformator zu hadern, ihn höhnisch etwa zu fragen, was in seinem Reich der Unthätigkeit denn aus dem Fortschritt der Menschheit werden soll, Der mag sich wahren. Fortschritt? Das Ideal liegt nicht vor, sondern hinter uns. Nicht zum Bau feiner Maschinen, zur Züchtung starker Willensmenschen sind wir berufen, sondern zum Dienst des Herrn, den wir im Elendesten unter den Elenden, da auch Dieser ja nach seinem Ebenbilde geschaffen ward, ehren müssen. Fortschritt! Dann erst, heißt es im Koran, sollt Ihr das Verlöschen des Weltlichtes fürchten, wenn eine Seele nichts mehr für die andere vermag.

Vermag sie noch Etwas? Der Dichter, der zum Bauern ward und zum Luther der griechischen Kirche werden möchte, hat die Frage nicht so nüchtern gestellt; die Antwort hat er ihr in seiner Osterlegende „Auferstehung" gefunden. Vor Jahren erzählte ihm ein Freund, der Senator Konij, der Staatsanwalt und Oberprokurator des Reiches war, ein Erlebniß

aus seiner Praxis. Auf der Anklagebank hatte ein verkommenes Frauenzimmer gesessen. Der Zufall — an den Tolstoi sicher so wenig wie Wallenstein glaubt — fügte es, daß unter den Geschworenen, in deren Hand das Schicksal der Beschuldigten lag, der Mann war, der sie als Erster vom Pfade der Sittsamkeit weggelockt hatte. Er wurde den furchtbaren Eindruck nicht wieder los und entschloß sich, um zu sühnen, was noch zu sühnen war, der Entehrten, Geschändeten vor der Welt als Ehemann seinen Namen zu geben. Aus dieser kleinen Geschichte hätte der Abbé Prévost eine zärtliche, Maupassant eine satirische Novelle gemacht. In Tolstois Geist wuchs sie zu einem Gedicht von der Menschheit Schwäche und Noth. Ein empfindlicher Nerv war berührt. Früher, als ihm, dem ehemaligen Offizier, der Sinn des Krieges mit all seinen Schrecken, seiner entsittlichenden Glorie vor die Seele getreten war, brachte das Epos „Krieg und Frieden" seinem empörten Gefühl Befreiung; greifbar, als ereignete sich jeder Vorgang in unserem Gesichtskreis, stand da vor uns ein Volk, ein Heer, eine in der Europäergeschichte wichtige Epoche. Jetzt war ein Beispiel irdischer Gerichtsbarkeit gegeben worden. Hat nicht Alexander Herzen gesagt, der Historiker des Zarenreiches habe meist mit Sträflingen zu thun? Und ists nicht ein gutes, Gott und den Menschen wohlgefälliges Werk, Richtern und Gerichteten einmal Herz und Nieren zu prüfen und bis in die stinkenden Wanzenwinkel den Unglücklichen nachzukriechen, die eines Tages der Arm eines Büttels packte und aus warmem Leben riß? Dostojewskijs Totenhausgeschichten hatten eine Reform des Strafvollzuges für die Verschickten bewirkt; Raskolnikow und Porphyrius hatten den nicht völlig von kuruliſchem Größenwahn geblendeten Anklägern und Richtern den Inquisitorengeist ausgetrieben und einer Modernisirung des Strafverfahrens den Weg geebnet. Solchen Erfolg würde der Slavenapostel von Jasnaja Poljana nicht gering anschlagen. Aber er wollte mehr. Seine assoziative Kraft ließ ihn sofort erkennen, daß hier die Gelegenheit zur Schlußabrechnung mit einer Gesellschaft, einer Menschheitkultur gegeben war, die über Trümmerstätten und Leichenhaufen hinweg einem Irrlicht nachjagt. Die wundeste Stelle im Wesen der gepriesenen Civilisation konnte er entdecken und so deutlich zeigen, daß die Trunkenen zur Besinnung kommen und vor dem Schreckbild zu sich selbst sprechen mußten: Dieses bist Du! . . . Die Wehen dauerten lange und noch jetzt scheint das Buch nicht beendet. Diesmal ists wohl nicht, wie bei „Anna-Karenina", die nie ganz befriedigte Gestaltungsehnsucht des Künstlers, die den Abschluß der Arbeit hinauszögerte. Tolstoi hat über sein Thema so viel zu sagen, daß es ihm schwer werden mußte, die drängende Fülle irgendwo einzudämmen, das Weltbild in das Gehäuse eines Romans zu sperren.

Die Technik des Romans galt ihm so wenig wie Dostojewskij, in dessen Spur er jetzt zum ersten Mal einherschreitet. Er erzählt, springt in die Vergangenheit seiner Geschöpfe zurück, schildert, wie ein Geschichtschreiber, in ein paar Sätzen ein ganzes Leben, giebt den vorüberhuschenden Gestalten einen Steckbrief oder ein Leitmotiv mit und läßt uns niemals allein. Es ist die Art der klassischen Erzähler, die den Leser auf Schritt und Tritt begleiten, ihm die neu in die Handlung Eintretenden vorstellen und immer in ihrer Helden Nähe Wacht halten. Diese Methode, die von unseren Modisten bespöttelt wird, war hier nicht zu vermeiden; denn der Dichter will uns seine sittliche Vorschrift einhämmern, in jedem Augenblick uns auf die Stellen stoßen, die er für bedeutsam hält. Doch seine Theorie und Theologie kennen wir schon und lauschen nur noch zerstreut der Wiederholung. Der urchristliche Asket, der von der Wissenschaft Nutzen sonst nichts hören will, schwört noch immer auf den Spencer der fünfziger Jahre, den Agrarkommunisten, und auf Henry George. Welches Glück, daß in dem Soziologen und Reformator der Dichter nicht starb! Sobald er sich zu dem Herrgottswerk herabläßt, Menschen lebendig zu machen, hat er uns in seinem Bann. Da ist Alles echt, jeder größte und kleinste Zug aus der Anschauung entstanden und nirgends stört, weder im Schloß noch in der Spelunke, der leiseste falsche Ton. Zu dicht drängt sich die Masse, als daß es möglich wäre, dem Einzelnen fest ins Gesicht zu sehen. Nur die Stockwerke dieses Gesellschaftbaues kann der Blick des aus dem Bannkreis Geschiedenen noch überfliegen. Oben, bei Wein, Karten, galantem Getändel, Sport und mondäner Andacht, die Herrenkaste, die Leute, die das Land und das Geld besitzen und sehr stolz auf ihren westeuropäischen Firniß sind. Unten der arme Haufe; nicht so edel wie bei den der Wirklichkeit fremden Romantikern, aber nicht im Genießen verderbt und durch die Hygiene der Noth vor den Luxuslastern bewahrt. In der Mitte die geistliche und weltliche Beamtenschaft, deren Aufgabe ist, die Ruhe der Machthaber zu sichern und den Pöbel im Zaum zu halten, die Knechte der Herren und die Tyrannen des Haufens zu sein. Von den drei Parteien kennt keine die andere. Da zieht eine Fügung aus dem schönsten Stockwerk einen Durchschnittsedelmann ins Gewimmel hinunter; er sieht, erkennt, was kein Albdruck ihn träumen ließ, — und kann sein Leben nicht weiterleben. Fürst Nechljudow, einer von den russischen Adeligen, die seit Turgenjews Tagen bestimmt sind, Nihilisten zu werden oder „ins Volk zu gehen", findet das Mädchen, das er als Lieutenant einst in brünstiger Wallung verführt hat, auf der Anklagebank wieder. Katharina Mas-

lowa iſt zur Luſthausdirne geworden. Was ſollte ſie thun? Sie war geächtet, weil ſie ſich im Haus ihrer Wohlthäterinnen mit dem jungen Herrn vergangen hatte, der Nothpfennig war ihr bald abgejagt und Arbeit gab es für ſie nicht. Arbeit! Mit dieſen Augen, dieſer weißen Haut, dieſer ſtraffen Bruſt? Wohin ſie auch kam: die Männer wollten immer das Selbe. Am Ende ergab ſie ſich drein. Und nun war ſie vogelfrei, eine Ausgeſtoßene, der man nicht eine Silbe glauben, der man jedes ſchändlichſte Verbrechen zutrauen darf. Und Nechljudow ſoll ſie als Geſchworener richten. Da erwacht er und ſieht ins Leben. Sieht, wie Andere richten, in der unterſten und in der höchſten Inſtanz, wie die feierlichſte, erhabenſte Handlung zu einer Routineleiſtung erniedert wird, einem Alltagsgeſchäft, deſſen Ausführung von der Laune überreizter, verärgerter kleiner Menſchen abhängt. Iſts nicht bloßer Zufall — oder, richtiger: Folge der äußeren Lebensumſtände —, daß Dieſer auf dem Richterſtuhl und Jener auf der Sünderbank ſitzt? Ohne väterliche Sorge und Familienvermögen wäre Dieſer ein Lump, in einem behaglichen Heim wäre Jener ein guter, in Würden ergrauter Bürger geworden. Nie iſt gegen das in der Toga thronende Unrecht ein ſo furchtbarer Streich geführt, nie in ſolcher Flammenſchrift die Naturgeſchichte der europäiſchen Juſtiz geſchrieben worden. An ſeinem Opfer kann Nechljudow das Verbrechen nicht ſühnen. Das Mädchen, dem er werbend bis nach Sibirien folgt, will ſein Opfer nicht, will nicht, nachdem es ein Inſtrument des Vergnügens war, dem feinen Herrn ein Inſtrument der Läuterung werden. Aber der feine Herr findet Beſſeres. Er entwöhnt ſich, nicht ohne Qual, des leeren Geſellſchaftlebens, verzichtet auf alle anmuthig einlullende Nichtigkeit der Kultur und macht ſich auf, im Geiſt des Galiläers der Menſchengemeinſchaft zu dienen. Dieſen Weg wies ihm die gebrandmarkte Dirne. So viel vermag auch die dürftigſte Seele heute noch für eine andere.

... Ein ruſſiſches Evangelium? Nein: ein Weckruf an die entſchlummerte Menſchheit. Unſer Klima kennt nicht den jähen Wechſel des Skythenreiches, nicht die Menſchen, die ſich in Ekſtaſe, ohne Hemmung und blind, ins Ungewiſſe, in ein Martyrium ſtürzen. Dennoch ſollte jeder Deutſche Tolſtois Oſterbuch leſen und daraus lernen, wie leicht das ganze Gewebe des Kulturwahnes zerreißt, wenn eine Maſche gelockert ward, und wie an dem ſchlichteſten Erdenbewohner ſich das Wunder der Auferſtehung erneuen kann.

Herbert Spencer und der Sozialismus.

Im Laufe dieses Jahres feiert Herbert Spencer seinen achtzigsten Geburtstag. Wenn einem Mann von seiner Gedankentiefe und seiner literarischen Aufnahme- und Schaffensfähigkeit eine so lange Lebensdauer beschieden ist, so muß Das in jedem Lande als eine besondere Gunst des Schicksals empfunden werden. Es dürfte wohl — wenn überhaupt — nur wenige Menschen geben, die das Wissen unserer Zeit im selben Maße beherrschen. Und er hat sein ungeheures Wissen in den Dienst einer durch keinerlei Rücksichten beengten Wahrheitliebe gestellt.

Wenn er trotzdem in Deutschland nicht viel gelesen wird und, obgleich viel genannt, doch wenig gekannt ist, so liegt Das zunächst an dem großen Umfang seiner Schriften, dann aber zum guten Theil auch daran, daß sein Stil Schwierigkeiten bietet, die die deutsche Uebersetzung nicht zu überwinden vermocht hat; ferner an einer gewissen Breite seiner Darstellung und an einer für den Leser unbequemen Neigung zu Wiederholungen, die das Durcharbeiten seiner Schriften beschwerlicher macht, als es die Sache selbst mit sich bringt.

Man begnügt sich meistens mit Referaten und Citaten und es ist schon viel, wenn man weiß, daß von ihm, außer verschiedenen anderen Schriften, ein „System der synthetischen Philosophie“ in elf Bänden erschienen ist, das im ersten Band „Die Grundlagen der Philosophie“, im zweiten und dritten „Die Prinzipien der Biologie“, im vierten und fünften „Die Prinzipien der Psychologie“, im sechsten bis neunten „Die Prinzipien der Soziologie“, im zehnten und elften „Die Prinzipien der Ethik“ behandelt. Ferner pflegt man von ihm zu wissen, daß er selbst seine Anschauungweise als Entwickelungphilosophie bezeichnet; daß er also die von seinem großen Landsmann Darwin in Bezug auf die Entwickelung der Pflanzen- und Thierwelt vertretene Auffassung auf alle Gebiete des Werdens übertragen hat, darunter auch auf die Ethik. Vielleicht auch noch, daß er in der Erkenntnißtheorie zwar Kant nah steht, aber einem einseitigen Idealismus eben so wenig wie einem einseitigen Materialismus huldigt, sondern einen vermittelnden Standpunkt vertritt. Dagegen scheint die Zahl Derer, die sein Hauptwerk selbst gelesen oder auch nur in den Händen gehabt haben, in Deutschland nicht übermäßig groß zu sein.

Und doch sind seine Schriften reich an Ausführungen über die bewegenden Probleme der Gegenwart, über Probleme, zu denen ein Jeder Stellung nimmt, freilich in der Regel mit mehr Leidenschaft als Einsicht. So bespricht Spencer im vierten Bande der „Prinzipien der Soziologie“ die soziale Frage, die Frage des Ewigen Friedens und die Beziehungen zwischen Kriegswesen und Kultur und weist dabei auf Gesichtspunkte hin, die in der öffentlichen Diskussion dieser Fragen zum Theil nur ungenügend, zum Theil gar

nicht in Betracht gezogen zu werden pflegen. Mit den zur Beurtheilung dieser Fragen nöthigen Vorkenntnissen, so weit Soziologie, Psychologie und Ethik sie bieten können, ist vielleicht unter allen Lebenden keiner besser ausgerüstet; und darum dürfte es nützlich sein, Spencers Standpunkt in einer dieser wichtigen Fragen näher zu untersuchen. Ich beschränke mich hier auf sein Verhältniß zu den modernen sozialistischen und kommunistischen Bestrebungen.

Spencers Einwände lassen sich in folgender Weise zusammenstellen: Erstens, daß diese Ideale nur auf Kosten der individuellen Freiheit durchgeführt werden können, was ihm einen sozialen Rückschritt bedeutet. Zweitens, daß ihre Verwirklichung zur Entwickelung einer neuen Aristokratie und einer größeren Kluft zwischen der neuen herrschenden Klasse und der beherrschten Menge führen müsse, als sie bisher je bestanden habe. Drittens, daß die heutige, im Großen und Ganzen noch von roher Selbstsucht geleitete Gesellschaft sich nicht auf einmal in eine von den Gefühlen der Brüderlichkeit erfüllte Gesellschaft umbilden könne, wie sie zum Bestande des sozialistischen Idealstaates nöthig wäre. Und viertens, daß die der sozialistischen Theorie entsprechenden Einrichtungen, wenn sie überhaupt längeren Bestand haben würden, eine allmähliche Verschlechterung der Rasse herbeiführen müßten.

Der Sozialismus, so meint Spencer, verlange, daß der Staat vermittels einer bureaukratischen Regulirung die Erwerbsarbeit aller seiner Bürger leite und für ihren Lebensunterhalt Sorge trage*). Zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Sicherung zweckmäßigen Zusammenwirkens würde in dieser arbeitenden Organisation gerade wie in einer Heeresorganisation unverbrüchlicher Gehorsam erforderlich sein; und dieser Gehorsam würde durch Strenge erzwungen werden müssen. Ein Fortschritt liege aber nicht in der Richtung erzwungenen Handelns, wobei Jedem vom Staat sein Platz und seine Pflichten zugewiesen werden, sondern in der Richtung des freiwilligen, auf Vertrag gegründeten Zusammenwirkens. Spencers Ideal einer Gesellschaftordnung ist, daß „Jeder mit dem freien Ausleben seines eigenen Wesens nebenbei auch die Funktion einer sozialen Einheit erfülle und daß Jeder dadurch, daß alle Anderen das Selbe thun, befähigt werde, sein eigenes Leben zu leben." Die im Beginn der sozialen Entwickelung auftauchende und während ihrer auf einander folgenden Perioden immer mehr in den Vordergrund tretende Frage scheint ihm zu sein: Wie weit gehört Jeder sich selbst und bis zu welchem Maße ist er Eigenthum der Anderen? Praktisch genommen, habe es geringe Bedeutung, von welcher Art diese Herrschaft der Anderen sei: ob das Bestimmungrecht eines Monarchen oder einer Oligarchie, einer demokratischen Majorität oder einer kommunistischen Organisation. Für jeden Einzelnen handle es sich

*) S. Spencers Aufsätze „Spezialisirte Regirung" im zwölften Band der „Zukunft" (13. und 20. Juli 1895)

nur darum, wie weit er gehindert werde, seine Fähigkeiten für sich, und wie weit er gezwungen werde, sie für Andere zu verwerthen. Wie die Macht beschaffen ist, die ihn hindert oder zwingt, sei gleichgiltig. In dem selben Maße, in dem das Zusammenwirken aufhöre, zwangsgemäß zu erfolgen, werde es freiwillig. Die gewöhnliche Betrachtung ergebe, daß sowohl die politischen und kirchlichen als auch die industriellen Regulirungen an Zwang einbüßen, je höher man von niedrigeren Typen der Gesellschaft aufsteige: das modernste industrielle System sei das, unter dem der Zwang auf sein Minimum reduzirt sei. Obgleich der heutige Arbeiter häufig erbarmunglos von den Umständen gezwungen werde und oft keine Wahl habe, andere als harte Bedingungen einzugehen, so werde er doch nicht von einem Herrn zur Annahme dieser Bedingungen gezwungen. Diese Hochschätzung, wenn nicht Ueberschätzung, einer blos formalen Freiheit ist für die englische Anschauungweise im Gegensatz zur deutschen charakteristisch.

Daß die sozialistische Bewegung gerade in Deutschland so große Dimensionen angenommen habe, erkläre sich daraus, daß militärische, civile und industrielle Zwangsorganisation ihrer Natur nach wesentlich das Selbe seien. In Deutschland sei schon vor 1870 ein hoch entwickeltes militärisches System heimisch gewesen und seitdem habe es sich noch weiter entwickelt. Das militaristische Eigenthumsrecht des Staates an den Unterthanen erstrecke sich selbst auf solche Deutsche, die außer Landes gegangen seien. In Folge des in Deutschland eingebürgerten militärischen und halb absolutistischen Geistes sähen seine Bewohner ein bureaukratisches Regime beinahe als selbstverständlich an und könnten sich ein anderes kaum vorstellen. Das sozialistische Staatsideal sei eine Form des bureaukratischen Regimes: daraus erkläre sich die Stärke der deutschen Sozialdemokratie. Im Gegensatz zum sozialistischen Ideal möchte Spencer aber die dem Militarismus entstammende Zwangskooperation mehr und mehr durch die freiwillige Kooperation verdrängt wissen. Die erfolgreichste Form der Arbeitorganisation und die beste Garantie einer gerechten Vertheilung des Einkommens dünken ihn Arbeitgenossenschaften, in denen die Arbeiter selbst Eigenthümer der Produktionmittel wären, sich selbst regirten und gegen Stücklohn zusammen arbeiteten. Komplizirtere Stückarbeit, zum Beispiel beim Maschinenbau, müßten Gruppen einzelner Mitglieder von der Genossenschaft übernehmen. Die Schwierigkeit der Ausführung verkennt er nicht. Denn Alles hänge davon ab, solchen Unternehmungen eine intelligente und ehrliche Leitung zu sichern, ohne daß die innere Harmonie darunter leide. Dagegen würde das System viele Schwierigkeiten beseitigen, an denen die jetzigen Genossenschaftsysteme leiden, wo Zeitlohn gezahlt wird. Bei diesen werde, mit Rücksicht auf die verschiedene Leistungfähigkeit der Arbeiter, Jeder einer Lohnklasse zugetheilt, — eine Quelle von Unzuträglichkeiten, da eine allgemeine Abstimmung in der Regel unthunlich sei und die Entscheidung durch aufgestellte Ver-

trauensleute dem Vorwurf der Willkür selten entgehe. Das wäre bei Stücklohn ausgeschlossen; und das in den kapitalistischen Wirthschaftverhältnissen nur allzu begründete Vorurtheil derArbeiter gegen Stücklohn würde hier nicht mehr am Platz sein. Denn der Stücklohn würde vom Genossenschaftkomitee festgesetzt werden, das die selben Interessen habe wie die übrigen Arbeiter. Jedes Mitglied würde auf die Arbeit so viel Energie verwenden, wie ihm beliebt, und so viel Geschicklichkeit, wie es besitzt, und erhielte die volle Gegenleistung für seine Arbeit, ohne weiteren Abzug als den aliquoten Theil der Administrationkosten. Eine Arbeitaufsicht, um der Trägheit zu steuern, würde nicht nöthig sein und damit die Beseitigung einer wichtigen Ursache von Verstimmungen, Zwistigkeiten und Kosten wegfallen. Die Regirungfunktionen des Genossenschaftkomitees wären sehr gering. Höchstens die Qualität der gelieferten Arbeit könnte zur Beanstandung und Uneinigkeit führen. Damit sei dann das geringste Maß von Zwang erreicht, das mit gemeinschaftlicher Arbeit verträglich ist: jedes Mitglied der Genossenschaft ist in Bezug auf die Arbeit, die es leistet, sein eigener Herr. Spencer ist der Meinung, die bisherige industrielle Organisation, so weit sie auf Lohnarbeit begründet ist, würde nicht fähig sein, der Konkurrenz dieses neuen Systemes zu widerstehen. Je erfolgreicher solche Genossenschaften sein würden, desto mehr würden die Arbeiter sich zu ihnen drängen; sie würden in der Lage sein, die besten Arbeiter aufzunehmen, während die Arbeiter von geringerer Leistungfähigkeit als Lohnsklaven der Unternehmer weiter arbeiten müßten: und so würden die besseren Arbeiter auf Kosten der schlechteren zunehmen.

Die besten industriellen Einrichtungen verlangen aber auch das beste Menschenmaterial; und so bleibe immer noch die Schwierigkeit, eine ehrliche und geschickte Verwaltung zu finden. Aber auch wenn diese Schwierigkeit beseitigt wäre, könnten solche Genossenschaften noch durch Meinungverschiedenheiten der Beamten untereinander oder durch Eifersüchteleien zwischen Handarbeitern und Kopfarbeitern gefährdet werden. Die geringe Kapitaldotirung solcher Unternehmen im Vergleich zu den Riesenmitteln der modernen Aktiengesellschaften scheint Spencer nicht für bedenklich zu halten, doch läßt er sich darüber leider nicht aus.

Was nun die Entwickelung einer neuen Aristokratie beträfe, so erfordere die Verwirklichung des sozialistischen Ideals einen ungeheuren, künstlich gegliederten Verwaltungmechanismus mit verschiedenen Gruppen hinauf bis zu einer centralen Autorität. Diese allmächtige Organisation, die im Namen und Auftrag der Gemeinschaft über alles Kapital, allen Grund und Boden, die Verkehrs- und Beförderungmittel und alle polizeiliche und militärische Macht verfüge, werde sich aber unvermeidlich auf Kosten der Beherrschten Vortheile verschaffen. Würde sie doch von Männern gebildet werden, die,

obgleich von dem selben aggressiven Egoismus wie die Arbeiter, jeder höheren Kontrole enthoben sind. Daß sie aus Wahlen hervorgingen, würde auf die Dauer nicht genügen, sie in Abhängigkeit von ihren Wählern zu erhalten, da selbst eine kleine Organisation einer größeren, nicht organisirten Menge stets überlegen sei. Damit würde die Grundlage einer Aristokratie geschaffen, die, einmal konsolidirt, mächtiger sein würde als irgend ein ähnliches historisches Gebilde früherer Zeiten. „Natürlich", so schließt Spencer diese Ausführungen, „wird das Alles keinen Sozialisten dahin bringen, einen solchen Ausgang für möglich zu halten. So wenig der eifernde Anhänger eines religiösen Bekenntnisses, dem ein verhängnißvoller Einwand entgegengehalten wird, daran zweifelt, daß es schon eine Widerlegung geben werde, auch wenn ihm keine solche einfällt, oder genau so wenig ein Verliebter, der von einem Gebrechen seiner Angebeteten erführe, dazu gebracht werden kann, nüchtern zu überlegen, welche Folgen daraus in der Ehe entstehen werden: eben so wenig wird auch der Sozialist, der in seinen Plan verliebt ist, auf eine solche Kritik hören wollen oder ihr irgend welches Gewicht beilegen."

Das sozialistische Ideal setzt nach Spencer eine höhere ethische Entwickelung voraus. Wenn, sagt er, die Sozialisten hoffen, durch ein administratives Taschenspielerkunststück eine Gemeinschaft — den „Zukunftstaat" — organisiren zu können, in der selbstsüchtige Menschen sich selbstlos benehmen sollen, und wenn sie mit den Wirkungen der Güte rechnen, ohne sich um das Vorhandensein dieser Güte selbst zu bekümmern, so betreiben sie eine soziale Alchemie, die aus unedlen Naturen edle Handlungen ziehen will. Um die Ungeheuerlichkeit dieser Illusion anschaulich zu machen, zählt er eine Auslese von Thatsachen auf, die, wie ihm scheint, den inferioren Zustand der politischen und gesellschaftlichen Moral in den hauptsächlichsten Kulturländern, England, den Vereinigten Staaten, Deutschland und Frankreich hinreichend beleuchten: in Deutschland unter Anderem die Ausstoßung von Offizieren, die das gesetzlich verbotene Duell ablehnen, in Frankreich den Ordensschwindel und den Panamaskandal. Er resumirt seine Kritik der französischen Moral mit den Worten: „Also selbst unter den erlesenen Männern, die berufen sind, den Staat zu leiten, verbrecherisches Gebahren; selbst unter den Gebildetsten, die die öffentliche Meinung beherrschen, eine verwerfliche Handlungweise: und da soll die Nation als Ganzes durch eine bloße Reorganisation ihren Charakter so gründlich verändern, daß aus böswilliger Selbstsucht selbstlose Güte wird?" Auch England schont er nicht. Alle seine Ländererwerbungen und Eroberungen seien auf niedrigen Egoismus zurückzuführen. Die Mittel seien einfach und stets die selben gewesen: die Bibel und Granaten! Die erfolgreiche Gewaltthat wird in der Heimath mit Ehrentiteln und Dotirungen belohnt. Ein Forschungreisender, dem fremdes Menschenleben nichts bedeutete, wurde von allen Klassen als Held

gefeiert. „Englische Macht", „englischer Muth", „englische Interessen" seien in Aller Munde, aber an Gerechtigkeit denke Keiner. Noch viel schlimmer sei es mit der nordamerikanischen Union bestellt.

Sein vierter Einwand — Verschlechterung der Rasse — geht von der Forderung der Sozialisten und Kommunisten aus: „Jeder nach seiner Fähigkeit, Jedem nach seinen Bedürfnissen!" Verpflanze man dieses Gesetz der Familie in die Gesellschaft, so müsse sie ohne Weiteres zerfallen, weil ihre werthloseren Mitglieder überhandnehmen und die werthvollsten verschwinden würden. Denn die erfolgreichere Thätigkeit der Begabteren würde dann nicht mehr zu einer besseren Fürsorge für ihre eigenen Nachkommen führen als für die der minder Begabten. Hingegen sei, so weit das mit geringerer Leistungfähigkeit verknüpfte Elend nur freiwillig, aus Sympathie, gelindert werde, nicht zu befürchten, daß die besser Gestellten sich bis zu dem Grad ihrer eigenen Mittel entäußern würden, daß sie dadurch außer Stand gesetzt wären, ihren eigenen Nachkommen eine bessere Erziehung zu geben, als die Nachkommenschaft der weniger Begabten erfährt. Daher die Forderung der Kommunisten und vorgeschrittenen Sozialisten, die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern zu lösen und die Kinder der Pflege des Staates zu überlassen. Und doch sei von den niedrigsten Formen des Lebens bis zu den höchsten die Methode der Natur stets die gewesen, die Fürsorge für die Jungen den Erwachsenen zu übertragen, die sie erzeugt haben, — eine Fürsorge, die, bei den niedrigen Organismen nur schwach entwickelt, sich um so ausgebildeter zeige, je höher man in der Thierreihe emporsteige.

Gegenüber diesem Einwand Spencers liegt die Entgegnung nah, daß auch die jetzige Vertheilung des Einkommens weit davon entfernt ist, eine vom biologischen Standpunkt aus zweckmäßige Auslese zu bewirken. Das ist freilich aber auch kein Grund, sie noch unzweckmäßiger zu gestalten.

Wenn Spencer meint, daß die Sozialisten für irgend welche Einwände gegen ihre Theorie unzugänglich zu sein pflegen, so hat er offenbar schlechte Erfahrungen gemacht. Die Thatsachen lehren aber, daß der heutige Sozialismus durchaus nicht unbeweglich auf seinem einmal eingenommenen Standpunkt verharrt. Viel würde daher schon gewonnen sein, wenn angesehene Sozialisten sich der Mühe unterzögen, eine ernstliche Widerlegung seiner Bedenken zu versuchen. Dann könnte es auch nicht ausbleiben, daß die Tragweite seiner Kritik sich in Deutschland die selbe Geltung verschaffte, die sie in den anglo-amerikanischen Ländern schon lange erreicht hat, und daß sie auf die weitere Entwickelung des sozialistischen Ideals Einfluß gewänne.

München. Dr. Wilhelm Schallmayer.

Der Fall Klimt.

Die Kunst hat heute böse Tage. Denn das Zeitalter, in dem sie existiren muß, ist das unkünstlerische κατ' ἐξοχήν. Man meint es vielleicht gar nicht einmal schlimm mit der Kunst. Man meint nur — wie sagte doch jener biedere deutsche Reichsbote? —, daß man der Kunst, sei es mit oder ohne Gesetzgebung, „die Wege weisen müsse". „Man" glaubt eben, daß „man" mehr von der Sache verstehe als die Künstler. Nun: die Kunst, mag sie auch noch fünfzig und hundert Jahre lang böse Tage haben, wird diese Tage und Jahre überdauern. Und sie wird in der babylonischen Gefangenschaft fester und härter werden. Sie wird nicht aufhören, der Menschheit das Evangelium des Friedens, der Versöhnung und der Schönheit zu bringen, aber sie wird ihr Herz mit Stahl und Eisen panzern und ihrer Milde und Güte wird sich eine leise Verächtlichkeit beimischen. Sie wird ihre Wege gehen, — ihre eigenen, nicht diejenigen, die man ihr „weisen" wird.

In Wien hat man neulich wegen eines Bildes von Gustav Klimt einen großen Spektakel inszenirt. Klimt ist ein Maler in der zweiten Hälfte der Dreißig, in Baumgarten bei Wien als Sohn eines armen Graveurs geboren, Einer, der sichs hat sauer werden lassen, mit dem Leben und mit der Kunst. Er ist ein stiller, scheuer, tiefernster Mensch. Er hat harte Schuljahre durchgemacht, hart vor Allem dadurch, daß er sich von dem Bann des Erlernten zu befreien hatte, um zum Besitz und Ausdruck des Persönlichen zu gelangen. Das Persönliche ist bei ihm ganz und gar durchdrungen vom Intensiv-Wienerischen. Nur ist es ernster und heiliger in ihm geworden. Die spielende Grazie, der weltfrohe Sinn, die Freude an Tanz und Schmuck sind bei ihm gleichsam zu einem höheren Dasein erwacht. So instinktiv Das aus ihm herauskommt, mit der großen und ruhigen Sicherheit der sich selbst überlassenen Rasse: es leuchtet doch Etwas wie ein befreites Bewußtsein drüberhin, das sich aus den dämmernden Niederungen des Volksmäßigen der lichten Anschauung der Gottheit nähert. Auf diesem Wege sehen wir Klimt weiterschreiten; die Spitze hat er bis jetzt in dem Bilde der „Philosophie" erreicht, in dem Bild, um das der Spektakel ausgebrochen ist.

Das Bild ist für die Aula der wiener Universität bestimmt und eins von fünf Bildern, die da die Decke zieren sollen. Das Mittelbild und eins der Seitenbilder malt Professor Matsch. Auch die „Philosophie" ist ein Seitenbild; ihr wird, als eine Art Gegenstück, die „Hygiea" (Medizin) zu entsprechen haben. Im Hinblick auf dieses Gegenstück ist die „Philosophie" entworfen. Der unten stehende Beschauer soll die beiden Bilder gleichsam als eine ideale Einheit empfinden; ein idealer Raum soll sich zwischen ihnen ausbreiten. Darum ist der „Ort der Handlung" das Weltall; und Gestalten,

die durch das Weltall schweben, sind die gemalten Figuren. Sie bewegen sich in zwei Zügen von oben nach unten, die auf der „Philosophie" die linke, auf der „Hygiea" die rechte Seite des Bildes einnehmen. Nach der Mitte des Deckenraumes zu spannt sich die Unendlichkeit aus. Dieser Gedanke ist neu und kühn; er bricht mit allem kompositionellen Schematismus. Wenn aber der moderne Maler als idealen Raum das Weltall annimmt, so ist Das im Grunde nichts Anderes, als wenn die Gewölbe-Maler barocker Jesuitenkirchen uns den offenen Himmel und das aus höchster Höhe niederstrahlende Auge Gottes vorzutäuschen unternahmen. Nur ist das Eine siebenzehntes, das Andere neunzehntes oder zwanzigstes Jahrhundert.

Es versteht sich wohl von selbst, daß Klimt im Weltall nicht gut disputirende Greise und kahlköpfige Kapuziner darstellen konnte, die sich über die ewigen Welträthsel unterhalten. Auch mit jubelnden Engelchören hätte er bei einer Darstellung der „Philosophie" kaum viel ausrichten können. Er mußte also auch im Inhaltlichen eine neue Lösung der Aufgabe unternehmen. Er hat sie dadurch gefunden, daß er nicht Repräsentanten der philosophischen Forschung, sondern den Gegenstand alles philosophischen Fragens selbst dargestellt hat: das Menschengeschlecht. Er läßt das Menschengeschlecht wie eine Vision an uns vorüberziehen: das Kind und die heranreifende Jugend; Mann und Weib, die im dumpfen Taumel der Gefühle einander suchen; Mann und Weib, die in kurzem, fruchtbarem Rausch einander gefunden haben; Mann und Weib, die, einander fremd geworden, in Schmerzen auseinander gleiten; den Greis, der einsam, verzweifelnd in den dunklen Abgrund herniederfährt, unfähig, das furchtbare Räthsel zu lösen. Diese Gestalten sind wie Traumgestalten gemalt. Eine bläuliche, zitternde Atmosphäre umfließt sie, eine Art Mondenlicht, das unser Denken in ahnendes mystisches Fühlen auflöst. Und ringsum strahlt Sternenglanz. Da ist ein buntes, leuchtendes Flimmern ferner und fernster Gestirne. Nebenan aber wölbt sich, ein riesiger Ball, die grüne Erde und ganz im Dämmer wird darauf ein Sphinxhaupt sichtbar. An diesem Sphinxhaupt vorbei geht der ewige Leidenszug der Menschheit, suchend, liebend, verzweifelnd, fruchtbar werdend und vergehend, hinab in die Tiefe. Und immer neue Züge, mit immer gleichen Schmerzen und Wonnen, werden stets den gleichen Weg machen. Doch da taucht eine Gestalt auf, die von Alledem völlig unbewegt bleibt, eine Gestalt, die in einem anderen, kalten und grellen Licht strahlt; gleichmüthig und regunglos reckt sie ihr Haupt auf. Es ist die Wissenschaft. Sie ist gleichsam aus dem Dunstkreis des Menschlichen, Allzumenschlichen herausgehoben. Sie hat all ihre Befriedigung in sich selbst. Sie fragt nicht nach Qualen und Seligkeiten. Unerschüttert und unerschütterlich sucht sie nach der Wahrheit. Darum sind ihre Augen weit geöffnet und ihr strenger Mund ist geschlossen. Keine

Regung von Mitleiden, ja nicht einmal von Gefühl ist auf diesem Antlitz. Sie, die Erforscherin des Menschlichen, ist allem Menschlichen entrückt.

Das ist das Bild, dem man Gedankenarmuth vorgeworfen hat, weil keiner der landläufigen Dutzendgedanken darin wiederkehrt. Und in der That: es hat nicht vielerlei Gedanken: es hat einen Gedanken; und dieser Gedanke ist ganz zur Empfindung und Anschauung geworden. Er ist überall malerisch verdichtet. Ueber diese Leinwand geht ein farbiges Vibriren, das etwas Zauberhaftes hat. Das ist wirklich Vision. Das ist kosmischer Aetherraum. Und die nackten Gestalten der Menschen bewegen sich darin wie Traumgestalten, von allem Denken erlöst, ganz von ihren eingeborenen Trieben geleitet, einem ewigen, furchtbaren Schicksal unterthan. Die Zufälligkeiten des Lebens sind alle ausgemerzt. Nichts gilt hier Schönheit, Klugheit, Würde und Reichthum. Menschsein ist Alles, ein menschliches Schicksal haben. Und Das ist ewig das Selbe, mag es auch für unseren Ameisenblick ewig ein Anderes sein. Gleichmüthig dreht sich der Erdball, gleichmüthig starrt die Wissenschaft, gleichmüthig funkeln die Sterne. Das Stöhnen der Erdgeborenen aber ertönt himmlischen Ohren wie Spärenharmonie.

Zurück wieder auf die Erde! Zurück ins Ameisengewimmel! Denn schließlich hat ja doch der Maler seine Vision der Ewigkeit vergänglichen Augen dargeboten. In der Frühjahrsausstellung der wiener „Sezession" war diese als Deckenbild gedachte Komposition als Mittelbild der Hinterwand des großen Hauptsaales aufgestellt. Das Bild war also nicht in der Lage, in der es künftig einmal sein soll, aber es that auch so eine mächtige und feierliche Wirkung, — bei Denen, die sich stark genug fühlten, vor dieser Offenbarung eines künstlerisch tiefgefühlten Innenlebens klein sein zu können. Die Anderen aber, die sich überlegen fühlen wollten, fingen an, zu eifern, und zettelten eine heftige Gegenbewegung an. Diese ist jetzt im Gange, während das Bild selbst von seinem ersten Platz bereits verschwunden ist und nach Paris auf die Weltausstellung gebracht wird, um vor neuen Augen neuen Schicksalen entgegenzugehen.

Ich habe mir nicht versagen können, die Anschauung, die ich von Klimts Bild gewonnen habe, hier mitzutheilen. Denn schließlich ist die Mittheilung der persönlichen Anschauung doch das einzige aufrichtige Mittel, durch das ein Schriftsteller die Kenntniß von einem Bilde weiter verpflanzen kann. Im Folgenden jedoch sei von dieser persönlichen Anschauung völlig abgesehen. Die Frage sei offen gelassen, ob Klimts „Philosophie" wirklich jenen hohen künstlerischen Werth besitze, den ich ihr zuerkenne. In dem nun entbrannten Kampf scheint es sich gar nicht mehr um ein einzelnes Bild zu handeln. Die besondere Aktion ist nicht mehr als ein vereinzeltes Sympton. Betrachten wir immerhin zunächst den besonderen Fall. Das Bild war für die

Universität bestellt; es war in der Skizze genehmigt; es wurde nun in der „Sezession“ ausgestellt. Nach etwa drei Wochen enthüllt sich innerhalb des Professorenkollegiums der Universität eine Protestbewegung, die auf Zurückweisung des Bildes hinzielt und an deren Spitze der derzeitige Rektor, der Professor der katholischen Theologie Neumann, steht. Welcherlei besondere Beweggründe diesen katholischen Theologen und seine näheren Kollegen leiten, bleibe unerörtert. Sie sind für die Gesammtaktion nicht maßgebend; denn Leute wie der Philosoph Jodl, der Physiologe Exner, der Archäologe Reisch haben sich an der Bewegung betheiligt. Sollten theologisch-moralistische Bedenken vorgewaltet haben, deren Vorhandensein allerdings nicht bestritten werden kann, so würden diese Gelehrten sich zweifellos zurückgezogen haben. Nein, es handelt sich hier um künstlerische Ueberzeugungen; und nur die eine Frage kann entstehen, wie weit jene Gelehrten befugt waren, diese Ueberzeugung — nicht etwa zu hegen oder auszusprechen, sondern — zur Grundlage einer Aktion zu machen, die sich direkt gegen das Selbstbestimmung- und Selbstentwickelungrecht der Kunst wendet. Die Professoren waren unter allen Umständen berechtigt, zu sagen: „Das Bild gefällt uns nicht.“ Aber sie waren nicht berechtigt, autoritativ zu verkünden: „Das Bild ist schlecht, wir kämpfen gegen die darin enthaltene Häßlichkeit.“ Noch weniger waren sie berufen, dem Unterrichtsminister einen Vertragsbruch anzusinnen, indem sie ihn ersuchten, das bestellte Bild entweder rechtswidrig zurückzuweisen oder ordnungwidrig von dem Ort seiner Bestimmung fernzuhalten.

Von einem Kampf um Begriffe könnte man sprechen, wenn der Kampf lediglich unter Gelehrten ausgebrochen und der Kampfpreis der Sieg einer Theorie wäre. Hier aber sind die Begriffe nur vorgeschoben und der Kampf spielt sich nicht zwischen Theorien, sondern zwischen realen Mächten ab. Auf der einen Seite steht die im Gefühl ihrer frisch entfesselten Kräfte vorwärtsstrebende Kunst, auf der anderen das dogmatisirende, in überliefertem Schematismus befangene Bürgerthum, das Bürgerthum mit dem Geldsack. Das Bürgerthum hat es erleben müssen, daß sich die Kunst immer mehr seiner Bevormundung entzog. Es gab eben einige Künstler, die in Hunger und Entbehrungen auszuharren wagten, um, im Vollbesitz ihrer Freiheit, ihrer Vorstellungwelt Gestalt zu verleihen (Millet, Manet, Boecklin, Thoma, Meunier, Hörmann und Andere). Dadurch gewann die Kunst in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit einen fühlbaren Vorsprung vor dem noch in allerhand alten Vorurtheilen befangenen Bürgerthum. Mit Geduld, Zähigkeit und Märtyrermuth, auch nicht ohne eine gewisse List und Verschlagenheit, hat die von allen Seiten schwer bedrängte Kunst in diesen bösen Zeiten es verstanden, aus eigener Kraft ihre Entwickelungsgesetze aufzuspüren und ihnen nachzuleben. Die Kunst ragte dabei nur danach, was für sie nothwendig sei, damit sie, rein als Kunst, weiter-

exiſtiren und ſich fortentwickeln könne. So fand ſie das Freilicht, den Impreſſionismus, die dekorative Linie, die Anſätze zu einem neuen Stil. Zugleich vollzog ſich ein immer innigeres Aneinanderrücken der verſchiedenen Künſte, die, ſo ſehr ſie das handwerklich Verſchiedene erkannten und betonten, doch das gefühlsmäßig Gemeinſame, die gegenſeitige ſeeliſche Durchkreuzung, empfanden und als ein Moment der glücklichſten Befruchtung durchlebten. So gehen denn heute Muſik, Dichtung, bildende und bis zu einem gewiſſen Grade auch die tanzende und darſtellende Kunſt in geſchloſſener Marſchroute zuſammen, in engerem Kontakt, als ihn irgend ein anderes Zeitalter (die Antike ausgenommen) aufzuweiſen hatte. Kurz, die Kunſt im weiteſten Sinne hat ſich durch den gefundenen Zuſammenſchluß der Kräfte ein erhöhtes ethiſches Selbſtgefühl und damit eine innere Unabhängigkeit erworben, wie ſie ſie in ſolchem Maß lange Zeit nicht mehr beſeſſen hat. Sie geht jetzt ihre eigenen Wege; und daran vermag auch die äußere Abhängigkeit, unter der ſo ſehr viele Künſtler zu leiden haben, nichts mehr zu ändern. Der Einzelne muß ſich dem Ganzen eben opfern oder für das Ganze Opfer bringen. Wer Das nicht thut, „fällt um" und ſcheidet für die Entwickelung aus, Das heißt: verzichtet darauf, im weiteren Sinne „Künſtler" zu ſein. Alle echten Künſtler aber wiſſen, daß heute die Geſammtheit der Errungenſchaften auf dem Spiele ſteht, wenn die Kunſt nur im Mindeſten zurückzuckt, ſobald ein Vorſtoß gegen ihr freies Selbſtbeſtimmungrecht unternommen wird. Der Fall Klimt iſt ein ſolcher Vorſtoß; und es iſt nicht unintereſſant, daß er von Gelehrten unternommen wird. Die Gelehrten ſind die Schöpfer der jetzigen Kultur, die Künſtler und Techniker werden die Schöpfer der künftigen ſein. Ein nothwendiger Gegenſatz iſt damit nicht bedingt, denn Kunſt und Wiſſenſchaft ſind ja nicht feindliche Mächte. Aber daß es zu gewiſſen Scharmützeln kommt, bevor der Ausgleich ſich vollzieht, iſt nicht verwunderlich. In unſerer bisherigen Kultur iſt noch viel Dogmatismus, Rationalismus, Theologismus. Das ſind Mächte, die von der Wiſſenſchaft ihren Urſprung nahmen und die, mag auch die Wiſſenſchaft beginnen, ſich von ihnen zu befreien, doch immer wieder bei der Wiſſenſchaft Unterſchlupf ſuchen. Bei der Kunſt aber vermöchten ſie einen ſolchen Unterſchlupf nicht zu finden, wenigſtens nicht mit einiger Ausſicht auf Dauer. Denn dieſe Mächte ſind dem Weſen der Kunſt zuwider und müſſen daher ganz aus dem Organismus der Kunſt ausgeſchieden werden. Für die heutige Wiſſenſchaft aber iſt es nicht unbedenklich, wenn ſie ſich in einen ausgeſprochenen Gegenſatz zur Kunſt hineinbegiebt. Sie würde dadurch hauptſächlich ihren Mangel an Elaſtizität offenbaren. Die heutige Kunſt iſt ein Reſultat ernſter Nothwendigkeiten, ſie zeigt in ihrem ganzen Werdegang etwas Elementariſches und ſie leuchtet hell und feurig in die Zukunft hinüber. Eine Wiſſenſchaft, die dieſen geſchichtlichen Vorgang nicht begriffe, die ſich

unfähig erwieſe, daran Theil zu nehmen, würde nur zeigen, daß ſie leiſe beginnt, zu erſtarren und ſich an Regeln und Dogmen feſtnageln zu laſſen, die ihr wenig Zukunfthoffnung bieten. Ein Symptom dafür wäre etwa das Operiren mit Worten wie „ſchlecht“ und „häßlich“ als mit feſtſtehenden Begriffen, während der echte Gelehrte doch wiſſen muß, daß ſie ſchwankend ſind und daß jedes Zeitalter und jede Völkerſchaft ſie anders formulirt. Ueber Das, was „ſchlecht“ in der Kunſt ſei, würde ſich eher noch eine Einigung erzielen laſſen als über Das, was für „häßlich“ zu gelten habe. Doch würden auch hier einzig die Künſtler im Stande ſein, ein motivirtes Urtheil zu fällen, weil ſie allein das Techniſche eines Werkes nach allen Seiten zu unterſuchen und abzuſchätzen verſtehen. Im Uebrigen hat, wie mir ſcheint, die Kunſt von dieſer ganzen Affaire wohl kaum ſo viel zu fürchten wie gewiſſe Erſcheinungen innerhalb der Gelehrtenwelt, die das Vertrauen, das man ihnen jetzt noch entgegenbringt, etwas unvorſichtig aufs Spiel ſetzen. Gegen gewaltſame Unterdrückungverſuche iſt die Welt heute beſonders mißtrauiſch geworden. Sie werden ziemlich allgemein als ein Zeichen von Schwäche aufgefaßt. Der aber, gegen den die Unterdrückung ſich richtet, gewinnt den Nimbus des Märtyrerthums und der Gefährlichkeit. Ja, auch die Kunſt kann in einem beſonderen Sinn gefährlich werden: nämlich Allem, was verrottet, engherzig und zurückgeblieben iſt.

Wien. Franz Servaes.

Venedig.*)

Was wollen wir in der Lagunenſtadt,
Die wir aus unſrer Träume Reich gekommen —
Es liegt auch hier die Fluth des Lebens glatt,
Im Abendfrieden klingt die Glocke matt
Und über'm Kreuz iſt unſer Stern erglommen.

*) Ein Fragment aus „Gärten der Träume, In Memoriam und andere Verſe“ von Theodor Suſe. Das Buch wird nächſtens bei Aſher & Co. in Berlin erſcheinen, wo auch Suſes „Verſe“ und „Neue Verſe“ veröffentlicht worden ſind.

Wie ist es süß, im Abenddämmerschein
In dunkler Gondel flüsternd sich zu wiegen:
Du tauchst die Finger in die Fluthen ein,
Es blitzt der Ring — und goldne Träumerein
Wie Wolkengluth Dein Antlitz überfliegen.

Es dämmern schon des Doms gewölbte Hallen,
Die Kuppel schwimmt in blassem Goldesglühn
Und Orgeltöne wie im Traum verhallen —
Da schauen wir die Gottheit niederwallen
Und müssen stumm im Flügelrauschen knien.

Wir sehn gebannt die Ursulalegende
Vor unsern Augen bunt vorüberziehn
Und staunen, wie des Meisters zarte Hände
Der Liebe und der Andacht stille Brände
Gelöst zu dichten Farbenmelodien.

Das ist die Zeit, die wir ersehnt, das Leben,
In das sich abwärts unser Traum verloren!
In stillem Licht sehn wir die Menschen schweben,
Wie Freundesgrüße wills herüberbeben —
Wir sind zu spät, ach, viel zu spät geboren.

Ein anderes Venedig will sich zeigen,
Nicht das von Gold, Brokat und Purpur rauscht;
Es liegt in süßem Silberdämmerschweigen,
Und aus der Fluth kann es erlöst nur steigen
Dem, der der fremden Sternenstimme lauscht.

Und lächelnd grüßt vom Throne Dich Maria,
Wie sie geträumt die Hand von Gian Bellini;
Ich hör' wie Hauch den Gruß: dolcezza mia —
Und freudig darf im Dom San Zaccaria
Ich vor Dir knien im Bild des Vivarini.

Und wieder hat die Gondel uns gewiegt
Heimwärts zur Stadt, den Weg vom fernen Meere,
Das schlanke Schiff von Seide bunt umschmiegt —
Auf Deiner Stirn ein Goldreif funkelnd liegt.
Zwei Pagen, blondgelockt, als Gondoliere.

Ein reicher Zug von Barken uns entlang,
Die wie ein Schwarm von Schwänen uns begleiten;
Herüber klingt stillschöner Frau'n Gesang
Und weiße Hände rühren Harfenklang,
Die Königin, Dich, festlich heimzuleiten.

Zu Deinen Füßen breit' ich schon mein Kleid,
Daß sie nicht rühren an die Marmorstufen:
Du schaust hinaus. Dir wird die Seele weit,
Die Glocke tönt — Die Märcheneinsamkeit,
Hörst Du sie süß uns durch die Stille rufen?

Die Krone legst Du nun in meine Hand,
Vom Silbermantel lösest Du die Spangen
Und meinen Hals Dein weißer Arm umwand —
Dein Herz spricht laut, daß es das Glück nun fand,
Daß lang vergessen alles Heimverlangen.

Hörst Du die Wellen an die Quadern schlagen,
Wie fern der Ruf des Barcajuol verhallt?
Sie murmeln wie von tief versunknen Tagen —
Was sollen sie den Glücklichen noch sagen,
Die überrauscht von ew'gem Frühlingswald?

Doch läßt der Schönheit Glanz sich nicht vergessen,
Der wie ein Traum der blauen Fluth entsteigt —
Schon winken fern schwarzragende Cypressen;
Im letzten Augenblick willst Du ans Herz noch pressen,
Was dämmernd süß in Morgengluthen schweigt.

Hamburg. Theodor Suse.

Die Renaissance.*)

Italien hatte bereits eine lange kulturelle Entwickelung hinter sich, als die Länder nördlich der Alpen eben erst zum Schauplatz weltgeschichtlicher Vorgänge wurden. Aber schon die Latifundienwirthschaft der späteren Kaiserzeit entvölkerte weite Landstrecken und verursachte dadurch einen allgemeinen kulturellen Rückgang, so daß die seit dem fünften Jahrhundert einbrechenden Germanen fast naturalwirthschaftliche Zustände vorfanden. Unter der Herrschaft jugendlicher Germanenvölker vergaß man die Vergangenheit: die alte Kulturentwickelung brach ab; die Reste alter Bauwerke wurden zum Theil gewaltsam vernichtet, zum Theil achtlos mit Schutt bedeckt. Erst nach einigen Jahrhunderten war dann als Produkt einer großartigen Völkermischung eine neue Nation entstanden, die, unterstützt von einer günstigen Wirthschaftentwickelung, auch auf dem Gebiete geistigen Lebens beachtenswerthe Leistungen zu Tage fördern konnte.

In einem Lande, wo die Stadt Rom, mehr denn je der geistige Mittelpunkt der ganzen Welt, tagtäglich an die große Vergangenheit von mehr als anderthalb Jahrtausenden mahnte — an eine Vergangenheit, von der allerdings in mittelalterlichen Köpfen eine ganz eigenthümliche, wenig wahrheitgetreue Vorstellung lebte —, konnte die Bethätigung neu erwachenden geistigen Interesses kaum auf etwas Anderes gerichtet sein als auf die literarischen Erzeugnisse der Alten. Die begabtesten Köpfe versuchten deshalb gar bald, die Alten zu verstehen, ihnen neues Leben einzuhauchen und im Leben wie in ihren Schriften den alten Meistern nachzueifern. Freilich ist es meist bei den Versuchen geblieben: wir Nachlebenden müssen dieses Urtheil auch über die Geisteshelden fällen, die selbst sich für volle Römer hielten.

Schon im letzten Drittel des elften Jahrhunderts wurde in Pavia das Recht Justinians in verständnißvoller Weise für praktische Zwecke aufs Neue nutzbar gemacht; seit der Gründung der Universität Bologna (1088) ward diese die eigentliche Heimstätte juristischer Studien auf Grund des abstrakten Rechtes der römischen Kaiserzeit. Welche Bedeutung man dort, wie in Mailand, dem corpus iuris beimaß, geht aus der Thatsache hervor, daß das Reichslandfriedensgesetz Friedrichs des Ersten (um 1152) und zwei Bücher Lehenrecht (libri feudorum) seit Hugolinus de Presbyteris, der im Jahre 1233 starb, thatsächlich als Anhänge zum Corpus iuris civilis betrachtet wurden. Und gerade dadurch schien der Zeit die Beachtung dieser modernen Gesetze in höherem Maße gesichert als durch einfache Proklamation, mit der man sich sonst begnügen mußte.

War die wissenschaftliche Behandlung der römischen Rechtsdenkmäler einem direkt empfundenen praktischen Bedürfniß entsprungen — dem Verlangen nach Rechtsnormen, die den im Sinne lebhafteren Verkehres veränderten Wirthschaft-

*) Dieser Aufsatz bildet — unter dem Titel „Die Befruchtung der westeuropäischen Kultur durch die Renaissance" — den einleitenden Abschnitt zu der vom Verfasser bearbeiteten „Geschichte der Renaissance, Reformation und Gegenreformation" im nächstens erscheinenden siebenten Bande der helmoltschen Weltgeschichte (Verlag des Bibliographischen Institutes in Leipzig).

verhältnissen entsprachen und die eben im Recht der römischen Kaiser fertig vorlagen —, so stand das mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts beginnende Eindringen in die altrömische Literatur in engen Beziehungen zu den politischen Ereignissen; ist doch die neue Auffassung vom Staat ein wesentliches Moment jener Geistesbewegung, die wir als Renaissance zu bezeichnen pflegen. Ja, der abenteuerliche Versuch eines Cola di Rienzi, Rom nach antikem Vorbild in eine Republik zu verwandeln und sich selbst als Tribunen an deren Spitze zu stellen (1347), war nichts Anderes als die phantastische Verwirklichung des antiken Staatsideals, wie es Cola aus den Werken des Livius und Cicero kennen gelernt hatte.

Die Beziehungen der wieder belebten klassischen Bildung zur Politik kommen vornehmlich darin zum Ausdruck, daß die für das Alterthum begeisterten Männer Geschichte schrieben, und zwar in neuer, wesentlich anderer Form als ihre mittelalterlichen Vorgänger. Schon Albertino Mussato (gestorben 1330) schrieb die Geschichte seiner Zeit nicht mehr als mittelalterlicher Chronist, der mit dem Anfang der Welt beginnt, sondern behandelte die politischen Ereignisse seines Jahrhunderts als ein Mann, der selbst am politischen Leben Theil nahm und eine entschiedene Vorliebe für König Heinrich den Siebenten besaß. Er folgt in der Darstellung ganz offenbar altrömischen Vorbildern, aber mehr noch kommt dieser Einfluß in seinen Dichtungen, namentlich den Tragoedien, zur Geltung.

Bereits vor Mussato hatte Brunetto Latini (gestorben 1294), ein feiner politischer Kopf, mit den Lateinern, besonders dem Ovid, gut vertraut, die Politik geradezu als die edelste und höchste Wissenschaft bezeichnet und damit kundgethan, daß er in einem wesentlichen Punkte über das Mittelalter hinaus gewachsen war. Sein praktisch politisch-historisches Verständniß bezeugt eine vergleichende Charakteristik von England und Frankreich; aber trotz Kenntniß der Alten schrieb er seine eigenen encyklopädischen Werke italienisch und französisch, um allgemein verständlich zu sein. Vielleicht würde man ihn heute vergessen haben, wenn er nicht der Lehrer Dantes gewesen wäre, des Mannes, der zuerst die Bildung der Antike so in sich aufnahm, daß er in ihrem Geiste künstlerisch vollendete und doch zugleich moderne Werke schuf, die, italienisch geschrieben, nicht nur den weitesten Kreisen die antike Welt zugänglich machten, sondern auch durch die Verwendung der Volkssprache wesentlich zur Erweckung nationalen Empfindens beitrugen. Virgil war sein Führer durch die heidnische Welt: der Römer, dessen Ideenentwickelung dem Christenthum am Nächsten kam. Aber seine philosophische Gesammtanschauung, die er in der „Göttlichen Komoedie" niederlegte, ist darum doch als Ganzes eine christliche, wenn sie sich auch in scharfen Gegensatz zur Theologie stellt, die die Zeit beherrscht. Gegenüber den päpstlichen Machtgelüsten eines Bonifazius des Achten betont er in seiner lateinisch geschriebenen Schrift De monarchia die selbständige Stellung des römischen Kaisers neben dem Papst und, obgleich geborener Republikaner — Florenz war seine Heimath —, tritt er für eine kräftige Weltmonarchie ein, natürlich mit Italien als Mittelpunkt: die Person König Heinrichs des Siebenten mag für die Ausgestaltung solcher Gedanken von erheblichem Einfluß gewesen sein.

Weniger politische Begabung als Dante besaß Francesco Petrarca, der, einem florentinischen Geschlecht entstammend, seine Jugend in Avignon verbrachte und am achten April 1341 in Rom durch König Robert von Neapel zum Dich-

ter gekrönt ward. Nur seine lateinischen Dichtungen trugen ihm diese höchste Ehre ein, aber seine historisch-philosophischen Schriften sind vielleicht noch mehr von dichterischem Hauch durchweht und, wenn auch ohne tieferes Verständniß, mit politischen Partien durchsetzt. Als Verehrer Roms und der lateinischen Sprache war er kein kleinlicher Nachahmer der Alten, sondern ein selbständiger, lateinisch schreibender Schriftsteller mit eigenem Stil. Insofern bezeichnet er einen wesentlichen Fortschritt gegenüber Dante. Als wahrhaft moderner Mensch, aber inmitten einer immer noch von mittelalterlichem Leben beherrschten Umwelt, charakterisirt er sich durch seine in der Zeit fast einzig dastehende Betrachtung der Astrologie als eines Wahngebildes und durch die Form seiner idealen Hinneigung zu Laura, die er in seinen italienischen Dichtungen verherrlicht.

Ein ganz anderes zum geistigen Eigenthum der Zeit gehöriges Moment: der schonungslose Angriff gegen Kirche und Geistlichkeit trotz kirchlicher Frömmigkeit und Ergebenheit gegen den Papst, kommt in höherem Maße als bei Dante und Petrarca bei Giovanni Boccaccio, dem Biographen Dantes und Freunde Petrarcas, zur Geltung. Mit beißender Satire wird im „Dekamerone" die sittliche Verkommenheit der Geistlichkeit gegeißelt. Die weltliche Stellung des Papstes anzugreifen: dazu fehlte ihm die tiefere politische Begabung, obgleich er, wiederholt zu diplomatischen Gesandtschaften verwendet, der Politik des Tages durchaus nicht fern stand.

Alle Seiten eines individuellen geistigen Lebens sind in diesen drei ihrer Zeit vorauseilenden und doch vielfach noch von ihr beeinflußten Männern: Dante, Petrarca, Boccaccio, verkörpert. Sie selbst waren davon durchdrungen, daß sich eine neue Zeit anbahne, während ihre Umgebung erst allmählich sich zu gleicher Erkenntniß durcharbeiten mußte. Noch immer war die Zahl Derer, die das Latein der Alten verstanden, verhältnißmäßig klein; doch bald ward es anders. Collucio Salutato, seit 1375 Kanzler der Republik Florenz, führte die Sprache Ciceros in die Staatsaktenstücke ein und der Augustinermönch Marsiglio, voll tiefer Verehrung für das Alterthum, konnte es mit seinem geistlichen Stand vereinigen, heftige Angriffe gegen das Papstthum zu richten. Zahlreiche Schüler schlossen sich ihm an. Florenz wurde der Hauptsitz der antiken Bildung in neuer Gestalt.

Noch immer waren die Schriften der Lateiner fast ausschließlich Gegenstand der Pflege; selbst Petrarca beherrschte bei aller Verehrung für die griechische Welt ihre Sprache nicht. Boccaccio gehörte zu den Ersten, die sie überhaupt verstanden, und im ganzen vierzehnten Jahrhundert hat es in Italien große Schwierigkeiten bereitet, Unterweisung im Griechischen zu erhalten. Daher war es ein Ereigniß, als 1393, um den Gefahren zu entgehen, die die Belagerung Konstantinopels durch Bajazed mit sich brachten, zwei griechische Gelehrte, Demetrios Cydonios und Manuel Chrysoloras, nach Venedig kamen. Junge Florentiner gingen dort bei ihnen in die Schule; und 1397 wurde Chrysoloras als öffentlicher Lehrer der griechischen Grammatik und Literatur an die Universität Florenz berufen. Bald darauf lehrte er auch in Pavia, Venedig und Rom die neue Sprache. Gelegentlich des Florentiner Konzils erschien dann 1439 der greise Gemisthos Plethon in Italien, trug zuerst öffentlich die Lehren Platons vor und schuf damit ein Gegengewicht zu dem in der Philosophie immer noch vorherrschenden Aristoteles. In Florenz und Rom entstanden platonische Aka-

demien; und in beiden Städten begann eine fieberhafte Uebersetzerthätigkeit: Polybios, Aristoteles, Plutarch, Epiktet, Strabo und andere Schriftsteller wurden ins Lateinische übertragen. Nur eine Uebersetzung Homers war noch nicht zu Stande zu bringen. Latein und Griechisch stehen um die Mitte des Jahrhunderts ebenbürtig neben einander und werden von den zwei Centren, Florenz und Rom, aus gleichmäßig gefördert.

Cosimo von Medici war der Sohn eines reichen florentiner Kaufmannes. Seit 1429 stand er an der Spitze seiner Vaterstadt und leitete deren Geschicke dauernd seit 1434. Als ein warmer Förderer aller Bildungsinteressen, der zugleich über reiche materielle Mittel verfügte, entfaltete er eine großartige Bauthätigkeit; er ließ auch, selbst tief gelehrt und ein feiner Kenner der Schriftsteller des alten Roms, durch Abschreiber und Uebersetzer eine ganz einzigartige Handschriftenbibliothek herstellen: Roberto di Rossi übersetzte den Aristoteles, Lapode Castiglionchio den Plutarch. Ein ganzer Kreis von Gelehrten sammelte sich um Cosimo; Marsilio Ficino ist der Bekannteste unter ihnen. Cosimos Enkel, Lorenzo von Medici, mit dem Zunamen „der Prächtige", war, wie sein Großvater, ein Freund der Kunst. Er war selbst dichterisch begabt und der reichlich spendende Maecen für Künstler und Dichter. Die Bibliothek ward unter ihm im Sinne Cosimos weiter ausgestaltet, Architektur und Malerei, Bildhauerei und Bildgießerei, auch die Musik gediehen unter seiner Herrschaft zu neuer Blüthe.

Am achtzehnten März 1447 wurde der bisherige Erzbischof von Bologna, Thomas Parentucelli, zum Papst erwählt und nannt esich Nikolaus den Fünften. Er hatte zu Florenz im Kreise Cosimos gelebt und begründete nun nach Uebernahme des Pontifikates in Rom eine ähnliche wissenschaftliche Centrale durch Schaffung einer Handschriftenbibliothek. Sammler schickte er auf Reisen, um Handschriften antiker Schriftsteller aufzustöbern, und brachte seine Büchersammlung unter Fürsorge des Bibliothekars Giovanni Tortello auf fünftausend Bände, worunter die griechischen einen nicht unbeträchtlichen Theil darstellen. Unter den Gelehrten, die Nikolaus um sich schaarte, nimmt Lorenzo Valla unstreitig die erste Stelle ein. Auf dem Gebiet der historischen Kritik steht er als Meister da; und würdig stehen neben ihm Maffeo Vegio, Augustinermönch und dabei tiefer Kenner des Alterthumes, und Flavio Biondo, der Verfasser einer mittelalterlichen Weltgeschichte von der Einnahme Roms durch die Gothen bis zum Jahre 1440. Methodisch bedeutet dieses Werk einen großen Fortschritt, denn fast zum ersten Male kommen hier neben der alten Geschichte die Ereignisse des Jahrtausends, das man später als „Mittelalter" bezeichnete, zur Darstellung.

Aber die Bestrebungen des Papstes Nikolaus fanden bei seinen Nachfolgern kein Verständniß. Calixt der Dritte ließ die mühsam gesammelte Bibliothek sich wieder zerstreuen; Pius der Zweite, vor seinem Pontifikat Enea Silvio Piccolomini, war zwar selbst in der Antike gut bewandert, auch selbst eifrig thätiger Schriftsteller, aber für andere Gelehrte hatte er nichts übrig; und Paul der Zweite haßte geradezu alle Wissenschaft und verfolgte die Humanisten, wenn er auch für die Erhaltung antiker Bauwerke Verständniß bewies. Auch Sixtus der Vierte war kein Gelehrter, aber unter ihm wurden die Bibliothek und das Archiv in neue größere Räume übergeführt und Platinas tüchtiger Leitung unterstellt. Die Kunst fand erst wieder unter Julius dem Zweiten, die Literatur unter Leo dem Zehnten energische Förderung.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen in den übrigen Staaten Italiens stehen nicht so hoch wie in Florenz und zeitweise in Rom. Auch in Venedig wird trotz der allgemeinen reichen Entwickelung für die Wissenschaft wenig gethan. Es sind fast immer nur Anläufe und auch diese mißlingen gar oft. Immerhin erwarb sich hier gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der humanistisch gebildete Drucker und Verleger Aldus seinen Weltruf. Das künstlerische Leben hingegen ist in Venedig so reich wie in keiner anderen Stadt, — Florenz ausgenommen. Zunächst sind es freilich fast durchweg Muranesen, die für Venedig arbeiten; bald aber beginnt, zuerst unter paduanischem Einfluß, in Venedig eine Kunstblüthe von fast unvergleichlichem Reichthum. Die koloristische Kunst der Bellini findet in Giorgione, Tizian und Paolo Veronese noch glänzendere Fortsetzer. Am Hof zu Ferrara lebte Ludovico Ariosto, der Dichter des „Rasenden Roland", zu Neapel Giovanni Poetano, der eifrige Förderer der Mathematik und Astronomie.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Unter Renaissance verstand man ursprünglich Das, was das Wort sprachlich bedeutet: die Wiedergeburt, und zwar die Wiedergeburt der Antike. Die Antike war das große Vorbild, dem die Träger des neu erwachten Geisteslebens nacheiferten oder wenigstens nachzueifern vermeinten, denn in Wahrheit tritt für den rückwärts schauenden Betrachter das klassische Vorbild bei Weitem zurück gegen das neu gefundene Selbständige, das den Hauptinhalt dieser ganzen Kulturepoche bildet. Und so hat denn die neuere Auffassung zwar den Namen „Renaissance" beibehalten, der Inhalt des Begriffes aber ist ein wesentlich anderer geworden. Die Renaissance verdankt der Antike eine unendliche Fülle von Anregungen: man sammelte antike Kunstwerke, man nahm Ausgrabungen vor, man zeichnete und kopirte antike Architekturen und verwendete die Ergebnisse dieser Konservatorenthätigkeit in den neuen Schöpfungen. Diese selbst aber sind von durchaus anderer Art als die Vorbilder. Es will nicht allzu viel bedeuten, daß Nicolo Pisano aus den antiken Skulpturresten, die der Boden Pisas ans Licht förderte, ganze Figuren und sogar Figurengruppen, sie ins Christliche umdeutend, übernahm; wichtiger ist, daß er seinen Schönheitsinn von der Antike empfangen hat. Sein Reliefstil und seine Technik sind ganz anders als die der römischen Sarkophagkunst und im Ganzen verdankt er, was an ihm groß und neu ist, weit mehr sich selbst und dem neu erwachten Sinn für das umgebende Leben als irgend einem Vorbild. Und wie wenig mit dem Vorbild der Antike diese neue Kunst zusammenhing, zeigt am Besten das Werk seines Sohnes Giovanni, für den die Antike nichts, das stürmisch bewegte innere und äußere Leben Alles war.

Mit gewisser Beschränkung vertritt in der Malerei Giotto eine ähnliche Entwickelungstufe wie die Pisani. Auch die pisanische Kunst war durch Schüler und Werkstattgenossen über ganz Italien verbreitet worden, noch mehr aber gilt Das für die Kunst Giottos. Man kann die italienische Malerei des vierzehnten Jahrhunderts ohne Uebertreibung giottesk nennen; und was so überwältigend an dieser neuen Kunst wirkt, das ist ihre bis dahin unerhörte Lebensfülle, ihre innere, auf das Wesentliche gerichtete Wahrheit, ihr Realismus. Von der Antike hat die Malerei des vierzehnten Jahrhunderts schon deshalb nichts, weil es keine antiken Malereireste gab. Der Architektur hingegen bot namentlich der römische Boden, trotzdem damals noch so sehr viel unter Schutt begraben lag, doch im Einzelnen wenigstens

eine Fülle von guten Mustern. Aber auch hier ist die Einwirkung der Antike weitaus geringer, als man früher annahm. Die Aufgaben waren eben durchaus andere geworden und sie wurden anders gelöst: Brunellesco, der Erbauer der florentiner Domkuppel, den man als ersten großen Renaissancearchitekten bezeichnet, hat von der Antike wenig mehr als das Ornament und die Ausgestaltung eines allerdings sehr wichtigen Baugliedes, der Säule und ihres Gebälkes, übernommen. Und eben so charakteristisch ist es, daß nicht Rom mit seiner antiken Trümmerwelt, sondern Florenz die Hauptentwickelungstätte der Frührenaissance ist. Zwar zogen gar viele Künstler aus Toscanas Hauptstadt nach Rom, um dort nach römischen Resten zu zeichnen, und ein großer Florentiner, Leon Battista Alberti, der weit mehr außerhalb seiner Vaterstadt als in ihr wirkte, suchte auch über das Ornamentale hinaus, besonders in der Fassadengestaltung, der Antike nachzueifern. Doch weit mehr als Florenz ward Padua der Hauptsitz jener antiquarischen Kunstübung. Hier hatte Squarcione eine Werkstatt begründet, in der nach überall — wie es heißt, sogar in Griechenland — gesammelten Originalen gearbeitet wurde. Diese Thatsache erklärt zugleich die plastisch harte Kunstweise seines Schülers, des Malers und Kupferstechers Andrea Mantegna, der auch durch seine Darstellungen antiker Stoffe, namentlich die des Triumphes Caesars, bekannt geworden ist. Von Padua trug er seine Kunst nach Mantua und Rom, während in Venedig paduanischer Geist in vielen Werken des Jacopo Bellini und seiner ihn an Bedeutung überragenden Söhne Gentile und Giovanni zu Tage tritt. Aber auch die Reste antiker Baudenkmale, die an vielen Stellen unter dem Schutt verborgen lagen, wurden von den Künstlern nicht nur studirt, sondern auch konservirt, ja vielfach zu Alterthümersammlungen vereinigt, während merkwürdiger Weise oft gleichzeitig eine ganz barbarische Zerstörungluft zu Tage trat. Nikolaus der Fünfte, der eifrige Förderer von Kunst und Wissenschaft, verwandte zwar zu seinen Neubauten Steine aus den Ruinen römischer Baudenkmäler und ließ den Tempel des Probus zerstören, doch wurde unter ihm auch mit dem Ausbau des Kapitols begonnen und der Erhaltung alten Pflasters und altchristlicher Gräber viele Mühe gewidmet. Entschiedener trat Pius der Zweite für die Erhaltung römischer Bauten ein. Schon vor seinem Pontifikat warnte er davor, noch fernerhin den antiken Marmor zu Kalk zu brennen, und als Papst erließ er — freilich wohl kaum mit Erfolg — am achtundzwanzigsten April 1462 eine Bulle, die die weitere Zerstörung alter Bauwerke mit strengsten Strafen bedrohte. Und selbst Papst Paul der Zweite, der Feind der Humanisten, besaß nicht nur feines Verständniß für die Kunstwerke der Antike, sondern auch einen unermüdlichen Sammeleifer, der seine Sammlung römischer Alterthümer neben der der Medici sehenswerth erscheinen ließ. In Venedig legte schon im Jahre 1335 ein reicher Trevisaner eine Sammlung von Medaillen, Münzen, Bronzen, geschnittenen Steinen und Handschriften an; und im folgenden Jahrhundert wahrte sich die Stadt ihren Ruhm und wurde zum Sammelplatz antiker Kunstwerke.

Die große Persönlichkeit, mit der die Geschichte der italienischen Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts beginnt, ist Masaccio. Was sein wichtigstes Werk, die Fresken in der Brancaccikapelle, vor allen älteren Werken der Malerei auszeichnet, ist ihre vollkommene Wahrheit: die Keime des Realismus, bei Giotto bereits bemerkbar, sind bei Masaccio vollkommen ausgereift. Die gründliche

Kenntniß des nackten Körpers, die entwickeltere Perspektive, die Komposition hebt seine Kunst weit über die des vorhergehenden Jahrhunderts hinaus. Und trotz dem Reichthum dieser einen Persönlichkeit blüht die Kunst der Malerei durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert fort. Masaccios Zeitgenosse ist der Dominikaner Fra Giovanni Angelico, dem Empfindungsgehalt seiner Werke nach fast mehr Gothiker als Anhänger der Renaissance, aber trotzdem in diesem Sinn vorbildlich für eine ganze Reihe von Künstlern. Nach ihm kommen Fra Filippo Lippi, Botticelli, Domenico Ghirlandajo und die Reihe der Malerplastiker, die Pollajuoli, Verrocchio und Lorenzo di Credi, die theils die Altäre, theils die großen Wandflächen in Toscanas Kirchen mit den Werken ihres Pinsels schmückten.

Gleichzeitig war aber an den großen Aufgaben, die die Architektur bot, eine plastische Kunst herangewachsen, wie sie in ähnlichem Reichthum nur einmal im alten Griechenland vorhanden gewesen war. Das Jahrhundert beginnt mit dem Wettbewerb um die eherne Baptisteriumsthür; Lorenzo Ghiberti blieb Sieger, aber Donatello ist der Plastiker des Jahrhunderts. Er ist Charakteristiker durch und durch und nur in seinen allerfrühesten Arbeiten ist der Zusammenhang mit den älteren Meistern zu erkennen; dann wirft er alles Nichtindividuelle von sich und giebt fortan nur seine rückhaltlos realistische, auch das Häßliche nicht verabscheuende Natur. In Holz, Thon, Stein und Erz hat er für verschiedene Auftraggeber gearbeitet. Für Padua schuf er das eherne Reiterstandbild des Gattamelata, das 1453 vollendet war: seit dem Alterthum wurde damit zum ersten Male wieder eine technisch ungeheure Aufgabe gestellt und in großartiger Weise künstlerisch gelöst.

In allen Theilen Italiens herrschte im fünfzehnten Jahrhundert ein reiches Kunstleben, so daß um die Jahrhundertwende zur Ausschmückung der sixtinischen Kapelle die ersten Künstler aus Florenz und Umbrien nach Rom gerufen werden konnten. In Florenz selbst gipfelt alle Kunst in den drei Namen Lionardo da Vinci, Michelangelo Buonarotti und Raffael Sanzio. Lionardo, ein Universalmensch wie Goethe, eine wunderbar begabte Natur, als Architekt, Bildhauer, Maler, Ingenieur, Physiker und Anatom überall Begründer und Entdecker, dabei in jeder anderen Beziehung der vollkommene Mensch, riesenstark, schön bis ins hohe Alter, als Musiker und Improvisator berühmt. Mit ihm trat Michelangelo — auch er war ein Florentiner — 1505 in Wettbewerb. Er war Maler, Bildhauer und Architekt, dazu ein philosophischer Dichter, der reich an Gedanken ist. Das Hauptgebiet seiner Thätigkeit wurde Rom, wo die kunstliebenden Päpste dieses Zeitalters seiner schöpferischen Phantasie die rechten Aufgaben stellten. In Raffael, dem Urbinaten, endlich erfüllt sich Alles, was die ganze Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts vorbereitet hatte: in seiner Kunst klingen alle Töne voll und rein zusammen.

Alle diese auf die Wiederbelebung des klassischen Alterthumes gerichteten Bestrebungen bedeuteten für die Zeitgenossen eine ungeheure Vermehrung des Wissens und der Erweiterung des Gesichtskreises innerhalb einer verhältnißmäßig kurzen Zeit. Doch wenn man sie vom Standpunkt der späteren Entwickelung aus überblickt, liegt die Bedeutung der ganzen Bewegung weniger in dem vermittelten thatsächlichen Wissen als viemehr in der Anregung zu geistiger Selbständigkeit, in der Erziehung zu eigenem Denken, das naturgemäß zum Kampf gegen den Geist der Scholastik führen mußte. Denn neben die im Papstthum verkörperte christliche Autorität trat nunmehr die völlig anders geartete Antike, neben Aristoteles trat

Plato; beide Autoritäten, die in innerstem Widerspruch zu einander stehen, galt es, zu versöhnen, und daraus ergab sich ein Kampf gegen die Autorität überhaupt, dessen Ende durch eine Stärkung des Individualismus bezeichnet wird. Dieser Individualismus, in dem die Person zum ersten Male wieder zu ihrem Rechte kommt, ist der wichtigste Zug der neuen Zeit, die im sechzehnten Jahrhundert die kirchliche Revolution und die Regeneration der katholischen Kirche im Tridentinum sah.

Papst Bonifazius der Achte (1294 bis 1303) hatte einen erbitterten Kampf mit dem französischen Königthum um die weltliche Vorherrschaft geführt und König Philipp der Vierte, in seinen absolutistischen Bestrebungen von Glück begleitet, hatte gesiegt, wenn es ihm auch nicht gelang, den Nachfolger Petri gefangen nach Frankreich zu führen. Die kurze Herrschaft Benedikts des Elften vermochte nicht den Gegensatz abzuschwächen; und bei der Neuwahl wurde ein Franzose, der bisherige Erzbischof von Bordeaux, Bertrand von Got, als Clemens der Fünfte auf den päpstlichen Stuhl gehoben. Er war völlig dem Einfluß des französischen Hofes unterworfen und verlegte die päpstliche Residenz auf französischen Boden; von 1309 an ward für sieben Jahrzehnte die Rhonestadt Avignon dauernder Wohnsitz der Statthalter Christi.

Dieser Vorgang der Residenzverlegung beruhte durchaus auf politischen Kombinationen, ist aber für die Kultur Frankreichs und darüber hinaus von großer Bedeutung geworden.

Frankreich war bis auf Ludwig den Achten, der in Folge der Albigenserkriege in den Besitz der burgundischen Länder Raimunds des Sechsten von Toulouse gelangte, politisch in zwei Theile gespalten gewesen, deren kulturelle Struktur noch auf Jahrhunderte hinaus gewaltige Unterschiede aufwies. Im Süden hatte von Anfang an die Kreuzzugsidee ihre Hauptnahrung gefunden, hier hatte die vornehmlich lyrische, provençalische Dichtung geblüht, die eine in der ganzen romanischen Welt verständliche Sprache hoch entwickelte. Zuerst im ganzen Abendlande war in Südfrankreich eine eigene Literatur in der Volkssprache entstanden; und noch bis auf die Tage Dantes herab standen selbst in Italien Vers und Prosa durchaus unter diesem provençalischen Einfluß; auch Brunetto Latini bediente sich ja noch der französischen Sprache. War nun zwar auch die Dichtung Südfrankreichs nach den Albigenserkriegen, die dem Land so tiefe Wunden schlugen, in Verfall gerathen, so suchte man doch künstlich selbst noch im vierzehnten Jahrhundert (in Toulouse 1324) durch die Stiftung eines Dichterpreises ihr neues Leben einzuhauchen. In Nordfrankreich hatte sich unterdessen das epische Rittergedicht entwickelt, zunächst in lateinischer Sprache, aber seit der Zeit Philipps des Zweiten schien die Volkssprache auch hier die für dichterische Erzeugnisse nöthige Bildsamkeit gewonnen zu haben; es wurde also auch hier diese Stufe immer noch erheblich früher erreicht als in Italien. Im französischen Süden war die Beziehung zur Antike nie in dem Maße verloren gegangen wie jenseits der Alpen; es konnte deshalb auch keine Erweckung antiken Lebens in der Weise, wie sie das Nachbarland sah, vor sich gehen. Die nationale Literatur wies hier eben doch schon beachtenswerthe Produkte auf, die nicht so ganz unbedingt durch Virgil und Ovid in den Schatten gestellt wurden, ein weiter fortgeschrittenes nationales Empfinden verhinderte den Aus-

bruch einer so unbedingten Begeisterung für eine fremde Kulturwelt und auch die politischen Zustände waren hier im Ganzen nicht so verworren, daß eine antike Republik als einziges Staatsideal hätte erscheinen müssen. Hatte Italien schon im elften Jahrhundert in der Universität Bologna eine eigene Pflegestätte der Wissenschaft besessen, im zwölften Jahrhundert eine weitere (Salerno) und im dreizehnten Jahrhundert noch vier (Neapel, Padua, Rom, Ferrara) dazuerhalten, so konnte Frankreich eine gleiche Zahl Dem zwar nicht entgegenstellen, besaß aber dafür an der seit 1200 bestehenden pariser Universität die anerkannt erste theologische Fakultät der Welt. Und nicht eine der italienischen Universitäten, sondern die pariser ist für alle künftigen Universitätgründungen im Abendlande vorbildlich geworden: pariser Lehrer verließen 1378 in Folge des Schismas ihre Hochschule und veranlaßten die Begründung deutscher Universitäten in Heidelberg, Köln und Erfurt, während schon vorher nach pariser Muster in Prag und Wien zwei andere Hochschulen erstanden waren. Im französischen Süden trat 1228 die Universität Toulouse ins Leben, 1289 die zu Montpellier, die dem italienischen Salerno seinen Ruhm als hervorragendste Pflegstätte der Heilkunst streitig zu machen begann; und 1300 folgte die zu Lyon.

In eine geistig so lebendige Umwelt wurde das Papstthum versetzt, als es sich anschickte, in Avignon heimisch zu werden, und zwar in einer Zeit, bis zu der gerade Rom unter den bedeutenderen Städten Italiens vielleicht am Wenigsten vom Geist der Florentiner verspürt hatte. Zwar bestand während der verhängnißvollen siebzig Jahre ein lebhafter Verkehr zwischen Rom und Avignon, viele der begeistertsten Anhänger der Antike, vor Allem Petrarca, haben lange Zeit dort gelebt, aber eine selbständige literarische Renaissance hat sich am päpstlichen Hof nicht ausgebildet. Auch die pariser Universität erschien, vielleicht länger, als es zeitgemäß sein mochte, als Hochburg des scholastischen Systems und verhielt sich im Wesentlichen allen humanistischen Bestrebungen gegenüber ablehnend, obgleich sich gerade hier schon vor Dante und Petrarca die Anfänge einer Renaissance gezeigt hatten. Aber nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sind diese Bestrebungen wieder verlaufen, ohne entfernt etwas Aehnliches wie in Italien geleistet zu haben.

In einer Beziehung jedoch konnte Avignon — wie Südfrankreich überhaupt — ernstlich mit Oberitalien in Wettbewerb treten, nämlich auf dem Gebiete der Kunst. Freilich steht diese künstlerische Entwickelung nicht in direktem Zusammenhange mit dem Studium der Denkmäler des Alterthumes — erst im sechzehnten Jahrhundert sind hier erhebliche Einflüsse der Antike zu beobachten —, sie ist vielmehr, gerade wie die literarische Bethätigung im Süden, die natürliche Folge reicherer Kapitalansammlung, die den Lebensunterhalt für zahlreiche nicht direkt produktive Menschen bereit stellte. Geistliche und weltliche Institute wetteifern hier schon früh in der Herstellung großartiger Bauten und die Gothik entwickelt hier schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ihre reichsten Blüthen. Das vierzehnte Jahrhundert bringt die Entwickelung des Stils zur vollkommenen Freiheit, sein ganzer dekorativer Reichthum entfaltet sich jedoch erst im fünfzehnten und im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts: St. Madeleine zu Troyes, die Kathedralen von Albi, Narbonne und Toulouse sind Werke dieser namentlich im Süden des Landes durch zahlreiche Beispiele vertretenen Bauweise. Gleichzeitig entstehen Burgen und Stadtbefestigungen, Rath- und Privathäuser in

bunter Mannichfaltigkeit. Der Louvre, den Philipp August im Jahre 1204 außerhalb der damaligen Stadtgrenzen von Paris erbaut hatte, wurde von Karl dem Fünften vollkommener und glänzender erneuert: der Burgbau wich allmählich dem Schloßbau. Gleichzeitig erstand damals als eigentliches Königsschloß das Hotel de St. Paul, ein ungeheurer, vor Allem für die Abhaltung von Festlichkeiten bestimmter Bau, der leider im sechzehnten Jahrhundert eben so wie der alte Louvre zerstört worden ist. Ein glänzendes geistliches Gegenstück zu diesen Produkten einer weltlichen Kunst ist der päpstliche Palast in Avignon. Die bischöflichen Paläste zu Beauvais, Angers, Auxerre, Narbonne und Albi waren allmählich in Folge andauernder Fehden halb zu Festungen geworden, aber der Papstpalast, dessen Bau man noch heute bewundert, wurde sofort als Festung ausgebaut, so daß man ihn mit Recht als das Bauwerk bezeichnet hat, das Schönheit der Formen und Stärke der Vertheidigungmittel in hervorragendstem Maße vereinigt. Als Clemens der Fünfte Avignon zu seinem Wohnsitz erwählte, wurde zunächst auf hohem, die Rhone überragendem Felsen eine geräumige Wohnung eingerichtet; aber Benedikt der Zwölfte ließ sie niederreißen und begann 1336 den Neubau des gewaltigen, einer Festung gleichenden Palastes nach den Plänen von Pierre Obrier. Der nördliche Theil des Schlosses mit vier Thürmen ist unter ihm entstanden, Clemens der Sechste erbaute den Haupttheil — sein Wappen ziert noch heute ein Portal —, Innozenz der Sechste fügte noch einen Thurm hinzu, Urban der Fünfte die Ostfassade und noch einen siebenten Thurm (Engelsthurm), und unter Benedikt dem Dreizehnten mußte der Palast eine Belagerung aushalten. In weniger als sechzig Jahren wurde dieser kolossale Bau, der 15,165 Quadratmeter Fläche bedeckt, aufgeführt, und zwar in einer Zeit, die zugleich die fast fünf Kilometer lange Stadtbefestigung unter Clemens dem Sechsten bis zu Urban den Fünften entstehen sah. Nur französische Baumeister haben im Dienst französischer Päpste daran gearbeitet und ein Werk echt französisch n Geistes geschaffen, dem kein Bau des fünfzehnten Jahrhunderts an die Seite zu stellen ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In Deutschland sind die ersten Anfänge einer humanistischen Bewegung mit der Person Karls des Vierten verknüpft, der Cola di Rienzi, den phantastischen Wiederhersteller einer römischen Republik, an seinem Hof zu Prag empfing und mit Petrarca in engen geistigen Beziehungen stand. Auch bethätigte sich Karl selbst als Schriftsteller in einer allerdings unvollendet gebliebenen Autobiographie, ein Zeichen dafür, daß ihm die individualisirende Tendenz der Zeit nicht ganz verschlossen geblieben ist. Seine Geistesrichtung war streng kirchlich, er sammelte mit unbeschreiblichem Eifer Reliquien und stiftete zahlreiche Klöster. Und Dem entsprach eine theologische Fachbildung, der wir eine theologisch-moralische Abhandlung aus seiner Feder verdanken; in der Einleitung zu einem Gesetzbuch für Böhmen sind seine philosophischen Gedanken über Staat und Gesellschaft niedergelegt. Sein persönlichstes Werk ist die Begründung der ersten deutschen Universität zu Prag (1348). Er sammelte werthvolle Bücher und römische Münzen, begründete einen botanischen Garten und förderte die Geschichtschreibung. Auch die kaiserliche Kanzlei, durch die „Goldene Bulle" dem Einfluß der geistlichen Kurfürsten entrückt, wurde nach dem Muster der päpstlichen eingerichtet und dem humanistisch gebildeten Bischof von Olmütz unterstellt. Das Latein der Ur-

kunden ward gereinigt und vielfach auch die deutsche Sprache — seit 1283 neben der lateinischen bei Staatsakten zulässig — verwendet, denn deutsch war der Hof zu Prag und deutsch die Kunst der Stadt. Die oberdeutsche Sprachform, deren sich die Kanzlei bediente, hat die künftige deutsche Schriftsprache vorbereiten helfen, deutsch sind seit jener Zeit die meisten zum Theil recht anmuthigen Stadtchroniken verfaßt: ein hervorragendes Denkmal dieser städtischen Geschichtschreibung ist die Chronik des Konstanzer Konzils vom Stadtschreiber Ulrich von Richenthal.

Deutsche studirten im vierzehnten Jahrhundert noch gern in Bologna die Rechtswissenschaft und kehrten bisweilen, wie Lupold von Bebenburg, mit der Würde eines doctor decretorum in die Heimath zurück, meist mit gestärktem Nationalbewußtsein. Das aber waren doch immer nur einzelne Männer; von allgemeinerem humanistischen Einfluß war noch nicht die Rede. An der lebhaften literarischen Erörterung über die wichtigen Fragen der Reichsreform zur Zeit König Ludwigs hatten sich fast ausschließlich Italiener betheiligt, wie Dante und Marsilius von Padua. Wilhelm von Occam war englischer Herkunft und lehrte zeitweise an der Universität Paris; wenn er auch seine letzten Jahre in München verbrachte, ist er doch kaum für Deutschland in Anspruch zu nehmen. Lupold von Bebenburg, der Verfasser des bald nach 1338 erschienenen Tractatus de regni et imperii iuribus war, wie schon bemerkt, in Italien gebildet und die Verwerthung römischer Rechtsgedanken kann in seiner Schrift deshalb kaum Wunder nehmen. Ludwigs Geheimschreiber, Ulrich Hofmayer, ist vielleicht allein unter Ludwigs Vertheidigern völlig als Deutscher zu betrachten. Gegen Ende des Jahrhunderts tritt dann noch ein anderer Deutscher auf, Dietrich von Nieheim, der, trotz seiner dauernden Beschäftigung in der päpstlichen Kanzlei begeistert für sein deutsches Vaterland, dessen Geschichte studirte. Auf Deutschlands Könige, Ruprecht und Siegmund, setzte er seine Hoffnung: sie sollten Papstthum und Kirche wieder gesund machen. Das geistige Leben am Hofe Karls stand mit dem Studium der Alten nicht in direktem Zusammenhang, es war das Erzeugniß einer individualistischen Zeitströmung, begünstigt durch die persönlichen Neigungen des hochbegabten Königs, der seine Residenzstadt mit den hervorragendsten Werken deutscher Baukunst geschmückt hat. Karls Nachfolger haben nicht in seinem Sinne weiter gewirkt; allerdings der Charakter Prags als einer deutschen Stadt hat sich noch lange bewahrt, die Pflege der deutschen Sprache und die Sorge für schön geschriebene, mit feinen Initialen ausgestattete Handschriften dauerten fort und die sogenannten „Wenzelbibeln" in oberdeutscher Mundart gehören zu den schönsten Früchten dieser den König Karl überdauernden künstlerisch wissenschaftlichen Strömung am Hofe zu Prag. Die bekannten Wenzelbibeln veranschaulichen nicht nur die Art der um 1400 üblichen Buchschrift, sondern auch die herrschende illustrirende Malerei, ehe die Einflüsse der Renaissance fühlbar werden. Die deutsche Kultur hatte in Böhmen so tief Wurzel geschlagen, daß selbst in der Hussitenbewegung das Czechenthum nur vorübergehend einen Aufschwung nehmen konnte. Seit dem zweiten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts herrscht auch in der Geschichtschreibung Böhmens wiederum das deutsche Element vor.

Erst im fünfzehnten Jahrhundert kann Deutschland eine größere Zahl von Männern aufweisen, die mit humanistischer Bildung ausgerüstet sind und sich literarisch bethätigen, sei es auf dem Gebiet der Politik, sei es auf dem weiten Felde wissenschaftlicher Arbeit. Die Alten haben aber in Deutschland

niemals in der Weise als Vorbilder geherrscht wie in Italien, denn Staats- und Kulturideal waren hier anders geartet. Wohl hat das Studium der Antike in Literatur und Kunst auch den Gesichtskreis der Deutschen erweitert, ihr Wissen vermehrt und die Geister befruchtet, aber darüber hinaus ist im fünfzehnten Jahrhundert die Entwickelung nicht gegangen: die deutschen Humanisten haben sich — zum Theil mit scharf ausgeprägter nationaler Tendenz schreibend — als Deutsche gefühlt und gedachten nicht, durch und durch zu Römern zu werden, wenn sie sich auch oft einbildeten, ein besseres Latein zu schreiben als Jene.

In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ist in Holland durch Gerhard Groot die Gesellschaft der „Brüder vom gemeinen Leben" begründet worden. Ihre Mitglieder waren nicht Priester, sondern wollten nur Prediger sein und als Lehrer des Volkes wirken; Volksbildung in fortschrittlich-individualistischem Sinne war ihr Ziel. Diese moderne, ohne Klostergelübde bestehende geistliche Gesellschaft wurde fast allgemein von der Geistlichkeit angefeindet, denn für das weiter fortgeschrittene religiöse Empfinden hatte man noch kein Verständniß, aber 1431 fand sie doch endlich die volle kirchliche Anerkennung durch Papst Eugen den Vierten; und mit um so größerem Eifer entfalteten die Brüder nun besonders in Deutschland ihre Thätigkeit. Dem Abschreiben von Büchern und dem Unterricht der Jugend widmeten sie ihr Leben und hatten bald in beiden Beziehungen erhebliche Erfolge zu verzeichnen. Sie betrachteten es als ihre heilige Pflicht, die eigenen Bibliotheken mit den Schriften der christlichen und heidnischen Vorzeit zu bereichern und durch deren Verkauf andere Wissensdurstige zu befriedigen. In ganz Deutschland wurde ihre Thätigkeit empfunden und fast alle Männer, die später als Humanisten hervortraten, haben in ihren Schulen die erste Bildung genossen. Schon vor dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts blüht in Deutschland, namentlich in Köln, ein Handel mit geschriebenen Büchern. Kurfürst Ludwig der Dritte von der Pfalz sammelte sorgsam Handschriften und legte den Grund zur berühmten Bibliotheca Palatina, die dann 1623 nach Rom wanderte. In Klöstern und städtischen Bürgerhäusern schrieben fleißige Hände viel ab und die Früchte dieser Mühe wurden von eigenen Unternehmern verbreitet, schon ehe Gutenberg seine Kunst entdeckte. Eben darin lag gerade die wirthschaftliche Voraussetzung für sie, das allgemein empfundene Bedürfniß, ohne das die Buchdruckerkunst niemals ihre erstaunlich rasche Verbreitung und hohe Entwickelung erreicht haben würde.

Auch in Deutschland kam die politische Publizistik unter dem Einfluß der Renaissance etwas früher zur Blüthe als die wissenschaftlich-philologische Beschäftigung mit den alten Schriftstellern. Aber der deutsche Geist blieb unberührt von phantastischen Idealen, man trieb praktische Politik und gelangte dabei zu einem Studium auch der älteren deutschen Geschichte; galt es ja doch, für das Deutsche Reich und seine Entwickelung seit Karl dem Großen und noch weiter zurück Verständniß zu gewinnen. In diesen Bahnen war schon Dietrich von Nieheim gewandelt — namentlich Otto der Erste war sein politisches Ideal — und Nikolaus Cusanus, aus Kues an der Mosel gebürtig, Jurist und Theologe zugleich, seit 1450 Bischof von Brixen, folgte ihm nach. Die Grundsätze der historischen Kritik waren ihm geläufig — schon acht Jahre vor Lorenzo Valla verweist er die angebliche konstantinische Schenkung ins Reich der Fabel —

und Mathematik und Astronomie betrieb er in wissenschaftlichem Sinne. Seine historischen Kenntnisse dienen ihm vor Allem dazu, brauchbare Gedanken über eine Reform des Reiches und der Kirche zu entwickeln. In seinem Buche Concordantia catholica legte er 1433 dem Konzil zu Basel ein vollständiges politisches Reformprogramm vor, das trotz wunderlichen Vorschlägen im Einzelnen, die zum Theil noch recht mittelalterlichen Geist athmen, von hohem politischem Verständniß der Zeit zeugt. Ein ähnliches politisches Programm ist die anonym erschienene „Reformation Kaiser Siegmunds", eine Schrift, die nicht nur die politischen, wirthschaftlichen und sozialen Zustände der Zeit gut schildert, sondern auch den Weg zeigt, wie bessere Zustände im Sinne einer sozialistisch-kommunistischen Gesellschaftreform herbeigeführt werden könnten. Gregor von Heimburg, Jurist von Beruf, dem Nikolaus von Kues geistesverwandt, kämpfte energisch gegen die päpstliche Autorität und wies in deutsch-nationalem Interesse alle Einmischungsgelüste Fremder in heimische Angelegenheiten scharf zurück. Peter von Andlau beschenkte Deutschland im Libellus de Cesarea monarchia mit dem ersten systematischen deutschen Reichsstaatsrecht. Alle diese Männer waren von humanistischem Geist beseelt und trugen, wenn auch nicht als Agitatoren, dazu bei, weiteren Kreisen eine gewisse Kenntniß des Alterthumes und der deutschen Vorzeit, wenigstens auf dem Felde des Verfassunglebens, zu vermitteln.

Zum Theil in persönlichen Beziehungen zu diesen Männern standen auch die ersten deutschen philologischen Vertreter des Humanismus. Felix Hemmerlin, noch vor 1400 zu Zürich geboren, hatte seine Bildung in Italien genossen, war zu Bologna Doktor geworden und brachte seine Kenntnisse als nicht eben bedeutender Kopf in Deutschland zu Markte. In Politik und Religion vertrat er die alte Richtung, bekämpfte aber dabei hartnäckig die Verderbtheit der Geistlichen und die offenkundigen Schäden des Papstthumes. Seine Schriften, unter denen die über den Adel an erster Stelle zu nennen ist, verrathen zwar weniger klassische Bildung, aber wiederholt giebt er dem Gedanken Ausdruck, daß eine sittliche Hebung des Volkes nur durch Wiederbelebung des Alterthumes herbeizuführen sei. Der augsburger Patrizier Siegismund Gossembrot ist in gleicher Weise vom Werth der neuen Studien durchdrungen; und Peter Luder, der als wandernder Humanist durch die Welt zog, erklärte 1444 in Heidelberg zuerst die alten Schriftsteller, später auch zu Ulm, Erfurt und Leipzig; doch war er eben so wenig wie Samuel Karch von Lichtenberg Charakter genug, um nachhaltig zu wirken. Auch der von seinen Zeitgenossen viel gefeierte Rudolf Agricola aus Groningen hat die Alten nur gelesen und Andere zu ihrem Studium angeregt, eigene Werke aber nicht geschaffen.

Hatte bisher immer noch die Theologie als Wissenschaft im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gestanden, so entwickelte sich nach der Mitte des Jahrhunderts der wissenschaftliche Humanismus in engem Anschluß an die Universitäten, von denen aus durch Vermittelung der Lateinschulen auch auf die weiten Kreise der Gebildeten Etwas vom Geist der Antike überging. Die mittelalterliche Universität hatte die Artistenfakultät nur als Vorbereitung für die drei anderen Fakultätstudien, besonders das theologische, betrachtet. Die Zahl der Hörer in der Vorbereitungfakultät war daher immer am Größten, zumal viele nicht in eine der höheren Fakultäten eintraten, sondern, mit der Würde eines

magister bonarum artium ausgerüstet, sofort in ein praktisches Amt vorrückten. Sobald nun eine intensivere Behandlung der alten lateinischen Schriftsteller im Unterrichtsplan der Hochschulen eine Stelle fand und die Zahl der Lehrgegenstände durch Einführung des Griechischen unter Erasmus von Rotterdam und des Hebräischen durch Johann Reuchlin sich vermehrte, ward es unmöglich, der Artistenfakultät noch länger die ihr gebührende selbständige Stellung vorzuenthalten. Zu den fünf Universitäten des vierzehnten Jahrhunderts waren im fünfzehnten noch Krakau (1400), Würzburg (1403), Leipzig und Rostock (1409), Löwen (1426), Greifswald (1456), Freiburg (1457), Basel (1459), Ingolstadt und Trier (1472), Tübingen und Mainz (1477) sowie Graz (1486) hinzugekommen und im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wurde für den Osten noch in Wittenberg (1502) und in Frankfurt a. O. (1506) zu Neugründungen geschritten. Der Streit zwischen Gossembrot in Augsburg und Säldner in Wien — seit 1452 — drehte sich schon um die Stellung der klassischen Studien, aber ein entscheidender Schritt vorwärts geschah erst, als unter Reuchlins Einfluß an der von Eberhart im Bart begründeten Universität Tübingen das Studium der literae politiores zwischen die artistische und die übrigen Fakultäten als selbständiges Glied eingeschoben wurde und Bebel und Melanchthon, der von hier aus 1518 nach Wittenberg ging, das Lehramt übernahmen. Früher schon hatte man innerhalb der Artistenfakultät in Wien, wo seit 1454 Georg Peuerbach humanistische Collegia las, und in Basel, wo seit 1474 Matthias von Gengenbach besonders als Humanist angestellt war, der neuen Wissenschaft die Thore geöffnet. In Erfurt hatte Mutianus Rufus den Triumph, sie einzuführen, aber in Heidelberg, Freiburg und Köln herrschte die scholastische Richtung noch in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts. In Köln gerieth seit 1512 in dem reuchlinischen Streit, dem die ergötzlichen „Briefe von Dunkelmännern" ihre Entstehung verdanken, die scholastische Richtung — als ihr Hauptvertreter erschien Ortuin Gratius aus Deventer — mit dem Humanismus in einen scharfen Kampf, an dem die ganze gebildete Welt Theil nahm. Der Sieg dabei blieb in den Augen der Zeitgenossen durchaus den Humanisten.

Neben den schon Genannten (Reuchlin, Erasmus, Bebel, Melanchthon, Mutian) erscheinen als die hervorragendsten Vertreter des Humanismus Konrad Celtes, der den Plan faßte, eine geographisch-historische Beschreibung von Deutschland zu schaffen, Willibald Pirkheimer, der Freund des Kaisers Max, Jakob Locher, der Herausgeber des Horaz, Ulrich Zasius, der Reformator der Rechtswissenschaft, Eobanus Hesse, der die „Ilias" übersetzte und als eleganter lateinischer Dichter geschätzt wurde, Konrad Peutinger in Augsburg, der die nach ihm benannte römische Straßenkarte Deutschlands entdeckte. Und gleichzeitig gediehen die exakten Wissenschaften. Schon Nikolaus von Kues hatte die Anregung zur Verbesserung des Kalenders gegeben, und der Mathematiker Regiomontanus, ein Schüler Peuerbachs, erfand das für die Orientirung zur See so wichtige Astrolabium. Martin Beheim aus Nürnberg begleitete die Portugiesen auf ihren afrikanischen Entdeckungfahrten und begründete die deutsche Kosmographie.

Der begeistertste Anhänger der klassischen Studien war vielleicht Ulrich von Hutten, der bei seiner politischen Begabung in seinen letzten Jahren aus dem erworbenen Wissen auch die Konsequenzen zog: er allein von allen Humanisten hat ein Verständniß für die soziale Bewegung seiner Zeit entwickelt. Seine letzten

Werke sind deutsch geschrieben, da sie auf die Massen wirken sollten; aber gebrochen, weit entfernt von seinen Idealen, starb ihr Verfasser im tiefsten Elend, ohne daß die Zeitgenossen sich um ihn gekümmert hätten. In mancher Beziehung steht Sebastian Brant, Professor in Basel, ihm nah. Auch er hat die antike Bildung in sich aufgenommen, aber er selbst schreibt deutsch für die Masse. Das „Narrenschiff" (1494), für lange Zeit die populärste Dichtung, ist keine bloße Kompilation biblischer und antiker Stellen, es ist ein Kunstwerk einheitlichen Charakters, das die humanistischen Errungenschaften in der Volkssprache mit Zeichnung individueller Charaktere widerspiegelt, wenn auch die Aufzählung der verschiedenen Arten von Narren inhaltlich weder als besonders originell noch als hervorragend witzig gelten kann. Welche Bedeutung die Zeit dem Gedicht beimaß, geht daraus hervor, daß es sowohl Jakob Locher als auch Jodocus Badius 1507 ins Lateinische übersetzten. Brants Nachahmer, der ihm jedoch an satirischer Schärfe, Umfang des Gesichtskreises und Rücksichtlosigkeit überlegen war, ist der Franziskanermönch Thomas Murner: die „Narrenbeschwörung" und die „Schelmenzunft" sind bedeutende Dichtungen.

Enea Silvio hatte, als er 1442 nach Deutschland an den Hof Friedrichs des Dritten kam, vergeblich versucht, den Kaiser für die humanistischen Studien zu begeistern und ihn für ihre Unterstützung zu gewinnen; und bei anderen Fürsten hatte er nicht mehr Glück gehabt. Aber trotzdem hatte er einen mittelbaren Erfolg dadurch zu verzeichnen, daß sein für Ladislaus von Ungarn bestimmtes Erziehungbuch auf den späteren Kaiser Max, den wahrhaft humanistischen Herrscher, großen Einfluß übte. Unter den übrigen Fürsten haben Eberhart im Bart von Württemberg, der noch in späten Jahren Lateinisch lernte, Albrecht von Mainz, seit 1480 Erzbischof, der Gönner Huttens, und der 1530 als Dompropst zu Köln gestorbene Graf von Neuenahr in mannichfacher Weise den Humanismus gefördert; aber nur Kaiser Max hat persönlich tieferen Antheil daran genommen. Er hat Dichter und Gelehrte in seinem Auftrage schaffen lassen und selbst den Plan für den „Weißkunig" und den „Teuerdank" entworfen, wenn er auch ihre Ausführung seinen Geheimschreibern überließ; in beiden Dichtungen handelt es sich um die Verherrlichung von Maxens eigenen Lebensschicksalen.

So weit literarische Bestrebungen in Betracht kommen, haben einzelne Deutsche in Italien Anregung und ersten Unterricht gefunden und in der Heimath das System nach deutscher Weise weiter ausgebaut. Auf dem Gebiet der Kunst aber folgte Deutschland nicht so schnell den italienischen Vorbildern, und zwar mit Recht, denn wenigstens in den kulturell damals vollständig deutschen Niederlanden hatte die Kunst schon aus eigener Kraft sich in der Richtung entwickelt, die auch die Renaissance einschlug, nämlich der einer naturalistischen Erfassung der Außenwelt.

Schon mit dem Nahen des vierzehnten Jahrhunderts hatte sich in den Niederlanden eine reiche Kunstblüthe entfaltet, und zwar gleichzeitig mit dem Aufblühen der Städte und der städtischen Gewerbe. Daß die künstlerische Thätigkeit bereits im ersten Drittel des Jahrhunderts eine reiche gewesen sein muß, lehren uns nicht nur die spärlichen Reste, die aus jener Zeit erhalten sind, sondern lehrt viel deutlicher der Umstand, daß sich bereits im Jahre 1337 Maler und Bildhauer in Gent zu einer Gilde, der ersten ihrer Art, zusammenschlossen. Bald folgten Tournai, Brügge, Löwen dem gegebenen Beispiel; und auch die Ver-

treter anderer halbkünstlerischer Handwerke, wie Goldschmiede und Teppichweber, gliederten sich der Genossenschaft der Maler und Bildhauer an. Im letzten Drittel des Jahrhunderts tritt bereits die künstlerische Individualität einzelner Meister hervor und es mangelt nicht an persönlichen, die Grenzen des Mittelalterlichen durchbrechenden Zügen in ihren Werken. Aber das Moderne in der niederländischen Kunst beginnt erst mit dem fünfzehnten Jahrhundert; es wird erhellt durch die leuchtenden Namen der Brüder Hubert und Jan van Eyck.

Man hat ihnen früher die Erfindung der Oelmalerei zugeschrieben, doch nicht mit Recht, wie sich herausgestellt hat. Aber wenn sie die Oelmalerei nicht nur, wie sie es wirklich gethan, zu einer sehr großen Vollkommenheit emporgeführt, sondern sie wirklich erfunden hätten, so wäre Das doch nur der kleinere Theil ihres Ruhmes, denn der größere besteht darin, daß in ihrer Kunst alle der Zeit zu Gebote stehenden Kulturelemente benutzt, daß ihre Werke modern sind. Es spiegelt sich in ihnen ein unendlich größerer Lebenskreis ab als in den Schöpfungen ihrer Vorgänger: für den mittelalterlichen Maler hatte das ihn umgebende Leben nicht oder doch nur in sehr beschränktem Sinne existirt; die van Eyck aber schöpfen aus ihm die wichtigsten Anregungen, sie sehen jede Blume, jedes Hausgeräth, jedes Gewand und jeden Sonnenstrahl mit Liebe an und geben das Gesehene mit dem Pinsel wieder. Für sie ist die Landschaft — und Das unterscheidet sie ganz besonders von den Früheren — kein Fremdes, kein Ding für sich, sondern ein nothwendig in den allgemeinen Zusammenhang Gehörendes. Der Begriff der Luftperspektive wird von ihnen zum ersten Male erkannt; und namentlich Jan, der jüngere und bedeutendere der beiden Brüder, weiß auch das Innere der Personen künstlerisch zu erschließen. Von dieser Kunst, Charaktere zu ergründen und darzustellen, geben namentlich seine Bildnisse Zeugniß; aber die Krone seiner Schöpfungen ist der genter Altar, der nicht nur relativ ein Hauptwerk der Malerei aller Zeiten und Völker darstellt. So sehr sich auch die späteren Künstler in Temperament und Ausdrucksmitteln von einander unterscheiden: im Grunde ist doch die Maler i Aller auf van Eyck zurückzuführen.

Fast noch früher als die Malerei war die niederländische Plastik auf den Höhepunkt der Entwickelung gelangt. Das Hauptwerk, der Mosesbrunnen, der, ähnlich wie der genter Altar, über alles Frühere weit hinausgeht, ist die Arbeit eines niederländischen Künstlers, des Klaus Sluter. Er entstand nicht auf niederländischem Boden, sondern in Dijon, der Residenz der burgundischen Herzöge, um das Jahr 1399 und bildet noch heute eine Hauptsehenswürdigkeit der Stadt. An Lebendigkeit der Auffassung wie an Eindringlichkeit der Charakteristik steht er fast vereinsamt da und zeigt eben dadurch recht deutlich, wie das künstlerisch bereits Mögliche dennoch thatsächlich noch auf lange Zeit hinaus ohne Nachahmung bleiben kann.

Die niederländische Kunst des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts ist ihrem innersten Wesen nach deutsch und entspricht dem modernsten Geistesleben, das die Zeit kennt. Deshalb ist auch vor 1500 kaum ein nennenswerther Einfluß der Renaissance im deutschen Kunstleben zu verzeichnen. Der erste größere Renaissancebau, der Kiliansthurm zu Weinsberg, wurde erst 1513 begonnen und 1519 vollendet. In der Malerei treten deutliche Spuren italienischer Einwirkung zuerst beim älteren Hans Holbein zu Augsburg hervor; und in Nord-

deutschland werden sie erst kurz vor 1550 bemerkbar. Oberdeutschland hatte aus eigener Kraft gerade so wie die Niederlande sich in Martin Schongauer einen eigenen Künstler geschaffen; er war Maler und Kupferstecher zugleich und Vorläufer Albrechts Dürer. Dürer ist der Mann, in dem als einer voll individualistischen Persönlichkeit ein gutes Theil geistiger Kultur der Zeit sich widerspiegelt. Er war humanistisch gebildet, stand besonders mit Willibald Pirkheimer in sehr engem Verkehr, hatte Italien gesehen und dort künstlerische Eindrücke empfangen, die wenigstens für eine Epoche seines Schaffens ausschlaggebend waren. Große Theile Deutschlands hat er bereist und ward als gereifter Mann begeisterter Anhänger Luthers. Als Künstler übte er den Holzschnitt und Kupferstich. Die große Holzschnittfolge der Apokalypse ist seine erste gewaltige Leistung und „Die vier Apostel" schließen zeitlich und sachlich seine Thätigkeit ab. In der Plastik nahm die Entwickelung eine ähnliche Richtung: Veit Stoß suchte meist in Holz, Adam Krafft in Stein und Peter Vischer, den man etwa als Dürer vergleichbar, vielleicht als sein Gegenbild bezeichnen kann, in Erz sein künstlerisches Ideal darzustellen. Vischers herrlichste Schöpfung ist das Sebaldusgrabmal zu Nürnberg: nach dreizehnjähriger Arbeit, an der sich fünf Söhne Vischers betheiligten, wurde es 1519 vollendet und schon sind italienische Einflüsse an diesem herrlichsten Produkt deutscher Erzbildnerei bemerkbar. Das Grabmal des Kaisers Max in der Hofkirche zu Innsbruck, nach des Herrschers eigener Idee entworfen, hat die hervorragendsten deutschen Erzgießer beschäftigt; schon 1509 ist es in Arbeit, aber erst 1583 ward es vollendet. Auf einem kolossalen Marmorsarkophag ist der Kaiser kniend dargestellt und achtundzwanzig Bronzestatuen, Vorfahren und Zeitgenossen von ihm vorführend, als Leidtragende gedacht, stehen um ihn herum. Die Bilder König Arthurs von England und des Ostgothenkönigs Theoderich gelten auch als Vischers Werke und zeigen seine Fähigkeit, Riesenstatuen zu bilden.

Vischer ist auf dem Felde der Plastik der letzte deutsche Künstler. Nach ihm bildet sich unter überhandnehmender Einwirkung des Renaissancegeistes ein Kunsthandwerk aus und erst dadurch kommt das deutsche Volk als Masse mit der Renaissance in Berührung. Die selben wohlhabenden Bürgerkreise, die den Lehren Luthers begeistert zustimmten, waren die ersten Abnehmer für die Erzeugnisse des Kunsthandwerkes, die das deutsche Haus gemüthlicher und wohnlicher gestalten halfen. Und nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als mit dem wirthschaftlichen und politischen Niedergang der Städte die Wohlhabenheit der Bürger abnahm, konnte auch das Kunsthandwerk weiterhin nur kümmerlich sein Dasein fristen. Der frische Zug, der seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Geister belebte und in der Reformationbewegung des sechzehnten das geistige Interesse in eine ganz bestimmte Richtung lenkte, ließ dann nach: die großen Anläufe, die ganz Deutschland genommen hatte, blieben ohne Erfolg; nur an einigen Stellen, vor Allem in den Niederlanden, die nun nicht mehr zum Deutschen Reiche gehörten, entsprach der Aufschwung einigermaßen den viel verheißenden Anfängen des fünfzehnten Jahrhunderts.

Leipzig. Dr. Armin Tille.

Selbstanzeigen.

Kennt die Bibel das Jenseits? Und woher stammt der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, an Hölle, Fegefeuer (Zwischenzustand) und Himmel? Verlag von E. Reinhardt, Verlagsbuchhandlung, Maximiliansplatz 3, München, 1900. Preis geheftet 2,50 Mark.

Die Frage: Kennt die Bibel das Jenseits u. s. w.? klingt so paradox, daß Mancher geneigt sein wird, an dem gesunden Menschenverstande des Fragestellers zu zweifeln. Und doch muß die Frage, namentlich in unserer Zeit, wo Millionen durch die Jenseitigkeit des kirchlich überlieferten Christenthumes an aller Religion irre geworden sind, aufgeworfen und vorurtheillos untersucht werden, wenn das wahre Christenthum noch ferner ein ausschlaggebender Faktor im realen Leben der Menschheit bleiben soll. Einer Religion, die uns ausschließlich oder hauptsächlich auf ein abstraktes Jenseits verweist und dem wirklichen, diesseitigen Leben keinen selbständigen Endzweck giebt, entgleitet schließlich das Leben aus den Händen.

Daß die Israeliten des Alten Testamentes Monisten waren und den Zweck ihres Daseins und die Gottesherrschaft durchaus auf dem Boden der realen Welt oder „im Lande der Lebendigen" suchten, wird von Fachgelehrten kaum noch bestritten. Anders lautet das allgemeine Urtheil jedoch in Bezug auf das Neue Testament. Da hält man die heidnisch-dualistische Jenseitigkeit des kirchlich überlieferten Christenthumes für identisch mit dem Christenthum und der Religion selbst.

Ich weise nun auf Grund der hebräischen und griechischen Urtexte und aus den unzweifelhaften Ergebnissen der neuesten Forschungen nach, daß Christus und die Apostel eben so wenig wie die alttestamentlichen Propheten Etwas von einem Jenseits im Tode, der angeblichen Unsterblichkeit der Seele, einer Hölle im Totenreich, einem Fegefeuer (Zwischenzustand) und dem heidnischen Götterhimmel wußten. Wie schon der Name „Christenthum" bezeugt, ist die neutestamentliche Religion aus dem national-jüdischen Messiasglauben herausgewachsen. Wie dieser, so weiß auch das ganze Neue Testament nur von einer zukünftigen Gottesherrschaft durch den wiedergekommenen Messias, von einem zukünftigen Gericht und einem ewigen Leben der leiblich auferstandenen oder verklärten Menschheit zu reden. Der durchaus heidnische, besonders in Egypten und Indien heimische Jenseitigkeitwahn und die platonische Ideologie sind der ganzen Bibel noch fremd und wurden, wie die Kirchengeschichte beweist, erst in der nachapostolischen Zeit, namentlich durch die alexandrinische Schule und die Orthodoxie der angeblich „christlichen Kirchenlehre" untergeschoben. Dieser „Abfall" von dem ursprünglichen Christenthum (Messiasglauben) war nicht zufällig, sondern mit unausweichlicher Nothwendigkeit in den geschichtlichen Verhältnissen der vom lebendigen Gott abgefallenen Menschheit bedingt, wie denn ja auch Christus und die Apostel diesen Abfall wiederholt und ganz bestimmt vorausgesagt haben (Matth. 24, 15 f; Luk. 21,24; 2. Thess. 2,2 f.).

In der Rückkehr und konsequenten Geltendmachung der biblischen Diesseitigkeit und Zukünftigkeit der wahren Gottesherrschaft sehe ich ein neues reformatorisches Lebensprinzip, dem gegenüber die Glaubensgerechtigkeit des sechzehnten Jahrhunderts als untergeordnet und nebensächlich erscheint. Soll Gott allein

durch Christum die ganze diesseitige Welt, das ganze reale Leben, beherrschen, dann müssen alle usurpirten menschlichen Autoritäten fallen und an die Stelle menschlicher Willkür und kirchlicher Ueberlieferung müssen die ewigen Natur- und Geistesgesetze Gottes treten. Staat und Kirche verschwinden damit im diesseitigen Reiche Gottes; es kommt zur einer Heerde unter einem Hirten oder zur internationalen und idealen Sozialdemokratie, wo jede Herrschaft zuletzt aufhört, weil Gott „Alles in Allen und in Allem" (1. Cor. 15,24,28) wird.

Basel. L. Reinhardt.

Das lachende Schlesien. Fröhliche Weisen schlesischer Dichter, ein Buch für Freunde guten Humors. Als Vortragsgedichte gesammelt. Verlag Arthur Bergmann, Breslau. Broch 1,75 Mark, elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark. — 220 Seiten stark. —

Von Christian Günther bis auf die Gegenwart, also für die letzten zweihundert Jahre, habe ich sorgfältig geprüft, was in Schlesien an humoristischen Versen entstanden ist. Zwar: auf Vollständigkeit erhebe ich keinen Anspruch; aber das Bild, das diese Sammlung giebt, ist annähernd getreu; und wo Lücken vorhanden sind, wird der Leser sie leicht selbst ausfüllen können. Einige siebenzig Dichter sind mit ausgewählten hochdeutschen und mundartlichen Gedichten vertreten. Mancher schlesische Poet ist der Vergessenheit entrissen und manches Gedicht hervorgesucht, dem dauernde Lebenskraft innewohnt. Die mundartlichen Gedichte gestatten einen interessanten Einblick in die Verschiedenartigkeit des schlesischen Dialektes. Kurze Biographien geben über Leben und Schaffen der in das Buch aufgenommenen Autoren Auskunft.

Breslau. Alfred Feige.

Drei Dramen. (1. Das alte Lied. 2. Ignaz Kolonko. 3. Ein Wahnsinniger.) Der gesammelten Schriften erster Band. Verlag von Max Simson, Charlottenburg. 1900.

Es ist ein stolzer Plan, schon in jungen Jahren die eigenen Schriften zu sammeln. Ich begann mit meinen Dramen. Vielleicht erlebe ich noch, daß das eine oder andere zur Aufführung gelangt, wenigstens bei einer Freien oder Sezession-Bühne. „Ich kann warten". Ernst Ewert.

Die Buren. Roman von Eugène Morels. Leipzig, Karl Reißner.

Wie dieses Kulturbild bereits zwei Jahre vor dem Kriege entstanden ist, so war auch der Beweggrund meiner Uebersetzung keineswegs nur die „Aktualität" des Gegenstandes. Vielmehr betrachte ich sie als Gelegenheit, den Verfasser verschiedener hervorragender sozialer Werke — besonders von „Terre Promise" (spielt im Arbeiterstand) und „La Rouille du Sabre" (spielt in französischen Militärkreisen) — dem deutschen Publikum bekannt zu machen. Der kleine Roman

erfüllt vielleicht nicht die Erwartungen der Leute, die gewohnt sind, im Stil der General-Anzeiger und der Extrablätter jede politische „Hetz" mitzumachen und dabei kritiklos im Strom der allgemeinen Begeisterung zu schwimmen. Er zeigt uns zwei große Prinzipien im Kampfe: die moderne Kultur und ihren „Fortschritt" gegenüber dem religiös gefärbten Volkskonservativismus, der Selbstgenügsamkeit des Lebens in einem gewissen „natürlichen" Urzustande. Die Wahl — wenn es bei ästhetischen Gegensätzen eine Wahl geben muß — steht also dem Leser frei. Und sie wird ihm nicht leicht werden.

Dresden. Hermann Häfker.

Italische Städtesagen und Legenden. Leipzig, Verlag von Wilh Friedrich.

„Wie es neben der Gelehrtensprache eine Vulgärsprache giebt, so läuft neben der Geschichtschreibung die Ueberlieferung einher, jene ein Spiegelbild der Ereignisse nach oben, diese ihr Spiegelbild nach unten. Die eine vervollständigt die andere." Ein solches Spiegelbild der Ereignisse der klassischen Welt nach unten will das kleine Buch geben, das eine Reihe von Sagen und Legenden, wie sie die mündliche, zum Theil wohl auch von oben herab — Das heißt: von der Geschichtschreibung — beeinflußte Volksüberlieferung weitergestaltet hat. Sie sollten sich, nach meiner Absicht, trotz der dem Schriftchen zu Grunde liegenden gelehrten Arbeit und trotz bibliographischen Noten, die ich in die Einleitungen verwies, wie von einem mittelalterlichen Klosterbruder, der nicht allzu hoch über dem Volksniveau seiner Zeit stand, geschrieben lesen lassen.

Ihr Inhalt ist oft höchst bizarr und von einem lustigen Anachronismus. Christliches und Heidnisches tanzt vergnüglich durcheinander. Mythologische Personen gehen in die Messe, die hehre Aphrodite plagt als Wollustteufelin christliche Edelleute, Nero gebiert eine Kröte, ein englischer Zauberer narrt den Kaiser Pontian und hext das ganze römische Reich in Grund und Boden, Noah und sein Sohn Janus erbauen die Stadt Janikulum und der Heilige Petrus kämpft in einem Zauberduell mit Simon Magus, den er natürlich glänzend besiegt. Der scheinbar kritiklos zusammengewürfelte Wirrwarr ist wohl überlegt und auf mittelalterliche Fundamente gebaut.

Was die Sprache der Erzählungen betrifft, so habe ich mir alle Mühe gegeben, den harmlosen Ton, den zum Beispiel eine gute Uebersetzung der „Gesta Romanorum" giebt, zu treffen, eine Form, die eben so weit von Gelehrtenpedanterie wie von übertrieben kindlichem, falsch-naivem Tone entfernt ist.

Wie in den bildlichen Darstellungen antiker Stoffe in der Renaissance und Vorrenaissance der Künstler seine Vorwürfe im Geist und Gewand seiner Zeit, in der Landschaft und zeitgenössischen Architektur seines Landes darstellt, so behandelte ich in den „Italischen Städtesagen und Legenden" meine Stoffe. Ich gab mir Mühe sie aus dem naiven Volksbewußtsein des Mittelalters heraus darzustellen, unbekümmert um frühere oder spätere Forschung und Kritik, etwa wie Darstellungen historischen oder mythologischen Inhaltes von Meistern des Quattro- oder Cinquecento gemalt, wie die Bilder des Benozzo Gozzoli.

Rom. E. Wüscher-Becchi.

Wenn die Blätter fallen. Der Tod. Zwei Trauerspiele. Berlin, Verlag von Johann Sassenbach.

Ich habe in diesen beiden Einaktern den Versuch gemacht, den deutschen Naturalismus weiterzubilden, so, daß wichtigere Probleme gelöst werden können, ohne daß man doch seine Errungenschaften gänzlich aufgiebt und von einer konstruirten Psychologie ausgeht. Der deutsche Naturalismus, der nur im Drama einen Ausdruck gefunden hat, bedeutet den möglichst engen Anschluß des Dialogs an die Naturwahrheit und damit, da die Psychologie der Handelnden nie durch die vieldeutige Handlung gegeben werden kann, eine wahrere Psychologie. Die Wahrheit und Einfachheit der Natur sind immer die letzten Grundlagen einer bedeutsamen Kunst gewesen; und es ist für uns ein großes Glück, daß wir sie durch den Naturalismus zurückerhalten haben. Nur zieht er zu enge Grenzen für die möglichen Aufgaben: in der ausgebildeten Form ist er nur brauchbar für das Lustspiel; tragische Probleme sind für ihn unmöglich, da er im Ernsten nie aus der Banalität herauskommen kann. So merkwürdig es uns scheint, die wir in den sogenannten modernen Anschauungen aufgewachsen sind: Alles, was dem Leben Werth und Bedeutung giebt, liegt nicht in ihm, sondern muß erst in es hineingelegt werden. In dem ersten der beiden Stücke versuchte ich nun, so vorzugehen, daß ich möglichst den einfachen und gewöhnlichen Lebensausdruck beibehielt, aber die Worte gewissermaßen als Symbol gebrauchte, die für die Handelnden viel wichtigere Dinge bedeuten, als sie direkt sagen. Das ist nicht „Symbolismus" in der Art Maeterlincks, wo das Werk für den Zuschauer eine symbolische Bedeutung haben soll, was meiner Meinung nach nur in der Lyrik berechtigt war. Praktisch ist das Resultat, daß die wesentlichen Dinge der Stücke zwischen den Zeilen vorgehen und für den Unaufmerksamen nur eine Reihe von Gesprächen vorhanden ist, die sich in einem weiten Kreis um etwas Unausgesprochenes bewegen. Es ist mir klar geworden, daß diese Art zu hohe Ansprüche an Darsteller und Zuhörer stellt. Ich hatte das Glück, die Hauptrollen durch Fräulein Dumont und Herrn Christians verkörpert zu sehen, die in der wundervollsten Weise dieses ohne Form zwischen ihnen Zitternde zum Ausdruck brachten, aber diese Begabung ist so selten und geht so sehr über das gewöhnliche schauspielerische Können auch der Ersten hinaus, daß damit nicht als mit einem regelmäßigen Faktor zu rechnen ist, namentlich heute nicht, wo es fast keine Sprecher mehr unter den Schauspielern giebt. In dem zweiten Stück habe ich stärker von dem gewöhnlichen Lebensausdruck abstrahirt und, indem ich den Repliken eine allgemeine Bedeutung gab, sie gleichzeitig direkter gemacht: die Verhüllung — im ersten Drama — durch das Leben ist hier durch ein Nachdenken über das Leben ersetzt. Die Wirkung dieses Experimentes konnte ich noch nicht erproben. Ich weiß wohl, daß mit den beiden kleinen Stücken wenig geschaffen ist; aber ich bin stolz darauf, daß sie nicht auf den gewöhnlichen Wegen gefunden sind: sie sind das Resultat eines selbständigen Suchens.

Friedenau. Dr. Paul Ernst.

Notizbuch.

Zwei Depeschen des Deutschen Kaisers sind in der vorigen Woche veröffentlicht worden. In der ersten, die an den Oberbürgermeister von Köln gerichtet war, verkündete der Kaiser, er werde im Frühling nach Köln zwei Torpedoboote schicken, die „einen Gruß vom Meer" bringen sollen und deren Mannschaft er der Gastlichkeit der Rheinländer empfehle. Die zweite war an den aachener Karls-Verein adressirt, der sich die Ausschmückung des Münsters zur Aufgabe gemacht hat, und lautete: „Professor Schaper hat mir sein Modell und die Kartons gezeigt, welche für die Ausschmückung der alten Krönungskirche Karls bestimmt sind. Selbst ein unermüdlicher Forscher auf dem Gebiete der romanischen und byzantinischen Mosaikkunst, bin ich auf das Freudigste überrascht gewesen von der großartigen und stilgerechten Auffassung sowie von der Korrektheit der Linienführung und harmonischen Gesammtwirkung, welche das Modell so trefflich veranschaulicht. Die Wiederherstellung nach dem vorgelegten Entwurfe ist wahrlich im Geiste Karls des Großen aufgefaßt und seiner würdig. Ich beglückwünsche den Karls-Verein dazu."

* * *

Ein akademischer Lehrer schreibt an den Herausgeber:

In einer deutschen Ausgabe des Don Quixote aus den vierziger Jahren des angeblich beendeten neunzehnten Säkulums, zu der Heinrich Heine die Vorrede schrieb und die mit Tony Johannots genialen Illustrationen geschmückt ist, findet man eine sehr „aktuelle" Fußnote. Cervantes sagt von dem Pfarrer: Er galt in seiner Gemeinde für einen gelehrten Mann, denn er war Licentiat von Salamanca. Der Herausgeber befürchtete, daß dieser Witz dem deutschen Leser unverständlich bleibe, und machte vorsorglich die Anmerkung: „Das ist, als ob man in Deutschland sagen würde: ‚Er hat seinen Doktor in Gießen oder Erlangen gemacht.'" Das war vor sechzig Jahren. Wenn es wie bisher weitergeht, dann wird ein Herausgeber des Don Quixote im Jahre 1940 die Anmerkung etwa so fassen können: „Das ist, als ob man von Jemandem sagte: ‚Er hat in Deutschland seinen Doktor gemacht.'" Konservative Professoren haben sich unnöthig über den „Dr. ing." erregt, der, wenn für seine Verleihung wirklich die verkündeten strengen Bedingungen maßgebend bleiben, doch immerhin eine sehr respektable wissenschaftliche Bildung voraussetzt. Warum hat man sich nicht in der eigenen Stube umgesehen und die Universitätwürden, vor Allem den „Dr. phil.," einmal unter die Lupe genommen? Vor Kurzem noch kam an vielen Universitäten, z. B. in Erlangen, der Fall vor, daß junge Leute, die vorzeitig die Schule verlassen und sich — faute de mieux — der Zahnheilkunde gewidmet hatten, nach Absolvirung des zahnärztlichen Examens noch drei Semester an eine kleine botanische oder mineralogische Arbeit wandten und so im siebenten Semester ihres Gesammtstudiums, geziert mit dem „Blumendoktorhut", die Hochschule verließen; oder daß Volksschullehrer mit der gewöhnlichen Seminarbildung, ohne jemals Hochschulstudien getrieben zu haben, auf Grund irgend einer musikgeschichtlichen Abhandlung promovirten. Und nun geht gar noch die Nachricht durch die Presse, an die preußischen medizinischen Fakultäten sei das Ansinnen gerichtet worden, einen eigenen Doktorgrad für Zahnärzte zu schaffen.

Der ideale Zustand wäre offenbar, wenn in allen Fakultäten der Doktortitel nur für ausgezeichnete wissenschaftliche Leistungen verliehen würde; seine Inhaber

wären dann wirklich, was der Name sagt: Gelehrte. Da Das aber aus praktischen Gründen vorläufig nicht durchführbar ist, so müssen leichtere Bedingungen zugestanden werden. Jedenfalls aber wird man eine abgeschlossene wissenschaftliche Fachausbildung fordern dürfen und müssen. Die medizinischen Fakultäten lassen neuerdings in wohlerwogener Absicht nur approbirte Aerzte zur Promotion zu; wie steht es dagegen mit dem „Dr. phil.", wenn man ihn unter dem Kriterium der abgeschlossenen wissenschaftlichen Bildung prüft? So weit es sich um die eben erwähnten Promotionen von Zahnärzten handelt, ist die Antwort sehr einfach. Da sind junge Leute, die, der reichsgesetzlichen Vorschrift entsprechend, drei Semester der Zahnheilkunde beflissen waren. Sie haben ein Bischen Anatomie gelernt, im Wesentlichen die Anatomie des Ober- und Unterkiefers, haben einige physiologische, einige pathologische Begriffe aufgenommen und im Uebrigen sich mit ihrer Technik beschäftigt. Wenn man sich anheischig macht, einem Durchschnittsmenschen von siebenzehn Jahren in zwei Monaten — abgesehen von der Technik — die vom Zahnarzt geforderte „wissenschaftliche" Bildung beizubringen, so schätzt man diese Bildung etwas zu hoch ein. Der Mann wird also nach drei Semestern approbirter Zahnarzt. Gut. Ob er überhaupt auf die Universität, ob er nicht besser auf eine Fachschule gehört, bleibe hier unerörtert. Nun kommt der approbirte Zahnarzt, der nicht mit dem Mikroskop sehen gelernt, von Chemie und Physik sehr vage Vorstellungen hat, und will „Dr. phil." werden. Warum? Nicht Jeder braucht zu denken, wie Einer dachte: „Das kostet den Schwiegervater 30000 Mark mehr"; man will den Titel für die Visitenkarte und das Thürschild. Dazu sollte eine akademische Würde doch zu gut sein. Will man sie aber schon zu diesem Zweck verkaufen, so verkaufe man sie so theuer wie möglich, und zwar nicht für Geld, sondern für Leistungen. Es ist ein Unsinn, solchen Leuten nach sieben Semestern, die drei „Zahnsemester" eingerechnet, die Möglichkeit der Promotion zu geben, während der ernste und wirkliche Fachmann um diese Zeit erst das selbständige Arbeiten beginnt ... Hat diese „Doktorfrage" nur akademisches Interesse? Ich glaube: Nein. Die Titelsucht, diese spezifisch deutsche Erscheinung, hängt eng mit der Schutzmannsauffassung vom Wesen des Staates zusammen. Mister Brown gilt Etwas, wenn er nur ein Gentleman ist; Herr Michel Meyer gilt Etwas, wenn er „staatlich gewappelt ist", um ein münchener Wort zu gebrauchen. Man lacht über den „Lieutenant d. R. und Referendar." Der „Dr. phil." auf dem Schild eines Zahnarztes ist nicht weniger lächerlich.

* * *

Unter dem Kohlenmangel, der in Deutschland so unangenehm fühlbar ist, leiden natürlich auch die Oesterreicher. Eine alte österreichische Sitte will, daß in solchen Fällen eine Expertenkonferenz einberufen wird. So geschah es auch diesmal. Und bei dieser Gelegenheit enthüllte ein großer Kohlenproduzent, Herr von Gutmann, sehr merkwürdige, auch für uns recht interessante Dinge. Nach dem Bericht der Neuen Freien Presse sagte er, die oberschlesische Kohle sei in diesem Jahr noch beträchtlich theurer als die böhmische, und fügte hinzu: „Der Verkauf der oberschlesischen Kohle mit einer Produktion von 250 Millionen Metercentnern befindet sich in Deutschland in den Händen zweier großen Kommissionhäuser, der Firmen Wollheim (Kommerzienrath Arnhold) und Fritz Friedländer in Berlin." Es wäre hübsch, wenn man über diese Verhältnisse Näheres erfahren könnte. Gegen die Herren Krupp und von Stumm wurde der Schimpfworte Köcher geleert, weil sie sich angeblich in das Mo-

nopol der Panzerplattenlieferung theilen sollen. Das Monopol für den Verkauf oberschlesischer Kohle dürfte kaum als eine harmlosere Sache anzusehen sein.

* * *

Einen allerliebsten Aprilscherz hat ein Redakteur der Kölnischen Volkszeitung gemacht. Er veröffentlichte den Wortlaut einer angeblichen Unterredung mit dem Centrumsabgeordneten Roeren, der sich über alle möglichen modernen und modernsten Dichter höchst ungünstig ausgesprochen haben sollte. Das war natürlich ein gefundenes Fressen für die liberale Presse, die aus Herrn Roeren längst einen Kinderstubenpopanz gemacht hat. Seht her, riefen entrüstet die Unentwegten: der Mann, der solche Genielästerungen von sich zu geben wagt, ist es, der unsere deutsche, unsere ganzmoderne Kunst knebeln will! Die Freude währte nicht lange. Als der Tag der Aprilscherze vorüber war, erklärte der Redakteur, er habe mit Herrn Roeren gar nicht gesprochen und die Sätze, die er den Abgeordneten sagen ließ, seien sämmtlich von mehr oder minder liberalen, sicher aber nicht römisch frommen Schriftstellern niedergeschrieben worden. Der Wahrheitbeweis gelang vollkommen. Der Mann, dem der gute Spaß einfiel, sollte einmal recht aufmerksam nachlesen, was in den liberalsten Zeitungen während der Jahre 1889, 90 und 91 über die „neue Richtung" gedruckt worden ist. Da könnte er noch brauchbareres Material zur Beleuchtung der heute Entrüsteten finden. Das Wettern gegen die „kopromanische" Literatur war damals an der Tagesordnung, Herr Nordau nannte Zola, den inzwischen heilig gesprochenen, einen schmutzsüchtigen Narren und schrieb zwei dicke Bände über die „Entartung" der modernen Künstler; und selbst Paul Heyse sprach also von den Naturalisten:

Sie konnten im Unsittlichen
Nicht kecker sich erdreisten;
Nur im Unappetitlichen
Blieb Großes noch zu leisten.
Die Muse wandelt in stolzer Ruh'
Vorbei und hält sich die Nase zu.

Jetzt ist Heyse Ehrenpräsident des Goethe-Bundes, dem all die einst so empörten Wächter bourgeoiser Sittlichkeit angehören ... Uebrigens, da wir doch wieder in die Nähe der Lex Heinze gerathen sind: die neulich hier schon erwähnte Reichsgerichtsentscheidung ist jetzt in den Tageszeitungen veröffentlicht worden und selbst die ungläubigsten Leser haben erfahren, daß der angeblich unerhört neue und unerhört dehnbare Begriff „Verletzung des Scham- und Sittlichkeitgefühles" seit Jahren als Grundlage der Rechtsprechung dient und daß die Reichsrichter sogar ausdrücklich von dem Vorderrichter verlangen, er solle „ein normales Maß, eine gewisse Mittellinie" des Schamgefühles finden. Wer diese Entscheidung liest, Der wird die Komik des Künstlerkrieges gegen die Lex endlich vielleicht würdigen lernen.

* * *

In Berlin hielt neulich der Deutsche Handelstag seine Jahresversammlung ab. Naive Gemüther hatten geglaubt, bei solchem Anlaß, der die Vertreter der wichtigsten Handelscentren vereint, werde auch der preußische Handelsminister zu erscheinen geruhen. Sie hatten die Rechnung ohne Herrn Brefeld gemacht. Dieser bureaukratischste aller Bureaukraten dient dem Staat auf seine besondere Weise. Er läßt, wenn das Gemeinwohl es ihm zu fordern scheint, einen Zustand fortdauern, den er selbst für ungesetzlich hält — siehe Produktenbörse —, und er ist so sehr Staats-

miniſter und, als Staatsminiſter, ſo ſehr um die Wahrung ſeiner Unparteilichkeit bemüht, daß er ſich nicht entſchließen kann, den Berathungen einer Intereſſentengruppe beizuwohnen. Das erzählte er den ſtaunenden Gäſten beim Feſtmahl, zu dem er gekommen war; und dann hielt er eine ſchöne Rede, in der er vor drohenden Gefahren warnte. Der Chauvinismus ſei ſchlimm, ſagte er, der Panſlavismus noch ſchlimmer und am Allerſchlimmſten der Imperialismus, der „neuerdings hervortrete." Herr Brefeld wird gewiß verblüfft ſein, wenn er hört, daß der Imperialismus ſchon zu d'Iſraelis Zeiten recht deutlich „hervortrat". Oder ſollte der Handelsminiſter die dem Handel vom deutſchen Imperialismus drohenden Gefahren meinen?

* * *

Herr von Boetticher, der früher den Handelstag zu begrüßen pflegte, macht ſich auch jetzt noch nicht ſo rar wie des preußiſchen Handelsminiſters ſtaubgraue Excellenz. Namentlich, wenn es was zu feiern giebt, iſt der Oberpräſident der Provinz Sachſen ſtets prompt zur Stelle, — vielleicht, um den berliner Neidern zu zeigen: petit bonhomme vit encore. Neulich wurde Herr Anton von Werner gefeiert, der techniſch geſchickte Maler gut ſitzender Uniformröcke und Militärſtiefel. An der Feſttafel, neben dem Helden des Tages, ſaß Herr von Boetticher. Zuerſt erhob er ſich zum Trinkſpruch auf den Kaiſer, der „eine neue große Blüthezeit deutſcher Kunſt herbeiführe". Dann erhob er ſich abermals und erzählte, wie glücklich er ſei, als einfacher „Kunſtkonſument" zwiſchen „zwei großen Repräſentanten echter, hoher Kunſt" ſitzen zu dürfen. Damit meinte er erſtens Menzel, zweitens Herrn Anton von Werner, den die Muſen wie einen Kaſernenhof meiden. Leider hatte der Momentphotograph der „Woche" ſein weltgeſchichtliches Werk ſchon vorher vollbracht; Menzels Gnomengeſicht muß während des Oberpräſidententoaſtes ſehr luſtig anzuſehen geweſen ſein. Eigentlich iſts ein Jammer, daß Herr von Boetticher uns entriſſen ward. Was er kann, kriegt von den Epigonen kein Einziger fertig.

* * *

Auf den Prinzen von Wales iſt am vierten April in Brüſſel geſchoſſen worden. Der Prinz blieb unverletzt, der Schütze, ein Knabe von kaum ſechzehn Jahren, wurde verhaftet. Dieſe Thatſachen ſtehen feſt. Damit aber iſt das Thatſachenmaterial auch erſchöpft, — war es wenigſtens bis zum neunten April erſchöpft. Der Junge hat aus nächſter Nähe zweimal auf den Prinzen geſchoſſen, der in ſeinem Salonwagen ſaß. Trotzdem wurde fünf Tage lang weder eine Kugel noch eine Kugelſpur gefunden. Endlich hieß es, im Salonwagen ſei eine Kugel gefunden worden; wenn die löbliche Polizei noch länger ſucht, findet ſie gewiß auch die zweite. Daß die Sache in den Zeitungen aufgebauſcht und weitſchweifig die Frage erörtert wird, ob der verhaftete Bengel Anarchiſt oder Sozialdemokrat iſt, kann Den nicht in Erſtaunen ſetzen, der die Gewohnheiten und Bedürfniſſe der Preſſe kennt. Recht vernünftig benahm ſich der Prinz von Wales ſelbſt. Er fragte unmittelbar nach der Schießerei lachend, ob die Piſtole denn geladen geweſen ſei. Der Bahnbeamte, der die Frage ſo ſicher bejahte, war vielleicht unvorſichtig. Jedenfalls iſt die alberne Erbärmlichkeit nicht der Rede werth. Wenn der Lümmel — der Sipido heißt, eigentlich aber Inſipido heißen ſollte — überhaupt zu politiſchem Bewußtſein erwacht iſt, dann kann er nur ein bis zum Fanatismus eifriger Monarchiſt und Anglophile ſein. Denn die Feinde Englands vereinen ſich den Gegnern der monarchiſchen Staatsform täglich zu dem Gebet, dem Prinzen von Wales möge einſt auf dem britiſchen Thron ein langes Leben, ein langes Wirken als Führer des Volkes beſchieden ſein.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. April 1900.

Phraseologie.

In der Friedrichstraße wurde ein großer Burensieg ausgebrüllt. Das geschieht täglich zwischen sechs und zehn Uhr abends. Diesmal aber war der große Sieg noch größer als sonst. Unter den Osterfremden, so hofften die Händler, gab es gewiß viele Naive, die für ein mit froher Kunde bedrucktes Blatt ein Zehnpfennigstück opfern würden. Auch Berichte über die ersten Lebenstage der pariser Weltausstellung, billige Ausgaben des Bürgerlichen Gesetzbuches und Postkarten mit den Bildern der Kaiser Wilhelm und Franz Joseph wurden den Wandelnden angeboten. Die schäbigen Gestalten, die an den Ecken lungern und den Herren bunte Kärtchen zustecken, fehlen natürlich nicht; nebenan, kaum zwanzig Schritte von hier, bedienen fesche Wienerinnen, schneidige Ungarinnen, Abessinierinnen in Originaltracht. So lesen die Fremden auf den Dokumenten berlinischer Hochkultur. Wozu aber erst zwanzig Schritte gehen und für untrinkbaren Bordeaux aus einer norddeutschen Fabrik fünf Mark bezahlen? Der Hunger keuscher Herzen ließ sich bequemer stillen, denn heute war das ganze Bataillon der cytherischen Göttin auf den Beinen. Die neuen Kleider, deren erste Abzahlungrate bald nach dem Frühlingsfest fällig wird, müssen als Köder dienen. Das wippt und trippelt in einer ununterbrochenen Linie zwischen Linden und Leipzigerstraße. Ein widrig süßer Patchoulidunst in der Luft. Dazu die fürchterlichen Stuckpaläste, die Obstkarren mit dottergelben Stapelapfelsinen, der Bazarkram in den Schaufenstern, die winselnden Streichhölzerweiber: die Qualen, die

Pierre Loti in diesem Centrum reichshauptstädtischen Lebens erlitten hat, werden in Staub und Drang dem nicht Anästhesirten verständlich. Ich flüchte in ein Kaffeehaus. Da sieht man zwar auch grell bemalten Gips, plumpe Vergoldungen und patriotische Bilder, aber man ist doch wenigstens aus dem Getümmel befreit und kann in Ruhe eine Cigarette rauchen . . . Es giebt Unglückstage. Kaum steht die Nußschale mit dem als Mocca kredenzten Gebräu vor mir, kaum hat der Kellner einen Ballen öffentlicher Meinung herbeigeschleppt, da erhebt sich am Nebentisch ein Herr, neigt zum Gruß das Haupt und tritt dicht heran. Ein Zeitungpatriot, der mir irgendwo vorgestellt worden war; immer von des vaterländischen Wesens Macht und Herrlichkeit begeistert, immer zu langwierigen Gesprächen gestimmt. Das war eine Katastrophe. Ob er Platz nehmen und seine Chokolade herbeiholen dürfe. Dabei hielt er das Geschirr schon in der Hand. Und sofort öffneten sich auch die Schleußen.

„Die Abendblätter bringen heute nichts Besonderes aus dem Burenkrieg. Jedenfalls sitzen die Engländer schön fest und der Einzug in Pretoria wird zu Wasser werden . . . Oder sind Sie anderer Meinung?"

„Meinung? Kann die Strategie der berliner Redakteure eine Meinung schaffen? Die Herren kennen weder den Kriegsschauplatz noch die Kräfte der Kämpfenden; sie sind gezwungen, den von englischen Agenturen verschickten Enten täglich ein Phrasengemüse beizulegen. Die armen Kerle sind zu bedauern. Ich lese ihre Berichte nicht, weiß also nicht, bei welchen Fabeln sie jetzt gerade halten. Die Sache selbst ist ja sehr einfach. Die Buren haben den Krieg begonnen, weil sie auf den Beistand des Deutschen Reiches rechneten, seit dem Telegramm des Kaisers an Herrn Krüger rechnen mußten. Die anderen Gründe, die sie in diesen Glauben trieben, werden eines Tages vielleicht noch bekannt werden. Nun ist aus Deutschlands Beistand nichts geworden, der Kaiser hat seiner Großmutter zu dem Sieg über Cronjes Heer gratulirt und alle Zeichen sprechen dafür, daß man hier um jeden Preis sich Englands Freundschaft zu erhalten wünscht. Wenn nicht wider Erwarten eine andere Großmacht eingreift, werden die Briten früher oder später den holländischen Republiken das Lebenslicht ausblasen. Das ist heute so sicher wie vor sechs Monaten und alles Preßgeschwätz wird daran nichts ändern."

„Ja . . . Sehen Sie: wir konnten doch nichts machen, weil unsere Flotte zu schwach ist. Gerade deshalb ist es von äußerster Wichtigkeit, daß die neuen Schiffe bewilligt werden. Zum Glück sieht es ja so aus, als stehe eine Einigung mit dem Centrum nah bevor."

„Das war Ihnen doch wohl nie zweifelhaft?“

„Erlauben Sie! In politischen Kreisen wurde doch sehr lebhaft von der Möglichkeit einer Reichstagsauflösung gesprochen.“

„Diese ‚politischen Kreise‘, die Ihnen in der Zeitung vorgeschwindelt werden, giebt es gar nicht, geehrter Herr. Wir haben dumme und kluge Politiker. Die Dummen sind natürlich in der Mehrheit und haben gewiß auch in diesem Fall dumm gedacht und geredet. Bei den einigermaßen Klügeren aber bestand niemals ein Zweifel; sie wußten, daß die Schiffe bewilligt werden, wenn nicht eine über das nachgerade gewohnte Maß weit hinausgehende Ungeschicklichkeit begangen wird. Schlaue Mädchen gewähren nicht gleich am ersten Abend dem Werber die äußerste Gunst; sie halten ihn erst eine Weile hin, damit er die Größe des Opfers erkennen und lohnen lerne. Für solche Schlauheit sind selbst die Dummen im Reichstag noch klug genug. An Englands maritimer Uebermacht wird durch unsere neuen Schlachtschiffe nicht das Geringste geändert. Darum handelt sichs auch gar nicht. Wir hätten den Kanalvettern jetzt Schwierigkeiten bereiten können, werden es aber, so lange die heutige Politik fortvegetirt, auch mit einer dreifach verstärkten Flotte nicht thun. Warum? Die Spatzen, über die das Auswärtige Amt keine Gewalt hat, pfeifen es von den Dächern. Da an den Schiffen aber viel verdient wird und das Centrum auf die Stimmung der Rheinprovinz und Westfalens Rücksicht zu nehmen hat, wird die Sache gemacht. Wo so große kapitalistische Interessen auf dem Spiel stehen, können nur die kleinsten bourgeoisen Parteien sich den Luxus der Opposition erlauben, weil sie nicht mitzuentscheiden haben. Für die Exportpolitik größten Stils, die erstrebt wird, ist eine Flotte ersten oder mindestens zweiten Ranges ja auch ganz nützlich. Die Hoffnungen auf eine nationale und wirthschaftliche Stärkung der preußischen Ostprovinzen muß man allerdings einsargen; aber die verrufenen Ostelbier arbeiten ja selbst in Flottenbegeisterung. Habeant. Wenn die Bauern sich solche Vertretung ihrer Ansprüche gefallen lassen, dürfen sie sich nachher nicht beklagen. Die Hauptsache ist: die Industrie braucht riesige Staatsaufträge, die auf Jahre hinaus die Krachgefahr mindern. Ihr wäre auch geholfen, wenn das Reich jährlich für achtzig bis hundert Millionen Kohle, Eisen, Stahl und andere Produkte kaufte und ins Wasser würfe. Das würde aber Aergerniß erregen. Und da Schiffe gefordert werden, bauen wir lieber Schiffe, die immerhin doch einmal nützen können.“

„Sie werden sicher nützen. Der Aufschwung unserer Industrie, deren Weltherrschaft ja unbestritten ist, muß jeden patriotischen Deutschen mit Stolz erfüllen und dafür sind Opfer . . .“

„Sie sind Industrieller?"

„Nein. Jurist."

„Und doch so hochgestimmt? Es ist ja sehr schön, daß die Deutschen es in der Elektrotechnik, der chemischen und der Textilindustrie und in manchem anderen Gewerbe so weit gebracht haben. Von Weltherrschaft wollen wir nicht reden, so lange unsere ersten Unternehmer nach Amerika gehen, wenn sie feine Maschinen brauchen. Aber die Entwickelung ist erfreulich. Nur weiß ich nicht, worauf wir Beide stolz sein sollten. Wir haben weder die A. E.-G. noch die Badische Anilinfabrik gegründet, weder die Nernst-Lampe noch den künstlichen Indigo erfunden. Auch die Sozialdemokratie, ohne deren disziplinirende Vorarbeit der industrielle Aufschwung nicht möglich gewesen wäre, haben wir nicht geschaffen. Daß die deutschen Arbeiter für geringeren Lohn mehr leisten als andere, ist nicht unser Verdienst. Und sollen die Franzosen stolz darauf sein, daß sie die besten Schneider, Putzmacherinnen, Bauhandwerker, Juweliere, Gastwirthe und Kellner haben? Die Engländer darauf, daß sie selbst von deutschen Firmen noch immer gesucht werden, wenn es Etwas zu organisiren gilt? Die Arbeitleistungen der Völker wechseln im Lauf der Zeit. Daß eine Nation durch billiges Angebot auf dem Weltmarkt Erfolge erringt, beweist noch nichts für die Höhe ihrer Gesammtkultur."

„Na, aber zum Beispiel die Franzosen! Solche Blamage wäre bei uns doch undenkbar. Ich meine die Ausstellung. Nichts fertig. Und diese Geschmacklosigkeiten! Vossische und Tageblatt sind darin einig. Ein wahrer Skandal. Wenn wir mal in Berlin eine Weltausstellung machen . . ."

„Dazu kommt es hoffentlich nie. Erstens ist die Zeit dieser Weltmessen vorbei. Um die industriellen und technischen Fortschritte kennen zu lernen, braucht man sie heute nicht mehr. Und die Reaktion, die der künstlichen Geschäftssteigerung, der Erhöhung aller Löhne, Lebensmittel- und Waarenpreise folgt, führt zu argen Mißständen. Auch in Frankreich haben gescheite Leute, wie Levasseur, Molinari und Anatole Leroy-Beaulieu, der Historiker des Geldes, sich gegen jede Wiederholung des Spektakels erklärt. Und zweitens würde uns ungefähr Alles zu solcher Veranstaltung fehlen. Denken Sie an Treptow! Wir thun gut, wenn wir dem Beispiel der Engländer folgen. Die haben sich einmal, 1862, auf das Experiment eingelassen und eine Million dafür bezahlt. Seitdem stellen sie zwar in anderen Ländern aus, hüten sich aber, selbst Weltausstellungen zu veranstalten."

„Ja, die Engländer sind auch im Rückgang; aber wir!"

„Wir! Dieses ‚Wir!' fängt an, fürchterlich zu werden. Wir würden

natürlich Alles besser machen. Wir hätten die Amerikaner mit zwei Compagnien in die Pfanne gehauen. Wir wären mit Roberts und Kitchener in acht Tagen fertig. Wir haben die größten Dichter, die genialsten Bildhauer, die leistungfähigste Industrie, die tüchtigsten Kaufleute, die ehrenhaftesten und besten Beamten, die humanste Gesetzgebung, — und so fort ohne Grazie. Auch ohne Temperament leider. Ein leidenschaftlicher Chauvinismus ist zu ertragen; das kühle Sedanlächeln des Parvenus ist unerträglich. Diese ewige Selbstberäucherung, die wir an den Franzosen so oft verdammt haben, ist auch ganz undeutsch. Nur durch die niederträchtige Schmeichelkunst der feilen Presse, dieser Völkervergifterin, wird solcher Wahn genährt. Bismarck pflegte, wenn er diese modischen Lobhudeleien gelesen hatte, über Sodbrennen zu klagen und an die Klage den Rath zu knüpfen, man möge lieber das Lied anstimmen: Wir waren heruntergekommen und wußten selber nicht, wie! Aber der große Antiphrasier ist tot und ‚Wir' jubiliren weiter. Und da wir der ganzen übrigen Menschheit voraus sind, ists auch nicht wunderbar, daß für uns schon das zwanzigste Jahrhundert begonnen hatte, als die Franzosen noch dem neunzehnten das Schlußfest bereiteten. Die Konstatirung, daß wir bis zu der berühmten Jahrhundertwende noch eine Weile warten müssen, war der einzige Lichtpunkt in den pariser Eröffnungreden."

„Na, mir scheint doch ... Und gerade diese Reden haben mir einen tiefen Eindruck gemacht. Da sprach der Geist echter Humanität, friedlichen Bürgersinnes. Die Ausstellung soll ein Fest der Arbeit sein und eine Epoche des Weltfriedens und der brüderlichen Solidarität einleiten. Keine Spur mehr von den früheren Revanchedrohungen. Dieser Loubet ist der würdige Repräsentant einer freien Republik; schlicht, bescheiden und innerlich vornehm. Das wird, wie Sie zugeben müssen, auch in den Zeitungen anerkannt. Und kommt Millerand nicht gut weg, obwohl er Sozialdemokrat ist?"

„Sozialdemokrat? Sie spaßen wohl? Der Mann, der die ‚edle Initiative' des Zaren verhimmelt und uns nächstens die schöne Geschichte von der Harmonie der Interessen erzählen wird? Ein allerliebster, in Freiheit dressirter Sozialdemokrat, einer, mit dem Herr Waldeck-Rousseau Hand in Hand gehen kann. Wissen Sie, daß dieser Oberkollege des Herrn Millerand sein Leben lang die Ansichten des Herrn von Stumm verfochten hat? Daß es noch nicht drei Jahre her ist, seit er alle guten Bürger gegen den Sozialismus auf die Schanzen rief und schon den ungefährlichen Radikalismus des Herrn Bourgeois als eine Lebensgefahr für die bürgerliche Republik verdächtigte? Nein. Natürlich. Das erzählen Ihre Zeitungen Ihnen nicht. Auch

nicht, daß Held Millerand noch in den letzten Märztagen mit eiserner Stirn in der Kammer erklärte: ‚Am dreizehnten April abends werden sämmtliche Gebäude in der Ausstellung fertig, in den meisten auch alle Gegenstände nach der Anordnung untergebracht sein. Und dann ging es weiter: Et j'affirme que jamais il n'y a eu d'exposition aussi prête que celle de 1900. Als der treffliche Handelsminister so sprach, wußten die berliner Industriellen schon, daß die Ausstellung frühestens im Juni fertig sein würde. Solche kleinen Irrthümer stören die Seelenruhe des Mannes nicht, der im Bunde mit Galliffet und Waldeck-Rousseau die Ideale des demokratischen Sozialismus verwirklicht. Er hat sich ja auch nicht gescheut, für die Ehrenlegion den Schneider Isidor Jakob, in Firma Paquin, vorzuschlagen, der erst hundertunddreimal wegen Ueberschreitung der gesetzlichen Arbeitzeit bestraft worden ist. Ein netter Genosse! Ja, so sehen die Heroen aus, die Ihnen täglich als Retter der Republik angepriesen werden. Sie glauben nicht, wie die zu dieser Symbiose Verbündeten in ihrer Heimath verachtet sind, bei den Gemäßigten vom Schlage Ribots nicht weniger als bei den Marxisten Guesde und Lafargue. Vielleicht werden Sies glauben, wenn Sie in diesen Sommer nach Paris gehen. Dann werden Sie auch sehen, wie es um die angebliche Geschmacklosigkeit der Ausstellungbauten steht. Was ich davon sah, war ganz wundervoll; und nüchterne Fabrikanten, die jetzt dort waren, erzählen, daß wir mit unserem deutschen Haus — außen Renaissance, innen Rokoko — in der rue des Nations eine recht klägliche Rolle spielen. Das ist kein Unglück; Deutschland stellt manche Sachen aus, die ihm die Anderen einstweilen nicht nachmachen können. Aber es ist ja nicht nöthig, systematisch Alles zu fälschen. Wahrscheinlich wird es die großartigste Ausstellung, die je gesehen ward. Die Eröffnung aber war nach jeder Richtung jammervoll. Daß die ganze Aristokratie nebst der Geistlichkeit fern blieb, ist für das katholische Frankreich keine Kleinigkeit. Und dieses schwülstige, leere Gerede! Wenn man Louis Napoleon, der 1867 die Weltausstellung einen Tempel des Friedens nannte, den Schwätzern Loubet und Millerand vergleicht, sieht man erst, wie viel Geist immerhin noch in diesem Sohn Hortenses steckte."

„Hm! .. Jedenfalls bin ich neugierig. Ich wollte schon in den ersten Maitagen hin; aber da wird noch nicht viel zu sehen sein. Und dann möchte ich auch nicht die Zweikaiserbegegnung versäumen. In politischen Kreisen .. Ach so! Ja, man hört doch von großen Hoffnungen, die auf den Besuch des Kaisers von Oesterreich gesetzt werden. Er schafft eine neue Garantie für den Weltfrieden. Und die berliner Bevölkerung ..."

„Die nur sozialistische und bürgerliche Demokraten wählt, wird sicher höchst begeistert sein, wie immer, wenn Hofkutschen, bunte Lampen, Guirlanden und Fahnen zu begaffen sind. Ich denke, wir überlassen die Tiraden über die Hochgefühle der hauptstädtischen Bevölkerung Herrn Kirschner, der darin ja Erkleckliches leistet. Glauben Sie im Ernst an die Sehnsucht der Berliner, dem Kaiser Franz Joseph zu huldigen? Meinetwegen. Ich nicht. Der Presse fehlt es an Stoff, deshalb macht sie aus diesem belanglosen Familienbesuch eine Haupt- und Staatsaktion. Der Weltfriede wird wieder mal gesichert. Wie oft haben wir diese Sicherei in den letzten zehn Jahren wohl schon erlebt? Es fehlt nur noch, daß die Wohlthaten des Dreibundes gepriesen werden, über den jetzt sogar schon die Diplomaten lachen. Auch früher kamen doch fremde Monarchen nach Berlin; nie aber wurde um diese höfischen Vorgänge so viel Lärm verübt. Jetzt muß der ferne Beobachter glauben, in Deutschland halte man es für einen Triumph politischer Kunst, daß der Kaiser von Oesterreich nach elfjähriger Abwesenheit wieder in die deutsche Hauptstadt kommt. Ein widerwärtiges Schauspiel. Gut ist nur, daß diesmal deutlich sichtbar ist, wie solche ‚spontane Huldigungen' entstehen. Die Stadtverwaltung muß auf höheren Wunsch die Straßen schmücken und die Bezirksvorsteher werden angewiesen, die loyalen Gefühle der Hausbesitzer kräftig wachzurütteln. Alle Hoflieferanten und Solche, die es werden wollen, machen schleunig mobil. Ob die Monarchen so fabrizirte Begeisterungausbrüche sehr hoch einschätzen? Jedenfalls wäre es wunderhübsch, wenn das p. t. Publikum öfter solche lehrreiche Blicke hinter die Coulissen thun dürfte... Und nun leben Sie wohl, Herr Doktor; ich muß fort und nehme die tröstende Gewißheit mit, daß ich Sie vielleicht zwar eine Weile geärgert, ganz sicher aber nicht überzeugt habe."

O bitte . . . Es war mir sehr . . . Uebrigens gehe ich mit."

... In das cytherische Bataillon waren die Nachrekruten eingereiht worden. Der Patchoulidunst war dichter. Die schäbigen Kärtchenvertheiler wurden zudringlicher. Angebot und Nachfrage mehrten sich auf dem Luftmarkt. An der nächsten Ecke stieß ich auf meinen Juristen. Er hatte eben eine „zweite Nachtausgabe" erstanden und las bei Laternenschein die Meldung von einer neuen, diesmal vernichtenden Niederlage der Briten.

Lord Roberts.

Im Januar 1897 erschienen in London die Memoiren des Höchstkommandirenden der englischen Armee in Südafrika*); im Februar desselben Jahres war die zwölfte Auflage des Werkes im Druck. Ein Portrait vor dem ersten der beiden Bände zeigt den Verfasser, einen kleinen alten Herrn mit grauem Schnurrbart; ein ernstes und doch freundliches Offiziersgesicht. Nicht nur das Interesse englischer Leser an den Erinnerungen ihres erfolgreichsten Heerführers hat dem Buche einen so erstaunlichen Erfolg verschafft; es gehört auch für den Kontinent zu den interessantesten, die man lesen kann. Kein Meisterwerk des Stiles, nicht einmal immer der strengsten Schriftsprache gerecht, weil der kürzere militärische Ausdruck dem Verfasser geläufiger ist, aber anziehend durch seine klare Einfachheit und lebendige Knappheit, das grade, vornehme Wesen, das sich auf jeder Seite verräth, und durch den Reichthum des Inhaltes. Man denke nur: einundvierzig Jahre rastloser, immer weitere Kreise umfassender, immer glänzender werdender Thätigkeit in dem Land aller Wunder, wo er am dreißigsten September 1833 zu Kanhpur geboren war. Seine militärische Laufbahn beginnt er als achtzehnjähriger Artillerie-Kadett zu Peschawar; und einundvierzig Jahre später, nach den glänzendsten Erfolgen als Feldherr und Staatsmann, verläßt er das Land, wo er mit knappen Unterbrechungen, die zusammen kaum achtzehn Monate betragen, das ganze Mannesalter verbrachte, als Höchstkommandirender der Armee, unter Ovationen, die seine letzte Reise zu einem Triumphzug machen, gleich beliebt bei Engländern wie bei Eingeborenen, um heimzukehren und auszuruhen.

Im November 1852 war Roberts nach dreimonatiger Landreise von Calcutta in Peschawar angekommen, wo er zum zweiten Mal im Leben, so weit er sich erinnern konnte, den eigenen Vater traf, der dort Divisionär war. In dem Regiment Reitender Artillerie, dem er zwei Jahre später zugetheilt wurde, war kein Mann, der den kleinen Lieutenant nicht mit einer Hand hätte in die Höhe heben können. Fünf Jahre vergingen am Fuß der afghanischen Berge, ereignißlos im Vergleich zu den späteren, sicherlich voll von Erlebnissen, Grenzvorfällen und Jagdausflügen, die gewöhnlichen Reisenden Stoff für Bände geben würden. Vor Allem genoß er den Verkehr bedeutender Menschen, von denen keiner einen größeren Eindruck auf ihn machte als der damalige Civilkommissar von Peschawar, Oberstlieutenant John Nicholson, dessen Stab er später zugetheilt wurde und der als General bei der Erstürmung von Delhi fiel. Von keinem Menschen spricht Roberts mit gleicher Ehrfurcht und Bewunderung. „Es ist ein Name, mit dem man im Pend-

*) Forty-one years in India. London, Richard Bentley and Son.

schab beschwören kann", sagt er. Nach Jahren noch lassen sich indische Fürsten von dem „großen Nicholson Sahib" erzählen; eine religiöse Sekte verehrte ihn als Heiligen und nennt sich noch heute nach seinem Namen. Es sind nur Anekdoten, die Roberts von ihm berichtet, aber alle verrathen eine außerordentliche, gebietende Persönlichkeit und unter den Portraits des Werkes ist keins so anziehend wie das machtvolle und doch so feinlinige bärtige Antlitz Nicholsons, das dem Gesicht eines orientalischen Königs gleicht.

Im Frühjahr 1857 kamen die ersten Zeichen der Gährung unter den eingeborenen Truppen und bald nach ihnen die erschreckenden Nachrichten von den Meutereien im Osten, von den Gräuelthaten Nena Sahibs; und schon war es klar, daß die Verschwörung auch in den Garnisonen des Pendschab drohte. Nur 2000 englische Soldaten lagen in Peschawar, nur 16000 im ganzen Pendschab bis Delhi, neben 65000 eingeborenen Truppen und unter einer Bevölkerung von ungezählten Millionen. Aber unerschrockene, jeder Gefahr gewachsene Männer standen an ihrer Spitze. Man mag englischen Hochmuth und das Unterschätzen der Gegner begreifen, wenn man bedenkt, was dort und damals geleistet wurde. Die meisten der Offiziere der Hindustanis wollten es zwar nicht glauben und zugeben, daß ihre Leute meutern könnten; ein Oberst begann zu weinen, als die Entwaffnung und Auflösung seines Regimentes befohlen wurde, ein anderer, der für seine Leute gebürgt hatte, erschoß sich. In sehr vielen Fällen schonten die meuternden Regimenter ihre eigenen Offiziere, ja, entließen sie unter sicherem Geleit, während sie alle anderen Engländer, Weiber und Kinder, niedermachten. In den Garnisonen des Westens kam es fast nirgends so weit: Paraden wurden angeordnet und die Truppen so aufgestellt, daß bei dem letzten „Kehrt!" die verdächtigen Regimenter sich den Kanonen und den angelegten Gewehren englischer Regimenter oder den treu gebliebenen Sikhs und Gurkhas gegenüber sahen und dem Befehl, die Waffen abzulegen, finster gehorchten. Sobald der Pendschab einigermaßen gesichert schien, wurden alle entbehrlichen Truppen unter dem Kommando Nicholsons der Armee von Delhi zu Hilfe geschickt. Roberts war als Quartiermacher dem Stabe zugetheilt und von ungeduldiger Angst erfüllt, Delhi könnte genommen werden, ehe er eingetroffen sei. Ganz bestürzt hörte er zu Philour, daß die Kolonne Gegenbefehl erhalten und zurückbeordert war. Von Delhi war inzwischen eine Bitte um schleunigste Entsendung aller verfügbaren Artillerie-Offiziere eingetroffen und auf Roberts' dringende Bitten gestattete ihm der General, allein im Postwagen durch das aufständische Land nach Delhi zu jagen. In Umballa schlossen sich ihm noch zwei Offiziere an; und auf den Wegen, die sie zuletzt, da ihr Kutscher sich weigerte, weiterzufahren, führerlos, nur der blinden Vermuthung folgend, wählten, gelangten sie glücklich ins englische Lager. Wenige Tage später waren von den drei

Ungeduldigen der eine gefallen, der andere zum Krüppel geschossen. Roberts selbst, der am dreißigsten Juni zum ersten Male ins Feuer kam, wurde am vierzehnten Juli in den Rücken getroffen; eine Ledertasche, die er an der Seite trug und die im Getümmel rückwärts gerutscht war, schwächte die Kraft der Kugel so, daß er mit einer Fleischwunde und vier Wochen Kampfunfähigkeit davonkam.

Was die paar Leute, die vor Delhi lagen, einen ganzen heißen indischen Sommer hindurch, unaufhörlich, Tag und Nacht, angreifend nnd angegriffen, geleistet haben, während Cholera, Dyssenterie und Sonnenstich im Lager wütheten: Das ist eins der Wunder der Kriegsgeschichte. Kaum viertausend Mann stark waren sie vor die befestigte Stadt gezogen, die von mehr als vierzigtausend englisch gedrillten Truppen vertheidigt wurde, anfangs selbst die Belagerten, sobald sie verstärkt waren, zum Angriff übergehend; dreimal wechselte das Kommando, weil die Generäle nach einander der Cholera und dem Klima erlagen. Von den neuntausend Mann, die sie zuletzt zählten, nahmen fünftausend noch verfügbare Kampffähige am vierzehnten September 1857 die Riesenstadt im Sturm.

Die unwiderstehliche Energie, mit der der Aufstand niedergeworfen ward, die allgemeine Milde, die man neben einzelnen strengen Strafen walten ließ, beruhigten das Land ziemlich rasch. In einem der interessantesten Kapitel des Buches erörtert Lord Roberts die Gründe, die zum Aufstand geführt hatten: die Rache entthronter Fürsten und ihrer Anhänger, so manche Härten und Fehler der englischen Verwaltung, neben denen das entsetzliche Elend asiatischer Despotien, aus dem die Engländer die niedereren Klassen befreit hatten, von der neuen Generation vergessen ward, und vor Allem die Verletzung religiöser Vorurtheile, wie das Verbot der Wittwenverbrennung und die grenzenlose Thorheit der englischen Armeeverwaltung, Patronen einzuführen, die mit einer für Hindu wie Mohammedaner gleich unreinen Mischung gefettet waren. Eine Wiederholung des Aufstandes hält Roberts für unwahrscheinlich, obgleich er nicht verkennt, daß Gährungherde vorhanden sind, deren Ursachen im Wucher, der auf dem Lande überhand genommen, in Versuchen, einen Konstitutionalismus und eine Preßfreiheit einzuführen, für die die Orientalen nicht reif sind, in sanitären Vorkehrungen, durch die religiöse Empfindlichkeiten verletzt werden, und in den Fehlern von Beamten, die das Wesen der Eingeborenen nicht verstehen, zu suchen sind. Keine doktrinäre Politik, keine zu große Centralisation, summarische Rechtspflege als die einzige, die der Asiat versteht, keine Schwäche und keine Ungerechtigkeit: Das sind die Mahnungen dieses Kenners an die indische Verwaltung.

Nach einem kurzen Urlaub, den er in England verlebte, wurde Roberts wieder dem Stab zugetheilt; er wanderte von Garnison zu Garnison und machte verschiedene Feldzüge mit. Seine Schilderungen der Landschaft wie des

militärischen Zuges sind eben so knapp wie anschaulich. Von einer Expedition in die Dschungeln und Berge gegen die räuberischen Lúshai, bei der die Straße für die Kolonne Schritt vor Schritt in Monate langem Mühen gebahnt werden mußte, erzählt er ein charakteristisches Erlebniß. Ueber einen Bergstrom war eine Brücke zu schlagen; der Genie-Offizier der Kolonne erbat nur Zeit, um den Widerstand des Wassers und die Tragkraft der Brücke berechnen zu können. Nach ein paar Stunden, da die Berechnung noch immer nicht fertig ist, kommt der Oberkuli des Trosses zu Roberts und fragt, ob nicht eine Brücke nothwendig sei und er sie schlagen dürfe. Die Erlaubniß wird ertheilt, die Kulis steigen ins Wasser, andere fällen Bambusrohr und lassen es stromabwärts treiben, unten wirds aufgefangen, eingerammt und verflochten, — und die Spitze des Zuges marschirt schon hinüber, als der Offizier vom Genie erscheint, seine Berechnungen fertig hat und nach dem Material fragt. „Nun bitte ich nur noch, einen Lokalaugenschein am Fluß vorzunehmen!" ist die freundlich ertheilte Antwort.

Roberts ist meist eben so zurückhaltend im Tadel wie freigiebig im Lob; und wenn er nicht anders kann, verschweigt er gewöhnlich den Namen des Getadelten. Nur einem General hat er es nicht vergeben können, daß er durch superklug verbesserte Ausführung eines Befehls in Afghanistan in kritischer Lage ihm einen wichtigen Plan vereitelt hat; noch in der Erzählung bricht der verhaltene Unwille durch und die bedeutungslosen Posten, die der betreffende Brigadier von da an zugewiesen erhielt, zeigen, daß das Urtheil über ihn gefällt war.

Afghanistan war der Schauplatz seiner großen Erfolge. Im Jahre 1878 hatte er dort den mehr als 3000 Meter hohen Peiwarpaß erstürmt; meisterhaft ist die Schilderung des nächtlichen Aufstieges, die Aufregung Roberts', der hie und da Zündhölzchen ansteckt, um auf die Uhr zu sehen, ob der Gipfel wohl noch im Dunkel erreicht werden und die Ueberraschung gelingen wird. Wie er im folgenden Jahr Kabul nahm, Afghanistan einen neuen Emir gab, und sein berühmter Marsch nach Kandahar: all Dies ist bekannt genug. Die Schilderung des zwanzigtägigen Zuges, wie er selbst zuletzt krank, in der Sänfte getragen, das Heer führen muß, krank die Schlacht gegen Eyub Khan schlägt, beim Zuruf der siegreichen Truppen das Weinen verbeißen und dann eine Stunde schlafen muß, ehe er die Depesche nach Indien schickt, wo man seit Wochen nichts mehr von ihm und seiner Armee gehört hat: Das ist, was die Darstellung betrifft, vielleicht der glänzendste Theil des Buches. Dem Leser wird der vornehme, offene Mensch, der da spricht, schnell sympathisch; während er in Kabul kommandirte, kam sein Freund und Vorgesetzter Sir Donald Stewart mit einer Division zur Verstärkung dort an und übernahm das Kommando. Alle seine Pläne waren damit zerstört

und er gesteht offen: „So große Achtung ich für Stewart empfand, es war doch menschlich, daß ich mich nicht freute, als ich das Kommando, das ich so gern geführt hatte, abgeben mußte.“ Aber neidlos überläßt Stewart ihm sogleich die Ausführung des Zuges nach Kandahar, wie Roberts sie vorschlägt. Eine abenteuerliche, halb mittelalterliche Romantik liegt über diesen Gebirgskriegen, wie in Indien überhaupt nicht nur die verschiedensten Rassen, sondern auch zwei Epochen aufeinanderstoßen. Ritterliches orientalisches Mittelalter liegt über dem ganzen indischen Reich, das in seinen vielfachen Durchschlingungen mit modernem Europäerthum und englischem Militarismus groteske und malerische Situationen ergiebt. Welch eine Versammlung der 63 indischen Lehnsfürsten Ihrer Majestät, mit ihren Fahnen, Wappen und Rüstungen, ihrem farbig schillernden Gefolge! Sie Alle stellen im Kriegsfall ihr Aufgebot neben der kaiserlichen Armee, ein mittelalterliches Heer neben dem modernen.

Bei Allem, was Lord Roberts erzählt, steigen uns immer wieder, wie künstlerisch ausgeführte Bilder zu seinen Konturen, die Gedichte und Erzählungen Rudyard Kiplings auf. Er hat das Volk, das er „mine own people“ nennt, uns verständlich gemacht, seine Ballade von der grausamen Gnade Abdur Rahmans und von „Ost und West“ zeigen uns dies moderne anglo-asiatische Mittelalter mit seinen Blutrachen, seinen tolltapferen Thaten von beiden Seiten, seinen Farben und Geheimnissen; seine Kasernenlieder

„Kabul town's by Kabul river —
Blow the bugle, draw the sword —“

oder

„Then we brought the lances down, and then the bugles blew,
When we went to Kandahar ridin' two and two,
Ridin', ridin', ridin', two an' two,
All the way to Kandahar, ridin' two an' two.“

sind wie Marschmusik zu Lord Roberts' Zügen.

Roberts war zunächst Höchstkommandirender von Madras und dann von ganz Indien; seine Sorge war die Ausbildung der Armee und die Anlegung von Vertheidigungwerken und Straßen gegen Rußland. Er erklärt ausdrücklich, daß er den Krieg für absolut unvermeidlich hält. Höchst interessant sind die Briefe der russischen Generale Kauffmann und Stolidoff, die in Kabul in seine Hände fielen, wie die afghanischen Korrespondenzen überhaupt, die er im Anhang veröffentlicht. Den Geist der Truppen und der indischen Rajahs, die ihm oft ihre Kriegslust aussprechen, hält er für durchaus verläßlich. Was Lord Roberts von den eingeborenen Truppen, ihrer Tapferkeit und Treue, aber auch ihrer Unfähigkeit zu selbständiger Führung erzählt, ist durch die eigenthümlichen Verhältnisse, die bei der Organisation und Leitung der fremdrassigen und vielsprachigen Truppenkörper nothwendig eintreten, besonders interessant. Der einzige höhere eingeborene Offizier, der in dem Buch erwähnt

wird, Oberſtlieutenant Aslam Khan, war ein Afghane. Bemerkenswerth iſt auch, daß Roberts immer wieder die mangelhaften Train-Einrichtungen und die zu geringe Zahl der mit dem Land vertrauten engliſchen Offiziere als eine Wirkung übel angebrachter Sparſamkeit der engliſchen Regirung beklagt.

Einmal nur, 1884, wurde ſeine Thätigkeit in Indien durch ſeine Berufung nach Natal unterbrochen, wo er das Oberkommando gegen die Buren übernehmen ſollte; aber noch ehe er ankam, war der „ehrloſe“ Friede von Majuba geſchloſſen und er kehrte zurück. Bittere Worte hat Lord Roberts über die ſüdafrikaniſchen Verhältniſſe und er mag heute noch bitterer daran zurückdenken, wo er wieder im ſelben Feld ſteht und der Friede von 84 ihn den einzigen Sohn gekoſtet hat. Mit der begreiflichen Sympathie für die Haltung der Buren in dieſem Kriege hat ſich auf dem Kontinent ein mehr oder minder gedankenloſer Engländerhaß verbunden, gegen den man heute wohl vergeblich auftritt, weil er meiſt von Menſchen genährt wird, die die Verhältniſſe und die Vorgeſchichte des Konfliktes gar nicht kennen. Der Fall liegt ſehr ähnlich wie im Jahre 1864, wo auch zwei mächtige Staaten mit gutem Recht und im Intereſſe ihrer Landsleute in Schleswig-Holſtein gegen einen ſchwächeren zu Feld zogen, der ſich tapfer und hartnäckig vertheidigte. Mit Leuten, die glauben, daß dieſer hundertjährige ſüdafrikaniſche Konflikt nur durch die augenblicklichen Geſchäftsintereſſen Einzelner, die ja gewiß, wie immer, ihre Rolle geſpielt haben mögen, zur gewaltſamen Löſung getrieben wurde, iſt allerdings nicht zu ſtreiten. Selbſt wenn man das Buch eines Agrariers und Burenfreundes wie James Anthony Froude lieſt, der die Buren den alten Römern vergleicht und ſelbſt als engliſcher Kommiſſar in der Kimberley-Frage den damaligen Kolonialſekretär Lord Carnarvon dazu beſtimmte, den Buren Recht zu geben, ſelbſt da drängt ſich dem Leſer die Ueberzeugung auf, daß der Kampf ein unvermeidlicher war, weil der Gegenſatz der Intereſſen, der Anſchauungen, der Rechtsauffaſſung ein zu tiefer, auf beiden Seiten zu viel Unrecht und Haß angeſammelt war. Lokale und formale Rechtserwägungen ſind in ſo großen hiſtoriſchen Prozeſſen niemals und nirgends für einen Staat ausſchlaggebend geweſen. Und ſicher darf man ſagen, daß die Buren unter engliſcher Herrſchaft ſich immer noch größerer politiſcher und perſönlicher Freiheit erfreuen werden als faſt irgend ein Volk des europäiſchen Kontinentes. Die indiſche Preſſe iſt freier als die öſterreichiſche. Die Zeit wird kommen, wo man dem tüchtigſten aller germaniſchen Stämme, dem wir auf jedem Kulturgebiet ſo viel verdanken, wieder gerechter wird. Wer das Buch, das ich hier beſprochen habe, lieſt, wird es nicht ohne Bewunderung für den Mann und ſein Volk aus der Hand legen.

Wien. Dr. Karl Federn.

Der Kampf um die Nietzsche-Ausgabe.

In den letzten Jahren bin ich heimlich und öffentlich von drei Herren in jeder Weise angegriffen worden, ohne diese Angriffe zu beachten. Meinetwegen würde ich auch heute eine Antwort auf diese Angriffe für vollkommen unnöthig halten. Wer so wie ich mit der ganzen Kraft und Leidenschaft seiner Seele an einer höchsten Aufgabe arbeitet, Der vergißt, an seine Persönlichkeit zu denken, und sagt sich mit souveräner Verachtung von Lob und Tadel und jeder Art von Angriff: Was liegt an mir! Von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, geht man auf seiner Bahn vorwärts, man hört nicht den Gesang der Vögel noch das Gekläff der Hunde, man sieht nicht rechts, nicht links, man hat nur das Eine: sein Ziel, vor Augen. Mein theurer Bruder ist mitten in der Arbeit an seinem philosophischen Haupt-Prosawerk, „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwerthung aller Werthe", von schwerer Krankheit befallen worden. Daß nun die darin verbundenen Gedanken, überhaupt seine gesammten Schriften, in möglichster Vollkommenheit veröffentlicht werden und seine Persönlichkeit in aller Treue und Wahrhaftigkeit geschildert wird, ist das Ziel meines Lebens. Dafür habe ich mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit, ohne jede Rücksicht auf persönliche Annehmlichkeit und pekuniäre Opfer, zu sorgen. Ich betrachte mich und die Anderen, die an dieser Aufgabe arbeiten, nur als Werkzeuge; genügen wir nicht, so müssen neue hinzugezogen werden und ich kann hierin nichts thun oder unterlassen, was gegen meine Ueberzeugung ist. Eine schwere Aufgabe liegt auf mir, deren Verantwortung ich allein zu tragen und die ich allen Beleidigungen, Verleumdungen und Drohungen gegenüber durchzusetzen habe. Es ist so leicht, eine alleinstehende Frau, die ein hartes Schicksal ihrer beiden natürlichen Beschützer — ihres Mannes und ihres Bruders — beraubt hat, zu kränken, zu verdächtigen, zu bedrohen und um ihre Rechte zu bringen. Die drei Herren haben in dieser Hinsicht Alles gethan, was in ihrer Macht stand. Daß ihnen ihre — um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen — sehr gewagten Unternehmungen mißglückten, habe ich zuerst dem Beistand einiger ausgezeichneten Freunde zu verdanken, die mich in wissenschaftlichen, buchhändlerischen und juristischen Dingen auf das Treueste berathen haben, außerdem aber auch der Unerschütterlichkeit, mit der ich das mir gestellte Ziel verfolge.

Wenn ich mich nun doch schließlich mit diesen Angriffen beschäftige, ihre Ursachen enthülle, die Vorgänge und die mich angreifenden Herren genau schildere, so geschieht es, wie der juristische Ausdruck lautet, zur Wahrung berechtigter öffentlicher Interessen. Es giebt so Viele, die meinen Bruder lieben und verehren; sie werden durch diese Angriffe beunruhigt und müssen wissen, ob der Text der Nietzsche-Ausgaben des Herrn Dr. Koegel korrekt

oder durch die Verständnißlosigkeit und unzuverlässige Arbeit des Herausgebers verdorben ist. Auch giebt es ängstliche und zarte Seelen, die nun wirklich fürchten könnten, daß das Nietzsche-Archiv und die Gesammtausgabe in falschen Händen sei. Für sie ist die Darstellung der Vorgänge aus dem Herbst 1896, von denen man glauben möchte, daß sie im fernen Westen Amerikas passirt seien, vor Allem bestimmt.

Man muß das Ganze den Kampf um die Nietzsche-Herausgabe nennen. Von den drei Herren, die mich mit ihren Angriffen verfolgen, Dr. Fritz Koegel, Dr. Rudolf Steiner und Gustav Naumann, hat jeder den leidenschaftlichen Wunsch gehabt und die seltsamsten Versuche gemacht, alleiniger Herausgeber der Nietzsche-Werke zu bleiben oder zu werden oder wenigstens als Mitarbeiter betheiligt zu sein. Ihre Versuche sind vollständig gescheitert, entweder an ihren ungenügenden Fähigkeiten oder an ihrem unzuverlässigen Charakter oder an Beidem zusammengenommen. Jeder, der Anstellungen zu vergeben hat, macht die banal zu nennende Erfahrung, daß die Aspiranten oder Inhaber der Stellungen voll schmeichelhafter Anerkennung sind, daß aber mit dem Verlust dieser Stellungen oder mit dem Entschwinden der Aussicht auf Betheiligung sich diese Anerkennung bei manchen Charakteren in Racheempfindungen verkehrt. Auch die genannten drei Herren wünschen, sich zu rächen, und thun es in der Form, die ihnen die Art ihres Charakters und der Grad ihrer gesellschaftlichen Bildung gestattet.

Alle diese Kämpfe sind allein dadurch veranlaßt worden, daß ich im Frühjahr 1894 Herrn Dr. Fritz Koegel zum Herausgeber der Werke meines Bruders wählte. Diese Wahl hat sich später als ein großer Mißgriff herausgestellt; sie erscheint jetzt nur begreiflich, wenn man sich erinnert, wie schwer es in jener Zeit war, Nietzsche-Verehrer zu finden, die zugleich Philologen und Philosophen waren. Von den gelehrten Freunden meines Bruders hatte kein einziger Zeit, die Last der Herausgabe zu übernehmen; sie waren mit eigenen Arbeiten beschäftigt und konnten mir auch keinen jüngeren Gelehrten zu dieser Arbeit empfehlen, da ihnen Niemand bekannt war, der frei gewesen wäre, auf mehrere Jahre eine solche Stellung zu übernehmen. Die gesetzlichen Vertreter meines kranken Bruders und ich hielten es für richtig, nur solche Herren zu dieser Stellung zu wählen, die deshalb kein Amt aufzugeben oder eine Karriere zu unterbrechen hatten. Dadurch wurde der Kreis Derer, die in Betracht kommen konnten, außerordentlich verengt. Ich habe Dr. Koegel nur durch Zufall kennen gelernt; ihm waren von keiner Seite irgend welche Empfehlungen gegeben worden, aber unter den damaligen, eben geschilderten Verhältnissen betrachtete ich diesen Zufall als einen glücklichen. Dr. Koegel, damals Kaufmann, war seit Monaten ohne Stellung, Versuche, in eine solche hineinzukommen, mißglückten ihm: so betrachtete er den Ein-

tritt ins Nietzsche-Archiv als ein großes Glück. Dr. Koegel behauptete, Philologie studirt zu haben, und besaß das erstaunlichste Talent, die Allüren eines gewissenhaften Herausgebers anzunehmen und sich als verständnißvollen Nietzsche-Verehrer zu geberden. Dadurch hat er nicht nur mich, sondern auch die gesetzlichen Vertreter meines Bruders und andere ernste Gelehrte getäuscht. Die Art, wie er sich über die vorliegenden Manuskripte meines Bruders und die beabsichtigte Gesammtausgabe äußerte, machte den Eindruck, als ob er der Aufgabe durchaus gewachsen sei. In der kleinen Schrift „F. Nietzsches Lehre von der Ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung" hat der jetzige Herausgeber, Herr Dr. E. Horneffer, auf Grund seiner genauen Kenntniß der vom Dr. Koegel im Nietzsche-Archiv geleisteten Arbeit Dr. Koegel einen „wissenschaftlichen Charlatan" genannt. Dieses Wort bezeichnet Dr. Koegel leider ziemlich genau. Ernste Gelehrte, die Kenner jener Vorgänge und des Manuskript-Materials sind, finden es sogar zu schwach. Dr. Koegel vermochte sehr geschickt zu reden, aber dahinter verbargen sich leider sehr minderwerthige philologische und philosophische Kenntnisse und bei der Herausgabe wissenschaftlicher Werke kommt es nicht auf die schönen Reden, sondern auf die gelieferte Arbeit an. Ich habe ihm damals vollkommenes Vertrauen geschenkt und eben so vollkommene Freiheit in der gesammten Herausgeber-Arbeit gelassen. Durch meinen langjährigen Aufenhalt in Südamerika war ich den hiesigen gelehrten Verhältnissen etwas entfremdet und meine überaus schlechten Augen sparten sich gern jede unnöthige Arbeit. Auch gelang es Dr. Koegel, gewissenhafte Gelehrte von dem Nietzsche-Archiv zu verscheuchen und jede Einsicht in das Arbeit-Material zu verhindern, so daß eine Nachprüfung seiner Arbeit Jahre lang unterblieben ist. Erst seit dem Sommer 1896, bei der Herstellung des elften und zwölften Bandes, begannen meine Zweifel an Dr. Koegels philosophischem Wissen und damit jene Schwierigkeiten, die ich hier nur erwähnen und später ausführlicher darstellen will. Durch meine Zweifel war ich bestimmt worden, auf der Zuziehung eines zweiten philosophisch geschulten Herausgebers zu bestehen oder die Leitung der Gesammtausgabe in die Hand einer wissenschaftlichen Autorität zu legen. Dr. Koegel suchte Das durch die bedenklichsten Mittel, Drohungen mit Duell, gegen mich gerichteten Angriffen in Wort und Schrift u. s. w., zu verhindern und außerdem zu erzwingen: erstens alleiniger Herausgeber zu bleiben, ferner bedeutende Rechte und pekuniäre Vortheile, die mir vertragsmäßig die Firma C. G. Naumann zugesichert hatte, und schließlich sogar die gesammten Handschriften meines Bruders ohne jede Kontrole in seine Hände zu bringen. In Folge dieser Vorgänge wurde ihm die Stellung im Nietzsche-Archiv gekündigt. Es hätte ihm aber bis Ostern 1898 freigestanden, unter der Kontrole einer wissenschaftlichen Autorität die Arbeit im Nietzsche-

Archiv wieder zu beginnen. Ich hätte es damals gern gesehen, wenn Dr. Koegel wieder eingetreten wäre und selbst die fehlerhaften Bände aus dem Buchhandel zurückgezogen hätte, weil der Lärm dann geringer gewesen wäre.

Meine wissenschaftlichen Zweifel bezogen sich damals nur auf den elften und zwölften Band, gegen deren Veröffentlichung ich am dreißigsten Dezember 1896 bei der Firma C. G. Naumann energisch protestirte. Ich konnte die Manuskripte zu diesen Bänden nur mit der Zustimmung der Verlagshandlung zurückziehen, da der Druck bereits begonnen hatte. Da die Firma C. G. Naumann nicht wollte, mußte ich ihr und Dr. Fritz Koegel die ganze Verantwortung für die Veröffentlichung aufbürden. Ich habe den gesetzlichen Vertretern meines Bruders, Herrn Oberbürgermeister Dr. Oehler in Halberstadt und Herrn Geheimrath Professor Dr. Max Heinze an der Universität Leipzig, die sachlichen Gründe, die mich zu meinem Zweifel und zu der Zuziehung eines zweiten sachverständigen Herausgebers bestimmten, auseinandergesetzt; der erste der genannten Herren schrieb am neunzehnten Mai 1897 an die Firma C. G. Naumann: „Herr Dr. Koegel als alleiniger Herausgeber ist freilich endgiltig abgethan. Die sachlichen Gründe, die Frau Dr. Förster jetzt Herrn Geheimrath Heinze und mir nochmals auseinandergesetzt hat, sind unserer Ueberzeugung nach so durchschlagend, daß wir es für ausgeschlossen halten, daß sie sachlich einen anderen Standpunkt einnimmt."

Zweifelte ich nun auch an der wissenschaftlichen Korrektheit des elften und zwölften Bandes, so war ich doch bis Ende des Sommers 1898 fest überzeugt, Das, was Dr. Koegel an den ersten zehn Bänden gearbeitet hatte, sei vollkommen tadellos gemacht. Dann erst ist mir Schritt für Schritt durch Dr. A. Seidl und Dr. E. Horneffer bewiesen worden — nicht nur, daß meine Zweifel vollkommen berechtigt waren, sondern auch —, daß so ziemlich Alles, was Dr. Koegel im Nietzsche-Archiv gethan hat, unzuverlässig, oberflächlich, oft sogar ganz verständnißlos gemacht ist. Das Resultat ihrer Untersuchungen war trostlos. Tausende von Bänden der Werke meines Bruders müssen wegen Dr. Koegels unwissenschaftlicher, leichtsinniger Arbeit eingestampft werden. Erst da erkannte ich die wahren Motive von Dr. Koegels vorhin erwähnter Handlungweise, die mir im Winter 1896/97 räthselhaft erschienen war: nun sah ich freilich, warum er damals die unglaublichsten Mittel wählen mußte, um zu verhindern, daß die Leitung der Herausgabe einer wissenschaftlichen Autorität übergeben oder daß ein zweiter Herausgeber hinzugezogen werde. Die Einsicht eines gewissenhaften Gelehrten in die Manuskripte meines Bruders und in die Arbeit Dr. Koegels würde den Verlust seiner Herausgeberstellung unvermeidlich gemacht haben. Damals suchte er seine Abneigung gegen einen zweiten Herausgeber mir und Anderen gegenüber damit zu bemänteln, daß er versicherte, seine Verehrung für meinen

Bruder sei so stark, daß sie ihn zugleich eifersüchtig auf die Mitarbeit eines Anderen an dieser höchsten Aufgabe mache. So lange ich nun glauben konnte, daß seine Handlungen aus diesem, vielleicht durch den Einfluß anderer Persönlichkeiten verstärkten und irregeleiteten Gefühl hervorgegangen seien, habe ich für sie, so schlimm sie auch waren, noch Entschuldigungen gefunden. Hätte Dr. Koegel aber nur den kleinsten Theil echter Verehrung für meinen Bruder besessen, so würde es ihm unmöglich gewesen sein, in so unerhört leichtsinniger Weise an dieser Gesammtausgabe zu arbeiten, so pietätlos die Handschriften meines Bruders zu mißhandeln und sie mit allerhand falschen und willkürlichen Tinten-Einzeichnungen und Kreuz- und Querstrichen zu verunstalten.

Ich werde jetzt nach und nach das Material zu der Gesammtausgabe einem ausgezeichneten Gelehrten und Schüler Erwin Rohdes übergeben, den Rohde selbst mir noch als einen eben so tüchtigen Philologen wie Nietzsche-Kenner bezeichnet hat. Er wird Alles nachprüfen; jetzt schon, nach den ersten Proben, schreibt er mir über Das, was er einstweilen in den Händen gehabt hat: „Meine runde Meinung ist: das Ganze muß noch einmal gearbeitet werden . . . die koegelsche Arbeit ist absolut werthlos."

Uebrigens steht es jedem ernsten Forscher frei, die Manuskripte und das Arbeit-Material an Ort und Stelle einzusehen und zu prüfen, ob die gegen Dr. Koegel erhobenen Anklagen gerechtfertigt sind oder nicht.

Also dieser ehemalige Herausgeber der Werke meines Bruders, Dr. Fritz Koegel, machte seit dem Beginn der Kämpfe den Versuch, seine traurigen wissenschaftlichen Fehler durch persönliche, gegen mich gerichtete Angriffe zu verhüllen; er ist die Seele aller dieser Angriffe. Wenn aber Jemand auf eine so ernste wissenschaftliche Herausforderung, wie sie Dr. Horneffer an Dr. Koegel in seiner vorhin erwähnten Schrift gerichtet hat, schweigt, dann richtet er sich selbst.

Der zweite der Herren, die gegen mich kämpfen, ist Herr Gustav Naumann, ein ehemaliger Buchhändler und Geschäftstheilhaber der Firma C. G. Naumann. Auch dieser Herr, der Bücher über die Philosophie meines Bruders schreiben soll, in denen sich Plattheit der Gesinnung, ödes Geschwätz und das lächerlichste Mißverständniß zu einem theils komischen, theils widerlichen Ensemble vereinigt, hatte die Ambition, an den Werken meines Bruders mitarbeiten zu wollen. Er bot sich in jenem Herbst 1896 an, den Registerband, der die Ausgabe beschließen soll, zu machen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß gerade dieser Band ein sehr umfassendes Wissen verlangt. Schon für die geschulten Herausgeber wird der Registerband mit einer der schwierigsten sein und für Herrn Gustav Naumann (der weder Abiturientenexamen gemacht noch studirt hat) wäre er einfach unmöglich gewesen. Ich empfand dies Anerbieten damals als eine lächerliche Anmaßung. In seiner Eitelkeit gekränkt, ergriff er deshalb mit Freuden im Winter 1896/97 die Gelegenheit, einen Konflikt mit

mir und der Firma C. G. Naumann hervorzurufen und im Verein mit Dr. Koegel den Versuch zu machen, mich durch Androhungen von Streitschriften und ähnlichen Dingen zu zwingen, auf Vertragsrechte zu verzichten, die für die Firma und Dr. Koegel unvortheilhaft erschienen. Ich stand vor der Alternative: entweder mich durch die rücksichtlosesten Gegner heimlich und öffentlich angreifen oder die Schlußbände der Gesammtausgabe durch oberflächliche, unwissenschaftliche herausgeberische Arbeit verderben zu lassen. Ich habe auch nicht einen Augenblick vor dieser Wahl geschwankt. Wenn ich nun jetzt den boshaftesten Angriffen ausgesetzt bin, so ertrage ich sie mit Geduld, denn es wäre doch viel schlimmer, wenn das Umwerthung-Material eben so leichtsinnig und verständnißlos bearbeitet worden wäre wie die „Wiederkunft des Gleichen". Für Herrn Gustav Naumann jedoch nahm dieser Versuch, mich durch Drohung zu einem Verzicht auf meine Vertragsrechte zu zwingen, ein klägliches Ende: alle Verträge mit der Firma C. G. Naumann wurden in Folge dieses Versuches für ungiltig erklärt und ein neuer Vertrag geschlossen. Im § 1 wird über die Veranlassung zu der Lösung des alten Vertrages gesagt:

„Herr Gustav Naumann hat die von Frau Dr. Förster-Nietzsche an die Firma C. G. Naumann im Laufe des geschäftlichen Verkehres mit dieser Firma gerichteten Briefe benutzt, um daraus eine sogenannte Streitschrift gegen Frau Dr. Förster-Nietzsche zu verfassen und deren Veröffentlichung in Aussicht zu stellen, um Frau Dr. Förster-Nietzsche zu veranlassen, ihr als Inhaberin der Autorrechte Friedrich Nietzsches und des Nietzsche-Archives zustehende Rechte aufzugeben. Aus Anlaß dieses Vorgehens des Herrn Gustav Naumann sind zwischen Frau Dr. Förster-Nietzsche und der Firma C. G. Naumann tiefgehende Differenzen entstanden. Die Firma C. G. Naumann erklärt hiermit, daß sie das Vorgehen des Herrn Gustav Naumann gegen Frau Dr. Förster-Nietzsche bedauert und mißbilligt, auch jede Verantwortung dafür ablehnt."

Durch diesen Vertrag sind die Herren Dr. Koegel und Gustav Naumann aus dem Nietzsche-Verlag der Firma C. G. Naumann (wie ich zur Beruhigung der Nietzsche-Verehrer mittheile) für ewige Zeiten ausgeschlossen. Es heißt im § 16:

„Das Verlagsrecht der Firma C. G. Naumann erlischt hinsichtlich weiter zu veranstaltender Ausgaben und Auflagen, sobald Herr Dr. Fritz Koegel, gegenwärtig Fabrikdirektor in Düsseldorf, als Gehilfe, Bevollmächtigter, offener Handelsgesellschafter oder zur Vertretung der Firma berechtigter Gesellschafter in die Firma C. G. Naumann eintritt. Tritt Herr Gustav Naumann durch Erbgang oder durch Vertrag unter Lebenden in die von der Firma C. G. Naumann betriebene Buchhandlung ein, so hat die Firma C. G. Naumann sofort für den Verlag aller Werke Friedrich Nietzsches ein gesondertes Firmensubjekt zu schaffen, auf welches alle im gegenwärtigen Vertrage stipulirten Rechte und Pflichten übergehen. In diese neue Sonderfirma darf Herr Gustav Naumann als Gehilfe, Bevollmächtigter, offener Handelsgesellschafter oder zur Vertretung dieser Sonderfirma berechtigter Gesellschafter nicht eintreten, bei Vermeidung des

sofortigen Erlöschens aller in diesem Vertrage stipulirten Verlagsrechte der Firma C. G. Naumann."

Die Vorsichtmaßregel auch gegen den etwa möglichen Eintritt Dr. Koegels in den Verlag von C. G. Naumann war dadurch veranlaßt worden, daß er nach seiner Entlassung aus dem Nietzsche-Archiv, wie mir mitgetheilt wurde, in Leipzig als Buchhändler lernte. Auch diese Beschäftigung hat er aber wieder aufgegeben und ist jetzt der Leiter des geschäftlichen Vertriebes von „Dr. Thompsons Seifenpulver mit dem Schwan" in Düsseldorf geworden. Für ihn ist also diese Vertragsbestimmung wohl ohne Belang; für Herrn Gustav Naumann aber ist sie vermuthlich nicht angenehm.

Der dritte der Herren, die mich angreifen, ist Dr. Rudolf Steiner. Er hatte im Herbst 1896 den leidenschaftlichen Wunsch, Nietzsche-Herausgeber zu werden, da er nach Vollendung seiner Mitarbeit am naturwissenschaftlichen Theil der Goethe-Ausgabe ohne Stellung war; und zwar wünschte er, wenn es irgend ging, alleiniger Herausgeber zu werden. Während aber die beiden zuerst genannten Herren gemeinsam operirten, verfolgte er damals seine Zwecke und Ziele geheim und allein, den Absichten Dr. Koegels entgegen, mit wahrhaft überraschender wissenschaftlicher Doppelzüngigkeit, die mir erst jetzt durch seinen letzten Angriff ganz klar geworden ist. Herrn Steiners Fähigkeiten waren damals sicherlich noch so, daß er sich zum Nietzsche-Herausgeber sehr gut geeignet hätte; seitdem scheinen sie allerdings in erschreckender Weise abgenommen zu haben. Man lese seinen gegen Dr. Horneffer gerichteten Angriff im „Magazin", in dem er Dr. Koegels unerhörte wissenschaftliche Fehler heute noch zu vertheidigen wagt, und zwar, ohne die Manuskripte zu kennen. Welche Jongleurkünste hat er nöthig, um in drei kleinen, nebensächlichen Punkten einen Fehler konstruiren zu können, während er alle Hauptpunkte unerörtert läßt! Und was soll man zu einem wissenschaftlichen Herausgeber sagen, der kurzer Hand das unwiderlegbarste schriftliche Zeugniß des Autors für eine bestimmte Thatsache als einen Irrthum bezeichnet? Ich denke, alle echten Verehrer meines Bruders verzichten auf die von Steiner gerühmte „sachgemäße Weise", die uns von Dem, was der Autor wirklich wollte, nur eine sinnlose Darstellung giebt. Wir sind ganz zufrieden, wenn der Herausgeber erst einmal richtig liest (Dr. Seidl konstatirt eben bei zufälliger Durchsicht einer Arbeit Koegels fünfzehn Lesefehler, zum Theil bedeutender Art, auf drei Seiten!) und uns den richtigen Text des Autors wiedergiebt, ohne uns mit koegelscher „Nebenmusik" (sinnlose Verlesung für „Unbewußte"!) zu behelligen. Die souveraine Behauptung Steiners, daß Koegel in Nietzsches „Geist" gearbeitet habe, ist Dem gegenüber, was Dr. Horneffer in seiner Schrift bei Dr. Koegel an unglaublichen Fehlern konstatirt, eine lächerliche Anmaßung, — um so lächerlicher, als Herr Steiner in seinem später zu citirenden Brief selbst so bitter über Koegels Arbeit klagt.

Wer das richtigste Verständniß für die Philosophie meines Bruders hat: Das wird immer eine Streitfrage bleiben und ich bin weit entfernt, starre, bestimmte Ansichten von seinen Jüngern zu fordern und zu wünschen. Je mannichfacher dieser unendlich reiche Geist aufgefaßt wird, desto mehr scheint es mir in seinem Sinn und desto ersprießlicher wird die Wirkung sein. Ich will aber vor das Forum der Nietzsche-Verehrer die Frage bringen, ob Dr. Horneffers Darstellung der Lehre von der Ewigen Wiederkunft oder die sinnlose Veröffentlichung Dr. Koegels „Die Wiederkunft des Gleichen" im zwölften Bande der Gesammtausgabe mehr vom Geiste Nietzsches erfüllt ist. Als Herr Peter Gast in diesem Herbst im Nietzsche-Archiv zu Besuch war, wurde ihm als einem der Ersten die kleine Schrift Dr. Horneffers über die Ewige Wiederkunft im Manuskript vorgelesen. Nach der Vorlesung des positiven Theiles dieser Schrift, der die glänzende Darstellung der Wiederkunftlehre in ihrer logischen Verknüpfung mit dem Uebermenschen bringt, stand Herr Peter Gast auf, um uns Beiden in tiefer Bewegung die Hand zu reichen und uns seine volle Zustimmung zu dieser Darstellung auszudrücken.

Zweimal ist Herr Dr. Steiner nah daran gewesen, Nietzsche-Herausgeber zu werden; jedesmal hat er selbst eine solche Anstellung unmöglich gemacht. Ich habe ihn mit einer unverdienten Milde behandelt, weil ich mir sagte: wenn Dr. Koegel damals nicht die rein wissenschaftlichen Angelegenheiten so verwirrt hätte, so würde Dr. Steiner auch mehr Muth gezeigt und eine bessere Rolle gespielt haben. Die Angelegenheit war in Kürze folgende: Dr. Steiner war außer mir der Einzige, der das Manuskript zu jener viel erwähnten Veröffentlichung Koegels „Die Wiederkunft des Gleichen" gesehen und sich darüber ein Urtheil gebildet hatte. Er giebt selbst zu, daß er bei einer Vorlesung Alles, was Dr. Koegel sinnlos dazwischen eingefügt hatte, „zufällig" übersprang. Er hat nach der Vorlesung dieses Manuskript nochmals zur Prüfung zwei Tage bei sich zu Hause gehabt und setzte mir bei der Rückgabe ausführlich auseinander, wie ganz anders die Darstellung der Wiederkunftlehre beschaffen sein müßte. Dr. Steiner erinnerte sich dieser Auseinandersetzung später sehr wohl; er schrieb mir am siebenundzwanzigsten Juni 1898: „Der Schmerz, von dem ich sprach, wurde noch durch einen besonderen Umstand vermehrt. Gewiß erinnern Sie sich an unser Gespräch — ich glaube, es war im Spätsommer 1896 — über die ‚Ewige Wiederkunft'. Wir haben damals eine Vorstellung dieser Lehre zu Stande gebracht, die ich hätte ausbilden und vertreten müssen; dann wäre diese Lehre ein Diskussionsgegenstand in weitesten Kreisen geworden. Es ist mir unendlich leid, daß solche Dinge, die, wie ich glaube, in der Richtung meines Talentes liegen, die ich aber nur mit Ihrem steten Beistand hätte machen können und dürfen, nicht von mir gemacht worden sind. Der Band, in dem die Wiederkunft

des Gleichen steht, hätte müssen zu einem Ereigniß in der Nietzsche-Literatur werden. Sie dürfen mir glauben, gnädige Frau, daß es mir unendlich schwer ist, der Sache Friedrich Nietzsches jetzt so fern zu stehen."

Dieser Brief Dr. Steiners allein widerspricht in jedem Wort seiner gesammten Darstellung. Dr. Koegel gegenüber sagte er freilich genau das Gegentheil. Dr. Koegel schrieb mir am siebenten April 1897: „Dr. Steiner selbst hat mir später gesagt, daß ihm erst, als er im September das inzwischen von mir angefertigte Druckmanuskript gelesen habe, durch die von mir gemachte Anordnung die ganze Bedeutung dieser Ideen für die Entwickelung Ihres Bruders und ihr innerer Aufbau aufgegangen sei." Ich habe Dr. Steiner, als ich so unglücklich über die Veröffentlichung des zwölften Bandes war, diese Doppelzüngigkeit zum bitteren Vorwurf gemacht. Vielleicht wäre diese unglückselige Veröffentlichung unterblieben, wenn Dr. Steiner den Muth gehabt hätte, Das, was er mir sagte, Dr. Koegel zu sagen. Koegel hat nun freilich die unglaublichsten Einschüchterungen versucht, um Steiner an der Aussprache seiner aufrichtigen wissenschaftlichen Meinung zu verhindern; zum Beispiel drohte er ihm mit einem Duell. Der Chef der Firma C. G. Naumann schrieb mir darüber am neunten Dezember 1896: „ . . . Vorerst ist zu betonen, daß Meinungverschiedenheiten prinzipieller Natur unter Männern nicht so leicht zu ordnen sind, als Damen gemeinhin annehmen. Herr Dr. Koegel, der sich nach seinen Aeußerungen von Herrn Dr. Steiner, der ihm bisher in jeder Beziehung Recht gegeben haben soll, in seiner Ehre gekränkt sieht, wird ohne jeden Zweifel Herrn Dr. Steiner fordern, und wenn Dieser sich nicht stellt, ihn in jeder Beziehung in Weimar und literarisch unmöglich zu machen suchen." Außerdem machte Dr. Koegel Dr. Steiner allerhand falsche Mittheilungen, um dessen Wunsch, Nietzsche-Herausgeber zu werden, und die feste Zusage, die er mir in dieser Hinsicht gegeben hatte, als nutzlos und unausführbar darzustellen. Zum Beispiel hat er ihm gesagt (Dr. Steiner erwähnt diese Mittheilung in seinem gegen mich gerichteten Angriff) daß es eine Vertragsbestimmung gebe, wonach die Firma C. G. Naumann die Anstellung eines zweiten Herausgebers verhindern könnte, und daß der Chef der Firma erklärt habe, er würde niemals mit einem anderen Herausgeber als mit Dr. Koegel arbeiten. Aber diese Vertragsbestimmung existirte nicht und eine solche Erklärung ist von dem Chef der Firma niemals abgegeben worden. Beides beweisen die Akten. Hätte eine solche Kontraktbestimmung existirt, so wären die damaligen unerhörten Bedrohungen, mich zu anderen Entschlüssen zu bringen, vollständig unnöthig gewesen. Der gegen mich gerichtete Angriff Steiners soll nun beweisen, daß die wissenschaftliche Doppelzüngigkeit, die ich ihm in Bezug auf die „Wiederkunft des Gleichen" vorgeworfen habe, ein Irrthum und eine Unwahrheit sei; ich glaube, er hat sie gerade in das hellste Licht gestellt.

Der Verabschiedungbrief, den ich Dr. Steiner im Sommer 1898 schrieb, war noch so mild, daß er die Hoffnung auf Mitarbeit an der Herausgabe vielleicht doch noch nicht ganz aufgegeben hatte; jedenfalls ließ er ihn ein und ein halbes Jahr unbeantwortet, obgleich ihm damals durch Bekannte mitgetheilt wurde, daß ihnen der Inhalt — nicht auf meine Veranlassung — bekannt geworden war. So lange aber Dr. Steiner noch die geringste Möglichkeit sah, daß ich ihn an der Gesammtausgabe betheiligen könnte, schwieg er. Erst jetzt, wo er aus Horneffers Schrift sieht und wohl auch sonst gehört hat, daß er ganz überflüssig ist und im Nietzsche-Archiv philologisch sowohl als philosophisch Alles in bester Ordnung vor sich geht, sucht er sich zu rächen. Er thut es in einer Weise, die jeden unbefangenen Leser die Achsel zucken läßt. Bei dieser konfusen, in sich widerspruchvollen Darstellung begreift Niemand, was mir eigentlich vorgeworfen werden soll. Man gratulirt mir zu diesem jammervollen Angriff und sagt: etwas Schwächeres und Verworreneres könne man selten finden. Die Angelegenheit ist aber gar nicht verworren, sondern durchaus klar, wie man aus einem späteren Artikel noch deutlicher ersehen wird. Nur dadurch, daß Dr. Steiner alle wesentlichen Punkte in der Schilderung jener Vorgänge des Dezember 1896 weggelassen und sich außerdem eine Reihe freier Erfindungen gestattet hat, erscheint sie konfus und unverständlich. Herr Otto Erich Hartleben ließ mir offiziell mittheilen, daß ihn dieser „inferiore Klatsch" veranlaßt habe, „seinen definitiven Rücktritt von der Herausgabe des ‚Magazin' zu erklären."

In einem späteren Artikel werde ich einiges Nähere aus der Leidensgeschichte des Nietzsche-Archivs und den Herausgebernöthen mittheilen, aber nur die wissenschaftliche, literarische und buchhändlerische Seite der Vorkommnisse darstellen; die rechtliche Seite jener traurigen Vorgänge lasse ich unerörtert, da sich die Staatsanwaltschaft mit ihnen beschäftigt. Die ihr vorgelegten Dokumente und Akten dienen der heutigen wie der späteren Darstellung zur Basis. Ich hatte mich bisher nicht entschließen können, die Einzelheiten des gegen mich systematisch geführten Kampfes zur Kenntniß der zuständigen Behörde und der Oeffentlichkeit zu bringen, zumal es mir widerstrebte, Herren anzuklagen, denen ich längere oder kürzere Zeit mein Vertrauen geschenkt hatte. Ich würde auch noch weiter zu dem Geschehenen geschwiegen haben, wenn man nicht dieses Schweigen falsch auslegte und wenn nicht die betheiligten Herren daraus Veranlassung nähmen, über die Verwaltung des Nietzsche-Archivs und meine Wirksamkeit bei der Herausgabe der Werke meines Bruders Behauptungen aufzustellen, die ich im sachlichen Interesse nicht unwidersprochen lassen darf.

Weimar, Elisabeth Förster-Nietzsche.

Nietzsche-Archiv April 1900.

Berliner Konzertleben.

Wenn man an Sonntagen in den berliner Zeitungen die Konzertanzeigen für die kommende Woche überblickt, so sagt man sich mit Stolz: Ja, Berlin ist doch die Musikcentrale der Welt! Man weiß nicht, soll man mehr die Produktionkraft oder die Verdauungfähigkeit der Stadt bewundern; und nur Eins bedauert man, daß man als Einzelner so wenig davon genießen kann. Geht man aber der Sache näher, so schwindet der Respekt recht bald: nur wenige Programme, die interessiren, und allzu viele, die Gähnen, wenn nicht gar Widerwillen, hervorrufen. Ein Mensch von musikalischem Geschmack, der, völlig fremd, in die Hauptstadt käme, um seine Seele an Musik zu erlaben, würde ohne Weiteres schon aus den Anzeigen den Eindruck gewinnen: Was für ein kolossaler Betrieb . . . . und was für ein kümmerlicher Betrieb!

Einen solchen Fremdling würde es frappiren — den Berliner frappirt Das längst nicht mehr —, daß meistens die Namen der Konzertirenden die Hauptrolle spielen, der Inhalt des Programmes dagegen nur angedeutet und fast immer als Nebensache behandelt wird. Die Kritik entspricht im Allgemeinen diesem verschrobenen Verhältniß — muß ihm zu ihrem eigenen Aerger entsprechen — und die Hälfte der Thätigkeit eines Kritikers besteht darin, Censuren an Konservatoriumsabiturienten zu ertheilen. Eine kritische Thätigkeit in großem Stil, bei der es sich nicht um die Musikanten, sondern um die Musik handelte, eine Tageskritik nach dem Muster Roberts Schumann, ist fast zur Unmöglichkeit geworden.

Ich will nicht in die bekannte Klage darüber miteinstimmen, daß junge Künstler ihre Konzerte mit großen Opfern vor einem „ausverschenkten" Hause zu geben gezwungen sind. Was an all diesen Konzerten — und es ist die überwiegende Mehrzahl — aber so unangenehm auffällt, ist das Verlogene der ganzen Einrichtung: ihre Scheinöffentlichkeit; und daß die ganze Veranstaltung im letzten Grunde nichts als eine Schaustellung vor der Kritik und für die Provinz ist.

Aber vielleicht wird doch die Kunst dadurch gefördert? Daß eine erstaunliche Fülle künstlerischer Intelligenz und technischen Könnens im Laufe einer Saison in Berlin verausgabt wird, brauche ich nicht besonders zu betonen. Aber Kunst? Treten Sie mit mir an eine Litfaßsäule! Da finden Sie einen Liederabend mit Kompositionen aller Völker und Zeiten angekündigt: von den alten Italienern an bis zum letzten komponirenden Kritiker der Hauptstadt. Da finden Sie das Konzert einer Klavierspielerin und eines Geigers und Sie werden sehen, wie Jeder von Beiden seine besten Stücklein auslegt: eine Fuge von Bach, eine Sonate von Brahms, eine virtuose Mazurka von —ski und ein Pizzicato und Perpetuum mobile von —pschi. Nur immer hereinspazirt,

meine Herrſchaften! Der berühmte Profeſſor N. N., der es nicht mehr nöthig hat, Freikarten zu verſchenken, wird den Teufelstriller ſpielen! Er ſpielt zwar auch Anderes, Klaſſiſches und Schönes, wie der Zettel lehrt, aber der Teufelstriller iſt beſonders groß und fett gedruckt: man ſieht, was der Herr Profeſſor kann und auf welches feinſinnige Publikum er ſpekulirt.

Um Gottes willen, erſchrick nicht, geehrter Leſer! Ich bin ſo gut wie Du für alles Vortreffliche in der Welt dankbar und theile vollkommen Deine Vorliebe für manchen Künſtler und manche Künſtlerin. Es giebt ihrer noch immer, die ihre Aufgabe ideal auffaſſen und, wenn auch nicht gerade Vorkämpfer, immerhin doch echte Prieſter der Kunſt ſind. Aber es ſchmerzt, zu beobachten, wie das Virtuoſenthum ſelbſt in die höchſten Künſtlerkreiſe eindringt. Einer unſerer erſten Geiger ließ im vorigen Winter eine halsbrecheriſche Seiltänzerei unmittelbar auf Beethovens Violinkonzert folgen und wurde tobend gefeiert; ein Anderer that kürzlich Schuberts „Erlkönig“ auf ſeiner Sologeige ab; und ein Pianiſt, dem es ſonſt an Geſchmack nicht mangelt, trägt mit Vorliebe das Vorſpiel zu den „Meiſterſingern“ vor. Was ſoll uns aber der beſte Holzſchnitt nach einem Gemälde, wenn wir das farbenreiche Original unmittelbar in der Nähe haben? Kein Zweifel: die Herren glauben, ſich zeigen zu müſſen, — ſich, ſich und wieder ſich. Zum Prieſterthum hat jedoch noch immer Keuſchheit gehört. Sogar zum Dienſt der antiken Venus, wenn man mich recht verſtehen will.

Es ſind die Programme, die immer wieder zum Kopfſchütteln nöthigen. Vor Allem ihre Anordnung! Selbſt da, wo ein Abend nur Werke desſelben Komponiſten bringt, macht ſich oft eine erſtaunliche Nachläſſigkeit in der Reihenfolge geltend.

Am Leichteſten befriedigen die Konzerte, die ſich auf Kammermuſik beſchränken, ſo beſonders die Quartettabende, die von vorn herein auf eine beſtimmte Stilgattung angewieſen ſind. In den Virtuoſenkonzerten wird recht viel Mißbrauch mit den beliebten „hiſtoriſchen“ Programmen getrieben, die ihren Namen ſehr zu Unrecht führen. Alle Geſchichte bezweckt, Entwickelungen darzuſtellen und zu erklären; was jene Programme geben, ſind aber nur Stichproben und die Wirkung gleicht der eines Bühnenvorganges, wo Einer deutſch, ein Anderer italieniſch, ein Dritter franzöſiſch u. ſ. w. ſpräche. Ich höre ſchon: Das ließe ſich nicht anders machen. Die Kritiker ſollen doch ſehen, daß man Alles beherrſcht! Sehen, nicht hören; denn dazu haben ſie keine Zeit. War die Arie ſchlecht: nun auf dem Programm ſtehen außerdem moderne Lieder; vielleicht ſind gerade ſie die Force des Sängers . . . Oder umgekehrt. Wiſſen kann man es nicht. Der überbürdete Irrling muß ja am ſelben Abend zwei oder drei Konzerte beſuchen und der Konzertgeber weiſt ihm liebenswürdig einen Eckplatz an, damit er möglichſt unauffällig in den Saal herein- und wieder hinausſchlüpfen kann.

Am Schlimmsten steht es mit Konzerten, in denen verschiedene Künstler mitwirken. Denn Jeder von ihnen entwirft sein Programm für sich, — mit einer klassischen Nummer, um sich als vollgiltigen Musiker zu bewähren, und mit einem technischen Sensationstück, um zu zeigen, daß er auch für den Cirkus begabt ist. Wir sind schon ganz daran gewöhnt, daß ein Konzert sich gerade verkehrt abwickelt, mit dem Gehaltvollsten beginnt und gegen den Schluß hin musikalisch im Sande verläuft. Das war früher anders: unsere Väter verlangten, mit einer werthvollen Musik im Ohr und im Herzen nach Haus zu gehen. Jetzt geht man meistens mit einer unbestimmten Erinnerung an den Vortragenden nach Haus — oder ins Restaurant — und ist oft genug froh, wenn sich diese Erinnerung beim zweiten oder dritten Schoppen verliert. Es ist immer das Selbe in dieser Welt der Noth und des Bedürfnisses, von der Schopenhauer sagte: „Sie ist eben nicht so beschaffen, daß in ihr irgend ein edles und erhabenes Streben ungehindert gedeihen und seiner selbst wegen dasein dürfte. Sondern, selbst wenn einmal ein solches sich hat geltend machen können, so werden alsbald die materiellen Interessen, die persönlichen Zwecke auch seiner sich bemächtigen, um ihr Werkzeug oder ihre Maske daraus zu machen." Dagegen sollte nun freilich von den Auserwählten offen und mit Ausdauer gekämpft werden. Aber Hans von Bülow ist tot!

Ich verkenne keineswegs die Schwierigkeit, mehrere Mitwirkende, von denen doch Jeder nur ein beschränktes Gebiet beherrscht, zu vereinigen. Es mag wirklich in manchen Fällen unmöglich sein, vor Allem bei Orchesterkonzerten mit obligaten Solisten. Aber Das ist ja gerade das Kümmerliche: warum denn große Orchesterkonzerte nicht auch ohne Solisten? Die Königliche Kapelle geht doch mit gutem Beispiel voran. Aber für gewöhnlich hilfts nicht: ein Solist muß auf dem Programm stehen. Der zieht. Also nimmt man einmal einen Klaviervirtuosen, einmal eine Sängerin, dann einen Geiger u. s. w. Und da es nur sehr wenige Violinkonzerte giebt, sind wir verurtheilt, bis zur Uebersättigung das mendelssohnische und bis zum völligen Ueberdruß das zweite Violinkonzert von Bruch zu hören. Alles geht nach der Schablone. Erst kommt ein Orchesterstück, dann der Solist; erst die Faust-Ouverture von Wagner, dann, während noch der ganze Mensch im Hörer erschüttert ist, ein süßlicher mendelssohnischer E-Moll-Akkord —: und der unglückliche Zuhörer sitzt wie in einer Kirche zwischen lauter andächtigen Leuten eingepfercht und kann nicht hinaus.

Just gestern erzählte mir ein weitgereister Freund von japanischen Hoffestlichkeiten und wie man sich da mit den europäischen Speisen abfinde; wie die guten Japaner den Braten, den Hummer und Schlagsahne, Gemüse und Käse, Alles auf einen Teller packen und der westlichen Kultur zu Liebe mit Wohlbehagen verzehren. Dir wird übel, geehrter Leser? Aber ich spreche ja von mongolischen Mahlzeiten, nicht von europäischen Konzerten . . .

Ja, ein Diner! Mit welchem Raffinement wissen wir das zu arrangiren, wie wird da die Auswahl, die Folge der Speisen und Weine unter Hinzuziehung von Sachverständigen erwogen, welche entzückenden Suiten erlebt man da vom Entree bis zur Cigarre: Das ist Kunst! Aber unsere Konzerte?

Brillat-Savarin soll einmal ... Doch lassen wir Das!

Und doch scheint das Publikum sich dabei andauernd wohl zu befinden. Es scheint das Bedürfniß nach vornehmen Formen verloren zu haben. Musikalisch genug ist die Masse wohl, die die Konzertsäle füllt; sie kennt Alles, was ihr vorgeführt wird. Nur zwei Dinge kennt sie nicht, die, wenn es so weiter geht, auch den ausübenden Künstlern bald ganz abhanden gekommen sein werden, zwei der wichtigsten Dinge, — oder im Grunde nur eins: Stilgefühl und Sinn für musikalische Architektonik.

Daran liegt es auch, daß unsere Musikliebhaber im Allgemeinen neuen Erscheinungen so rathlos gegenüberstehen. Sie können nur Details erfassen und auch diese nur, wenn sie konventionell sind. Die Architektur der Stimmung — wenn ich mich so ausdrücken darf — etwa in der „Götterdämmerung" oder in einer großen Symphonie ist ihnen fremd. Und was das Schlimmste ist: auch unseren ausübenden Musikern scheint das Stilgefühl verloren zu gehen. Sonst wäre die Art undenkbar, wie man sich mit den zwei bedeutendsten, noch wenig gekannten musikalischen Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit abfindet: mit Anton Bruckner und mit Hugo Wolf. Für ihn hat wenigstens der berliner Wolf-Verein Manches geleistet, wenn auch das Meiste und Beste nur innerhalb einer kleinen Gemeinde. Wo man an Liederabenden Wolf begegnet, sind es meistens eine oder zwei seiner bekanntesten Kompositionen, die lieblos zwischen anderes Modernes eingeschoben werden. Wer würde aber einen Boecklin zwischen Thumann und Seifert hängen?

Trauriger noch ist es um Bruckners Musik bestellt. Die letzten Jahre haben in Berlin von diesem Bruder Beethovens außer dem Tedeum im Ganzen zwei Symphonien gebracht, die vierte und — zweimal — die fünfte: beide Symphonien jedesmal mit entstellenden Streichungen. Und kaum eine Feder hat sich dagegen gerührt! Natürlich meinten die Dirigenten, die Darbietungen würden dem Publikum zu lang scheinen. Daran ist so viel richtig, daß kein Publikum im Stande ist, ein Riesenwerk wie den letzten Satz der B-dur-Symphonie auf einmal zu überblicken, weil sich Jeder eben zu nah an den Dom heranstellt, dessen unendliche Größe er nicht ahnen konnte. Aber ist es deshalb erlaubt, Stücke aus dem Bauwerk herauszunehmen und das Uebrige nothdürftig, schief und krumm zusammengesetzt, statt des Originales zu geben? Seltsam! Erst behauptet man, der ideenreiche Komponist sei nicht im Stande, eine einheitliche Form zu schaffen; und dann werden seine Werke entstellt an die Oeffentlichkeit gebracht. Das ist freilich eine bequeme Beweisführung. Allein

jene weitverbreitete Ansicht ist ein Irrthum, so gut wie es ein Irrthum war, im „Lohengrin“ und in den „Meistersingern“ ganze Strecken entbehrlich zu finden. Bruckners Symphonien sind organische Gebilde, sie sind viel organischer und innerlich gesetzmäßiger als Werke, deren kraftloser Körper von außen alle Knochen zählen läßt; wird an ihnen herumgeschnitten, so bluten sie und welken wie Birken im Frühjahr. Das weiß natürlich nur, wer ihr reiches inneres Leben schon in sich aufgenommen hat; ahnen sollte es aber Jeder, dem je in irgend einer Kunst ein göttliches Werk, das ihm anfänglich verschlossen war, sich liebesgewaltig offenbarte. Wie viel bilden wir uns heutzutage auf unsere Bach-, Beethoven- und Schubert-Abende ein und wie bereit sind wir, auf jene „Botokuden“ zu schelten, die den großen Meistern der Vergangenheit mit ihrer krittelnden Weisheit einst das Leben sauer gemacht haben. Erst sollten wir aber zusehen, wie wir selbst unsere Zeitgenossen behandeln, ehe wir andere Zeiten tadeln.

Steglitz. Gustav Kühl.

Die Aera Schlenther.

Das k. k. Hofburgtheater wurde früher die erste deutsche Bühne genannt. Das ist noch gar nicht so lange her; seit den zwei Jahren der Direktion Schlenther klingt es freilich wie eine Legende. Dennoch, glaube ich, mag wohl auch jetzt noch in Deutschland — wäre es auch nur aus Pietät — Interesse für die Schicksale einer so alten Kulturstätte bestehen. Unvergessen ist es noch, daß in den Zeiten dumpfesten Gottesgnadenthumes hier wenigstens dem deutschen Drama ein Mittelpunkt geschaffen war. Hier war — unter Mitwirkung vieler norddeutschen Schauspieler — eine glückliche Mischung aus nordischem Ernst und südlicher Grazie entstanden; hier wurde — das größte Geheimniß vornehmer Kunst — gearbeitet, ohne daß man die Arbeit merkte. Eine Bühne, an der Grillparzer und der in den Zeiten des „Weißen Rössel“ wohl mit Unrecht gering geschätzte Bauernfeld die ersten Schritte thaten, darf auch wohl heute, da dem Glück der Anfang vom Ende folgte, Theilnahme für sich beanspruchen.

Diesen Niedergang haben nicht etwa ausschließlich allgemeinere Motive bewirkt. Das ist in Oesterreich überhaupt das Sonderbare, daß bei uns neben der allgemeinen Entwickelung auf allen Gebieten die Unfähigkeiten der einzelnen führenden Personen einen traurigen Einfluß nehmen. Unsere Politik giebt dafür seit einigen Jahrzehnten das Beispiel. Doch muß zugegeben werden, daß die Zeit für die Hoftheater nicht günstig war. Die Revolutionen der Wissenschaft drangen auch zu den paar Leuten, die sich damals bemühten, der mehr als zwei

Jahrtausende alten Grammatik des Dramas eine zweite, verbesserte Aufalge zu geben. Es läßt sich schließlich begreifen, daß die Hoftheater Dramen verschlossen blieben, die der heutigen Gesellschaft unerbittlich den Krieg erklären. Dennoch wäre ein ernstes Mitgehen — wenn auch nicht Voranschreiten — den Bühnen der Höfe möglich gewesen; sie wären nicht gezwungen gewesen, am Wagen der modernen Kunst das fünfte Rad zu bilden. Und wäre Das in Wahrheit des Niederganges einziger Grund gewesen, so müßten die Hoftheater in der allerletzten Zeit zur höchsten Blüthe gelangt sein. Ist doch jetzt, wie immer und überall, den Revolten die Reaktion gefolgt. Herr Hauptmann hat seiner kräftigen Germinalkopie, den „Webern", die armsälige fait-divers-Tragoedie des „Fuhrmann Henschel" folgen lassen; und wenn ich mich nicht sehr täusche, wird Raupachs seliger Erbe auf diesen Wegen ruhig seine Tantiemen pflücken, ohne wieder neue Bahnen zu brechen. Auch die meisten anderen Stürmer und Dränger haben eingeschwenkt wie die Unteroffiziere. Die Zeitungen berichten uns mit anmuthiger Genauigkeit von den neuen Werken unserer führenden Dramatiker. Märchen, nichts als Märchen. Ueber Nacht haben die Herren wieder einmal die Romantik entdeckt; und so haben sie sich leichten Herzens entschlossen, die Ehe und die Gesellschaft augenblicklich noch zu lassen, wie sie jetzt sind. Die selben Herren, die früher in den Vorstadtgasthäusern Berlins und Wiens nach Stimmungen haschten, stöbern jetzt eifrig in den indischen Epen. Man sollte denken, Das sei für Hoftheater die günstige Zeit; allein das wiener Burgtheater zeigt keine neuen Triebe: die Altersschwäche hat bereits alle Kräfte dieses edlen Körpers verzehrt. Da versucht Herr Direktor Schlenther es mit einem Gewaltmittel; medizinisch gesprochen: mit einer Aetherinjektion, die den Sterbenden noch einmal aufzucken läßt, aber dafür seinen Tod beschleunigt.

Als Herr Dr. Schlenther in Wien einzog, setzten Publikum und Kritik große Hoffnungen auf ihn: fast alle Wiener, die nicht die Vossische Zeitung lesen — und es giebt wirkich solche Wiener — hielten ihn für einen Theaterkenner. Es wäre ungerecht, wollte man leugnen, daß er eine überschuldete Erbschaft antrat. Acht Jahre lang hatte Herr Burckhard, ein temperamentvoller Dilettant, mit einem nur in Wien möglichen leichten Sinn das Burgtheater geleitet. Es würde zu weit führen, wollte ich auch nur annähernd besprechen, wie diese kostbaren, entscheidenden Jahre unnütz verthan wurden. Begnügen wir uns mit dem Ergebniß: als der neue Direktor einzog, fand er keine Schauspieler, keine Dichter und kein Publikum. Wenn jemals, so war damals Laubes vor dreißig Jahren gesprochenes Wort wahr geworden: „Das Burgtheater, die letzte Halteſtätte des leider planlos hintaumelnden deutschen Theaters, treibt wie ein steuerloses Floß auf den gefährlichen Wellen des Zufalls und ist in Gefahr, verloren zu gehen . . . " Vielleicht hätte Eins noch helfen können: Das, womit Laube der Bühne aufhalf, als Jahre lange Mißwirthschaft und die Stürme des Jahres 1848 das Burgtheater in eine ähnliche Krise getrieben hatten. Dieses Mittel hieß: unausgesetzte, ernste Arbeit. Man hätte von allen Bühnen und von den Schauspielschulen sich junge Kräfte holen und in gewissenhafter Leitung sie bilden müssen. Man hätte, statt mit den Privattheatern in eine entwürdigende Hetzjagd nach Sensationstücken einzutreten, nach neuen Talenten ausspähen müssen. deren Art sich in den Schranken des Burgtheaters hielt oder halten ließ. Aus

dem alten Spielplan hätte man das Werthvollere hervorholen und schließlich in zahllosen Proben, bei immer sich steigernden Aufgaben, die zusammengewürfelten Schauspieler zu einer höheren Einheit verbinden müssen. Das Alles erhoffte man von Schlenther, da man bei uns die Begriffe Preuße und Tüchtigkeit für gleichbedeutend hält ... Und was geschah?

Herr Schlenther kam. Zuerst verbeugte er sich in seiner Antrittsrede vor dem Generalintendanten, einem ganz nebensächlichen Herrn, und zwar gleich so tief, daß man glaubte, er werde überhaupt nicht wieder aufstehen können. Dann hielt er eine Rede an die Schauspieler, in der er sich den Horatio des Burgtheaters nannte, obwohl doch, um bei „Hamlet" zu bleiben, der „Totengräber" die für ihn geeignete Rolle war. Gespannt wartete man nun, welcher Geist dem Herrn Horatio von eigenen Gnaden erscheinen würde. Man hatte gut warten; Herr Schlenther machte noch in aller Eile einen für sich recht vortheilhaften Kontrakt, eilte dann ins Löwenbräu und wartete dort auf Herrn Kainz, der nach einem Jahre — Herrn Burckhard verdanken wir es — kommen mußte.

Jetzt vergrößerte sich das Interesse der Wiener. Man wußte, daß Ludwig Speidel, den der neue Herr in seinem dünnflüssigen Hauptmannbuche einmal die „erste kritische Großmacht Wiens" genannt hatte, das reichenberger Bier bevorzuge. Der neue Direktor hatte sich trotzdem für Löwenbräu entschieden. Und ängstlich wartete man, wie diese beiden Weltanschauungen auf einander stoßen würden. Doch Schlenther, dessen Unterwürfigkeit gegen Mächtige man nicht hoch genug anschlagen kann, entging auch dieser Gefahr.

Ich bemühe mich wirklich, ernsthaft zu bleiben. Aber: difficile est satiram non scribere. Oder soll ich Ihren Lesern vielleicht die Bilanz der vorkainzischen Aera ziehen? Sie brachte uns zuerst die „Neigung" von J. J. David, — bei aller Anerkennung für den Lyriker und Novellisten eine klägliche Niederlage; dann kamen — die Totenliste wäre zu lang; nur einzelner Gräber sei gedacht —: Fuldas „Herostrat", Meyers „Vielgeprüfter", Rosmers „Peter Kron." Der einzige Erfolg war der schlecht gespielte „Fuhrmann Henschel", der übrigens den verfahrenen Wagen des Burgtheaters nur recht langsam vorwärts brachte. Daneben die beiden auch in Berlin bekannten Szenen des Herrn von Hofmannsthal, — schöne Leichen; und von Schnitzler das trotz wirksamer Exposition verfehlte „Vermächtniß" und seine drei Einakter, die, schlecht inszenirt, bei vorgerückter Saison gespielt und von einem wichtigen Theil der dem Dichter übelwollenden Kritik schlecht behandelt, nicht gefielen; der „Grüne Kakadu" gewiß mit Unrecht. Bleibt nur noch „Cyrano," Rostands entzückende Operette, die, verschlafen und langsam genommen, uns des Regisseurs Schlenther nur die Altwiener überraschende Unfähigkeit zeigte.

Das war die literarische Bilanz; die schauspielerische ist noch viel trostloser. Eine Talentlosigkeit nach der anderen gastirte, mißfiel und wurde engagirt. Es ist dahin gekommen, daß die Agenten den „Mitgliedern des k. k. Hofburgtheaters" auch an den kleinsten Provinztheatern nur noch mit Schwierigkeit Gastspiele verschaffen können. Die Provinzpresse sagt bereits offen, daß solche Kräfte ihrem Publikum nicht genügen können und höchstens noch fürs Burgtheater gut genug seien. Aber nichts konnte die dreiste Zuversicht des Direktors erschüttern: erstens hatte er den Kontrakt in der Tasche und zweitens mußte ja Kainz kommen.

Der Retter erschien. Und wieder erleben wir die beschämende Erscheinung des Dauergastspieles am Burgtheater. Doppelt beschämend, weil es diesmal kein Mitterwurzer ist, kein großer Künstler, sondern ein sehr begabter Nervenspieler, der aus tausend klugen Künsten sich eine Gesammtwirkung zusammenkratzt, aber noch niemals einen warmblütigen Menschen auf die Bretter gestellt hat. Als Heinrich Laube den großen Virtuosen Dawison entließ, schrieb er die prächtigen Worte: „Ich war innerlich gar nicht sehr abgeneigt, auf ihn zu verzichten. Sein virtuoses Herausdrängen aus einem harmonischen Ensemble erschien mir immer bedenklicher, sein eitler Trieb nach Solospiel beschädigte unser Ensemble immer ärger. Uns aber in Wien, denen die Schauspielkunst eine edle Kunst ist, war doch und ist das Ensemble das Ziel dieser Kunst. Das Endziel schauspielerischer Bestrebung ist uns das ganze Gemälde, nicht aber die einzelne Figur. Das Stück als Kunstwerk soll ganz hervortreten; und Das gelingt nicht, wenn der einzelne Schauspieler sich ungebührlich vordrängt oder wohl gar aus dem Rahmen springt." An den Mann, der Solches schrieb, wagte Schlenther zu erinnern; und er ist glücklich, das Burgtheater nun auf lange Jahre hinaus an den typischen „Solospieler" Kainz gekettet zu haben. Freilich ist es bequemer, Herrn Kainz fünfmal in der Woche spielen zu lassen, als nach neuen Stücken und Schauspielern Umschau zu halten. Doch diese Art von Erfolgen dauert nie lange; als Mitterwurzer starb, mußte Herr Burckhard unter läppischem Vorwand das Burgtheater schließen lassen, um nicht ausschließlich vor den Billeteuren zu spielen. Und da Kainz nicht gleich zu haben war, wurde der Direktor weggejagt, so brutal, wie man in Wien — siehe Schreyvogel und Laube — sonst nur verdiente Leute wegjagt. Aber auch ohne traurige Zufälle ist dieser Zustand für längere Zeit unhaltbar; das Burgtheater hat wegen seiner theuren Preise ein — besonders für klassische Stücke — zu kleines Publikum, um Jahre lang durch die Zugkraft eines einzigen Schauspielers gefüllt werden zu können. Nach höchstens drei Jahren wird dieses Theater überhaupt mit gar keinem Mittel mehr zu füllen sein. Und dann wird Herrn Schlenther wohl das gleiche Geschick ereilen wie Burckhard. Ob auch er dann bei irgend einem Blättchen ein kritisches Austragstüberl finden wird? Das ist nämlich eine ausschließlich wienerische Sensation: wenn bei uns Jemand sich in einem Amt unfähig gezeigt hat, so freut es uns, noch ferner schwarz auf weiß zu sehen, daß er auch später nichts zulernt.

Zum Schluß noch ein kleines Detail. Als Bahnbrecher der Jugend, als Verkünder frischer Talente dachte sich Wien den Mann, den eine geschäftige und geschäftliche Legende zum Paulus der Moderne geschaffen hatte. In Wien, der Stadt der Verkehrtheiten, wurde Paulus zum Saulus. Nicht ein einziger noch unbekannter junger Dichter wurde bisher unter der Direktion Schlenther dem Burgtheaterpublikum vorgeführt. Und es giebt in Wien junge Schriftsteller, die den Beweis erbrachten, daß ihnen vom Burgtheater ihre Stücke ungelesen zurückgesandt wurden. Doch warum sollte sich der phlegmatische Apostel durch Arbeit aus seiner behäbigen Ruhe aufstören? Wenn nur heute das neue Faß schmeckt und wenn vom Kainzabend der Kassirer einen guten Rapport bringt, dann läßt sich der Apostel a. D. befriedigt ein frisches Glas bringen.

Wien. Ludwig Bauer.

Goodwill.

Das Handelsgesetzbuch legt den Mitgliedern des Vorstandes und des Aufsichtsrathes einer Aktiengesellschaft, falls sie zu ihren Gründern zählen, die Verpflichtung auf, Revisoren zu bestellen, die den Hergang der Gründung zu prüfen und festzustellen haben, ob über die Angemessenheit der für die eingelegten oder übernommenen Gegenstände gewährten Beträge Bedenken obwalten. Erst nach Erstattung des Prüfungberichtes darf die Aktiengesellschaft vom Richter in das Handelsregister eingetragen werden. Leider sind die Funktionen des Registerrichters rein formelle. Seine sachlichen Bedenken gegen die Eintragung einer neugegründeten Gesellschaft hat er zurückzudrängen, wenn alle gesetzlich vorgeschriebenen Formalitäten erfüllt sind. Zwar würde manches Unglück verhütet und manche Unbequemlichkeit vermieden werden, wenn der Richter an der Thätigkeit der Revisoren theilmehnen könnte; damit aber würde er seine Amtsbefugniß überschreiten. Diese Schranke macht die Errichtung zahlreicher Gesellschaften möglich, die die Bezeichnung „Goodwill“ verdienen. Bei einem vor etwa einem Jahre begründeten Aktienunternehmen fand man zum ersten Mal für ein etwa $1^2/_3$ Millionen Mark betragendes Konto, dem jede buchmäßige Unterlage fehlt, diesen englischen Ausdruck. Die Gründer wollen jene Summe als Aequivalent für die in die Gesellschaft eingebrachten Erfindungen und Patente gelten lassen. Die Revisoren gestehen aber, daß sie gar keinen rechnerischen Anhalt für den großen Posten gefunden haben. Sie haben ihm den der englischen Terminologie entnommenen Namen „Goodwill“ gegeben, der eine Gesammtheit rein ideeller, nicht greifbarer Güter bezeichnen soll, wie Patentkonto, Firmenwerth, Antheil an zukünftigen Ideen, Hoffnungchancen, Vertrauen zur Tüchtigkeit des Geschäftsinhabers. Das sollte bedeuten: wenn mangels beigebrachter patentamtlicher Taxen oder sonstiger sachverständiger Belege ein Patentwerth von etwa $1^2/_3$ Millionen Mark vorliege, müsse man annehmen, daß das ad hoc geschaffene Konto die Summe der Zukunfterwartungen der Gründer repräsentire. Die Kapitalisirung künftiger Erwerbschancen, ein bei deutschen Aktiengesellschaften nicht mehr so ungewöhnlicher Bilanzposten, wie die Revisoren anzunehmen scheinen, dient übrigens in dem vorliegenden Falle — es handelt sich um die Industrie-Aktien-Gesellschaft Lichtenberg in Berlin — zum Theil noch dazu, das rechnerische Aequivalent für eine materiell als Gründergewinn aufgefaßte Summe von mehr als einer Million Mark zu bilden. Natürlich ist die mit einem Aktienkapital von 2 400 000 Mark gegründete Gesellschaft, die neben einer berliner Firma noch eine kleine, unbedeutende leipziger Maschinenfabrik in sich aufnahm, nach kurzem Dasein verkracht. Jetzt erst darf die Justiz in der Person des Konkursrichters ein Wörtlein mitreden. Vielleicht hat er Anlaß, von seinen Wahrnehmungen der Staatsanwaltschaft Mittheilung zu machen, — aber nur unter der Voraussetzung, daß bei der Gründung irgend welche Unredlichkeiten begangen oder die Geschäftsbücher nicht ordnungmäßig geführt sind. Wenn nicht, so interessirt die Industriegesellschaft Lichtenberg nur noch die Gläubiger und die Aktionäre, die unvorsichtig genug waren, sich die werthlosen Papiere billig anzuschaffen, und nun das Nachsehen haben. Dem Unternehmen fehlte die Bankverbindung, in der immerhin einige Gewähr des Erfolges liegt; denn mindestens muß für die Banken selbst aus den Geschäften, die ihnen angetragen werden, Etwas herausschauen, falls sie für die Betheiligung an ihnen im Publikum Stimmung

machen sollen. Selbst die Aasgeier unter den Banken stürzen sich nur auf eine Beute, bei der das faule Fleisch wenigstens noch an festen Knochen hängt.

Merkwürdiger als eine Privatpleite ist es, wenn eine trotz allen gesetzlichen Vorsichtmaßregeln doch ziemlich autokratische Aktiengesellschaft auch einmal in einen Millionenkonkurs verfällt. Auf den Namen des falliten Bankiers Müller in Görlitz, der an den Neigungen eines ungerathenen Früchtchens zu Grunde gegangen ist, konnten in den letzten beiden Jahren an den europäischen Börsen mehr als zweihundert Millionen Mark umgesetzt werden; ein einziges berliner Bankhaus führte für ihn während dieser Zeit Geschäfte im Umfang von dreißig Millionen Mark aus, — und doch konnte er den grünen Zweig, auf dem er einst gesessen hatte, nicht wieder erreichen. Nicht, daß er für 700 000 Mark Depots unterschlagen hat, ist auffällig — die Noth ließ ihm keinen anderen Weg —, sondern, daß ihm von seinen Geschäftsfreunden ein über seine Mittel weit hinausgehender Kredit eingeräumt wurde. Eben hat eine der ersten deutschen Banken ihren Depositenkassen strenge Vorsicht in der Annahme von Börsenaufträgen eingeschärft und die Direktoren fast aller größeren Finanzinstitute nehmen, nachdem der letzte Jahresabschluß von der Generalversammlung genehmigt und mit den ihnen verschuldeten Aufsichtrathsmitgliedern hier und da ein ernstes Wörtchen geredet wurde, eine peinliche Revision der Kundenkonti vor. Von den 132 Forderungen, die in dem müllerschen Konkurs geltend gemacht werden, darf etwa die Hälfte auf Anerkennung nicht rechnen, denn der Konkursverwalter erhebt gegen sie den Differenzeinwand. Dieses Gespenst sollten die Bankiers nicht so leicht mißachten; es kann ihnen aus jedem Provinznest, wo ihre Kundschaft sitzt, entgegengrinsen. Für leichtsinnige Kreditirung ist die Erhöhung der Provisionsätze kein Aequivalent. Die Privatbankiers in der Provinz regen sich außerdem immer kräftiger gegen die ihnen zugemuthete Vertheuerung der Umsätze und wollen allmählich eine Organisation schaffen, die die Macht der berliner Stempelvereinigung brechen soll. Dieses an sich sehr anerkennenswerthe Bestreben darf aber auf keinen Erfolg rechnen, denn bei wichtigen Geschäften sind sie auf die energische Mitwirkung ihrer potenten berliner Kollegen angewiesen, die sich das Mitthun mit Recht — zumal angesichts der Steigerung aller Geschäftsunkosten — so gut wie möglich bezahlen lassen.

Die trotz allem äußeren Glanz und trotz dem industriellen Aufschwung schlimme Misere des Börsenvermittelungsgeschäftes wird durch das Schicksal der hamburger Maklerbank beleuchtet. Ein großer Prozentsatz der Umsätze bei den Maklern wird dieser Bank, der sie nach den Bestimmungen des Börsenregulativs aufgegeben werden sollen, vorenthalten. Dadurch hat sich ihr Gewinn in einem weder der Arbeitlast noch dem Risiko entsprechenden Verhältniß ermäßigt und sie muß ihre Auflösung in Aussicht nehmen. Um diesen Schritt zu verhüten, wäre sie genöthigt, von jeder mit ihren Maklern Geschäfte abschließenden Börsenfirma einen beträchtlichen Prozentsatz vom Nominalwerth der Effekten als Garantieprovision und außerdem einen festen monatlichen Beitrag, also eine richtige Unterstützung, zu erheben. Natürlich stößt eine solche Besteuerung auf Widerstand.

Die kleineren Börsen können in der gegenwärtigen Periode des Kapitalismus und der durch ihn geförderten Entwickelung allen Gewerbes zum Großbetrieb nur dann noch auf einen lebhaften Verkehr rechnen, wenn sie die intelligenten und unermüdlich rührigen Kräfte der Centralmärkte in den Ansprüchen auf Entlohnung

ihrer Arbeit unterbieten. Daher denn auch die Sucht, es mit diesem und jenem Papier an verschiedenen Börsen zu versuchen. Besonders fühlbar ist dieser Zustand in Oesterreich-Ungarn. Budapester Spekulanten besitzen ein großes Konto bei berliner Kommissionären und lassen hier, da ihnen ihr Vaterland offenbar zu klein geworden ist, jene Käufe in Montanwerthen ausführen, deren Herkunft der Börse räthselhaft und unbegründet schien. Die internationale Höflichkeit, die unsere Banken ihren neuen Kunden durch Ausführung belangreicher Aufträge bezeigen, ohne daß sie für ihre Sicherheit bürgen könnten, dürfte sich noch schlecht bezahlt machen. In Paris ist die ungarische Spekulationlust glatt abgefallen. Das Manöver, der Kronenrente dort einen Markt zu schaffen, wurde natürlich ganz inoffiziell und in unverbindlicher Form eingeleitet. Es sollte zunächst ein Fühler vorgestreckt werden; so versuchte denn eines schönes Tages eine pariser Privatfirma, die ungarische Anleihe bei der Coulisse einzuführen, ohne jegliche Autorisation, lediglich auf eigene Faust und auf eigenes Risiko. Der pariser Markt wollte von diesem Versuch nichts wissen; und so kann denn mit Fug und Recht der Behauptung, daß die pariser Kotirung der Kronenrente offiziell beantragt sei, mit der bei verdächtigen Dementis üblichen Schärfe entgegengetreten werden. Dennoch entfaltet der Generalgewaltige der Oesterreichischen Kreditanstalt, Herr von Mauthner, eine eifrige Thätigkeit, um den pariser Markt auf die Aufnahmefähigkeit und -willigkeit für österreichische und ungarische Emissionen zu prüfen, die die internationale Rothschildgruppe vorbereitet. In Wien selbst besteht keine Hoffnung, den Niedergang der Börse aufzuhalten. Jetzt sucht gar die Regirung die Privatbahnen, deren ergiebige Einnahmen ihr ein willkommenes Steuerobjekt sind, durch skrupellose Investitionforderungen zu entkräften. Dadurch wird das Publikum von der Anlage seiner Kapitalien in Eisenbahnwerthen geradezu abgeschreckt. Die Buschtiehrader Bahn muß in den nächsten Jahren allein zehn Millionen Kronen, die sie sich durch Aufnahme einer vierprozentigen Prioritätenanleihe zu beschaffen gedenkt, daran wenden, um die Erfordernisse der Investitionen zu decken. Auch in diesem Falle, wie bei jeder auf unerprobte Patente aufgebauten Gesellschaftgründung, werden Zukunftgewinne vorweggenommen und besteuert, obwohl es sich lediglich um Hoffnungen handelt, deren Erfüllung von tausend Zufälligkeiten bedroht wird. Die Oesterreichische Kreditanstalt zeigt ja den besten Willen, Leben in den Industrie- und Geldmarkt zu bringen; aber auch sie scheint nur noch auf den Weg des Monopols zu hoffen. Sie verhandelt, im Bunde mit der Ungarischen Kreditbank, mit allen größeren böhmischen und ungarischen Papierfabriken, um sie im Rahmen einer Aktiengesellschaft zu vereinigen, und setzt so großes Vertrauen in die Macht, die sie von der selbständigen Festsetzung der Papierpreise zu gewärtigen hat, daß sie den Fabriken unbeschränkte Betriebsmittel bereitzustellen geneigt ist. Einstweilen aber ist keine Aussicht, das riesenhafte Aktienkapital, das zur Ausführung dieses Gedankens nöthig wäre, in Oesterreich und Ungarn zusammenzubringen; und das Ausland darf diesmal nicht zu einer Hilfeleistung herangezogen werden. Der Optimismus, den die Banken der Doppelmonarchie noch hegen, verdient Bewunderung. Ich fürchte aber, daß sie greifbare Früchte ihrer Mühe nicht ernten werden, so lange der Bedarf des Landes selbst nicht den Beweis bringt, daß er die bestehenden Industriegesellschaften vollauf beschäftigen kann. Vorläufig lassen sich die in den Börsenprospekten ausgesprochenen Erwartungen, auf die Einzahlungen gefordert werden, nur unter das Konto „Goodwill" bringen.

Lynkeus.

Selbstanzeigen.

Die Blaue Blume. Eine Anthologie romantischer Lyrik. Herausgegeben von Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jacobowski. Leipzig 1900. Verlag von Eugen Diederichs.

Da wir jetzt vor einer Periode der Neuromantik stehen, so erschien die Wiederbelebung der älteren romantischen Lyrik eine nothwendige Aufgabe, der ich mich zusammen mit Herrn Dr. Jacobowski unterzogen habe. Ich hatte so das Glück, diese Sammlung gemeinschaftlich mit einem Lyriker zu veranstalten, der selbst mit Erfolg auf den Wegen des Volksliedes wandelt. Die Sammlung ist aus der Lecture von über dreihundert Gedichtbänden hervorgegangen, die zum Theil völlig verstaubt und vergessen sind. Aber auch Wohlbekanntes haben wir nicht verschmäht und die Lyrik der den Romantikern verwandten Dichter, so weit sie auf den romantischen Ton gestimmt war, zur Vervollständigung dieses streng chronologisch gestalteten Entwickelungbildes mitbenutzt. Unser Weg geht von Klopstock bis zu Nietzsche. Ich habe dem Buch eine Einleitung und Herr Jacobowski hat ihm einen Essay „Zur Psychologie der romantischen Lyrik" vorausgeschickt; die Register geben die nothwendigsten philologischen Quellennachweise. Für die Ausstattung benutzte der Verlag hinterlassene Entwürfe des Dichters und Malers Ph. O. Runge. Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Gedichte von Friedrich Hölderlin. Bibliothek der Gesammtliteratur No. 1290 bis 1292. Otto Hendel, Halle a. S.

Schon 1893 war meine Ausgabe der hölderlinschen Gedichte geplant. Die Sache verzögerte sich und inzwischen erschien die in ihrer Art mustergiltige litzmannsche Ausgabe, die sich aber mehr an die philologisch Gebildeten als an die nur aesthetisch Genießenden richtet. Die vorliegende Ausgabe ist dagegen für das nicht philologisch erzogene „Volk" bestimmt, zu dem auch Minister, Offiziere, Bankiers, Studenten und Doktorinnen gehören können. In Rücksicht auf den gebotenen Raum mußte ich das Vorwort so kurz wie möglich fassen. Fortblieb namentlich eine längere Ausführung über Hölderlins Verhältniß zur Antike. Ich will aber an dieser Stelle hervorheben, daß Hölderlin trotz seiner Schwärmerei für Hellas von der Realität der Antike nur eine sehr blasse Ahnung hatte: er steckte tief in der Gefühlsschwärmerei des vorigen Jahrhunderts, die ohne Klopstock, Schiller und Rousseau undenkbar wäre.

Posen. Dr. Oskar Linke.

Stimmungen. Gedichte. Mit Umschlagzeichnung von Engelbert Weiner. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig, 1900.

Was ich in drei Jahren erlebt und erlitten habe und wie mich mein freudiger Glaube an die Schönheit trotz Allem nie verließ, davon berichten diese

Blätter. Und so wage ich es, die Leser der Freiexemplare — gekauft wird ja deutsche Lyrik doch nicht — um nachsichtige und liebevolle Beurtheilung zu bitten.

Brünn. Paul Stefan Grünfeld.

Der dritte Bruder. Novellen, Verlag von Schuster & Löffler, Berlin.
Des Gesetzes Erfüllung. Roman, Verlag von Karl Reißner, Dresden.

Diese beiden Bücher haben eine Geschichte. Der dritte Bruder von Schlaf und Tod, der Wahnsinn, dessen Reich die Irrenhäuser sind, ist keine ansprechende Erscheinung und die künstlerische Behandlung des Irrenwesens bietet große technische Schwierigkeiten. Ich hatte deshalb von vorn herein auch nicht die Absicht einer belletristischen Einkleidung.

Aber ich hatte im „Magazin für Literatur" unter dem Gesammttitel: „Auch in einem Totenhause" vier Artikel, über die Aufnahme, den Aufenthalt, die Entlassung und die Wärterfrage in Irrenhäusern veröffentlicht.

Diese Arbeiten trugen mir von der einen Seite Haß und Feindschaft ein; von der anderen Seite aber wurde ich mit Briefen von Leuten überschüttet, denen nach ihrer Ansicht in den Irrenhäusern Unrecht geschehen war. Dann fand sich ein unternehmender Verleger, es fanden sich Menschenfreunde, die in mich drangen, die Uebelstände des Irrenwesens in einer Brochure vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Ich fing damit auch an, überzeugte mich aber während der Arbeit, daß meine persönlichen Beobachtungen nicht ausreichten, um diese Aufgabe rein sachlich durchzuführen.

Was ich schon geschrieben hatte, verarbeitete ich zu zwei Aufsätzen, die in der „Wiener Revue" erschienen, und zu einem Feuilleton. Nun schreiben wohl die meisten Leute ihre Novellen und Romane des Ruhmes oder des Geldes halber. Daß davon mit Irrenhausgeschichten kaum Etwas zu erreichen sei, sagte ich mir natürlich selbst. Aber man kann doch aus Mitleid schreiben und wünschen, die mitleidige Aufmerksamkeit Anderer zu erregen, damit sie hingehen und die Thränen trocknen, die in den Grüften der Lebenden vergossen werden. In diesem Sinne schrieb ich den „Dritten Bruder". Neun von den elf Skizzen lehnen sich an die Wirklichkeit an. Die letzte, „Die Offenbarung Johannis", ist frei erfunden.

Ganz vereinzelte Stimmen der Kritik verstanden, was ich wollte, die meisten aber sprachen von Geschmacklosigkeit, bedauerten, daß ich mein Talent nicht an andere Stoffe wende, und beinahe alle erklärten, ich würde wohl weiter nichts können. Das gefiel mir nun doch nicht; und da schrieb ich den Künstlerroman: „Des Gesetzes Erfüllung". Ich hielt ihn für einen „besseren" Familienblatt-Beitrag, glaube aber heute nicht, daß es ein deutsches Familienblatt giebt, das diesen Roman nicht schon abgelehnt hätte. Schließlich fand der Verleger Reißner den Muth, ihn als Buch herauszugeben.

Wittenberg. Adine Gemberg.

Theaternotizbuch.

Ein Forſtgehilfe vermißt an ſeinem Mädchen die rechte Brautzärtlichkeit. Er möchte, wenn er heiß von der Birſch oder dem Fuchsfang heimkommt, herzen und küſſen und ärgert ſich an der ſpröden Scheu der ihm Verlobten. Was ſie nur hat? Das kommt von der verdrehten neumodiſchen Erziehung. Wer dachte früher daran, ein Förſtermädel in eine Penſion zu ſchicken, wo irgend ein Mannweib der Jungfer Schrullen in den Kopf ſetzt, und ſie dann Bonne werden zu laſſen? Die Bonnenfrohn hat ihr zwar nicht behagt, aber zu Hauſe, im Wald, gefällt es ihr ſeitdem auch nicht mehr. Sie träumt von höheren Zielen und ſchämt ſich nicht, vor Vater und Bräutigam zu ſagen, auch eine Frau könne heutzutage frei über ihr Leben verfügen. Es wird Zeit, daß ſie heirathet; der klobige Eheherr wird ihr die Mucken ſchon austreiben. Doch da weht der Schneeſturm einen Erfrierenden ins Förſterhaus, ein vorbeſtraftes Subjekt, einen Federfuchſer, der wegen einer im berliner Aſyl für Obdachloſe entſtandenen Schlägerei eingeſperrt war und im tiefſten Winter dann, um Etwas zu erleben, eine Landpartie gemacht hat. Der junge Herr nimmt den Mund ſehr voll, redet von ſozialen Pflichten, von den Aufgaben einer neuen Zeit, — und macht mit ſeinem Gefaſel die Trude vollends verrückt. Weg will ſie, nach Berlin, lernen, helfen, ſich ausleben; der Bräutigam kann warten: vielleicht kehrt ſie eines Tages zurück. Der Fuchsfänger aber hat es anders im Sinn; ihn juckts in allen Fingern nach ſeinem blonden Schatz. Und als eine Tante, die ſich doch darauf verſtehen muß, ihm zuraunt, ſolche Grillen kämen den Bräuten nur, wenn die Hochzeit zu lange hinausgeſchoben werde, macht er kurzen Prozeß, bricht in des Mädels Kammer und ſchändet das Jungfernbett. So, meint er, iſt die Trude für immer an ihn gekettet. Die Trude aber kann den Ekel, der ſie in dieſer Schreckensnacht überkroch, nicht verwinden, ihr ſchimpfirtes Leben nicht weiterſchleppen. Die Schrulle, ſelbſt über ſich verfügen zu wollen, iſt ihr geblieben. Sie geht hin und erhenkt ſich. So hat es früher mal Eine aus der Familie gemacht.

Das iſt der Inhalt des dreiaktigen Schauſpieles „Winterſchlaf", das ſchon vor ein paar Jahren in Berlin aufgeführt wurde und dem jetzt, da der Verfaſſer, Herr Max Dreyer, durch den „Probekandidaten" in die Mode gekommen iſt, die Gnadenpforte des Deutſchen Theaters ſich aufgethan hat. Es iſt ein Typenſtück. Der knorrige Förſter, die hämiſche, ſcheel blickende Tante, das blaſſe Jungfräulein mit dem unklaren Sehnen nach Bethätigung, der Salonſozialiſt mit der ganzmodernen Weltanſchauung, der rohſinnliche Waldmenſch: es ſind jedem Theaterbeſucher alte Bekannte. Als er ſie berühmten und berüchtigten Muſtern ſauber nachbildete, glaubte Herr Dreyer noch an die große Bühnenreformation, von der damals geredet wurde. Ohne ein

„Milieu“ und ein Bischen Paarung wurde um die Mitte der neunziger Jahre kein Dramatiker für voll angesehen. Der behende Herr Dreyer hat sich den Irrglauben rasch abgewöhnt, er hält sich jetzt an die bewährten Theaterrezepte und es war lieblos, daß man sein Probekandidatenstück aus den Naturalistentagen noch einmal ans Rampenlicht zog. Bauernfelds Plaudereien hätten frischer gewirkt. Das Milieu mag hingehen; es war nicht zu verfehlen. Welchen Zweck aber hat die umständliche Schilderung einer engen Welt, die am Ende das Werden und Handeln der vorgeführten Menschen doch nicht bestimmt? Wozu uns von Försterphilisterei und Frauenemanzipation unterhalten, wenn schließlich Alles auf eine viehische Roheit hinausläuft, die weder mit der Waldeinsamkeit noch mit der Frauenfrage das Geringste zu schaffen hat? Für die arme Trude ists ein Unglück, daß ihr Bräutigam den Metzgerknechtssinn hat, der dazu gehört, einem wehrlos widerstrebenden Mädchen die Jungfräulichkeit zu rauben. Doch darum ein langes Gerede von alter und neuer Weltanschauung? Der Forstgehilfe wäre ein Vieh, auch wenn es nie einen Schneesturm und einen wanderlustigen Schriftsteller mit sozialistischer Inbrunst gegeben hätte. Dem traurigen Spiel fehlt jede logische Entwickelung, Charaktere und Handlung sind mit groben Stichen zusammengeheftet, nicht durch innere Nothwendigkeit einander verbunden, und so ist, statt der Bürgertragoedie von dem nach Freiheit lechzenden Mädchen, das im luftlosen Käfig erstickt, ein schwaches Melodrama entstanden, dem man außer zwei, drei derben Witzworten nichts Erfreuliches nachsagen kann . . . Aber ist es nicht ungerecht, Herrn Dreyer heute noch seine Studentenschuld anzukreiden? Er hat selbst längst eingesehen, daß er nicht geschaffen ward, um in die dunkelsten Tiefen der Menschenthierheit hinabzuleuchten. Sein Ehrgeiz ist jetzt wohl befriedigt, wenn er eine durch die Gemeinsamkeit des Klassenempfindens verbundene Menge zwei Stunden lang anständig erheitern kann, und wir dürfen lustige Schwänke von ihm hoffen.

Die können wir brauchen. Denn mit den Franzosen geht es nicht mehr. Es ging lange genug. Nun aber sind alle Ehebruchsmöglichkeiten, alle surprises du divorce, alle erdenklichen Requisitenscherze verbraucht, und was jetzt geleistet wird, ist so sehr von dem besonderen Geist des parisianisme durchtränkt, daß es dem Gaumen der Berliner nicht munden kann. Das wittern die Uebersetzer; deshalb treiben sie den Geist heraus und serviren dann die übrig gebliebenen Zoten. Und dieses spekulative Treiben scheint nicht nur den frommen Tugendwächtern des Reichstages ekelhaft. Da wird im Residenz-Theater seit Monaten ein Vaudeville des Herrn Georges Feydeau gespielt. Der Titel heißt auf dem deutschen Theaterzettel: „Die Dame von Maxim,“ die Hauptperson Môme Crevette. Es ist ein mittelmäßiges Exemplar seiner lustigen Gattung. In Paris gefiel die Satire, die stadtbekannte Verhältnisse und Vorgänge mit gallischer Frechheit verzerrte. In Berlin ist die Satire vollkommen unverständlich. Dem Berliner wird die

folgende Geschichte vorgemimt: Ein verheiratheter Arzt von Ruf bringt in der Trunkenheit aus einer Nachtkneipe ein Frauenzimmer in das gemeinsam mit seiner ältlichen Ehehälfte bewohnte Haus. Um den Argwohn der legitimen Frau zu beseitigen, wird die andere als ein Engel vermummt, der weissagt und Wunder verheißt. Der Onkel des Arztes, ein hochadeliger General, findet im Bett des Neffen die hübsche Hetäre, hält sie, trotzdem sie wie eine Kasernenwäscherin spricht und im Hemd mit ihm schäkert, für seine ehrsame Nichte und bittet sie, mit ihrem Mann, dem Doktor, auf seinem Schloß in der Touraine der Hochzeit seiner Tochter beizuwohnen. Die Einladung wird angenommen. Im Schloß ist der Landadel und die hohe Beamtenschaft der Umgegend versammelt. Die auffallend gekleidete, mit Brillanten überladene Dame, die Frau Doktor Petypon genannt wird, singt ruppige Lieder, nimmt fremde Herren auf den Schoß und hat die Gewohnheit, mit dem in dünne Spitzen gehüllten Bein über die höchsten Stuhllehnen hinzufegen und dabei lachend zu rufen: „Blech! Er hat mich ja nicht gemacht!" Von diesem merkwürdigen Benehmen ist der Wirth, sind sämmtliche Gäste entzückt; die jungen Mädchen eifern dem Muster der Möbelturnerin nach und der Unterpräfekt empfiehlt sie seiner Frau als Vorbild. Und als später, erst in Paris, der General erfährt, wer die Brautführerin seiner Tochter war, findet er die Geschichte ganz famos und beschließt, mit dem Licht des Nachtkneipensternes künftig seine Greisennächte zu erhellen . . . Sie halten mich für verrückt, lieber Leser in der Provinz, oder denken, es sei doch unverschämt, so das Blau vom Himmel zu lügen? Sie sind ungerecht. Was ich Ihnen erzählt habe, wird seit Monaten den Besuchern des Residenz-Theaters vorgemimt; und das Publikum, das jedes zotige Wort bewiehert, stellt sich, als sei es in den von Feydeau satirisch geschilderten Verhältnissen, die ihm doch so fremd sind wie die Bräuche der Samoaner, aufgewachsen und als seien ihm die Namen Maxim und Môme Crevette seit Jahrzehnten bekannt.

In Paris wurde die Posse in den Nouveautés aufgeführt, einem kleinen Boulevardtheater, das ungefähr den Rang unseres Thalia-Theaters einnimmt. Man sah hübsche Mädchen auf der Bühne, die Komiker Germain und Tarride und das ausgelassene Fräulein Cassive spielten, ohne je allzu deutlich zu werden, den Spaß in einem Teufelsgalopptempo herunter und die Hörerschaar fühlte sich heimisch, in ihrem Paris. Sie wußte, was sie sich unter dem Namen Maxim vorzustellen habe. Ein Luxusrestaurant in der Rue Royale. Da beginnt, wenn es im Café de Paris, bei Larue und im Café Americain schon leer wird, erst das wüst orgiastische Leben. Da kann man sehen, wie die geschminkten Damen mit den Riesenperlen auf dem Zeigefinger plötzlich die prachtvollen Pelze abwerfen und Cancan zu tanzen anfangen. Da werden die weiblichen Stammgäste mit ihren Spitznamen angeredet und eine Tänzerin heißt, weil sie sich stets als ersten Gang Krab-

ben bestellt, Môme Crevette, Krabbentante. Und die selben Leute erinnern sich auch der Zeit, wo Alles in die Wohnung eines hysterischen Mädchens lief, das behauptete, den Erzengel leibhaftig zu schauen und seine Weissagung zu hören. Die stärkste Wirkung aber übte die Sittensatire. Ihr Pariser, sagte Herr Feydeau zu seinem Publikum, führt ein tolles Leben. Ihr tugendsamen Damen sucht in Aussehen und Benehmen den Frauenzimmern ähnlich zu sein, deren Aufwand Eure Ehemänner bezahlen. Ihr erörtert geschlechtliche Dinge mit der äußersten Offenheit und Duldsamkeit und lest einander beim Frühstück aus dem Figaro vor, welche Summen die Otero in Monte Carlo von einem Milliardär für ihre Gefälligkeit bekommen hat. Und wenn Ihr Euch wie Narren, Zuhälter und Dirnen geberdet, dann finden die vom Irrlichtglanz der fernen Hauptstadt geblendeten Provinzialen Euch neidenswerth chic und bemühen sich, Eure Kulturhöhe zu erklettern ... Diese bittere Wahrheit schmeckte der Skepsis. Es war auch zu amusant. Der Landadel der Touraine, dessen jungfräuliche Töchter sich flink den Text einer chanson rosse ins Stammbuch schreiben und dessen würdigste Vertreter ehrfurchtvoll die neuste pariserische Salonmode bestaunen, wenn Môme Crevette das Bein in die Luft wirft und kichert: Et allez donc! C'est pas mon père! Die Pariser lachten und nickten einander zu: Ja, so weit sind wir nun glücklich gekommen!

Und die Berliner? Sind Sie nicht noch lächerlicher als die Hochzeitgäste des Generals, die doch wenigstens einen nationalen, ihrem Wesen verwandten Unfug bewundern? Die Berliner sehen ein grobes Possenspiel, dessen wahnwitzige Uebertreibung ihnen höchstens für die Cirkusmanege geeignet scheinen sollte. Sie wissen nichts von Maxim, vom Erzengel Gabriel, von französischen Duellbräuchen; sie müßten entsetzt Mund und Nase aufsperren, wenn sie hören, wie ein geachteter Arzt mit der Krabbentante die Frage erörtert, ob eine Lustspenderin ein höheres Honorar zu fordern habe als ein zur Konsultation gerufener Doktor. Ihnen bleibt nichts als eine Häufung uralter Mißverständnisse und Verwechselungen, deren Komik nach Bissons Regeln der Bühnenmathematik errechnet ist und die sofort beseitigt wären, wenn einer der Spieler nur ein einziges Mal so spräche, wie er als halbwegs verständiger Mensch sprechen müßte und würde. Und sie lachen und laufen in Schaaren hin, weil der Wunsch, Zoten zu hören, stärker ist als alle Bedenken. So gehts wirklich nicht weiter. Wir machen uns durch diese Aefferei lächerlich und verächtlich ... Aber die Dame von Maxim wird wahrscheinlich noch Frühling, Sommer und Herbst in Berlin überleben.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. April 1900.

Die Waarenhaussteuer*).

Da die Anregungen, die Gemeinden zu einer höheren Belastung der Großbetriebe im Detailhandel zu veranlassen, im Wesentlichen gescheitert sind, soll nun der preußische Landtag die Waarenhaussteuer beschließen. Die Stimmung des aufmerksamen Beobachters der letzten Zeiten wird keine besonders behagliche sein, wenn er die schwere Hand des Gesetzgebers, von gewerbepolitischen Tendenzen geleitet, zu einem Schlage ausholen sieht; er dürfte in Voraus die Besorgniß hegen, daß sie an einem mehr oder weniger falschen Punkte niedersaust. Allgemein anerkannt ist ja, daß es sich — trotz der Ueberschrift des Gesetzentwurfes — um keine reine Steuerfrage handelt, um keine Angelegenheit zur Beschaffung der für den öffentlichen Haushalt erforderlichen Mittel. Die Waarenhaussteuer tritt mit sozialpolitischer Verbrämung, als Hilfeleistung für den kleinen und mittleren Handelsstand, auf, der sich eingeengt und bedrängt fühlt durch die Großen mit den gefüllten Kassen. Die Flagge mag eine gewisse Sympathie erwecken; dennoch ist eine kritische Prüfung des Vorgeschlagenen dringend nöthig. Mag eine Steuer den besten Absichten entsprungen sein: sie ist und bleibt doch eine Steuer und wird Nachtheile bewirken, wenn sie als Steuer schlecht ist.

Auch die Begründung der Vorlage trägt dieser Auffassung Rechnung:

*) Ein in den hohen Sphären der Verwaltung thätiger Beamter, der sich seit Jahren mit dem Gegenstand wissenschaftlich beschäftigt, hat die Aufgabe übernommen, Ziel und Wirkung der Waarenhaussteuer unmittelbar vor der Entscheidung im preußischen Landtag hier noch einmal zu beleuchten.

ein steuerliches Vorgehen läßt sich nach ihr nur rechtfertigen, wenn alle Betriebe im Verhältniß ihrer Leistungfähigkeit und ihres Interesses an den Veranstaltungen der Gemeinden getroffen werden. Vielleicht ist es aber nicht überflüssig, vor einem weiteren Eingehen auf die Frage, ob der Gesetzentwurf selbst diesen Grundsätzen entspricht, dessen Hauptpunkte dem Leser ins Gedächtniß zurückzurufen.

Was ist ein Waarenhaus? Die Definitionen zur Beantwortung dieser Frage werden bald zahlreich genug sein, um der zu unerquicklichem Ansehen gelangten Streitfrage über den Begriff der Statistik Konkurrenz zu machen. Nach dem Entwurf gehören hierher die Detailhandelsgeschäfte, die mehr als eine der ausdrücklich unterschiedenen Waarengruppen führen und deren Jahresumsatz 500 000 Mark übersteigt. Diese Waarengruppen sind: a. Material- und Kolonialwaaren, Eß- und Trink-, Apothekerwaaren, Tabak u. s. w. b. Garne, Schnitt-, Modewaaren, Bekleidungsgegenstände, Teppiche, Möbelstoffe u. s. w. c. Haus-, Küchen- und Gartengeräthschaften, Oefen, Glas-, Porzellanwaaren, Möbel u. s. w. d. Gold- und Silberwaaren, Kunst-, Kurz- und Galanteriewaaren, Bücher, Waffen, Fahrräder, Instrumente u. s. w. Die Waarenhaussteuer der hiernach steuerpflichtigen Betriebe beträgt $1^1/_2$ bis 2 Prozent des Umsatzes, höchstens aber 20 Prozent des gewerbesteuerpflichtigen Ertrages; sie fließt der Gemeinde zu, die sie jedoch nur so weit zu erheben hat, wie sie die von ihr nach dem Kommunalabgabengesetz erhobene Gewerbesteuer übersteigt. Auch gewerbesteuerpflichtige Konsumvereine unterliegen der Waarenhaussteuer; doch gilt für sie der bezeichnete Maximalsatz — 20 Prozent des Ertrages — nicht.

Der Gesetzentwurf zielt also auf eine Sonderbesteuerung der als Waarenhäuser angesehenen Detailhandelsgeschäfte ab; nach dem früher aus der Begründung angeführten Grundsatz ist demnach anzunehmen, daß die jetzige Besteuerung entweder der Leistungfähigkeit oder dem Antheil an den kommunalen Veranstaltungen bei den Waarenhäusern nicht entspricht. Daran, daß die Waarenhäuser Großbetriebe sind, kann Dies aber nicht liegen; sonst müßte man richtiger eine Sondersteuer für Großbetriebe aller Art fordern. Eben so wenig kann es den Waarenhäusern schaden, daß sie Großbetriebe für den Kleinhandel sind; sonst müßten alle großen Detailgeschäfte einer Sondersteuer unterstellt werden. Die Vorlage erkennt Das ausdrücklich an; es heißt da: „Wäre aber einmal die Größe des Betriebes als hinreichender Grund für eine Sonderbesteuerung anerkannt, so würde es auf die Dauer nicht möglich sein, hiermit bei den Kleinhandelsbetrieben Halt zu machen. Es würde an stichhaltigen Gründen fehlen, was man den kleineren Handeltreibenden gewährt, den kleineren Industriellen, Handwerkern, Bankiers, schließlich auch den kleinen Landwirthen zu versagen.“ Das will man aber nicht;

Großindustrie, Hochfinanz und Latifundienbesitz sollen unbehelligt bleiben. Nur die in großem Stil betriebenen Kleinhandelsgeschäfte mit mehr als einer Waarengruppe sollen der neuen Steuer verfallen. Wer für eine halbe Million Bekleidungsgegenstände und Stoffe im Jahre verkauft, entrinnt der neuen Steuer; wer die selbe Umsatzziffer dadurch erzielt, daß er zwar weniger Konfektion absetzt, dafür aber noch allerlei hauswirthschaftliche Gegenstände feilhält und anbringt, ist der von der Steuer Gesuchte, ist der Mann, der nach den geltenden Steuervorschriften nicht seiner Leistungfähigkeit oder Antheilnahme an den Gemeindeveranstaltungen entsprechend getroffen wird.

Das Ergebniß wirkt zunächst etwas überraschend; man sieht auf den ersten Blick nicht ein, warum gerade dieser Mann „leistungfähiger" sein oder mit volleren Zügen die durch die Stadtverwaltungen den Bürgern servirten Tränke genießen soll als alle anderen Geschäftsgenossen. Aber auch das scheinbar Paradoxe kann richtig sein. Wie erklärt uns die Begründung zum Entwurf das Räthsel?

Da wird nun zunächst ein Moment für die verschiedene Behandlung der Spezialgeschäfte und der Waarenhäuser mit mehreren Waarengruppen ins Treffen geführt. Bei den ersten, heißt es, müßte eine Umsatzsteuer geradezu unerträglich wirken; einer ihrer größten Mängel ist es, daß sie die einzelnen Branchen verschieden trifft, je nachdem in der einen ein größerer, in der anderen ein geringerer Prozentsatz des Umsatzes als Ertrag verbleibt; beschränkt sich jedoch die Steuer auf Geschäfte mit mehreren, weit genug gegriffenen Waarengruppen, so tritt der Mangel zurück, weil sich der als Nutzen verbleibende geringe Prozentsatz in der einen Gruppe mit dem höheren in der anderen mehr oder weniger ausgleichen kann.

Richtig an diesen Ausführungen ist die scharfe Betonung der Mißlichkeit einer Besteuerung, die nicht die Verschiedenheiten der in den Umsatzziffern der einzelnen Geschäfte steckenden Gewinnquoten beachtet, unrichtig aber, die einzelnen Branchen in dieser Hinsicht als eine Art fester Kategorien anzusehen und die Unterschiede, die sich aus anderen Gründen ergeben, zu ignoriren. Bei den Spezialgeschäften entstehen nun durchaus nicht nur Schwierigkeiten, weil die Gewinnsätze branchenweise verschieden sind. Giebt es überhaupt große Geschäfte, deren Artikel sämmtlich dem selben Preiszuschlag unterliegen? Auch in der selben Branche bestehen ferner Unterschiede von Geschäft zu Geschäft, Unterschiede zwischen Luxuswaaren und Waaren für den Massenbedarf. Umfassen nicht schon die einzelnen Waarengruppen Gegenstände, bei denen sich die Verhältnisse so abweichend wie nur möglich gestalten? Die Schwierigkeiten bestehen demnach auch für die Spezialgeschäfte nicht nur in der Verschiedenheit der Branchen, sie können also für die Waarenhäuser nicht deshalb schon beseitigt erscheinen, weil bei ihnen mehrere Branchen zusammentreffen. Die

Annahme, daß sich bei den Waarenhäusern die Dinge ungefähr ausgleichen und bei der — da ein erschöpfendes Lager der zu einer Branche gehörigen Artikel vielleicht mehr Sorten enthält als ein Lager der Hauptartikel mehrerer Zweige, ja doch nur vorausgesetzten, aber nicht nothwendig eintretenden — größeren Mannichfaltigkeit der Waaren im Durchschnitt ein annähernd gleicher Prozentsatz vom Verkaufserlös als Ertrag verbleibt, ist reine Phantasie: auch bei den Waarenhäusern wechseln die Kombinationen in der Auswahl der geführten Branchen und Artikel, wechseln die Geschäftsgrundsätze, nach denen die Preiskalkulation stattfindet, auch sie sind zum Theil mehr für wohlhabende, zum Theil mehr für ärmere Kreise berechnet, also ist auch das Verhältniß zwischen Umsatz und Reinertrag sehr verschieden und endlich kann, selbst wenn der Geschäftskreis gleich groß ist, bei dem einen Waarenhaus eine viel größere Quote des Verkaufes auf die gut rentirenden Artikel entfallen als bei einem anderen.

Die neue Steuer wäre also wenig geeignet, eine der Leistung- und Ertragsfähigkeit proportionale Vertheilung der Steuerlast, sei es der Waarenhäuser unter einander, sei es zwischen Waaren- und sonstigen Geschäftshäusern, herbeizuführen. Eine Umsatzsteuer, die nicht nach Branchen und sonstigen Verschiedenheiten spezialisirt ist, dürfte finanztechnisch kaum höher stehen als eine nach Herdstellen oder Fenstern veranlagte Gebäudesteuer.

Ein zweites Moment wird dann noch angeführt, das freilich nicht für die Umsatzsteuer, sondern für eine Sondersteuer im Allgemeinen spricht: die Waarenhäuser sollen nicht nur die Vortheile des Großbetriebes überhaupt besitzen, sondern wegen der Mannichfaltigkeit der geführten Waaren in gesteigertem Maße; so werde der langsamere Kapitalumschlag in einer Branche durch den rascheren in einer anderen ausgeglichen, Absatzstockungen in einzelnen Branchen würden weniger empfindlich u. s. w. An diesen Annahmen ist richtig, daß die Art des Geschäftsbetriebes der Waarenhäuser in der That Vortheile zu bieten vermag, die sich unter Umständen in eine höhere Rentabilität umsetzen können, aber nicht müssen; wäre die größere Einträglichkeit nothwendig vorhanden, so würde es fast unerklärlich sein, warum überhaupt noch Spezialgeschäfte bestehen und neue gegründet werden. Uebrigens ist die Argumentation an sich nicht einwandfrei; eben so gut könnte man das Gegentheil behaupten: der raschere Kapitalumschlag in der einen Branche wird durch einen langsameren in einer anderen ausgeglichen, Absatzstockungen häufen sich, weil bald für diese, bald für jene eine solche eintreten wird u. s. w. Es verhält sich hier ähnlich wie mit zwei Spielern, von denen der Eine seinen ganzen Einsatz auf eine Karte setzt, der Andere ihn auf mehrere Karten vertheilt; so oder so zu spielen, ist Geschmackssache; es wäre aber logisch und mathematisch unrichtig, zu glauben, daß die Stellung des einen Spielers durchschnittlich oder ständig besser sei als die des Anderen. Gewinnen wird, wer das Richtige trifft.

Nun bleibt noch der zweite Weg zur Begründung der Sondersteuer übrig: es wäre der größere Antheil der Waarenhäuser an den Gemeindeveranstaltungen zu beweisen. Herr von Miquel hat zwar bei der ersten Lesung scharf das Prinzip von Leistung und Gegenleistung bei der Kommunalbesteuerung zu Gunsten des Gesetzentwurfes ins Treffen geführt, Minister Brefeld auf die vor Allem den Großbetrieb zur Last zu legenden Kosten für die Ausschmückung der Straßen, Straßendurchbrüche u. s. w. verwiesen; mit demselben Recht wurde Das aber schon bei der Debatte bestritten und das Gegentheil behauptet: die Straßenkosten seien doch niedriger bei einem Geschäftslokal, das von unten bis oben ausgenutzt wird, als bei einer Reihe neben einander liegender Lokale, die Einnahmen der Gemeinden aus dem großen Gas- und Elektrizitätverbrauch seien sehr bedeutend u. s. w. Auch hier wird man also gut thun, sich vor voreiligen Verallgemeinerungen und Behauptungen sorgfältig zu hüten.

Allen diesen Bedenken über die steuertechnische Seite des Gesetzentwurfes ließe sich wohl noch eine stattliche Reihe anderer anfügen. Ein Steuergesetz, in dem dafür gesorgt werden muß, daß die Steuer nicht zwanzig Prozent des Ertrages übersteige, kann einer Erdrosselung schon sehr nah kommen und man dürfte sich nicht wundern, wenn man unter seiner Herrschaft fiktive Geschäftstheilungen und ähnliche Umgehungversuche erlebte. Auch das Konsumvereinswesen könnte dabei einen argen Schlag erleiden. In Sachsen zum Beispiel, wo man mit der Umsatzsteuer bereits praktische Erfahrungen gemacht hat, konnte in einer Stadt der Uebertritt von Mitgliedern aus einem großen und daher umsatzsteuerpflichtigen Verein in einen kleinen und daher umsatzsteuerfreien beobachtet werden. Es wäre doch ein recht zweifelhafter Gewinn, wenn es in der That gelänge, die großen, leistungfähigen Konsumvereine zu zersplittern.

Aber, wird man vielleicht sagen, die Sache mag ja vom Standpunkt der Steuertheorie allerlei Bedenken ausgesetzt sein: in letzter Linie handelt es sich doch um eine gewerbepolitische Maßnahme, um Schutz des bedrängten Kleinhandels gegen seine übermächtigen Großkonkurrenten; diese Tendenz müßte also als verwerflich oder undurchführbar erwiesen werden, wenn der Gesetzentwurf als wirksam bekämpft gelten könnte.

Die Waarenhausfrage soll als wirthschaftpolitisches Problem hier heute nicht erörtert werden. Sicher ist aber, daß die Quellen der Bedrängnisse des überkommenen Detailhandels jedenfalls zum Theil an anderen Stellen zu finden sind. Vor Allem kommt die scharfe Konkurrenz in Betracht, die einander die Handelsbetriebe wegen ihrer zu großen und rapid wachsenden Zahl bereiten. Das zeigt klar eine Vergleichung der Resultate der beiden letzten Gewerbeaufnahmen. Während 1882 auf 100000 Einwohner 1364 Handels-

betriebe entfielen, steigerte sich diese Zahl 1895 auf 1502; die Vermehrung der Handelsgewerbe betrug nämlich von 1882 auf 1895 26 Prozent, die Zunahme der in ihnen gewerbthätigen Personen 59 Prozent und ganz besonders betheiligt an diesem Wachsthum ist die für den Detailhandel so wichtige Gruppe des Handels mit verschiedenen Waaren, wie Kolonial-, Manufaktur-, Gemischtwaaren u. s. w., bei der eine Steigerung um 33,5 Prozent der Betriebe und 65,6 Prozent der gewerbethätigen Personen zu verzeichnen war. Sehr fraglich ist nun, in welchem Verhältniß die Konkurrenz der immerhin wenigen großen Unternehmungen zur Massenkonkurrenz der Kleinen und Mittleren steht und ob eine Beschränkung der Großen nicht zunächst einen noch weiteren Andrang von Kleineren zur Folge hätte, so daß schließlich der Antheil jedes Einzelnen doch nicht vermehrt erschiene. Erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit daran, daß ganz ähnliche Klagen über seine Lage auch in Oesterreich vom Kleinhandel erhoben werden, wo das Waarenhaussystem noch in den Kinderschuhen steckt und man — nicht unlogisch — den Befähigungnachweis für das Handelsgewerbe erstrebt, um den Zudrang einigermaßen zu dämmen.

Im Geschäftsleben ist überhaupt ein bemerkenswerther Umschwung zu verzeichnen. Der alte, ruhige Betrieb des Handels wird immer unmöglicher; wer vorwärtskommen, ja, wer sich nur behaupten will, muß neue Formen ersinnen, die Kundschaft an sich ziehen, mehr zu bieten suchen als die Konkurrenten. Eine solche Abweichung vom Herkömmlichen ist auch das moderne Waarenhaus mit den neuartigen, den Bedürfnissen der Käufer angepaßten Kombinationen in der Auswahl der geführten Waaren, mit dem Arbeiten im großen Stil, mit intensiver Ausnützung der Reklamemittel, mit Geschäftsgrundsätzen, die vor Allem großen Absatz und raschen Kapitalumschlag, wenn auch mit reduzirten Zuschlägen zum eigenen Einkaufspreis, erstreben lassen. Begreiflich ist daher, daß der Kleinhändler, der nicht dies Alles mitmachen kann, seine Beschwerden gerade gegen die Waarenhäuser richtet und weniger gegen die großen Spezialgeschäfte, die auch gefährliche Konkurrenten der Kleinen sind: sie entsprechen eben doch noch mehr den alten Handelsformen. Aber die Großbazare sind nicht die einzigen Träger neuer Handelsgewohnheiten, die schon in ein sehr weites Gebiet eingedrungen sind und eng mit der Entwickelung unseres gesammten Wirthschaftlebens zusammenhängen, wie die ökonomische Wissenschaft längst weiß und neuerdings wieder aus dem Bericht über die breslauer Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik hervorgeht.

Die Behandlung der Waarenhäuser darf nicht zu einem Kampf gegen das Neue an sich gestaltet werden. Zwei Handelsgeschäfte mit dem selben Ertrag verschieden hoch zu besteuern, und zwar das eine deshalb höher, weil es sich mehr in neuen Handelsformen bewegt: Das ist doch schon der Kampf

gegen das Neue. Es ist auch kein sachlicher Grund dafür vorhanden, einen Mann, der Möbel oder Kleider verkauft, anders zu behandeln und zu besteuern als einen, der Möbel und Kleider feilhält; zu begreifen wäre allenfalls, daß man für gewisse eigenartige, schwer einen Einblick gestattende Erwerbszweige, zum Beispiel den eines Börsebesuchers und Spekulanten, besondere Besteuerungsformen ersinnt; die Großbazare aber stehen doch auf einer Linie mit den übrigen Handelsbetrieben und denken, schon aus Reklamerücksichten, gar nicht daran, Umfang und Art ihres Geschäftes zu verbergen. Ist nun die Ansicht der Regirung zutreffend, daß die Waarenhäuser im Verhältniß zu wenig Steuer zahlen, so kann Das nur daran liegen, daß das bestehende Gewerbesteuersystem Mängel hat, wie in der That zum Beispiel die Denkschrift des Bundes der Handel- und Gewerbetreibenden zu Berlin über die Umsatzsteuer behauptet; sie bezeichnet die Steigerung der Gewerbesteuersätze nach Klassen als zu gering und die Kleinbetriebe als unverhältnißmäßig belastet. Dann ist es aber auch eine Illusion, anzunehmen, daß die bestehende Steuerverfassung gerade nur gegenüber Detailhandelsgeschäften mit mehr als einer halben Million Umsatz und mehreren ziemlich willkürlich abgesteckten Branchen versage, Illusion, ja Unbilligkeit nach den verschiedensten Seiten hin, wenn man eine eben so willkürlich begrenzte Zahl von Betrieben herausgreift und ihnen eine durchaus abweichende, in ihren Folgen schwer berechenbare Sondersteuer auferlegt. Korrekt würde es einzig und allein sein, die Gewerbesteuer überhaupt zu reformiren; wer dann mehr zu zahlen hätte, dürfte sich nicht beklagen, denn die Steuer träfe ihn kraft gemeinen Rechtes und nicht durch ein privilegium odiosum. Wenn die Regirung sich gegen die Revision des noch nicht zehn Jahre alten Gewerbesteuergesetzes sträubt und längere Erfahrungen für nöthig hält, so will Das nicht viel besagen, denn sie, die Regirung, ist es ja selbst, die an dem Gesetz herumflicken will. Also entweder eine systematische, ordentliche Reform oder gar keine.

Aber freilich: leichter ist es, wenn man die Waarenhäuser treffen will, ein paar Sonderbestimmungen gegen sie zu erlassen als allgemeine Regeln aufzustellen, aus deren Anwendung auf alle Betriebe sich auch die gewünschte stärkere Belastung der Bazare ergäbe. Und die populäre Strömung, vor der die Regirung mit ihrer Vorlage mehr wider- als freiwillig eine Verbeugung macht, will ja gerade die Ausnahmegesetzgebung, will die Beschränkung einer bestimmten Art von Betrieben. Man kann dieser Strömung nachgeben, aber sie selbst wird damit nicht zur Ruhe kommen, weil auch in Zukunft die Konkurrenz der Großen sammt den sonstigen Neuerungen aus dem Detailhandel nicht verschwinden wird. Das Beispiel Frankreichs mit der dort schon bewirkten Steuererhöhung für die Großmagazine und den ungeschwächten Klagen der Kleinhändler ist dafür ein beweiskräftiges Beispiel. Das Opfer, das mit kleinbürgerlicher Wirthschaftpolitik in einem Industriestaate gebracht wird, dürfte daher nach jeder Richtung vergeblich bleiben.

Oberlehrermiſere.

Seit Jahren ſtehen die akademiſch gebildeten Lehrer Preußens in einem Lohnkampfe gegen ihre Arbeitgeber, die ſtaatlichen und ſtädtiſchen Behörden. Der Lohnkampf iſt darum nicht minder zäh und erbittert, weil er von den Fordernden mit all der Zurückhaltung und Selbſtbeherrſchung geführt wird, die Leuten von gründlicher wiſſenſchaftlicher Bildung und, ſeien wir offen, von nicht weniger gründlicher Gewöhnung an behördliche Bevormundung und Begönnerung eigen iſt. Erſt in allerjüngſter Zeit fängt die Sprache der Lehrer an, Formen und Farbe devoteſter, in reſignirter Ehrerbietung erſterbender Unterthänigkeit zu verlieren. Die Beſchwerden der Lehrer drehen ſich hauptſächlich um zwei Punkte: die Ueberbürdung mit Arbeit und die ſchlechte Bezahlung. Im Punkte der Bezahlung wird der Laie dem akademiſch gebildeten Lehrer wohl ohne Weiteres Recht geben: für die langen Jahre mühſäliger Studien, die von der Sorge um den Erfolg bedrohte Examenszeit, die an Demüthigungen aller Art überreiche Hilfslehrerperiode, an der weniger die kümmerliche Beſoldung der „jungen“ Leute als ihre gedrückte ſoziale Stellung das größte Uebel iſt, und endlich die ganze Art der in Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten aufgehenden Berufsarbeit überhaupt dünkt ihn die ſchließliche materielle Entſchädigung ſo gering, daß er noch heute, trotz allen Gehaltsaufbeſſerungen und dem reichlicheren Titelſold der letzten Jahre, ſchwer begreift, wie vielfach doch begabte, kräftige, reg- und ſtrebſame Jünglinge dieſer Laufbahn ohne die an anderen amtlichen Berufen ſo lockende mannichfach abgeſtufte Leiter von Stellungen und Ehrungen ſich gefangen geben können. Der Laie, der zugleich nicht ſelten Philiſter iſt, begreift ſo Manches nicht; ihm ſei deshalb geſagt, daß Jünglinge edleren Gepräges Ideologen ſind und den Ideologen nichts ſo zwingt und lockt wie die Hingabe an die Wiſſenſchaft in Lehre und Lernen. Für Den, der Wiſſenſchaft treibt und treiben will, giebt es, abſtrakt geſehen, doch kaum eine andere Bethätigungmöglichkeit als das Lehramt an Schule und Hochſchule. Dieſem ſtrömt daher jahraus, jahrein kein kleiner und der an Werth nicht geringſte Theil deutſcher Intelligenz zu; und ſein Enthuſiasmus für den inneren Beruf iſt ſo ſtark, daß er von ſeinem das Leben verklärenden Zauber genug auf das Amt vorauswirft, um es annehmbar zu machen. Aber freilich: einmal im Amt und einmal vertraut mit ſeiner Miſere, beginnt der Lehrer nicht ſelten, ſeine Thätigkeit mit den Augen des Laien zu betrachten. Das iſt ſchlimm für beide Theile: für den Lehrer und für die Geſellſchaft; und mir ſcheint, es ſei Aufgabe des Staates, zu bedenken, daß der durch ſeine Amtsthätigkeit um die Schwungkraft ſeines Idealismus gebrachte Lehrer ſchlechter als jeder andere Diener der Geſellſchaftbedürfniſſe ſeines Amtes waltet, und Pflicht

des Staates, dafür zu sorgen, daß ihm diese Schwungkraft nicht durch elende materielle Bedrängnisse geraubt werde. Daß solche Bedrängnisse die Berufsthätigkeit der Oberlehrer bedrohen, scheint jetzt, nach langsamer, aber stetig anwachsender Gehaltsaufbesserung, als eine unberechtigte Eigenthümlichkeit der Pädagogen höheren Ortes empfunden zu werden, nachdem schon im Jahre 1845 durch den Minister Eichhorn und seitdem von fast allen preußischen Kultusministern ihre Gleichstellung mit den Richtern erster Instanz als eine prinzipiell berechtigte Forderung anerkannt worden ist. Es wird dem regirenden Juristenstande offenbar schwer, diese Forderung ernst zu nehmen. Noch am vierzehnten März 1899 erklärte es der Regirungvertreter, Herr Gerichtsassessor Tillmann, im Hinblick gerade auf diese Forderung „für nicht wohlgethan, unerfüllbare Hoffnungen und Wünsche des Lehrerstandes zu unterhalten und anzuregen", und bei der diesjährigen Verhandlung des Kultusbudgets im Abgeordnetenhause wurde der ablehnende Bescheid damit bemäntelt, daß ja die Richter nun einmal historisch den Vorsprung hätten, im Uebrigen aber die Lehrer ihnen im Gehalt nah genug gekommen seien. Ist diese Forderung wirklich so unbescheiden? Ist es gegenüber der richterlichen eine untergeordnete Thätigkeit, Demosthenes, Sophokles, Tacitus, Cicero, Shakespeare, Macaulay, Ruskin, Molière, Pascal, Goethe, Schiller, Lessing zu interpretiren, also die höchsten vorhandenen Kulturwerthe der Auslese der jungen Volksgenossen zu übermitteln und in ihnen die geistige und sittliche Kraft zu einer gedeihlichen spezifischen Berufsübung wachzurütteln? Ist es wirklich so leicht, mathematisch und physikalisch denken und anschauen zu lehren? Leichter und weniger wichtig und vornehm, als einem kümmerlichen Bauspekulanten das Handwerk zu legen oder einen schmierigen Erbschaftprozeß zu erledigen? Man verzeihe die Banalität dieser Wendungen; aber gegenüber dem unerträglichen Banausenthum, das die Mehrzahl unserer Abgeordneten bei der Erörterung von Bildungfragen jüngst an den Tag gelegt hat, ist die Banalität fast das einzige Verständigungmittel. Ich meine: die Zufriedenheit dieser wichtigsten Gesellschaftdiener, ihre Befreiung von groben materiellen Sorgen und das dadurch erkaufte goldene Geschenk der zur Sammlung und Vertiefung benöthigten Muße sei durch eine unbedeutende Erhöhung des Kultusetats nicht zu theuer erkauft. Die ganze Mehrausgabe würde im Jahr noch kaum drei Millionen betragen. Sollte Das Preußen mit seinen glänzenden Finanzen nicht leisten können? Wie die Dinge jetzt liegen, ist der akademisch gebildete Lehrer — um einigermaßen „standesgemäß" zu leben, Das heißt: um den Lebensgewohnheiten eines gebildeten Mannes nicht ganz entsagen zu müssen und seinen Kindern eine bessere Erziehung geben zu können — gezwungen, außeramtlich durch unterrichtliche und literarische Erwerbsthätigkeit sein Einkommen zu erhöhen; dabei kleidet er sich höchst bescheiden, führt eine mäßige, nüchterne

Küche, ist wenig in Theatern und Konzertsälen zu erblicken und hat für Bibliothekerweiterung und Zeitschriftenabonnement weniger übrig, als nöthig wäre, um den Kontakt mit Wissenschaft und modernem Leben aufrecht zu erhalten. Durch Hineinheirathen in wohlhabende Familien die materielle Kärglichkeit seiner Existenz zu bessern, wie es beim Richter, dem Regirungbeamten, dem Offizier fast die Regel ist, entsprach bisher nicht den Gewohnheiten des Lehrers; erst in jüngster Zeit hat sich die Heirathspekulation auch seiner bemächtigt, aber — höchst bezeichnend — auf dem Heirathmarkt wird er zu niedrigerem Kurse notirt als die übrigen Vertreter der gebildeten Stände. Und schließlich vergesse man nicht, wenn man den Wunsch nach Gleichstellung mit den Richtern erster Instanz ganz begreifen will, daß diese Herren, Verwaltungbeamte, Baumeister, Offiziere, einer reich gegliederten Laufbahn entgegengehen; der akademisch gebildete Lehrer aber bleibt im Wesentlichen äußerlich Der, der er ist, sein Leben lang, er mag Stümper, Durchschnittsmensch oder eine geniale Persönlichkeit sein. Das wissen die vielen hervorragenden Männer, die aus Ideologie den Lehrberuf ergreifen, von vorn herein, aber darum gerade beanspruchen sie wenigstens die Gleichstellung ihrer sämmtlichen Amtsgenossen im Gehalt mit den Richtern erster Instanz.

Aus begreiflichen Gründen legen die Oberlehrer auf solche ideelle Begründung ihrer Hauptforderungen wenig Gewicht; sie versprechen sich viel mehr von ihrer physiologischen Motivirung, die allerdings Bände spricht. Sie haben den zahlenmäßigen Beweis erbracht, daß ihre Berufsthätigkeit, im Vergleich mit der anderer akademisch gebildeten Beamten, die Arbeit- und Lebenskraft beträchtlich früher aufzehre. Nach den mühsäligen Arbeiten von H. Schröder-Kiel, Knöpfel-Worms, Kannengießer-Schalke und Anderen steht fest, daß, gegen die Richter gehalten, die preußischen Oberlehrer mindestens 5 Jahre früher aus dem Amte scheiden. Mehr als 30 Dienstjahre erreichten, nach einer im März 1900 abgeschlossenen Statistik, von den Lehrern 35 Prozent, mehr als 40 Dienstjahre 5,6 Prozent, mehr als 60 Lebensjahre zählten, im Amte nur 34, mehr als 65 Jahre waren im höheren Lehrerstande nur 1,5 gegen 8,8 Prozent im Richterstande. Von den preußischen Amts- und Landrichtern waren am ersten Januar 1897 nach Professor Lexis 5,94 Prozent mehr als 65 Jahre alt, von den Oberlehrern nur 1,18 Prozent, am ersten Januar 1900 im ganzen Richterstande 8,8, im höheren Lehrerstande nur 1,5 Prozent, obgleich doch wegen der denkbar schlechtesten Beförderungverhältnisse — nur ein ganz geringer Bruchtheil der akademisch gebildeten Lehrer kann in höhere Aemter berufen werden — die Lehrer die größte Prozentzahl von Herren mit hohem Dienstalter und hohem Lebensalter aufweisen müßten. Aber genau das Gegentheil ergiebt sich. Professor Lexis, der Gewährsmann der Regirung, hat das statistische Beweismaterial der Lehrer zuerst

(Mai 1898) als zu Gunsten der Oberlehrerforderungen sprechend interpretirt. Zwar noch nicht die Gleichstellung mit den Richtern unterster Instanz, wohl aber die Herabsetzung der wöchentlichen Pflichtstundenzahl (zwischen 22 und 24) glaubte er, daraus folgern zu sollen. Im Juli 1898 war man von einer solchen Nothwendigkeit im Unterrichtsministerium überzeugt, es machte in dieser Angelegenheit die einleitenden Schritte, scheiterte aber — im Kastanienwäldchen. Dann — nicht deshalb — bekämpfte Lexis die Herabsetzung der Pflichtstundenzahl. Aber die Oberlehrer vervollständigten ihre Statistik immer weiter und selbst Lexis mußte in seinem vielberufenen Aufsatz in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik zugeben, die Sterblichkeitziffer der Oberlehrer sei ungünstiger als die der Richter. Wieder regte sich die wohlwollende Unterrichtsverwaltung zu Gunsten der Oberlehrer, aber wieder klopfte man im Kastanienwäldchen vergebens an den Staatssäckel. Darauf bekrittelte Lexis in den selben Jahrbüchern die Statistik besonders Schröders, der mit der ganzen Erbitterung eines durch überlange Wartezeit gefolterten Hilfslehrers die Standesinteressen unermüdlich und unerbittlich verficht, und wies die von ihm vertretenen Forderungen der Oberlehrer als unberechtigt ab. Die zu der jüngsten Berathung des Kultusbudgets im Abgeordnetenhaus ausgegebene, vom Statistischen Amt bearbeitete Denkschrift des unter neuer Leitung stehenden Ministeriums bleibt auf dem Standpunkt des Herrn Lexis: den Pflegebefohlenen versagt nun, wie es scheint, die eigene Mutter den Schutz. Die akademisch gebildeten Lehrer Preußens werden für unwürdig befunden, den Richtern unterster Instanz im Gehalt gleichgestellt zu werden, und man hält ihr Verlangen nach Herabminderung ihres wöchentlichen Arbeitpensums (22—24 Stunden + Korrekturen + Vorbereitung + Zeit zur Erhaltung und Erweiterung ihres wissenschaftlichen Besitzstandes, ohne die der höhere Unterricht zu elender Stümperei ausartet) für physiologisch nicht gerechtfertigt, weil sie, wie ein Abgeordneter sich ausdrückte, ja „nur" um 3 Jahre 5 Monate (übrigens eine falsche Zahl) früher als die Richter aus dem Amte scheiden müßten. Der Herr Abgeordnete hat allerdings das Material für sein Urtheil den sonderbaren Berechnungen der Denkschrift abgeguckt. Sie vermeidet es, die Mortalitätziffern von Richtern und Oberlehrern einfach neben einander zu stellen. Dafür aber vergleicht sie die Mortalität der Oberlehrer derjenigen der gesammten männlichen Bevölkerung Preußens. Was ergiebt dieser Vergleich? Daß das Durchschnittsalter der Oberlehrer, die über 33 Jahre alt wurden, um 2,37 Jahr niedriger war als das der entsprechend alten männlichen Personen in Preußen. Die Denkschrift nennt, allerdings von der falschen Diffenzzahl 1,37 ausgehend, diesen Unterschied geringfügig. Wenn man bedenkt, welche Proletarierexistenzen zur männlichen Gesammtbevölkerung überhaupt gehören und welche Unsumme von Lebenslast und Daseinsnoth in

ihnen verkörpert ist, so möchte man an dem Beruf der Denkschriftverfasser, statistische Zahlen sozialpolitisch zu deuten, einigermaßen zweifeln.

So liegen die Dinge. Ich füge noch hinzu, daß die Besoldungs- und die Ueberbürdungfrage im engsten Zusammenhang stehen und daß die Ueberarbeitung der akademisch gebildeten Lehrer sehr oft durch die Nothwendigkeit, durch außeramtlichen Erwerb ihr Einkommen zu erhöhen, herbeigeführt wird. Wer entgegenhalten wollte, der Gehaltsunterschied zwischen Richter und Oberlehrer betrage, nach den allerdings dankenswerthen Aufbesserungen der letzten Jahre, nicht sonderlich viel, Der hat von der Bedeutung kleiner Zahlen für Individuen von bescheidener Lebenshaltung keine rechte Vorstellung. Und dann bleiben die Gesammtbezüge des Oberlehrers während seiner Dienstzeit ganz beträchtlich hinter denen des Richters zurück, weil dessen Gehaltssteigerungen in rascherem Tempo erfolgen, mithin der Genuß des Höchstgehaltes viel früher eintritt. Der Oberlehrer erhält es nach 24 Dienstjahren; es beträgt 6000 Mark in Berlin. Da die definitive Dienstzeit im Durchschnitt 24 Jahre 9 Monate ausmacht, so dauert die Herrlichkeit der auskömmlichen Besoldung nicht eben lange. Es gäbe allerdings ein sehr probates Mittel, die durchschnittliche Dienstzeit zu erhöhen, wenn man sich nämlich entschlösse, die über vier Jahre hinausgehende Beschäftigung als Hilfslehrer dem Dienstalter ganz oder theilweise einzurechnen. Dieses Verfahren ist laut Gesetz vom vierten Mai 1892 beziehungweise dessen Nachtrag vom sechzehnten Juni 1897 der Unterrichtsverwaltung empfohlen worden, — das Einverständniß der Finanzverwaltung vorausgesetzt. Woran es wohl liegt, daß von dieser wohlthätigen Bestimmung nur ganz selten Gebrauch gemacht wird?

Mir scheint nach Alledem kein Zweifel mehr möglich, daß die Lehrer in Preußen Grund zu ernster Beschwerde haben. In der Hitze des Gefechts hat Schröder den Beruf, dem er angehört, einen „männermordenden" genannt. Ich halte das Wort für übertrieben; wie ich auch begreiflich finde, daß die Unterrichtsverwaltung, die bis vor Kurzem Beweise aufrichtigen Wohlwollens für den wichtigsten Theil ihrer Beamten gezeigt hat, durch solche Uebertreibungen verstimmt und gezwungen wird, als Agitation zu betrachten, was nur Wahrnehmung berechtigter Interessen ist. Aber wenn jetzt von der Behörde behauptet wird, die hohe Invaliditätziffer unter den Oberlehrern, ferner ihr auffallend frühes Ausscheidealter rührten daher, daß sie geschwächt ins Amt träten, und die amtliche Dienstzeit könne nicht für einen übermäßig starken, vor ihren Anfang fallenden Kräfteverbrauch verantwortlich gemacht werden, so weiß ich nicht, ob diese Behauptung und die aus ihr gezogene Folgerung: eingehende körperliche Untersuchung der Kandidaten, noch als Zeichen des Wohlwollens aufgefaßt werden können. Nach meinen als Schüler und als Lehrer gemachten Erfahrungen sind es weder die dümmsten

noch die sittlich schwächsten unter den Abiturienten, die auf die Universitäten ziehen, um reine Wissenschaft zu erlernen und später zu lehren; der Lerneifer scheint mir bei ihnen verhältnißmäßig am Reinsten, am Freiesten von Erfolggier, und wenn die jungen Leute, die die für den Betrieb wirklicher Wissenschaft unerläßliche Eigenschaften in hohem Maße besitzen, meist aus den weniger begüterten Bevölkerungschichten stammen und daher frühzeitig anfangen müssen, für den eigenen Unterhalt zu sorgen, so ist Das nur ein Beweis mehr für die Richtigkeit der bekannten Vermuthung über den Ort, wo die tüchtigsten Kräfte des Geistes und des Gemüthes schlummern. Ersatz für sie wird man unter den Jünglingen mit hohem Monatswechsel schwerlich finden; selbst nach erlangter Gleichstellung der Gymnasiallehrer mit den Richtern wird es ihnen an Lust dazu — und noch an manchem Anderen — fehlen. Die Beschäftigung mit der Jugend gilt nun einmal als minder vornehm als die mit Erwachsenen. Und dann: welche Härte, Männer, die die beste Zeit ihres Lebens fast schon hinter sich haben und nicht selten gerade ihrem zukünftigen Beruf das Opfer ihrer Gesundheit gebracht haben, den Zugang zu der gesicherten Lebensstellung zu wehren! Ist es denn nicht denkbar, daß auch der Lerneifer die Gesundheit schwäche, die Last und der Zwang, sich auf mehr denn einem Gebiet zum Fachmenschen auszubilden? Dazu tritt die Nothwendigkeit, neben der Fachbildung die allgemeine zu pflegen, die der Lehrer der Gymnasialoberklassen nicht vermissen lassen darf, während der Universitätspezialist sich den Luxus beträchtlicher Unbildung schon eher gestatten kann. Shakespeare seinen Primanern nur als Anglist erklären zu wollen: darauf verfiele wohl höchstens dieser oder jener Universitätlehrer.

Nein, ich kann nicht glauben, daß die preußische Unterrichtsverwaltung auf die wesentlichen Beschwerden der Oberlehrer — zu denen die Rang- und Titelfragen nicht gehören — mit der Vorschrift strenger Körperdurchsuchungen vor der Anstellung antworten werde. Die Maßregel wäre nicht nur wenig human, sondern auch unzweckmäßig; es sei denn, man beabsichtigte, den Lehrberuf zum Sammelplatz für Kraftmeier und untergeordnete Intelligenzen zu machen. Unsere Zustände anglisiren sich ja zusehends; vielleicht fügt man den öffentlichen Ausschreibungen für Lehrstellen die Notiz bei: „must be a good cricketer“; in England wird sie häufig noch durch die andere ergänzt: „must be in holy orders“. Ob Das ein Mittel wäre, dem in einigen Fächern (Neuere Sprachen, Mathematik) schon jetzt bestehenden und zu pädagogisch geradezu erschreckenden Mißständen führenden Lehrermangel abzuhelfen, weiß ich nicht. Eins aber weiß ich: daß der geringschätzige Ton, den gewisse höhere Verwaltungbeamte den Schulmeistern gegenüber neuerdings für gut befunden haben, die Lehrer niemals beruhigen oder gar zu Maulkorbtugenden erziehen wird.

Dr. Samuel Saenger.

Ratzenhofers Urkrafttheorie.

Alle Wege führen nach Rom. Alle menschliche Reflexion kreist, wie der Falter um die Flamme, um das Problem der Weltenentstehung, um das centrale Räthsel unseres Denkens. Möge man sie daher noch so oft totsagen: immer wieder feiert sie ihre Auferstehung, die Philosophie, jene Denkarbeit, die schließlich auf dieses eine große Problem gerichtet ist.

Von welchen verschiedenen Ausgangspunkten versuchte man zu ihr zu gelangen und von welchen verschiedenen Ausgangspunkten kam man unversehens in ihren Bereich, ohne sie gesucht zu haben! Philosophie ringsum! Zu ihr gelangt der schwärmerische Dichter, der für seine überschwellenden Gefühle nach dem Ausdruck ringt; der kühne Sternesucher, dem abstrakte Spekulation ein Gräuel ist; der fromme, gottergebene Gläubige, der in der Heiligen Schrift Erhebung und Trost sucht; zu ihr gelangt, mit Absicht oder unversehens, der Naturforscher, mag er die Pflanze, das Thier, den Menschen oder die Mineralien, Stoffelemente, Flüssigkeiten und Gase zum Gegenstand seiner Forschung gewählt haben —: am Ende ihres Weges stehen sie Alle der großen Sphynx gegenüber.

Wie sehr es aber auch scheinen könnte, daß schon längst alle Ausgangspunkte benutzt sind: einer ist bisher nicht benutzt, der Weg von ihm aus noch nicht begangen worden. Diesen Weg zur Philolosophie beschritt Gustav Ratzenhofer, als er von den menschlichen Wechselbeziehungen aus (Soziologie) zu dem großen Centralräthsel vordrang und es damit von einer neuen Seite faßte.

Als er in seinem „Wesen und Zweck der Politik“ uns die im Staate mit einander kämpfenden „politischen Persönlichkeiten“ — so nennt er die Parteien und sozialen Gruppen — vorführte, erklärte er die Naturnothwendigkeit dieses Kampfes durch das den einzelnen Gruppen „inhärente Interesse“, das sie kraft ihrer Natur verfolgen müssen.

Dieses „inhärente Interesse“ war aber nicht das letzte Wort Ratzenhofers. Um dieses Interesse zu erklären, drang er tiefer und tiefer in den Urgrund der Dinge ein, um schließlich in seiner „Soziologischen Erkenntniß“ (1897) eine „Urkraft“ als das überall treibende Agens zu bezeichnen. Ich war damals ein Wenig mißtrauisch. Mir war zu Muth, als ob ich an diese Urkraft die Worte richten sollte: Schöne Maske, ich kenne Dich! Ich dachte: Das wird wohl nur ein anderer Name sein für den Gott der Theologen, die Substanz der Metaphysiker, das kantische Ding an-sich, den schopenhauerischen Willen u. s. w. Heute, nachdem ich das neueste Werk Ratzenhofers, den „Positiven

Monismus", gelesen habe,*) bekenne ich gern, daß ich mich irrte. Ratzenhofers „Urkraft" ist kein neues Wort für ein altes Räthsel, sondern ein neuer Begriff, ein neues Prinzip.

Und, um es gleich zu sagen, seine Urkraft ist nicht Schöpfer der Welt oder ein den Erscheinungen zu Grunde liegendes Ding-an-sich, sondern ein physikalisches Prinzip der Weltentwickelung. Indem Ratzenhofer, von dem Bestreben, den Monismus zu begründen, geleitet, von den gesetzmäßigen Wechselbeziehungen der Menschen, also von der sozialen Welt, rückwärts zur organischen und anorganischen Welt geht, stößt er auf die ursprünglichste Energie, die selbst keine Wirkung einer anderen Energie ist, auf die Urkraft, „die Ursache aller Bewegung ist." Allerdings stellt er diese Urkraft als „Annahme" hin, „die wir, ohne unserer Denkfähigkeit einen Zwang anzuthun, nicht zurückweisen können." „Der Weltraum ist daher erfüllt von Urkraft, deren Wesenheit nach jeder Richtung der Denkfähigkeit unerforschlich ist und daher allen jenen Voraussetzungen entsprechen muß, die dem Substanzbegriff beigemessen werden, ohne daß wir genöthigt sind, eine materielle Wesenheit in Betracht zu ziehen; denn die Welt mit ihren Erscheinungen wird durch die Kraftwirkungen vollständig erklärt." Diese Behauptung sucht Ratzenhofer dadurch zu erweisen, daß er uns das Entstehen aller „Denkelemente der Erscheinungwelt: Bewegung, Widerstand, Volumen und den Hilfsbegriff Stoff" aus dem bloßen Walten der „Energien" der Urkraft erklärt.

Diese „Energien" sind nämlich zwiefach: aktuelle und potentielle. „Aktuelle Energien in entgegengesetzter Richtung wirkend werden zu potentiellen". Das heißt: zu „aufgespeicherter Energie."

„Wirken potentielle Energien zusammenhängend nach den drei Dimensionen des Raumes, so erlangen sie ein Volumen."

„Die aktuelle Energie äußert ihre Wirkung beim Zusammentreffen mit einer anderen Energie als Stoß und die potentielle Energie äußert ihre Wirkung gegenüber dem Stoß als Widerstand zur Behauptung des Volumens. Potentielle Energien, denen ein Volumen zukommt, nennen wir Körper und mit Bezug auf die der potentiellen Energie zukommende gebundene Kraft nennen wir einen Körper Stoff."

Mit diesen aus der unvermeidlichen Annahme einer Urkraft sich ergebenden Sätzen, deren formal-physikalische Richtigkeit von selbst einleuchtet, ist die Grundlage der ratzenhoferschen „Entwickelunghypothese" gegeben. Man braucht sich nur das „kleinste Kraftvolumen (Atom)" vorzustellen und die in ihm als „Mikrokosmos" waltenden Energien in ihrem Wirken zu verfolgen, um zu einer befriedigenden Erklärung der ganzen Erscheinungwelt zu gelangen.

*) Der Positive Monismus und das einheitliche Prinzip aller Erscheinungen. Von Gustav Ratzenhofer, Leipzig. Brockhaus 1899.

Da „die Herkunft unseres sinnlich wahrnehmbaren Systems der Weltkörper aus einem aufgelösten und ausgedehnten Zustand durch alle astronomischen und geologischen Erfahrungen bestätigt" wird, so können wir in der „vorausgehenden Periode der Universalentwickelung eine augenblickliche gleichmäßige Vertheilung der Urkraft annehmen, beruhend auf ihrer vollständigen Einfachheit." „In dieser Urkraft-Summe nun wirkte die Attraktion als primärste Energie" (Kohäsion), wodurch die „Masse" gegeben ist.

„Die allseits wirkende Attraktion verbürgt die Kontinuität der Urkraftmasse." „Die sich kreuzenden Wirkungen der Attraktion müssen sich nothwendig gegen das Centrum der Urkraftmasse verdichten", woraus sich ein Punkt ergeben muß, auf den die Resultanten der Attraktion gerichtet sind. „Diesen Schwerpunkt der Attraktion erzeugt nach den Gesetzen der Mechanik die Kugelgestalt der Urkraftmasse. Die Gravitation ist nur eine andere Form der Attraktion und tritt im Verhältniß der getrennten Weltkörper an die Stelle der Kohäsion, um die „Kontinuität der Urkraftmasse" zu erhalten.

„Die Urkraft-Wertheinheiten können nach der räumlichen Natur des Kraftbegriffes nur Punkte sein, von denen die Attraktion beziehungweise die Kohäsion und im Weltsystem die Gravitation ausstrahlt. Diese Urkraftpunkte schweben im Raume, jeder in seiner Besonderheit durch eine Sphäre der Abstoßung erhalten . . . Jeder Urkraftpunkt bildet mit seiner Abstoßungsphäre das Uratom."

Aus dem natürlichen Wirken der in diesem Uratom gebundenen und sich auslösenden Energien erklärt der Verfasser den ganzen Entwickelungprozeß des Weltalls. Allerdings ist ja auch seine Grundlage dieser ganzen Erklärung eine hypothetische; doch muß man ihm vollkommen zustimmen, daß seine Hypothese eine „befriedigende" ist, da „wir durch sie im Stande sind, einen bestimmten Ausgangszustand für die Beurtheilung der weiteren Entwickelung zu denken." Diese „weitere Entwickelung vom Uratom oder eigentlich von den Uratomen bis zu Weltkörpern" stellt uns der Verfasser — immer auf Grund erwiesener physikalischer Gesetze — sehr überzeugend dar. Seine allgemeine Formel lautet: daß „durch die wechselvolle Umsetzung der Urkraft in die verschiedenen Modalitäten der kontrahirenden und repulsirenden Energien die Weltentwickelung erfolgt." An dieser allgemeinen Entwickelung hat unsere Erde Antheil, die „durch ihr Volumen und ihr Entwickelungstadium eine Weltkörper-Individualität bildet, die der besonderen Beurtheilung unterliegt."

Im nothwendigen weiteren Verlauf dieser „Umsetzung der Urkraft" kommt es zur „Entstehung der Organismen". Wie es dazu gekommen ist, ist allerdings noch nicht ganz aufgehellt; aber „beiläufig" können wir es uns schon denken. Jedenfalls ist „das Leben" eine Erscheinungmodalität der Urkraft. Eine solche „beiläufige" Darstellung der Genesis giebt uns der Ver-

fasser folgendermaßen: „In der — organischen Gebilden günstigsten — Temperatur von plus 31 Grad Celsius dürften an der Erdoberfläche, dort, wo das Urmeer zwischen emporragendem Geklüfte in Ruhe stand, unter der Einwirkung aller die Stoffverwandlung fördernden Energien die Vorfahren der noch heute im Gewässer vorfindlichen Protisten entstanden sein. Durch das Streben der Plus-Urkraftpunkte in den Elementatomen, aus der Umgebung jene Stoffe anzuziehen, zu denen die regste Affinität besteht, ergaben sich Verbindungen, die nebst den Attraktion- auch Repulsionenergien auslösen." Wir sehen: Ratzenhofer operirt mit einfachen und verständlichen Mitteln, — mit den physikalischen Kräften, deren Wirksamkeit täglich und stündlich überall beobachtet werden kann. Allerdings: damit diese unscheinbaren Kräfte das ganze Reich der organischen Geschöpfe ins Leben rufen, bedarf es noch einer Bedingung: unermeßlich langer Zeiträume.

„Wir müssen bei Beurtheilung solcher Stoffbildungen das Selbe im Auge halten, was für die Weltentwickelung überhaupt gilt, nämlich zunächst: Zeiträume, die dem Gestaltenreichthum der Gebilde die größte Entstehungmöglichkeit gestatten und sich mit unserer Ungeduld bei Beurtheilung der Naturvorgänge in kein Verhältniß bringen lassen, — ferner Energieverhältnisse, die zu schaffen uns entweder überhaupt unmöglich oder noch nicht gelungen ist. Die Urmeere zeigten hierfür die denkbar günstigsten Umstände und hatten die nothwendigen Aeonen, um in sich sogenannte organische Verbindungen entstehen zu lassen." Unter diesen zahlreichen Verbindungen wird auch „jene Proteinsubstanz entstanden sein, die die Befähigung hat, sich der vorhandenen Energiebedingungen so zu bedienen, daß sie sich durch Stoffaufnahme vermehrt und durch Stoffwechsel erhält." Daraus, daß für die Chemie der Eiweißkörper heute noch in Dunkel gehüllt ist, dürfe man weder auf ein Eingreifen übernatürlicher Kräfte schließen noch sei man deshalb berechtigt, irgend eine besondere „Lebenskraft" anzunehmen. Die Proteinstoffe findet man als Eiweißklümpchen, die durch elektrische Strömungen innerlich bewegt und sensibel für Energie-Impulse erhalten werden. „Solche Proteinklümpchen haben das Streben nach Aufnahme geeigneter Stoffe", wozu sie im Wasser leicht gelangen. Damit beginnt auch der Kreislauf des Lebens, der in der chemischen Zersetzung (Fäulniß) jedesmal seine Schlußstadien findet.

Dieses „organische Leben ist die nothwendige und allein denkbare Fortsetzung in der Entwickelung der Urkraft", nachdem diese früher sich in Bildung von Kraftcentren, in deren Rotation, in Bildung von Stoffelementen und in allen anderen Formen des „unorganischen" Lebens geäußert hat.

Das Charakteristische dieses „organischen Lebens" ist dessen „absolute Abhängigkeit vom zugehörigen Weltkörper und von dessen Lebensbedingungen bei relativer Selbständigkeit in der Form und in den Absichten." Diese

Abhängigkeit erklärt sich aus dem Bedürfniß auch schon des Protozoons, „die geeigneten Stoffe zur Ergänzung seines Bestandes aufzunehmen." Dieses Bedürfniß tritt als „Attraktionzug bis ins Unbegrenzte" bei allen Organisationen auf, „wird jedoch durch den Individualisirungdrang modifizirt, so daß an die Stelle der plumpen Massenanziehung der unorganischen Welt die Vermehrung der Individuen in der Gattung tritt." Gleichzeitig mit dieser Entwickelung der Organismen ist eine „komplizirtere Vervollkommnung der Energieleistungen" der Organismen eingetreten, die wir als den Uebergang zu bewußten und willkürlichen Reaktionen auffassen. Denn es kommt dazu, daß die bloßen „Empfindungen" der Organismen „Vorstellungen" und „Absichten" in ihnen erwecken, die unter Dazwischenkunft eines „Willens" ausgeführt werden. Das eigentliche Motiv aber all dieser psychischen Erscheinungen und zugleich Triebfeder der Ausführung der entstandenen Absichten ist das dem speziellen Organismus „inhärente Interesse." „Dieses Interesse, Das ist: das in der Stoffkonstellation des Organismus wurzelnde individuelle Streben, zwingt zur Ausführung der gebotenen Absicht durch den Willen, Das ist: die im Organismus zur Befriedigung des inhärenten Interesses bereite potentielle Energie." Was wir „Leben" nennen, ist also nur eine komplizirtere Aeußerung von Energien, die auch in der „leblosen" Natur wirken. Denn „das Leben ist ja nichts Anderes als das Wirken der Urkraft, die eben so räthselhaft in der Massenanziehung wie in der Elektrizität ist und für die wir nur die Gesetzmäßigkeit des Verhaltens suchen, gleichviel, ob diese in den Gesetzen der Gravitation, der elektrischen Energie, der Kristallisation, des physiologischen oder auch des psychologischen Vorganges, ja, sogar der sozialen Erscheinungen gefunden wird."

Dieser Satz enthält das ganze Programm Ratzenhofers, die Grundtendenz und Idee seines „positiven Monismus". Hatte er in seinen früheren Schriften das Walten der „Urkraft" auf sozialem Gebiet nachgewiesen, so ergänzt er in seinem neuen Buch diesen Nachweis sozusagen rückwärts für das organische und anorganische Gebiet. Aus diesem gesammten Nachweis aber ergiebt sich ihm die Lehre, daß „das Leben nicht als etwas von allen übrigen Erscheinungen Abweichendes aufzufassen sei, sondern als Entwickelungmodalität der im Uratom thätigen Energien."

In diesem nach einheitlichem Gesetz sich abspielenden Leben des Universums spielt nun bei Ratzenhofer, wie schon erwähnt, das „Interesse" eine hervorragende Rolle als das treibende Motiv, als der Leitstern des Vorgehens all und jedes Wesens, gleichviel, ob organischen oder anorganischen. Denn all und jedes Wesen, organisch oder anorganisch, jedes Ding auf dieser Welt hat ein ihm „inhärentes Interesse", dem es folgen muß, — bewußt oder unbewußt.

Jedes Ding, als Modalität betrachtet, hat ein solches inhärentes Inter-

esse, das nichts Anderes ist als „der Komplex der einem selbständigen Gebilde zukommenden Bedürfnisse, die je nach den Lebensbedingungen hervortreten."

„Ein Meteor zum Beispiel hat das Interesse, seinen Umlauf im Raume fortzusetzen; es verfällt aber dem stärkeren Interesse der Erde und ergiebt sich diesem unter Wärme-, Licht- und Schallerscheinungen als Beweis des Kampfes für sein Interesse gegen die überlegene Massenerscheinung. Mit jedem Gebilde, das entsteht, entsteht auch dessen ‚Interesse', das maßgebend ist für sein gesammtes Verhalten. In diesem Interesse spiegelt sich also Das, was wir von einem Gebilde wissen können, sein ‚Was'; und dieses ‚Was' ist die Aeußerung der Urkraft, daher dessen Erforschung der Inhalt aller Wissenschaft. In den Gedanken der Lebewesen jeder Entwickelungstufe kommt die Absicht zum Ausdruck, wie einem gegebenen Interesse oder Bedürfniß entsprochen werden soll; ob eine dunkle Absicht einfach zu einem blinden Nachgeben gegenüber den waltenden Energien führt oder ob die Absicht in einem komplizirten Gedankengange zu dem selben Resultat veranlaßt, nämlich, die Energie walten zu lassen: Das ist dem Wesen nach gleichbedeutend."

Denn der zwischen Interesse und Wahrung des Interesses tretende „Gedankengang selbst ist nur ein Schwanken der Energiespannungen im Empfindungumkreis des inhärenten Interesses." Dieser bei Ratzenhofer allumfassende Begriff des „Interesses" ist dem Verfasser, wie es scheint, zuerst auf dem Gebiet der Soziologie aufgegangen und schon in seiner „Politik" und in seiner „Soziologischen Erkenntniß" hat er von dem vielsagenden Begriff einen überraschend glücklichen Gebrauch gemacht. Da er nun aber die auf sozialem Gebiete wirkenden Kräfte gegen ihren Ursprung hin zurückversetzte, fand er überall das selbe treibende Motiv des „Verhaltens jedes Dinges", das „inhärente Interesse".

Wahrlich: wenn es das höchste Ziel aller Wissenschaft ist, uns über das Wesen der Dinge aufzuklären und uns das innerste Gesetz alles Seins zu enthüllen, so hat Ratzenhofer zum Mindesten gezeigt, auf welchem Wege wir an dieses Ziel gelangen können. Das hat aber bisher noch keine Philosophi geleistet. Weder die idealistische Philosophie mit ihrem „Ding-an-sich" und mit ihrer „Substanz" noch die materialistische Philosophie mit ihrer „Materie", mit ihrem kraftbeseelten „Stoff" konnten uns über das eigentliche Räthsel des Daseins hinwegtäuschen. Unbefriedigt vom Idealismus wie vom Materialismus, wandte man sich unwillig von aller Philosophie ab. Ratzenhofer hebt ihre Standarte wieder auf und schwingt sie hoch über allen Spezial-Disziplinen, — nicht innerhalb einer der vielen Einzelwissenschaften, sondern hoch über ihnen. Mit seiner Urkraft-Theorie zeigt er uns, auf welchem Wege und mit welchen wissenschaftlichen Mitteln man zu einem wenigstens annähernden Verständniß des Räthsels des Daseins gelangen kann.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

Karneval in Nizza.

Ich schreibe diese Seiten, die im ernsten und träumerischen Deutschland gelesen werden sollen, in dem Augenblick, da die letzten Raketen eben im azurblauen Meer versunken sind. Der Duft der Citronenbäume, der Narzissen und Nelken dringt so warm und berauschend in mein Zimmer, daß er fast die Gedanken trübt. Zwischen den Palmen- und Eukalyptusbäumen des Gartens erblicke ich die geheimnißvolle Wasserfläche, auf der das glitzernde Mondlicht zittert. Das Feuer des Leuchtthurmes von Antibes glänzt am Horizont. Die Sterne schimmern groß und hell; in raschem Gewimmel huschen sie über einen Himmel, der in tiefdunkles Blau getaucht ist. Man sieht solche Sterne in den nordischen Ländern nie; sie gleichen wahren Lichtblumen. Ich höre italienische Gesänge, die sich mit französischen Liedern vermengen. Mit Laubwerk und bunten Laternen geschmückte Boote gleiten über das Wasser und der festliche Lärm und das Rauschen der Orchester erstirbt in der Ferne ... Diese Wärme, dieser Nelkenduft, diese Feuer auf dem Meere sind nun Alles, was von der vierzehntägigen Tollheit und Pracht übrig bleibt, die man den Karneval von Nizza nennt, — Alles, bis auf die Garben verwelkter Blumen, die in verschwenderischer Fülle in den Straßen und Plätzen am Boden liegen und sich hier mit den Konfettis vermischen.

Nizza ist ein wundervoller Rahmen für rauschende, auf große Massen berechnete Feste. Am Rande eines Golfes, der „Engelsbucht", deren Krümmung eine wundervolle Linie bildet, in einem Kreis grünender Hügel, hinter denen man in der Ferne den ewigen Schnee der ersten Alpen erblickt: so ist Nizza mit seinem hübschen Hafen, seinen mit Orangenbäumen bewachsenen Hügeln, seinem Schloß mit dem ungeheuren Panorama eine zur Aufführung von Feenmärchen ganz vorzüglich geeignete Stadt. Es ruht in weißer Schöne an einem Meere, dessen himmlische Färbung ans Unwahrscheinliche grenzt. Beim Rundgang um die Bucht durchmißt man einen Raum von sechs Kilometern. Das ist die berühmte Promenade des Anglais, deren von blühenden Beeten eingerahmte Terrasse die Seelandschaft beherrscht. Hier und auf der Place Masséna, zwischen dem Meer, der Stadt und den Bergen, ist reichlicher Raum für die großartigsten Festzüge.

Der Karneval beginnt, wie überall, mit der Thronbesteigung Seiner Hoheit des Prinzen Karneval. Auf der Place Masséna wird ein riesenhafter Thronhimmel aus vergoldetem Holz errichtet. Auf großen Wagen kommt der wohl zwanzig Meter lange Pappsouverain in großem Pomp herangefahren und wird zur großen Freude des Publikums unter den Säulen des Thrones niedergesetzt. Gesicht und Kostüm liefern ihm in heißem Bemühen einheimische und fremde Künstler; selbst Berühmtheiten, wie Chéret, wirken dabei mit. Im vorigen Jahr war Seine Hoheit ein Elegant in schwarzer Seidenhose, weißer Weste und rothem Frack mit Monocle im Auge und Gardenia im Kopfloch; in diesem Jahr war es ein Ritter aus dem Mittelalter mit großem Federhut, prachtvollem Wamms und scharlachrothen Schaftstiefeln. Drei Tage lang wird der Souverain vor der Oper, dem auf Pfählen erbauten und ins Meer hinausragenden Kasino und auf dem entzückenden Blumenmarkt der Bewunderung der Spazirgänger ausgestellt. Dann verkünden kostümirte Musiker mit donnerndem Trompetengeschmetter den Beginn der Karnevalslust.

Die ganze Stadt ist beflaggt. Auf der Promenade des Anglais sind prunkvolle Tribünen errichtet. Von hier aus sieht die fine fleur der Rivierabummler zu. Der Nordländer kann sich von der Pracht und dem Reichthum, der bei diesen Paraden entfaltet wird, kaum eine Vorstellung machen. An vielen Wagen sind die Räder ganz mit Orchideen umwunden, die Pferde dicht mit Nelken und Moosrosen bedeckt Die manchmal ungeheuer großen Wagen — dreißig an der Zahl — sind wahre Meisterwerke der Papparchitektur; manche nehmen in ihren Stockwerken und ihrem Fries sechzig bis achtzig Personen auf. Da sieht man ganze Orchester, Schaaren kostümirter Tänzerinnen, Feen mit Diamantenschmuck auf der Stirn, Krieger, Seeleute und die lustigen Helden und Heldinnen der alten italienischen Komoedie. Man glaubt, große, mit Blumen und Fahnen geschmückte Galeeren zu sehen, die auf einem Menschenmeer tanzen. Trupps von Musketieren und Bogenschützen umringen den Zug, an dessen Spitze Madame Karneval, eine üppige, lustige Dame, herannaht: sie will ihren Gatten aus seinem Thronhimmel abholen. Auf ihren Befehl bringt man ihn und stellt ihn an die Spitze seiner Armee. Unter den Klängen der Musik, dem Geschrei, dem Lachen und Beifallklatschen wirft die Menge Konfetti und die Serpentins genannte Bändern aus farbigem Papier, die an den Balkons und Bäumen hängen bleiben und da eine allerliebst bunte Dekoration bilden. Die Anwesenheit der Offiziere des Mittelmeergeschwaders erhöht die Ausgelassenheit noch. Dieses Geschwader liegt in Villafranca, zehn Minuten von Nizza, vor Anker; nur ein Cap trennt den Golf, in dessen Mitte die Stadt liegt, von dieser schönen Rhede. Während der Karnevalszeit veranstalten die Seeleute Bälle an Bord oder gehen auf Urlaub, um den Festen beizuwohnen. Deshalb kann man häufig auf einem Balkon der Bahnhofsstraße junge Fähnriche, manchmal sogar einen Admiral sehen, die sich daran vergnügen, die Menge mit ihren harmlosen Geschossen zu bombardiren. So herrscht zwischen Nizza und Villafranca ein beständiges Hin und Her von hellen Toiletten und Gold-Epauletten.

Nachts ist das Schauspiel besonders herrlich. Jedes Fenster ist hell; die ganze Stadt wird zu einem großen glühenden Hain, dessen Glanz von den Bergen herab sichtbar wird und einen großen rosafarbigen Schein an den Himmel wirft. Auf den Boulevards leuchten strahlende Triumphbogen. Die Bäume werden durch elektrisch bestrahlte Guirlanden natürlicher Blumen verbunden. Unter dieser prächtigen Wölbung defiliren die Wagen, die jetzt mit japanischen Laternen und elektrischem Licht versehen sind. Und nun beginnt der tolle Tanz der Maskeraden. Alle Damen sind kostümirt oder in Dominos gehüllt, die Mehrzahl der Männer ist maskirt oder mindestens verkleidet. Man bewirft die Wagen mit Konfetti, man schnürt sie mit Serpentins ein; neckische Zwiegespräche werden zwischen den Masken und den Reitern geführt. Die Karneval- und Maskenfreiheit berechtigt zu einer von den Vorurtheilen des Tages freien, aber unendlich leichten, lustigen und geistreichen Fröhlichkeit.

Die Place Masséna erstrahlt im Scheine des bengalischen Lichtes, hinter dem die Gasflammen der Oper und der Arkaden wie in einem Brandnebel schimmern; hohe Fackeln mit grünem und blauem Licht brennen an den vier Ecken. Die vierstöckigen Wagen ziehen schwankend, im bunten und goldigen Schimmer der Reflexe, wie in einer Apotheose vorüber. Das Geschrei der Menge

wird immer wüster und erhebt sich wie Sturmgebraus; am Ufer des dunklen Meeres wird auf improvisirten Bällen getanzt.

Der Rausch wird wilder. Endlich beginnt das Feuerwerk. Mächtige Feuerströme schießen gen Himmel, als finge die erhitzte Seele der Stadt plötzlich zu brennen an, als wolle sie sich zu den Sternen aufschwingen.

Dieser Taumel währt fast ohne Unterbrechung vierzehn Tage lang. In der selben Zeit bietet auch die Kunst, namentlich im Theater von Monte Carlo, Alles auf, um die Menge herbeizulocken. Den stärksten Zauber aber übt die Landschaft. Nur in Nizza kann man die wahre Bedeutung der Worte „Azur" und „Frühling" verstehen. Man muß die regenfeuchten März- und Aprilmonate der nordischen Länder mit ihren wenigen schüchternen Knospen, ihrem spärlichen, stets von einer plötzlichen Rückkehr des Frostes bedrohten falschen Grün verlassen haben und plötzlich in die Rosen- und Nelkenfelder kommen, die schon im Januar in voller Blüte stehen, um zu begreifen, was eigentlich der Lenz ist, von dem die Dichter singen. Man muß unter Orangenbäumen die Briefe der Freunde lesen, die von dem Schnee, der Influenza, dem Thauwetter und dem Nebel erzählen, um des zarten, wohligen Klimas sich recht zu freuen. Nizza ist auch im Mai noch ein paradiesischer Aufenthalt. Aber die Azurküste hat ihre Gefahren. Ihre Majestät erzeugt eine Art Starre und Schlaffheit. Es ist nicht das Blau der Romanzen, das Blau der Bonbonschachteln und der Aquarelle junger Mädchen; es ist in Wahrheit der antike Aether, die unbeweglich brennende Lebensflamme. Die Nächte sind warm und himmlisch schön. Sie beschwören die Existenz des alten Heidenthums herauf, das nackt und natürlich unter den ewigen Rosen wandelte. Dann senkt sich eine Art müder Gleichgiltigkeit gegen Alles hernieder. Nur die Sterne leben über den leblosen Palmen. Auf sie, diesen vulkanischen Staub, der sich mit dem Glanz eines schon orientalisch zu nennenden Himmels eint, richte ich beim Schreiben meinen Blick. Orion, der Schwan, Sirius, das Haar der Berenice, erscheinen mit wunderbarem Schimmer, während die Wagen, die bunten Flitter, die Lampions bis zum nächsten Jahre schlafen gehen und die Masken und Kostüme wieder in die Schränke wandern. Nizza ist der einzige Ort der Welt, wo die Masken nicht gräßlich traurig und lächerlich, sondern fast natürlich erscheinen; ihre lebhafte Farbe vermag sich hier dem scharfen Licht anzupassen, das Alles durchdringt und selbst die Schatten hell erscheinen läßt. Man hat hier nicht das furchtbare, herzbeklemmende Gefühl, das den Festen in den Ländern der Schwermuth und des abstrakten Gedankens folgt. Nie wird man auszudrücken im Stande sein, wie sehr die Wirklichkeit der Dinge in diesen Ländern nicht trügerisch, wie schön und an sich vollkommen sie erscheint. Das Land, wo die Citronen blühen, ist wirklich das Land, von dem Goethe träumte, — dieser große, harmonische und natürliche Genius, der eine so tiefe Achtung vor dem Sinnenleben hegte ... Diese Gedanken ersterben in mir mit dem letzten Aufblitzen der Raketen, die ich verschwinden sehe, während es über den Eukalyptusbäumen des Gartens Mitternacht schlägt.

Nizza. Camille Mauclair.

Die Apothekerin.

Das Städtchen B., das nur aus zwei bis drei krummen Straßen besteht, liegt in tiefen Schlummer versunken. In der regungslosen Luft vernimmt man kaum einen Laut. Nur irgendwo in der Ferne, wahrscheinlich außerhalb der Stadt, bellt mit einem dünnen, heiseren Tenor ein Hund. Bis zur Morgenröthe dauert es nicht mehr lange.

Alles ruht. Nur die junge Frau des Provisors Tschornomordik schläft nicht. Sie hat sich schon dreimal zu Bette gelegt, aber der Schlaf flieht sie eigensinnig, — Gott weiß, warum. Sie sitzt am offenen Fenster im bloßen Hemde und sieht auf die Straße hinaus. Es ist ihr schwül, langweilig und ärgerlich zu Muth, so ärgerlich, daß sie sogar weinen möchte. Warum? Sie weiß es selbst nicht. Es liegt ihr wie ein hartes Stück auf der Brust, das immerfort in die Kehle aufsteigt . . .

Hinten, nur einige Schritte von der Apothekerin, schnarcht süß Tschornomordik selbst. Ein gieriger Floh hat sich bei ihm auf der Stirn, zwischen den Augen, festgesogen, aber er merkt es nicht und lächelt sogar, da er träumt, daß alle Bürger der Stadt den Husten haben und bei ihm große Mengen seiner Hustentropfen kaufen. Man kann ihn jetzt weder durch Stiche noch mit Kanonen noch mit Zärtlichkeiten wecken.

Die Apotheke liegt beinahe an der Grenze der Stadt, so daß die Apothekerin weit hinaus ins Feld blicken kann. Sie sieht, wie der östliche Rand des Himmels ganz allmählich erbleicht und dann roth wird, wie von einer großen Feuersbrunst. Ganz unerwartet steigt hinter einem in der Ferne liegenden Gebüsch der große, breitgesichtige Mond langsam auf. Er ist roth; wie denn der Mond überhaupt, wenn er hinter einem Gebüsch hervorsteigt, aus irgend einem Grunde immer furchtbar verlegen ist.

Plötzlich ertönen in der nächtlichen Stille Schritte und Sporengeklirr. Man hört Stimmen. „Das sind die Offiziere, die vom Polizeiinspektor ins Lager heimgehen", denkt die Apothekerin.

Etwas später zeigen sich zwei Gestalten in weißen Offiziers-Sommerröcken; die eine groß und dick, die andere kleiner und dünner. Sie schreiten faul, eine hinter der anderen, längs dem Zaun einher und sprechen laut über irgend Etwas. Als sie sich der Apotheke genähert haben, beginnen beide Gestalten, immer langsamer zu gehen, und sehen nach den Fenstern. „Es riecht nach einer Apotheke . . ." sagt der Dünne. „Richtig, da ist sie auch! Aha, ich erinnere mich . . . In der vorigen Woche war ich hier und kaufte mir Rizinusöl. Hier ist ja der Apotheker mit dem sauren Gesicht und der Eselskinnlade. Das ist mal eine Kinnlade! Gerade mit so einer muß Simson die Philister verhauen haben.

„M—ja . . ." spricht der Dicke im Baß. „Die Apotheke schläft. Und auch die Apothekerin schläft. Hier giebt es nämlich, Obtjossow, eine hübsche Apothekerin."

„Ich habe sie gesehen. Sie gefiel mir sehr . . . Sagen Sie, Doktor, ist sie wirklich im Stande, diese Eselskinnlade zu lieben? Unmöglich?"

„Nein, wahrscheinlich liebt sie ihn nicht", seufzt der Doktor, mit einem Ausdruck, als thäte ihm der Apotheker leid. „Sie schläft jetzt hinterm Fenster,

das Püppchen! Obtjossow, he? Liegt vor Hitze so hingegossen ... das Mündchen ist halb geöffnet ... das Füßchen hängt zum Bett heraus. Der Schafskopf von Apotheker wird von diesen Sachen kaum viel verstehen ... Weib und Karbolflasche sind für ihn wohl ziemlich das Selbe!"

„Wissen Sie was, Doktor?" sagt der Offizier, der stehen bleibt. „Gehen wir mal in die Apotheke hinein und kaufen uns Etwas. Vielleicht sehen wir die Apothekerin."

„Nanu? In der Nacht!"

„Was ist denn dabei! Sie müssen ja auch in der Nacht öffnen. Vorwärts!"

„Meinetwegen ..."

Die Apothekerin, die sich hinter den Vorhang versteckt hat, hört die heisere Glocke. Sie sieht sich nach dem Manne um, der ruhig weiter schnarcht und süß lächelt — wegen der vielen Hustentropfen —, wirft sich in ein Kleid, steckt die bloßen Füße in Pantoffel und läuft in die Apotheke.

Durch die Glasthür sieht man zwei Schatten ... Die Apothekerin schraubt die Lampe auf und eilt zur Thür, um zu öffnen. Sie fühlt jetzt keine Langeweile und keinen Aerger mehr und will nicht mehr weinen; nur ihr Herz pocht heftig. Der dicke Doktor und der dünne Obtjossow treten ein. Jetzt kann man sie schon besser sehen. Der dickbäuchige Arzt ist schwarz, bärtig und unbeholfen. Bei der geringsten Bewegung kracht sein Rock und Schweißtropfen treten ihm auf die Stirn. Der Offizier ist rosig, ohne Schnurrbart, etwas weibisch und biegsam wie eine englische Reitgerte.

„Was wünschen Sie?" fragt die Apothekerin, die sich das Kleid über der Brust zusammenhält.

„Geben Sie ... äh ... äh ... für fünfzehn Kopeken Pfefferminzplätzchen!"

Die Apothekerin holt ohne Eile vom Regal eine Büchse und beginnt, zu wiegen. Die Käufer blicken ihr unverwandt auf den Rücken; der Arzt schließt halb die Augen, wie ein satter Kater, während der Lieutenant sehr ernst ist.

„Zum ersten Male sehe ich in einer Apotheke eine Dame," sagt der Doktor.

„Dabei ist nichts Besonderes ..." antwortet die Apothekerin, während sie nach dem rosigen Gesicht Obtjossows hinüberschielt. „Mein Mann hat keine Gehilfen; ich helfe ihm immer."

„So ... Sie haben eine ganz nette Apotheke! Wie viele verschiedene ... Büchsen es hier giebt! Und Sie fürchten sich nicht, hier inmitten von Giften zu leben? Brrrr!"

Die Apothekerin klebt das Päckchen zu und reicht es dem Doktor. Obtjossow giebt ihr ein Fünfzehnkopekenstück. Die Käufer sehen einander an, machen einen Schritt nach der Thür zu und sehen sich dann wieder an.

„Geben Sie mir, bitte, für zehn Kopeken Soda!" sagt der Doktor.

Die Apothekerin streckt die Hand wieder faul und lässig nach dem Regal aus.

„Hätten Sie nicht hier in der Apotheke so was ..." murmelt Obtjossow, die Finger bewegend, „so etwas, wissen Sie, Erfrischendes, irgend ein erquickendes Naß ... Selterswasser vielleicht? Haben Sie Selterswasser?"

„Jawohl", antwortet die Apothekerin.

„Bravo! Sie sind kein Weib, sondern eine Fee. Schleifen Sie uns also etwa drei Flaschen heran!"

Die Apothekerin verpackt eilig die Soda und verschwindet im Dunkel der Thür.

„Ein Bissen!“ sagt der Doktor blinzelnd. „So eine Ananas, Obtjossow, finden Sie selbst auf der Insel Madeira nicht. He? Was meinen Sie? Uebrigens . . . hören Sie das Geschnarch? Das ist der Herr Apotheker in höchsteigener Person, der da schlummeet.“

Nach einer Minute kehrt die Apothekerin zurück und stellt auf den Ladentisch fünf Flaschen. Sie war eben im Keller und ist daher roth und ein Bischen außer Athem.

„Tss . . . leiser!“ sagt Obtjossow, als sie beim Aufkorken der Flaschen den Korkenzieher fallen läßt. „Lärmen Sie nicht so, sonst wecken Sie Ihren Mann.“

„Nun, was ist denn dabei, wenn ich ihn wecke?“

„Er schläft so süß . . . träumt von Ihnen . . . Auf Ihr Wohl!“

„Und außerdem“, meint mit seiner Baßstimme der Doktor, der nach dem Selterswasser aufstoßen muß, „außerdem sind die Ehemänner ein so langweiliges Kapitel, daß sie gut thäten, immer zu schlafen. Na, zu diesem Wasserchen etwas Rothspon, das wäre was!“

„Was nicht noch!“ lacht die Apothekerin.

„Das wäre prächtig! Schade, daß in den Apotheken keine Spirituosen verkauft werden! Uebrigens . . . Sie müssen ja Wein als Medizin verkaufen. Haben Sie vinum gallicum rubrum?“

„Jawohl.“

„Na, also! Geben Sie ihn mal her! Hols der Teufel: nur her damit!“

„Wie viel wollen Sie?“

„Quantum satis!“ Zuerst geben Sie uns ins Wasser je eine Unze, — und dann wollen wir schon sehen. Obtjossow, he? Zuerst mit Wasser und dann nachher por se . . .“

Der Doktor und Obtjossow setzen sich an den Ladentisch, nehmen die Mützen ab und fangen an, Rothwein zu trinken.

„Der Wein ist aber, Alles, was recht ist, ein miserables Zeug! Vinum schwachissimum? Das muß man sagen! Uebrigens, in der Gesellschaft schmeckt er wie Nektar. Sie sind entzückend, meine Gnädige! Ich küsse Ihnen in Gedanken die Hand.“

„Ich würde viel darum geben, Das nicht nur in Gedanken thun zu können!“ sagt Obtjossow. „Auf Ehre! Ich würde mein Leben dafür geben!“

„Das lassen Sie nur bleiben . . .“ sagt Frau Tschornomordik erröthend und macht ein ernstes Gesicht.

„Wie Sie übrigens kokett sind!“ Der Doktor lacht leise und sieht sie schelmisch von unten herauf an. „Die Aeuglein schießen nur so! Piff! paff! Ich gratulire: Sie haben gesiegt! Wir sind gefangen!“

Die Apothekerin blickt auf ihre frischen Gesichter, lauscht auf ihr munteres Geplauder und wird allmählich selbst lebhafter. O, ihr ist es jetzt schon so heiter zu Muth! Sie betheiligt sich am Gespräch, lacht, kokettirt und trinkt sogar, nach langem Bitten der Käufer, etwa zwei Unzen Rothwein.

„Die Herren Offiziere müßten doch häufiger aus dem Lager in die Stadt kommen“, sagt sie; „sonst ists hier so furchtbar langweilig. Ich sterbe fast...“

„Natürlich!“ meint der Doktor empört. „So eine Ananas, ein Wunder der Natur, und in dieser Oede! Uebrigens ists für uns schon Zeit. Sehr angenehm gewesen, Ihre Bekanntschaft zu machen... sehr! Was haben wir zu zahlen?“

Die Apothekerin hebt die Augen zur Decke und bewegt lange die Lippen.

„Zwölf Rubel achtundvierzig Kopeken!“ sagt sie.

Obtjossow holt seine dicke Brieftasche hervor, sucht lange in einem Päckchen Papiergeld und zahlt.

„Ihr Mann schläft süß und träumt . . .“ murmelt er, während er der Apothekerin zum Abschied die Hand drück.

„Ich liebe keine Dummheiten . . .“

„Wieso denn Dummheiten? Im Gegentheil . . . es sind gar keine Dummheiten . . . Sogar Shakespeare sagt: ‚Selig, wer jung in der Jugend!‘“

„Lassen Sie meine Hand los!“

Endlich, nach langen Gesprächen, küssen die Käufer der Apothekerin die Hand und verlassen unschlüssig, als überlegten sie, ob sie nicht irgendwas vergessen hätten, die Apotheke.

Die junge Frau läuft schnell in das Schlafzimmer und setzt sich wieder ans Fenster. Sie sieht, wie der Doktor und der Lieutenant ungefähr zwanzig Schritt vor der Apotheke stehen bleiben und über Etwas zu flüstern anfangen. Worüber? Ihr Herz klopft, auch in den Schläfen klopft es; warum, weiß sie selbst nicht. Das Herz klopft so stark, als entschieden die Beiden, die dort flüstern, über ihr Schicksal. Ungefähr nach fünf Minuten verläßt der Doktor Obtjossow und geht weiter, während Obtjossow zurückkommt. Er geht an der Apotheke vorbei, einmal, zweimal . . . Bald bleibt er an der Thür stehen, bald geht er wieder weiter . . . Endlich wird die Glocke behutsam gezogen.

„Was? Wer ist da?“ hört die Apothekerin plötzlich die Stimme ihres Mannes. „Dort wird geklingelt und Du hörst es nicht!“ sagt streng der Apotheker. „Was für eine Unordnung!“ Er steht auf, zieht sich den Schlafrock an und geht, mit den Pantoffeln schlurfend und im Halbschlaf schwankend, in die Apotheke. „Was . . . wünschen Sie?“ fragt er Obtjossow.

„Geben Sie . . . geben Sie mir für fünfzehn Kopeken Pfefferminzplätzchen.“

Mit endlosem Schnaufen und Gähnen, unterwegs einschlafend und mit den Knien an den Ladentisch stoßend, klettert der Apotheker zu dem Regal hinauf und holt die Büchse . . .

Zwei Minuten später sieht die Apothekerin, wie Obtjossow aus der Apotheke herauskommt und, nachdem er einige Schritte gegangen ist, die Pfefferminzplätzchen auf die staubige Straße wirft. Hinter der Ecke hervor kommt der Doktor ihm entgegen . . . Sie treffen zusammen und verschwinden dann, mit den Händen gestikulirend, im Morgennebel.

„Wie unglücklich bin ich!“ spricht die Apothekerin, während sie ihren Mann, der sich schnell auskleidet, um weiter zu schlafen, voll Wuth betrachtet. „O, wie unglücklich ich bin!“ wiederholt sie, plötzlich in Thränen ausbrechend. „Und Niemand, Niemand weiß“ . . .

„Ich habe auf dem Ladentisch fünfzehn Kopeken vergessen“, brummt der Apotheker, der sich die Decke über den Kopf zieht. „Thu sie, bitte, in die Kasse...“

Und sofort schläft er wieder ein.

Petersburg. Anton Tschechow.

Selbstanzeigen.

Die Praeraffaeliten. Eine Episode englischer Kunst. Mit sechs Illustrationen. Straßburg. J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel) 1900.

Die Praeraffaeliten waren eine Gruppe englischer Maler, die sich im Jahre 1848 in London zusammenthaten, um die herrschende schablonenhafte Kunstrichtung durch eine neue, ehrliche, auf Naturliebe und Naturtreue basirende Malart zu ersetzen. Die gleiche innige und aufrichtige Sehnsucht nach wirklicher Kunst verbündete einige Maler, deren Persönlichkeiten ihrem Wesen nach ganz verschieden waren: Hunt, Millais und Rossetti. Als nach einigen Kampfjahren die Erkenntniß von den Nothwendigkeiten wahrer Kunst, vor Allem die Fähigkeit, Originales vom Schablonenhaften zu unterscheiden, auch ins große Publikum gedrungen war, konnte von den Mitgliedern der 1848 gegründeten Pre-Raphaelite Brotherhood jedes wieder daran denken, seinen eigenen Weg zu gehen. Und nun begann Millais, seine Bilder zu malen, Hunt, seine; und Rossetti drückte seine zarte Seele aus. Was man aber in der Kunstsprache praeraffaelitisch nennt, Das ist grundverschieden von der ursprünglichen Meinung der jungen Maler. Mein Buch soll nun einen Abriß der Geschichte der praeraffaelitischen Bewegung geben und versuchen, den Wandel im Sinne dieser Bezeichnung zu charakterisiren. An die Geschichte der Bewegung schließen sich Monographien über John Ruskin, der den Praeraffaeliten geistig verwandt war, und über die Häupter der Schule, Ford Madox Brown, den im Wesentlichen ersten Praeraffaeliten, Hunt, Millais, Rossetti und Burne-Jones. Das Buch schließt eine Uebersicht über die Ausläufer der englischen Bewegung. Denn sie ist aus. Es war eine Episode englischer Kunst. Die Wirkungen dieser Maler auf die britannische Kultur sind ungemein groß, aber jene Maler, die Hoffnungen für die Zukunft geben, sind keine Praeraffaeliten mehr. Sie haben sich die Resultate nutzbar gemacht und gethan, wie ja alle großen Meister: nach einer Lehrzeit haben sie sich bemüht, von aller Tradition frei ihr eigenes Wesen in ihren Werken auszudrücken. Illustrationen nach den charakteristischesten Werken Browns, Millais', Hunts, Rossettis und Burne-Jones' sind dem Buche beigegeben.

Wien. W. Fred.

Wörth. Illustrirt von Ch. Speyer (Stuttgart, Krabbe). 16. bis 20. Tausend.

Gravelotte. (Neue vermehrte und verbesserte Auflage, 16. bis 20. Tausend.)

Mit „Wörth" ist die Serie meiner illustrirten Schlachtdichtungen aus dem deutsch-französischen Kriege abgeschlossen. Bisher sind fünfundneunzigtausend Exemplare davon in den Buchhandel gekommen. „Wörth" schildert besonders die französischen Verhältnisse, wie ich sie in den historiques der einzelnen Regimenter fand.

Karl Bleibtreu.

Graphische Malerei. Neue graphische Kunsttechnik für alle Druckarten. 50 Exemplare gedruckt im Selbstverlag. Leipzig.

Es handelt sich um ein praktisches Verfahren, das dem zeichnenden Künstler ermöglichen soll, das direkt druckbare Original für alle Arten des Druckes zu schaffen. Mit säurewiderständigem Schwarz (graphischer Halbtontusche) wird die Skala aller Thonwerthe von Hellgrau zu Schwarz mit dem Pinsel tuschend aufgetragen, wobei stets sofort beliebig geändert, heller oder dunkler gestimmt werden kann, während die Lichter des Bildes mit säurenichtwiderständigem Weiß, gleichfalls mit dem Pinsel, aufgesetzt werden können. Durch gleichmäßiges Ueberstäuben mit Harzstaub und Einschmelzen wird dann diese dünne Malerei säurewiderständig auf der Platte (dünne Metallplatten, Zink etwa) fixirt und hierdurch gleichzeitig das für den Druck erforderliche Korn geschaffen.

Neben dieser Technik für Halbton enthält die Publikation Beispiele, wie man die Mittel der Radirung in neuer Art für Buchdruck verwenden und damit zeichnerisch feinste Präzision erreichen kann.

Wenn das Zeichnen oder Malen eines Originals auf Papier u. s. w. etwa einen Tag erfordert und etwa mit 50 Mark honorirt wird, so erforderte die Reproduktion dieses Originals an Kosten bisher etwa das Zwei- bis Achtfache. Diese Kosten können bei Anwendung der „graphischen Maltechnik" oder der „Hochdruck-Radirung" dem Künstler erhalten bleiben. Das Verfahren verlangt etwa ein Zehntel bis ein Fünftel der Zeit, die die Originalzeichnung in Anspruch nimmt.

Ich erwähne dankbar, daß Max Klinger bei Ausgestaltung dieser neuen künstlerischen Graphik mir ein freundlicher und unermüdlicher Berather war.

Leipzig. E. Klotz.

Der Katholizismus und die moderne Dichtung. Minden, J. C. C. Bruns.

Kuno Fischer, der große Meister in der Darstellung geistiger Strömungen, schreibt in seinem Bande über Descartes: „Katholizismus und Protestantismus sind weltgeschichtliche Gegensätze, die innerhalb des Christenthumes die Prinzipien des religiösen Lebens umfassen und erschöpfen, darum keine Vermischung, kein Kompromiß, kein Dasein des einen im andern, auch keine Zwischenformen gestatten. . ." Diese Auffassung liegt auch meiner Studie zu Grunde. Ich selbst gelangte zu ihr in erster Reihe durch die kleinen und kleinsten Erfahrungen des Gemüthslebens, die sich dem in einer gemischt-konfessionellen Gegend, an den Nordhängen des Riesengebirges, in dem Heimathstädtchen Karls Jentsch aufwachsenden, einer an Mischehen reichen Familie entstammenden Knaben aufdrängten. Das theoretische Studium der tridentinischen Lehre und Philosophie, Literatur, Geschichte haben dann aus jenen Anfängen eine bewußt und exklusiv protestantische Weltanschauung herausgearbeitet; protestantisch nicht im Sinne evangelischer Konsistorien oder Presbyterien, sondern im Geiste des jungen Luther, noch mehr vielleicht des unvergeßlichen Schleiermacher.

Die Schrift entstand in einzelnen Essays aus Anlaß des Falles Schell und der Inferioritätdebatte, zu der Zeit, wo die Worte „Reformkatholiken", „gebildete", „nichtultramontane" Katholiken wieder einmal spukten. Durch Vere-

mundus' vielberufene Brochure war der Schwerpunkt der Debatte aufs literarische Gebiet verlegt worden; dort glaubte ich, mich an ihr betheiligen zu dürfen. Schon nach den ersten Kapiteln spornte mich die Zustimmung urtheilsfähiger Männer, nur Detlev von Liliencron sei von ihnen genannt, zur Fortsetzung der zaudernd begonnenen Arbeit, die heute in Buchform vorliegt. Zur Inferioritätdebatte kommt sie etwas post festum, aber um ein Pamphlet war es mir auch nicht zu thun. Wenn ein unerwarteter politischer Zufall, die Lex Heinze, dennoch in diesen Tagen meiner Arbeit eine „Aktualität" verleiht, auf die ich selbst nicht gerechnet hatte, so gebührt mein uneingeschränkter Dank Herrn Roeren und der Centrumspartei, die es fertig gebracht haben, für ein paar Tage unsere schlummernden „weiteren Kreise" zu wecken und für das Verhältniß zwischen Katholizismus und Kunst zu interessiren. Ich freue mich dieser klerikalen Pionierarbeit; aber ich sehe in solcher zufälligen Wirkung den Zweck meiner Arbeit nicht erschöpft. Ich bilde mir ein, die Stellung des Katholizismus zur Moderne doch etwas tiefer durchleuchtet zu haben, als die zischenden Raketen öffentlicher Protestversammlungen es naturgemäß vermögen, so daß meine Ausführungen nicht mit der Inferiorität- und nicht mit der Heinze-Debatte stehen und fallen.

Meine Schrift beginnt mit einer historischen Darlegung der äußeren und der moralischen Machtentwickelung der katholischen Kirche vom Tridentinum bis in unsere Tage. Dann wird der Fall Schell kurz, das Auftreten Veremundus', der Inhalt und die Wirkung seiner Streitschrift eingehender geschildert und die Kardinalfrage der ganzen Debatte gestellt. Das folgende Kapitel betrachte ich als das grundlegende: es enthält anfangs eine knappe Skizze der Entwickelung der Kunst von den Uranfängen, über Griechenland und Kanaan hinweg bis zur Renaissance, gipfelt in der Darlegung der thomistischen Philosophie und führt dann die Entwickelung über Reformation und deutsche Renaissance (Klassizismus) bis zum Fiasko der Romantik weiter. Hierauf wird die Moderne, die ich von Freytags „Soll und Haben" an rechne, aus ihren beiden Grundlagen, Darwinismus und Marxismus, hergeleitet und nun die Stellung des Katholizismus zur neuen Dichtung ausführlich erörtert. Im vierten Kapitel versuche ich, den Nachweis zu führen, daß Maeterlincks Neuromantik keine katholisirende, überhaupt keine wirkliche Romantik, sondern ein gleichfalls auf Darwin und Marx basirendes Fortschreiten zur neuen Religion ist; weiterhin suche ich die messianische Dickens-Sehnsucht der katholischen Kreise zu begründen und als illusorisch nachzuweisen. Im sechsten Kapitel wird die moderne Bedeutung der Marienlyrik, die nicht zu unterschätzen ist, untersucht und im Schlußwort werden die Folgerungen aus allem bis dahin Dargelegten gezogen.

Daß jedes Kapitel ein paar Verse von Goethe als Motto trägt: darum brauche ich mich wohl nicht zu rechtfertigen. Der Name Goethe bezeichnet mir den unversöhnlichsten, den geschichtlich höchsten Gegensatz zum Katholizismus und allem Katholischen, der für mich denkbar ist, — sogar, wenn ich an Luther denke. Es war mein innigstes Bestreben, im Geiste dieser vorgesetzten Strophen und ihrer würdig meine Kapitel zu schreiben. Ob es mir gelungen ist, muß ich, wie alles Uebrige, dem Urtheil der Leser überlassen.

Greifswald. Dr. Ernst Gystrow.

In der Tulpe.

Die Liebenswürdigkeit des Dr. Armin Tille, des Herausgebers der „Deutschen Geschichtblätter", der meine harmlosen Plaudereien über die letzten Deutschen Historikertage auf die Schwindel erregende Höhe historischer Quellen emporgehoben hat, und ein mit einer gewissen Unwiderstehlichkeit auftretender innerer Drang versetzen mich in die unangenehme Lage, über Etwas zu schreiben, das so richtig kennen zu lernen, ich leider weder die Ehre noch das Vergnügen gehabt habe; ich meine den sechsten Deutschen Historikertag zu Halle an der Saale hellem Strande. Eigentlich ist es wohl recht unklug, dies Geständniß vorauszuschicken; denn ein vollkommener Berichterstatter erzählt selbst von Dingen, die er gar nicht gesehen hat. Aber ich darf mich ano geverde auf Mittheilungen Anderer verlassen, weil meine Gewährsmänner ja Historiker sind; und Historiker leben bekanntlich stets mit Frau Wahrheit in trautestem Verhältniß. Daß ich übrigens diesem Kongreß nicht in allen seinen Theilen beigewohnt habe, daran war weniger berufliche Abhaltung als vielmehr ein durch das Programm hervorgerufenes Mißtrauen schuld, die Zusammenkunft werde in ihren wissenschaftlichen Darbietungen nicht auf der Höhe der früheren Historikertage in Leipzig und Frankfurt, Innsbruck und Nürnberg stehen. Dieses Mißtrauen hat sich als durchaus unberechtigt herausgestellt. Denn Halle hat allgemein befriedigt.

Dieses Generalurtheil will immerhin Etwas bedeuten. Fehlte doch der Veranstaltung von vorn herein die beruhigende Bürgschaft vollen Gelingens und harmonischen Ausklingens, weil der Mann, der seit München die Seele der ganzen Einrichtung gewesen war, Felix Stieve, kurz nach der nürnberger Tagung, am zehnten Juni 1898, allzu früh für die Seinen und für seine Wissenschaft, gestorben war. Wer des Vorzugs theilhaftig geworden war, den Verlauf der ersten fünf Kongresse gewissermaßen hinter den Coulissen zu verfolgen, mußte erkennen, wie viel sie diesem mit gesellschaftlichen Gaben so reich ausgestatteten Manne verdankten. Mit banger Sorge war man erfüllt, wenn man sich das Schicksal der folgenden Kongresse vorstellte; ja, einzelne allzu ängstliche Gemüther glaubten schon die ganze Institution gefährdet. Nun: des Historikerverbandes und des Ortsausschusses Vorsitzende, Georg Kaufmann aus Breslau und Eduard Meyer in Halle, haben es ausgezeichnet verstanden, die Tagung zu einem glücklichen Ende zu führen. Während Kaufmann mit temperamentvoller Leidenschaftlichkeit und heißem Empfinden die Würde und den Ernst des wissenschaftlichen Leiters zu verbinden wußte, vertraten Eduard Meyers Schlagfertigkeit und herzliches Lachen mit Glück den gemüthlichen Theil des Tages in seinen nächtlichen Stunden. Und als Dritten im Bunde gesellte sich dazu der heitere, ansteckende Humor des stuttgarter Gymnasialrektors Egelhaaf.

Nur in einem Punkt weist der sechste Deutsche Historikertag ein Manko auf: in dem allgemein interessirender, den Geschichtunterricht wie die Geschichtforschung umspannender Probleme. Man wende mir nicht ein: bei den Debatten über solche Fragen komme ja nie was Rechtes heraus. Das ist nur zum Theil richtig. Gewiß ist der Einfluß, den man mit Resolutionen u. s. w. auf Ministerien und Unterrichtsverwaltungen zu üben hoffen darf, nicht zu überschätzen; im günstigsten Fall sind und bleiben sie „schätzbares Material". Aber für die Kongresse selbst

bilden Berathungen und Beschlüsse doch einen recht nützlichen, ja vielleicht nothwendigen Kitt. Wenn ich das Verzeichniß der hallischen Vor- und Anträge betrachte, so suche ich vergeblich nach Anziehendem, centripetal Wirkendem. Wer ist — außer Denen, die auf diesen beschränkten Gebieten gearbeitet haben — ohne Weiteres in der Lage, zu den neuen Ergebnissen der Papyrusforschung, zur Würdigung der napoleonischen Frage, zur Klärung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Byzanz zu sprechen, ohne sich zu blamiren? Wer ist ohne vorherige Spezialstudien im Stande, Hecks Annahme, daß der Verfasser des Sachsenspiegels die städtischen Verhältnisse in seine Schilderung einbezogen hat, zu stützen oder zu widerlegen? Wer darf sich erdreisten, zur Entwickelung der historischen Professur in Königsberg und zur Trennung der Niederlande vom Deutschen Reich auch nur einigermaßen werthvolle Aufschlüsse so zu sagen aus dem Aermel zu schütteln? Hinter solchen Darbietungen bedeutet doch der Vermerk „Mit anschließender Diskussion" nur eine Aufforderung an wenige Kenner, ihr Licht leuchten zu lassen, während die große Masse zu andachtvollem, staunendem Schweigen verurtheilt ist. Dem gegenüber hatte auch Kalkoffs Antrag: der Verband deutscher Historiker möge dahin wirken, daß die gesammte politische Korrespondenz Karls des Fünften in rascher Folge veröffentlicht und nach dem Vorbilde der sächsischen Geschichtkommission der Stoff zur Geschichte der kaiserlichen Finanzen und der übrigen Verwaltungthätigkeit Karls gesammelt und bearbeitet werde, kein imponirendes Gewicht. Ich gehöre nicht zu Denen, die in der Aufstellung dieses „vorurtheillosen" Programmes Methode witterten, Absicht merkten und verstimmt waren (man wolle nämlich aus den kulturgeschichtlichen und pädagogischen Gleisen in die der „politischen" Geschichtschreibung einschwenken, um sich in Berlin möglich zu machen), sondern glaube an einen unglücklichen Zufall, der wenigstens das Gute hatte, als Warnung für die zukünftigen Kongresse zu dienen. Ein Bischen Prinzipienreiterei ist nicht zu entbehren; und ein Historikertag ohne Referat, Korreferat und Resolution ist eigentlich keine echte Zusammenkunft deutscher Gelehrten.

Abgesehen von diesem grundsätzlichen Einwand hat Halle ganz entschieden bedeutend mehr gebracht, als man erwarten durfte. Namentlich haben die beiden Vorträge von Mitteis (Papyrusforschung) und Gelzer (Byzanz) sehr angenehm überrascht. Die Hörer waren darüber einig, daß selten ein so gelehrt trocken aussehendes Thema wie das der Papyrusforschung in so fesselnder, geradezu glänzender Form geboten worden ist, wie es in Halle durch den leipziger Rechtslehrer in einer den wahren Universalhistoriker kennzeichnenden Weise geschah. Und Gelzers Vortrag war von prachtvoller Satire erfüllt.

Doch meine eigentliche Aufgabe kann nicht darin bestehen, gelehrte Auseinandersetzungen über die wissenschaftlichen Darbietungen zu liefern, sondern darin, das ganze Gebahren und Gehaben des Kongresses plaudernd zu schildern. Namentlich wollen die geneigten Leser wahrscheinlich bald erfahren, wie sich die für eine Gelehrtenzusammenkunft überaus poetische Ueberschrift dieser Skizze erklärt. Sie kommt einfach daher, daß sich Alles, was in den Tagen und Abenden zwischen dem dritten und siebenten April in Halle passirt ist, in den Räumen der direkt neben der Universität an der alten Promenade gelegenen „Tulpe" abgespielt hat. Zunächst die Begrüßung. Bekanntlich ist Das immer der anregendste Theil der gesammten Veranstaltung, weil Einem beim üblich gewordenen Namensaufruf

viele Fachgenossen auf einmal und — wenn die Einzelnen laut reden — deutlicher als sonst vorgestellt werden. Dabei ist es interessant, zu beobachten, wie die einzelnen Namen wirken. Recht bezeichnend war es für den hallischen Tag, daß kein Geschichtschreiber von Beruf, sondern ein Schriftsteller den einzigen lauten Beifall der Anwesenden ob seiner Theilnahme am Kongreß einheimste, nämlich Heinrich Friedjung aus Wien, der Verfasser des ausgezeichneten Werkes über den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859/66. Für die innere Tüchtigkeit dieses Mannes spricht besonders der Umstand, daß ihn der rasch erworbene Ruhm nicht geblendet, nicht vom freien Liebhaberthum abgewendet hat; er wird auch fernerhin seinen Neigungen leben und verschmäht es, sich in den Dienst findiger Verleger zu stellen. So darf man auch von seiner nächsten Veröffentlichung, der Herausgabe eines politische Dinge berührenden wichtigen Briefwechsels, Tüchtiges erwarten. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß sein in der wegen ihrer überaus schlechten Akustik verschrienen Universitätaula gehaltener Vortrag über das Angebot der deutschen Kaiserkrone an Oesterreich im Jahre 1814 einigermaßen enttäuscht hat; die pièce de résistance des Programmes erwies sich als eine allzu stark mit Anmerkungen gespickte Vorlesung ohne Heraushebung großer Gesichtspunkte; fesseln konnten darin eigentlich nur die Charakteristiken von Stein und Stadion.

Die Leitung der einen breiten Theil der Zusammenkunft beanspruchenden hierologischen Seite ruhte in den mächtigen Händen von Eduard Meyer, der mit seiner durchdringenden Stimme zum Präsiden geschaffen erscheint. Dies Amt gefiel ihm auch selbst so gut, daß er die Neuerung eines Kommerses einführte, dem er natürlich wieder präsidiren mußte. Die Neuerung war insofern kühn genug, als sie nur durch wenige Stunden vom Festessen getrennt war. Dennoch gelang sie ausgezeichnet. So ausgezeichnet, daß ein Bekannter, der mich nach dem Diner zu einem hygienischen Spazirgange nach der in Abendbeleuchtung hoch romantisch anmuthenden Moritzburg und den überaus nüchternen Francke-Stiftungen aufgefordert und mir dabei erklärt hatte, so gemüthlich und herzerquickend wie in München könne es in Norddeutschland niemals werden, schon nach zwei Stunden Kommersirens einen mit Beifall aufgenommenen Toast auf die herrschende, an Süddeutschland erinnernde Gemüthlichkeit und Herzlichkeit hielt.

Der ganze Ton war in Halle überhaupt famos. Zum größten Theil lag Das mit an der unerwartet regen Betheiligung, die wohl selbst wieder aus der Gunst der geographischen Lage (ich kann nun mal den Ratzelianer nicht verleugnen) zu erklären ist. Auf der zweiten offiziellen Liste der Theilnehmer stehen 180 Namen: eine Zahl, die nur von der in Leipzig 1894 festgestellten übertroffen wird. Dabei ist noch zu bedenken, daß mehr als ein halbes Dutzend von Matadoren der Geschichtwissenschaft (Karl Lamprecht aus Leipzig, August Fournier aus Wien, Luschin von Ebengreuth aus Graz, Georg Erler aus Königsberg und Andere), die sich auf einen besonderen Zettel eingeschrieben hatten, aus Versehen nicht mitgedruckt worden war.

Von bemerkenswerthen Theilnehmern möchte ich, abgesehen von den schon gelegentlich namhaft gemachten, folgende Herren aus der großen Menge herausheben. Fritz Arnheim, einer der regelmäßigsten Besucher der Historikertage, hatte den Verfasser des (von ihm ins Deutsche übersetzten) Originalwerkes über Finland, Professor Schybergson aus Helsingfors, mitgebracht, der eine trotz

ihrem gebrochenen Deutsch ergreifende Tischrede über sein unglückliches Vaterland hielt. In ähnlichen Gedankengängen bewegte sich die Ansprache des Deutsch-Oesterreichers Bachmann (Prag), der für seine Landsleute Fournier, Friedjung, Hupka (Wien), Jung (Prag), Kaser (Wien), Lukas (Graz), Luschin von Ebengreuth, Mitteis (erst seit Kurzem reichsdeutsch geworden), Swoboda (Prag), Wenger (Graz), Werunsky (Prag), von Wretschko (Innsbruck) und den Getreuesten der Treuen: von Zwiedineck Südenhorst-(Graz), bei Tisch das Wort ergriff; Deutsch-Oesterreich war, wie man sieht, wieder recht gut vertreten. Da wir nun einmal ins hochpolitische Gebiet geschweift sind, will ich gleich Dietrich Schäfer erwähnen. Weniger wegen seines (hochgespannte Erwartungen nicht erfüllenden) Vortrages über das Eintreten der nordischen Mächte in den Dreißigjährigen Krieg als wegen seiner wirklich packenden extemporirten Kommersrede über Weltpolitik und Burenkrieg; hier schöpfte der Hanseforscher aus dem Vollen und kargte nicht mit sittlicher Entrüstung. Von politischen Persönlichkeiten aus der Provinz — Herr Harden verzeihe mir den Schmerz, den ich ihm jetzt bereiten muß — hatten sich in die Liste eintragen lassen: der Oberpräsident von Boetticher, der Regirungpräsident a. D. v. Diest und der Regirungpräsident Freiherr von der Recke aus Merseburg; außerdem der Kurator der Universität, Geheimrath D. und Dr. Schrader, und der hallische Oberbürgermeister Staude. Auch sonst hatten sich natürlich aus Halle viele Besucher angemeldet; mehr als ein Viertel der Theilnehmer waren Hallische. Unter ihnen wären zu nennen: der gastfreie und trinkfeste Geheimrath Theodor Lindner, der „junge" Droysen, der alte Haym, einer der letzten vom deutschen Parlament, der Rechtsenzyklopädist Loening, der Haeckelgegner Loofs, Lamprechts Befehder Rachfahl, der tüchtige und deshalb bescheidene Merowinger-Schultze, der Zollernfreund Sommerlad.

Die gelegentliche Erwähnung des Namens Lamprecht verschafft mir die willkommene Gelegenheit, nach retrospektiver Methode auf die in Leipzig vollzogene eigentliche Einleitung des sechsten Historikertages zurückzugreifen. Um die von auswärts eingetroffenen Vertreter der einzelnen Kommissionen für Landesgeschichte: Busch für Württemberg, den Archivrath Krieger für Baden, Hansen für die Rheinprovinz, Henri Pirenne für Belgien, Georg Steinhausen für Thüringen, Größler (Eis-) und Reischel (Oschersleben) für die Provinz Sachsen, den jovialen Regirungrath Ermisch für das Königreich Sachsen, den mich und mein Werk andauernd mit rückhaltloser Anerkennung förmlich überschüttenden Meinecke für die Mark Brandenburg, Simson für Westpreußen, Prutz, eine der Säulen der Historikertage, für Ostpreußen und Hans von Zwiedineck für die Steiermark, vor Eintritt in die gemeinsame Berathung mit einander bekannt zu machen, hatte Professor Lamprecht eine Zusammenkunft in seinem Hause veranstaltet. Ihr folgte am nächsten Morgen eine vierstündige heiße Redeschlacht; denn auf der Tagesordnung stand in erster Linie die Grundkarten-Angelegenheit. Es wird manchem Leser dieser Zeilen noch nicht bekannt sein, daß sich Gerhard Seeliger, neben Erich Marcks Kollege Lamprechts an der leipziger Hochschule, in einem längeren Aufsatze gegen eine weitere Hergabe von Mitteln zur Herstellung von Grundkarten erklärt hatte, weil ihre kartographische Basis, die Gemarkungsgrenzen, im Laufe der letzten Jahrzehnte viel zu starken Veränderungen ausgesetzt gewesen sei, als daß sie heute noch rückwirkende Kraft,

wissenschaftlichen Werth beanspruchen dürfe. Dieser Vorstoß gegen die auf hartnäckige Anregung Thudichums durch Lamprecht ins Leben gerufene „Centralstelle für Grundkarten" hatte bei den in Betracht kommenden Kultusministerien peinliche Betrachtungen erweckt und ein Mißtrauen gegen die schon so schön in Fluß gerathene Grundkartenforschung erzeugt, das schleunigst zu zerstreuen die wichtigste Aufgabe der vierten Konferenz deutscher Publikation-Institute war. Diese schwierige Aufgabe ist, so viel man sehen kann, zur Zufriedenheit gelöst worden. Feinde und Freunde haben sich dahin geeinigt, für wünschenswerth zu erklären: „daß die Herstellung von Grundkarten energisch weiter gefördert werde" (Thudichum-Lamprechtianer) und „daß insbesondere Untersuchungen über die Entstehung, das Alter und die Veränderung der Gemarkungsgrenzen innerhalb der einzelnen Gebiete angestellt werden" (Seeliger und seine Anhänger). Das ist ein Kompromiß, dessen Zustandekommen dem diplomatischen Geschick Lamprechts zu verdanken ist. Ferner hatte sich die Konferenz mit dem Fortgang des Unternehmens einer historisch kirchlichen Geographie Deutschlands zu befassen und hat, um möglichst bald den einst von Georg Steinhausen angeregten Gedanken der Veröffentlichung von „Denkmälern deutscher Kulturgeschichte" verwirklichen zu können, beschlossen, Verzeichnisse des vorhandenen Stoffes an Reiseberichten und Tagebüchern in Deutschland herbeizuführen; diesen Beschluß theile ich im Wortlaut mit, weil nur eine wirksame Bekanntmachung den erstrebten Erfolg verspricht.

Zum Schluß noch die wichtige Mittheilung, daß sich der Deutsche Historikertag zu der Ansicht bekehrt hat, der echte Geschichtschreiber müsse sich auch mit der Prähistorie im verwegensten Sinne des Wortes, mit Urgeschichte, beschäftigen („Lieder für die sechste Versammlung Deutscher Historiker", Seite 10, Nummer 12: Urweltnebel, Centrifugalgewalten u. s. w.) Mit weniger Befriedigung jedoch muß ich festnageln, daß man dort für Das, was man Weltgeschichte zu nennen pflegt, immer noch bei einer Dreitheilung beharrt hat (ebenda, Seite 10 und 11, Nummer 13); erste Periode: Wassertrinkerei, zweite: Wein mit Wasser, dritte: Wein ungemischt. Wo, frage ich nun aber wohl mit Recht, wo bleibt das Kulturzeitalter des Bieres mit seinen eminent sozialpsychischen Kräften?

Leipzig. Dr. Hans F. Helmolt.

Kohlenwucher?

Die Kulturfaselei nimmt nachgerade erschreckliche Dimensionen an. Regierende und Regirte blasen der Nachbarschaft in die Ohren, daß nur die Wohlfahrt des Volkes das Ziel ihres Strebens bilde, und der Kaufmann, der die Waare — natürlich! — theurer abgiebt, als er sie eingekauft hat, wird behandelt, als habe er ein Verbrechen begangen. Ist es aber etwa seine Aufgabe, das Allgemeinwohl, das auch die anderen Stände nicht zur Richtschnur ihres Handelns machen, zu hüten? Er hat sich, wie mir scheint, recht und schlecht durch die Welt zu schlagen und dabei, so weit ers vermag, die Scheuer zu füllen. Sehr schnell ruft man heutzutage nach einem Monopol und der Verstaatlichung eines

Gewerbes oder einer Industrie, sobald die Ausbeutung einer Nothlage befürchtet wird. Die Stimmung schlägt dann wieder um, wenn eine monopolartige Bindung eine gleichmäßige Theuerung für die ihr anheimgefallene Waare herbeiführt. Ein solcher Wandel der Anschauungen wäre unschädlich, wenn sich ihm nicht unsere allzu gefällige Regirung artig anzuschmiegen suchte. Jetzt bietet dem Geschrei über eine angebliche Ausbeutung der Bevölkerung die Kohlennoth, die schon fast ein Jahr lang in Deutschland dauert und in der maßlosen Erhöhung des industriellen Bedarfes ihren Hauptgrund hat, einen trefflichen Resonanzboden. Nun würde zwar jeder Landwirth, jeder Weber, Ziegler und Papierfabrikant, mag er sein Geschäft im Großen oder im Kleinen betreiben, wüthend werden, wenn ihn Jemand hindern wollte, die Konjunktur voll auszunützen. Die selben Leute möchten aber dem Kohlengrubenbesitzer und Kohlenhändler dieses Recht beschränken und die Zwangsgewalt des Staates gegen sie mobil machen.

Wie Kohlenwucher aussieht und was unter einer Ausnutzung der Kohlennoth durch die Produzenten zu verstehen ist, mag ein Blick auf die böhmischen Verhältnisse lehren, die wesentlich anders als die deutschen liegen. Nach der letzten amtlichen Statistik des böhmischen Braunkohlenverkehrs wurden im Jahre 1898 im Revier Aussig-Teplitz-Brück-Komotau mit 25212 Arbeitern 15044563 Tonnen Kohle gefördert. Die Leistung eines Arbeiters betrug demnach 596 Tonnen im Jahr oder bei 298 Arbeitstagen 2 Tonnen am Tage; durchschnittlich leisteten fünf Arbeiter einen Waggon zu 10 Tonnen an einem Tage. Nimmt man, hochgerechnet, den durchschnittlichen Tagesverdienst eines Arbeiters mit 2 Gulden an und würden die Kohlenwerke die in der letzten Zeit nach dem Strike um 10 Prozent gesteigerten Löhne um weitere 10 Prozent erhöhen, woran aber einstweilen nicht zu denken ist, so würde Das eine Zunahme des Lohnes um 40 Kreuzer für den Arbeiter und Tag bedeuten; da fünf Arbeiter durchschnittlich an einem Tage einen Waggon Kohlen leisten, würde die ganze Lohnerhöhung $5 \times 40 = 2$ Gulden für den Waggon ausmachen. Geht man noch weiter und nimmt an, daß den Arbeitern noch größere Zugeständnisse, wie Wohlfahrteinrichtungen und Abkürzung der Arbeitzeit, gemacht würden, und veranschlagt man diese Zugeständnisse mit 10 Prozent des Tagelohnes von 2 Gulden, so ergiebt Das für den Arbeiter und Tag 20 Kreuzer oder für den Waggon Kohle von 10 Tonnen eine weitere Vertheuerung um 1 Gulden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Abkürzung der Arbeitzeit, da meist im Akkord gearbeitet wird, sich nicht in einer Vertheuerung der Gestehungkosten der Kohle, sondern nur in einer Verringerung des Tagesverdienstes des Arbeiters ausdrücken würde. Selbst wenn also die Werke alle Forderungen, die nur irgend die Arbeiter in nächster Zeit stellen könnten, bewilligten, so würde doch die Erhöhung der Gestehungkosten der Kohle nicht mehr als 3 Gulden für den Waggon betragen. Trotzdem haben die böhmischen Grubenbesitzer unter Berufung auf die Arbeiteransprüche die Kohlenpreise vorläufig um 6 bis 15 Gulden für den Waggon erhöht. Da keine andere Erklärung für die Vertheuerung gegeben wird, könnte hierin ein Wucher erblickt werden. Die Grubenbesitzer selbst werden es aber als ihr gutes Recht hinstellen, nach eigenem Gutdünken jeden Preis, der ihnen bewilligt werden kann, auch zu fordern. Die österreichische Regirung suchte sich in den Streit zwischen Erzeugern und Verbrauchern einzumischen, hatte aber mit ihren guten

Absichten, die zunächst auf die Anstellung von Ermittelungen abzielten, wenig Glück; die Vereinigung der Montan-, Eisen- und Maschinenindustriellen lehnte die ihr angesonnene Theilnahme an der von der Regirung einberufenen Enquete kurzer Hand mit der Begründung ab, daß sich die Preisbildung der Kohle lediglich nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage regeln müsse. Die an den von der Regirung herbeigeführten Berathungen Theilnehmenden überließen den Industriellen die Aufgabe, sich über ihre Wünsche und Beschwerden mit den Kohlenproduzenten zu einigen. Schließlich sah auch der Handelsminister von Call ein, daß es am Besten sei, beiden Theilen anheimzugeben, „auf dem Wege eines loyalen Einvernehmens und in der Erkenntniß, daß ja ihre Interessen in vielen Beziehungen gemeinsam sind, eine Verständigung zu suchen."

Die österreichische Regirung hat also bei ihrem Bemühen, einem verhaßten Kohlenwucher entgegenzutreten, keinen Lorber gepflückt. Trotzdem reizt ihr Vorgehen, das resultatlos blieb, unsere Staatsbahnenverwaltung zu dem Versuch einer „Versöhnung der Industrie". Nächstens wird mit „Ermittelungen" begonnen werden und ihnen werden vielleicht Maßnahmen folgen, die nur auf den augenblicklichen vorübergehenden Nothstand zugeschnitten sind, die aber als Beruhigung- und Beschwichtigungmittel wirken. Wenn bei uns von einer Kohlennoth gesprochen wird, so darf hierunter nur der Mangel an Material, nicht aber die Höhe des Preises verstanden werden. Wir sind in steigendem Maße auf die Verwendung ausländischer Kohle angewiesen; als nun in Folge des böhmischen Kohlenarbeiterausstandes die dortigen Gewinnungstätten mit ihrer vorwiegend für Deutschland bestimmten Förderung lahmgelegt waren, ohne daß wir uns auf den sich hieraus ergebenden Ausfall in der Zufuhr vorbereiten konnten, mußten die Betriebe stocken, die auf die böhmische Versorgung angewiesen waren. Das wurde um so schwerer empfunden, als die Erweiterung industrieller Anlagen und die lange Dauer des Winters den Bedarf in außergewöhnlichem Maße steigerten. Die Wiederaufnahme von Sommerbetrieben und die Eröffnung der Schiffahrt verschärften die Noth; besonders machte sie sich für kleine Körnungen bemerkbar, von denen bei der lebhaften Beschäftigung der Hüttenindustrie die Werke im Kohlenrevier erheblich größere Mengen als sonst für ihren Eigenbedarf gebrauchten, so daß die Verbraucher, die sich sonst dieser Sortimente bedient hatten, vielfach zur Verwendung größerer Sorten übergehen mußten. Ein Wechsel in der Speisung der Maschinen wurde nöthig; deshalb müssen die Techniker bei der Errichtung neuer Anlagen mehr als bisher ihr Augenmerk darauf lenken, die Betriebe so einzurichten, daß sie nicht auf die Verwendung einer einzelnen Kohlensorte angewiesen sind. Jedenfalls ist es nicht angenehm, dort, wo bisher deutsche Steinkohle verfeuert wurde, es plötzlich mit minderwerthiger Braunkohle oder Steinkohle versuchen zu müssen. Immerhin wäre die Unmöglichkeit, Kohlen zu erhalten, auch nicht zeitweise in Deutschland eingetreten, wenn nicht die Gruben den verhängnißvollen Fehler begangen hätten, größere Mengen zu verkaufen, als sie zu fördern in der Lage waren. Die Kontingentirung des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikates fußt in Folge Dessen, obgleich es weder unter bedeutsameren Betriebsstörungen noch unter Arbeiterausständen zu leiden hatte, auf einer falschen Voraussetzung und giebt kein deutliches Bild des wirklichen Kohlenverbrauches. Von den dem Syndikat angehörenden zweiundneunzig Bergwerksunternehmern haben nur dreiundzwanzig ihr Be-

theiligungquantum überschritten, während die übrigen neunundsechzig mit der Förderung unter der von ihnen gewünschten und ihnen zugewiesenen Quote zurückblieben, obwohl sie ihre Produktion erhöhten; wenn auch die meisten Zechen Arbeitermangel als Ursache der Minderförderung angeben, so haben sie doch von vorn herein bei der Einschätzung ihrer Betheiligung, deren Höhe für den Abschluß von Lieferungen maßgebend war, ihre Leistungfähigkeit überschätzt. Das Verhältniß zwischen Betheiligungziffer und Förderung der Syndikatszechen in den letzten Jahren ergiebt sich aus den nachstehenden Tabellen:

	Betheiligungziffer	Steigerung gegen das Vorjahr	
Jahr	Tonnen	Tonnen	Prozent
1894	36 978 603	1 606 686	4,54
1895	39 481 398	2 502 795	6,77
1896	42 626 516	3 145 118	7,38
1897	46 106 189	3 370 600	7,89
1898	49 687 590	3 581 401	7,77
1899	52 397 558	2 710 168	5,45

	Förderung	Steigerung gegen das Vorjahr	
Jahr	Tonnen	Tonnen	Prozent
1894	34 993 116	1 442 680	4,30
1895	35 354 842	661 726	1,03
1896	38 916 112	3 561 270	10,08
1897	42 195 352	3 279 240	8,43
1898	44 865 535	2 670 184	6,33
1899	48 024 014	3 158 479	7,04

Bei fast allen Sorten ergiebt sich für den Absatz eine höhere Ziffer als für die Jahresförderung; es konnte eben mit den gesammten Vorräthen aufgeräumt werden. So stellte sich für Fettkohlen die Förderung auf 26 780 533 und der Absatz innerhalb des letzten Jahres auf 27 765 652 Tonnen, für Eß- und Magerkohlen die Förderung auf 5 990 801 und der Absatz auf 6 004 488 Tonnen; nur bei Gas- und Gasflammkohlen blieb der Absatz mit 14 244 836 Tonnen etwas hinter der Förderung, die 14 252 680 Tonnen betrug, zurück. Auf den Uebergang von Kohlen in den freien Konsum wirkt es erschwerend, daß die Hüttenwerke von ihren Kohlen fast nichts mehr verkaufen und daß wachsende Quantitäten Kohle für Kokes und Briketts verwendet werden. Auch der Ankauf von Syndikatszechen durch Eisenwerke, der immer beliebter wird, trägt zur Schwierigkeit der allgemeinen Kohlenversorgung bei. Freilich dürfte sich das Syndikat genöthigt sehen, künftig die an die Hütten übergehenden Zechen nicht mehr aus ihren Verbandsverpflichtungen zu entlassen; dann wäre die Liebesmühe der Hütten vergeblich. So lange aber England und Amerika uns überschüssige Kohlenvorräthe zur Verfügung stellen können, mag die Befürchtung, das Material zur Versorgung der Oefen und Maschinen werde uns ausgehen, verschoben werden, — ganz abgesehen davon, daß Deutschland selbst noch auf Jahrtausende hinaus abbaufähige Grubenfelder, die auch dem mächtigsten Kohlenbedarf genügen würden, besitzt.

„Aber die Kohlenpreise, die wucherisch in die Höhe getrieben werden“: so höre ich jammern. Die Bedarfs- und Konkurrenzfrage werden vermöge ihrer Schwer- und Schaukelkraft den nöthigen Ausgleich von selbst herbeiführen, wenn nur nicht der Staat an der Preisfrage herumdoktort und sie auf dem Verwaltungwege für immer stabil erhält: so lautet meine Antwort. Im Allgemeinen ist der Kohlenpreis heute, im April 1900, noch nicht höher als vor zehn Jahren. Ein Vergleich zwischen dem Jahr 1890 und dem Durchschnitt der letzten Jahre ergiebt die folgende Preisskala für deutsche Steinkohlen:

		1890 Mark	1898 Mark	1899 Mark
in Berlin ab Waggon	westfälische Gaskohle	24,00	21,30	22,25
	oberschlesische Stückkohle	20,30	18,18	19,17
	niederschlesische Stückkohle	22,10	20,20	21,13
in Breslau Grubenpreis	oberschlesische Gaskohle	9,50	9,10	9,80
	niederschlesische Gaskohle	13,40	13,10	13,69
in Dortmund ab Werk	gestürzte Stückkohle	12,90	9,70	10,00
	Puddelkohle	9,90	8,70	9,00
in Düsseldorf ab Werk	Flammkohle	12,60	9,50	10,00
	Fettkohle	12,10	9,00	9,38
	Magerkohle	12,40	8,80	9,00
	Gaskohle	14,90	10,90	11,75
in Essen ab Werk	Flammkohle	12,40	8,80	9,13
	Fettkohle	10,70	9,10	9,37
	Magerkohle	11,00	8,60	8,88
	Gaskohle	14,60	11,50	11,75
in Hamburg ab Bord	westfälische Nußkohle	19,10	16,80	18,00
in Saarbrücken ab Grube	Flammkohle	10,70	9,70	10,40
	Fettkohle	10,90	8,80	9,60

Auch englische Steinkohlen, die ja billiger als deutsche sind, stellten sich in den letzten Jahren in Deutschland nicht höher als im Jahre 1890, obwohl der wachsende Verbrauch einer Preissteigerung förderlich war; es kostete nämlich

		1890: Mark	1898: Mark	1899: Mark
in Danzig ab Bord	englische Nußkohle	19,70	16,70	19,03
	schottische Maschinenkohle	16,20	15,20	17,09
in Hamburg ab Bord	beste West-Hartley-Kohle	18,30	14,60	15,90
	Sunderland-Nußkohle	18,60	14,40	15,63

Das sind die im Großhandel gezahlten, eigentlich marktgängigen Kohlenpreise, über die Niemand hinausgehen durfte, der vorsichtig genug war, Jahreslieferungen abzuschließen, — falls sich überhaupt sein Bedarf so hoch stellt, daß die Händler mit ihm in direkten Verkehr treten. Wer sich nicht in dieser glücklichen Lage befindet und nicht schon vorher zur festen Kundschaft eines Lieferanten zählte, mußte freilich ganz andere, wesentlich höhere Preise anlegen, ja, mochte froh sein, wenn er überhaupt irgendwo seinen Kohlenbedarf decken konnte. Der Vorwurf des Wuchers darf sich deshalb nur gegen die Händler richten, die nicht durch langfristige Lieferungvereinbarungen gebunden sind. So weit sich in ihren Händen noch Mengen befanden und befinden, über die sie frei verfügen können, ohne nach irgend einer Richtung hin vertragsbrüchig zu werden, haben sie sich —

und zwar um so mehr, einen je tieferen Rang als Abnehmer der Händler, also als Unterhändler, sie einnehmen — allerdings schlimme Uebergriffe zu Schulden kommen lassen. Wer darf Das aber Leuten verdenken, die mitunter Jahre hindurch ohne jeden Verdienst ausgehen? Sie wären schlechte Kaufleute, wenn sie in dem Glücksfalle, in dem sie die Konjunktur richtig vorausgesehen haben, von der Macht, die ihnen die Entwickelung der Zeitumstände einmal gewährt, keinen Gebrauch machen wollten. Selstverständlich lieferten sie die Kohle, deren Werth durch jeden Tag längeren Lagerns stieg, Denen, die in der größten Verlegenheit waren und deshalb die höchsten Preise boten, weil sie sonst den eigenen Verpflichtungen nicht gerecht werden konnten, Arbeiter, die sie bald wieder brauchten, entlassen mußten, Konventionalstrafen wegen unpünktlicher Lieferung zu zahlen hatten und genöthigt gewesen wären, ihren Betrieb einzustellen. Gerade kleinere Firmen, auf die sonst die Sonne der Großen nicht herabscheint, haben Riesenverdienste eingeheimst, wenn die Kohlenmengen, über die sie verfügten, umfangreich genug waren. Nur in beschränktem Umfange darf von den Machenschaften und Treibereien der Händler gesprochen werden, die unter einer verwerflichen Ausbeutung der gespannten Lage mit ihren Angeboten zurückhalten, um von ihren Abnehmern immer höhere Preise fordern zu können. Nur unter dieser Einschränkung darf gegenüber dem Kohlensyndikat, dessen maßvolle Haltung und günstige Einwirkung auf die Preisgestaltung fast allgemein anerkannt wird, das Bedauern geäußert werden, daß es nicht in der Lage war, bei den Abschlüssen mit den Händlern sich den Einfluß und die Kontrole auf und über die Preisfestsetzung und den Absatz im Zwischenhandel zu sichern, der eine Ausbeutung der Kohlenverbraucher verhindert hätte. Das Syndikat wird es hoffentlich als seine Pflicht erachten, die Verbraucher, die bisher überhaupt keinen Abschluß machen konnten, aus den von ihm zurückgehaltenen oder abgestrichenen Mengen zu befriedigen. Das Syndikat kennt selbst ja am Besten das verwerfliche Treiben einzelner Zwischenhändler, die jetzt die ihnen günstige Marktlage in einer wucherisch zu nennenden Weise ausbeuten. Nun sind aber bereits die für 1900 bis 1901 abgeschlossenen Mengen auf den Markt gekommen und das Syndikat muß dafür sorgen, daß sie von den Händlern sofort zur Verfügung der Verbraucher gehalten werden. Wer nicht die ihm zukommenden Kohlen pünktlich abnimmt, kann aus den Syndikatslisten gestrichen und die dadurch frei werdenden Mengen können dem inländischen Bedarf zugeführt werden. Dadurch würden auch die Händler, die bisher noch die vorjährigen Mengen zurückgehalten haben, gezwungen werden, sie schleunigst auf den Markt zu bringen, — und damit würde die Kohlennoth einen Theil ihres Schreckens verlieren. Im Interesse des Syndikates selbst liegt es, Alles aufzubieten, um der Gefahr von Betriebseinstellungen oder -einschränkungen wirksam vorzubeugen. Um die Preistreibereien einzelner Händler künftig sicherer zu verhüten, muß der bisher schon auf die Händler in Bezug auf Preis und Sicherung des inländischen Bedarfes ausgeübte Einfluß verstärkt werden. Diese schwierige Frage fordert sehr sorgfältige Erwägungen. Im August 1893 bezeichnete das Syndikat als eine Forderung des allgemeinen Interesses, daß Einzelaufträge alter Kunden durch die Verbandszechen unmittelbar ausgeführt würden, da der Preis für solche Lieferungen den jeweiligen Normalpreis um mindestens fünfzig Pfennig für die Tonne übersteige. Seit diesem April ist

den Syndikatszechen diese Genehmigung wieder entzogen. Die Magerkohlenzechen sind mit dieser Schutzmaßregel nicht einverstanden; ihr Einspruch würde ihnen aber wenig nützen, da es lediglich Sache des Syndikatsvorstandes ist, die direkte Ausführung von Einzelaufträgen zu gestatten oder zu untersagen. Dem Syndikat ist empfohlen worden, mit den größeren Verbrauchern, die eine Jahresabnahme von wenigstens fünfhundert oder auch tausend Tonnen haben, falls sie eine Kaution hinterlegen, in direkten Verkehr zu treten. Ein Beschluß ist hierüber noch nicht gefaßt. Ueberhaupt ist die Frage noch offen, auf welche Weise die Interessen der Verbraucher besser als bisher wahrgenommen werden können. Jedenfalls aber werden bei den nächstjährigen Abschlüssen mit den Händlern neue Beschränkungen versucht werden. Auch wird erwogen, ob etwa Höchstverkaufspreise für die Händler festgesetzt oder ob sie nicht etwa verpflichtet werden sollen, jeden Abschluß dem Syndikat zur Buchung und Stempelung vorzulegen... Sollten diese Pläne zur Ausführung gelangen, so könnten die Händler ihre Thätigkeit einstellen; sie wären überflüssig, denn sie hätten nur noch die Funktion unbeseelter Maschinen. Solche Maßnahmen wären plumpe Eingriffe in die Freiheit des Handels, der sich selbst seine Gesetze schaffen und sich lebendig fortentwickeln muß; damit hätte es dann aber ein Ende. Aber auch der erstrebte Zweck würde nicht erreicht werden; denn die direkten Abnehmer des Syndikates könnten sich zwar in ihren Entschlüssen binden und kontroliren lassen, die Unterhändler aber könnten nicht eben so in ihrer Freiheit beschränkt werden und sie würden ihr tolles Treiben in alter Weise fortsetzen; und was für den zweiten Zwischenhändler zutrifft, gilt mit noch größerer Berechtigung für die dritte, vierte und fünfte Hand, den kleinen und kleinsten Händler. Die Großhändler versichern, daß sie sich bei ihren Preisforderungen mit dem Aufschlag begnügen, den sie selbst den Gruben leisten müssen, und daß sie, so weit sie Jahresverträge mit den Verbrauchern haben, sie nach Maßgabe der von den Gruben gelieferten Kohlenmengen prompt erfüllten; freilich konnten sie in der Zeit der Kohlennoth nicht an die Befriedigung des Bedarfes Derer denken, auf deren Kundschaft sie früher trotz angestrengten Bemühungen verzichten mußten. In schlechten wie in guten Zeiten sind die Großhändler gewöhnt, mit den Gruben zusammenzugehen und dadurch nach Möglichkeit einen mildernden Einfluß auf die Preisgestaltung auszuüben. Wenn die Händler in fetten Jahren den Bogen überspannten, so würden sich — darüber geben sie sich keiner Täuschung hin — die Kohlenproduzenten von ihrer Verkaufsthätigkeit zu emanzipiren suchen und die Händler selbst würden sich vergeblich nach einem Centner Kohle umsehen; sie wären dann die Opfer ihrer Unersättlichkeit. Doch sind im Kohlenhandel so kluge Kaufleute thätig, daß es bis dahin kaum kommen wird.

Und die Regirung? Sie hält „die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen", daß aus der Wirksamkeit der Syndikate und der jetzigen Lage des Kohlenmarktes für die Zukunft große Gefahren erwachsen. In preußischen Landen sind die betheiligten Ressortbeamten zusammengetreten, um, wie Herr Brefeld in köstlicher Naivetät erklärte: „in kommissarischer Berathung zu erwägen, in welcher Weise eine bessere, sicherere und zuverlässigere Grundlage geschaffen werden könne, um die Uebersicht über die Gesammtheit der Bildung von Syndikaten zu finden, genau zu wissen, welche Syndikate sich gebildet haben, zu welchem Zweck, in welchen Bezirken, wie ihr geschäftliches Gebahren ist, so daß man thatsächlich die

volle Unterlage hat, um stets beurtheilen zu können, ob und inwieweit es etwa künftig nothwendig sein wird, mit Restriktionen irgend welcher Art solcher Entwickelung entgegenzutreten." Dieses document humain, das beweist, wie geordnete Verhältnisse auf dem Kohlenmarkt geschaffen werden sollen, verdient, der Nachwelt überliefert zu werden. Es zeigt deutlich, wie heutzutage staatsmännische Weisheit wirthschaftlichen Schäden auf den Leib rückt, nur damit die Idee vom Kulturinteresse der Menschheit, dieses Eiapopeia der Beglückung und Wohlfahrt, gerettet werde. Mögen sich unsere hochweisen Herren ihren englischen Kollegen zum Muster nehmen, der vor einigen Jahren im Parlament erklärte, für einen Pfennig Erfahrung sei mehr werth als für tausend Goldstücke Theorie.

Lynkeus.

Notizbuch.

Dem Prinzen von Wales, dessen politische Bedeutung der Türkenhirsch hoch schätzte und Herr Alfred Beit heute noch hoch schätzt, ist eine Ehre erwiesen worden, wie sie einem ungekrönten Haupt vielleicht noch nie erwiesen ward: nur um ihn auf dem Bahnhof zu begrüßen, ist der Deutsche Kaiser bis nach Altona gefahren. Die Begrüßung, an der auch Prinz Heinrich theilnahm, wird als „überaus herzlich" geschildert; die Fürsten umarten und küßten einander mehrmals und preußische Truppen mußten vor dem Sohn der Königin von England die nicht mehr ungewöhnliche Bahnhofsparade leisten. Dieser Vorgang wird von der englischen Presse mit unbestreitbarem Recht als ein Zeichen der „überaus herzlichen" Beziehungen der beiden Höfe gedeutet und als eine beabsichtigte Demonstration aufgefaßt, die beweisen sollte, daß der Kaiser jede Gemeinschaft mit den antibritischen Gefühlen der Volksmehrheit entschieden ablehne. Die Situation ist jetzt ganz klar: die Südafrikanische Republik ist nicht mehr, wie 1896, eine uns „befreundete Macht"; Herr Rhodes ist vom Kaiser empfangen, der heftige Tadel des Jameson Raid ist zurückgenommen worden; die im Burenheer kämpfenden Deutschen haben auf ihr an den Kaiser gesandtes Huldigungtelegramm keine Antwort erhalten; die Burengesandtschaft wird in Berlin nicht empfangen werden; und dem Prinzen von Wales, der an dem Ausgang des Krieges wahrscheinlich viel mehr interessirt ist als Herr Chamberlain, wurde die höchste Ehre gewährt, die ein Monarch einem fremden Fürsten erweisen kann... Mit welchen Empfindungen manche im fernen Ausland lebende Deutsche dieser einstweilen neuesten Wandlung unserer Politik zusehen, mag der folgende Brief lehren:

„Sehr geehrter Herr Harden,

als der Burenkrieg ausbrach, konnten wir uns nicht wundern, die im Transvaal lebenden Deutschen, ermuntert durch die Depesche des Kaisers vom dritten Januar 1896, zu den Waffen greifen zu sehen, um mit den Buren zu fechten. Der Inhalt dieser von den Reichsangehörigen auf dem ganzen Erdenrund mit Jubel begrüßten Depesche mußte in jedem empfindenden Menschen den Glauben erwecken, daß die Republikaner, wenn sie einmal zum Kampfe gezwungen werden sollten, in der Stunde der Gefahr wenigstens der moralischen Unterstützung des Deutschen Reiches sicher sein würden. Ferner darf wohl mit Recht behauptet werden, daß das bei Aus-

bruch des Krieges von den deutschen Freiwilligen an den Kaiser gesandte Telegramm einzig und allein durch diese Kundgebung des Monarchen hervorgerufen worden war. Das Telegramm der Deutschen wurde nicht beantwortet. Für uns war Das eine Absage an die ‚befreundete Macht'. Die deutsche Regirung hatte die Möglichkeit, ihre geänderte Ansicht rechtzeitig zur Kenntniß des Präsidenten Krüger und damit auch der deutschen Ansiedler zu bringen. Moralisch war sie wohl auch dazu verpflichtet, wenn sie die Leute nicht absichtlich in falschem Glauben belassen wollte. Als das Kabinet von St. James beschloß, die von ihm bestellte Uitlanderpetition anzunehmen, wäre es doch Pflicht des Reichskanzlers gewesen, sich um die Deutschen im Transvaal, die auch Uitlanders sind, zu kümmern und es nicht England zu überlassen, für die gefährdeten Interessen Reichsangehöriger einzutreten. Der Kanzler schwieg, trotzdem der Kaiser im Gelobten Lande in einer Rede verkündet hatte, Deutschland sei jetzt mächtig genug, alle seine Kinder, wo auch immer in der Welt, zu schützen. Eine freundschaftliche Vorstellung Deutschlands hätte den Präsidenten Krüger vermuthlich bewogen, berechtigten Wünschen, so weit solche vorhanden waren, nachzugeben, und England hätte einen anderen Grund zum Kriege suchen müssen. Und wenn die im Transvaal lebenden Deutschen gewußt hätten, daß die Südafrikanische Republik in Berlin nicht mehr, wie zur Zeit der berühmten Depesche, als ‚befreundete Macht' betrachtet wird, hätte die Mehrzahl von ihnen wohl auf die Theilnahme am Kriege verzichtet. Diese Männer haben durch die im Vertrauen auf die Regirung ihren Freunden gehaltene deutsche Treue für des Reiches Ansehen mehr gethan als mancher Tafelredner, der sich beim vollen Becher begeistert.

Die Depesche des Chefs der Royal Dragoons an sein Regiment, die Gabe von 300 Pfund für einen Unterstützungfonds sind Höflichkeiten und Fremden gegenüber unvermeidlich. So sagt man uns. Im Verkehr mit Deutschen jedoch muß die strengste Neutralität natürlich beobachtet werden; jede Kundgebung müßte die englische Nation mit Recht verletzen. Damit müssen wir uns abfinden. Das Reich kann sich ja nicht um alle „da draußen" Lebenden kümmern. Wenn es sich aber darum handelt, Geld für die Flottenagitation zu sammeln, dann weiß man uns in überseeischen Ländern lebende Deutsche zu finden. Gewiß. Denn die Flotte soll ja ‚dem Schutz des Handels' dienen. Dieses Schlagwort geht von Mund zu Mund. Was es eigentlich bedeuten soll, wissen die an dem Flottenplan am meisten Interessirten, die Industriellen, wohl selbst nicht. Ich zum Beispiel bin Industrieller. Ich kann mir nicht vorstellen, daß meine Lieferanten von Rohmaterialien eines Tages mit Kanonen gezwungen werden müßten, an mich zu verkaufen. Das thun die Leute mit Vergnügen gegen baares Geld; um mir ein größeres Absatzgebiet zu schaffen, dürften Schlachtschiffe nur wenig geeignet sein. Der Absatz hängt doch wohl lediglich von dem Preise und der Qualität des Fabrikates ab. Der Kaufmann ist in seinen Handelsbeziehungen Kosmopolit; er kauft, wo die Waare am Billigsten ist, und verkauft, wo er Kunden findet und die besten Preise erhält.

‚Aber', sagt man, ‚bedenken Sie doch: im Falle eines Krieges kann Ihnen das nothwendige Material nicht per Schiff gebracht werden, denn der böse Feind kann die Schiffe kapern; genügt Ihnen die Erfahrung mit dem ‚Bundesrath' noch nicht?' Das ist ein Einwurf, den Binnenlandbewohner wohl machen könnten. Sie mögen sich beruhigen; beim Ausbruch eines Krieges verkaufen die Rheder ihre Flotten an neutralen Staaten Angehörige und lassen die Schiffe nach Erledigung der nöthi-

gen Formalitäten unter neutraler Flagge segeln. Während des französisch-chinesischen Krieges fuhren die Dampfer chinesischer Gesellschaften unter amerikanischer, während des spanischen Krieges segelten amerikanische Dampfer in Westindien unter englischer Flagge. Gefahr laufen also nur die bei Ausbruch der Feindsäligkeiten unterwegs befindlichen Schiffe und ihnen dürfte selbst mit der stärksten Schlachtflotte nicht zu helfen sein. Während einer Blokade löschen die Schiffe ihre Ladung in dem dem Bestimmunghafen nächsten freien Hafen. Sind Deutschlands Küsten blokirt, so muß die Ein- und Ausfuhr durch das Gebiet neutraler Nachbarn erfolgen. Das ist unbequem und vertheuert die Waaren. Aber der Kriegszustand ist — außer für Armeelieferanten — überhaupt nicht gerade erfreulich. Das Schicksal des ‚Bundesrath' hat aufs Neue gezeigt, daß keine Regirung mächtig genug ist, gegen den Willen der Nation eine eine gewisse Grenze überschreitende Politik zu treiben, und daß selbst das noch die Meere beherrschende England nachgeben mußte, als es das deutsche Volk — auch ohne mächtige Schlachtflotte — einmüthig verlangte. Der Leiter der auswärtigen deutschen Politik wäre, wenn England die Beschlagnahmen deutscher Schiffe fortgesetzt hätte, doch wohl gezwungen gewesen, trotz Samoa und dem geheimen Delagoa-Vertrag eine Koalition gegen den so wohlwollenden Freund anzuregen.

Will die deutsche Regirung eine mächtige Schlachtflotte bauen, um Eroberungpolitik in großem Stil treiben zu können oder um einflußreichen Industriellen reichen Verdienst zu gewähren, so mag sie es in Gottes Namen thun, wenn das Geld dazu vorhanden ist. Dann aber sollte man für die Flottenvorlage eine andere Begründung suchen als die Phrase ‚zum Schutze des Handels', bei der sich nichts denken läßt. Das Gute auf der Welt ist übrigens mit Beschlag belegt und der noch freie Rest nicht allzu verlockend. Welche Besitzer sollen also überwältigt werden, damit Deutschlands heiß ersehntes Ziel erreicht werden kann?

Die Flottenschwärmer mögen sich hüten, die Gaben der Flottenvereine im Auslande als Gradmesser für die dort herrschende Flottenbegeisterung anzusehen und dem großem Publikum als solche vorzustellen. An die im Ausland lebenden Fremden aller Nationen treten sehr häufig Unterstützungforderungen heran; bald handelt es sich um den Bau einer Kirche, eines Hospitales, eines Klosters, eines Findelhauses, bald sind es Gaben für andere Wohlthätigkeitveranstaltungen. In allen diesen Fällen giebt der Fremde ohne Rücksicht auf Nationalität und Religion, oft sogar, um ein Unternehmen zu fördern, dem er persönlich vollständig fern steht. So unterstützen Protestanten zum Beispiel katholische Kirchen, Deutsche französische Hospitäler. Je kleiner die Fremdenzahl ist, um so reichlicher fließen die Beiträge, denn die Geber sind Alle unter einander bekannt und Niemand will sich ausschließen. Dabei fällt natürlich auch für den Flottenverein Etwas ab. Länder, wo die deutschen Kolonien so groß sind, daß die Mitglieder einander nicht mehr sämmtlich kennen und auch ihrem Konsul nicht täglich begegnen, verhalten sich ablehnend; Beweis: die Deutschen in den Vereinigten Staaten. Die Haltung der deutschen Regirung im Burenkriege wird auf die Agitation für die Flottenvereine im Auslande einen fühlbaren Einfluß üben. Wenn es der englischen Armee gelänge, das kleine Volk der Buren zu erdrücken und sein Land zur englischen Kolonie zu erniedrigen: wer würde die Zeche des Minenkrieges bezahlen? Vermuthlich Deutschland, zur größten Freude John Bulls, dem der dumme Michel mit seiner weitsichtigen Politik wieder auf den Leim gegangen ist. Nachdem die Buren jetzt auch den ungläubigsten Börsenjobbern

bewiesen haben, daß sie unabhängig bleiben oder zu Grunde gehen wollen, wird wohl Niemand naiv genug sein, zu glauben, das überwältigte Volk werde englische Behandlung dauernd ertragen. Die Buren würden einen neuen Trekk vorziehen und wahrscheinlich auf heute noch rein deutschem Gebiet ein neues Gemeinwesen gründen. Würde das Deutsche Reich dann gutwillig ein Stück seines Besitzes abtreten oder nach englischem Muster sein Kolonialheer mobil machen? England konnte Hunderte von Millionen aufs Spiel setzen, um ein reiches Minenland zu rauben; soll Deutschland zur Erhaltung seines ziemlich werthlosen Besitzes das Selbe thun?

Port au Prince. Detlev von Heydebrand und der Lasa."

Wenn es zu einem solchen Trekk käme, würde die deutsche Regirung natürlich den Buren die Grenze sperren. Das wäre ihr gutes Recht, wäre sogar ihre Pflicht gegen die deutschen Kolonisten und Kolonialkapitalisten. Wir müssen uns gewöhnen, solche Dinge ohne Sentimentalität zu betrachten. Der Transvaalkrieg wäre nicht ausgebrochen, wenn die Buren nicht auf deutsche Hilfe gerechnet hätten. War es verständig, sie in diesem Irrthum zu lassen? Kann es der künftigen Kolonialpolitik des Deutschen Reiches nützlich sein, wenn England den afrikanischen Süden völlig beherrscht? Diese Fragen sind zu beantworten. Wer ihnen ausweicht, auf Briten und Türken schimpft, die doch unserer offiziellen Reichsvertreter beste Freunde sind, dabei aber für eine umnebelte Weltpolitik und für neue Schlachtschiffe schwärmt und ernst bleibt, wenn von den erhabenen Segnungen des Dreibundes geredet wird: Der zeigt nur, daß er sein Geld für das Abonnement auf eine täglich zweimal zu liefernde öffentliche Meinung nicht weggeworfen hat.

* * *

Ein Eisenbahnbeamter schreibt an den Herausgeber:

Seit Jahren petitioniren die aus dem Supernumerariat hervorgegangenen Beamten des Eisenbahnabfertigungdienstes, weil sie bei all den Experimenten und Verschiebungen, Organisationen und Gehaltsaufbesserungen in ihrem Ressort und in der ganzen Staatsverwaltung sehr schlecht weggekommen sind. Diese Leute, die fast Alle aus der Prima hervorgegangen sind, werden geradezu gezwungen, sich zu beschweren, weil sie allein, im Gegensatz zu den Supernumeraren aller anderen Verwaltungen, ja, auch im Gegensatz zu den Supernumeraren im Bureaudienst ihrer eigenen, der Eisenbahnverwaltung, nach absolvirter Ausbildung- und diätarischer Wartezeit und nach inzwischen bestandener Prüfung nicht als Subalterne erster Klasse, sondern als Subalterne zweiter Klasse zweiter Ordnung angestellt werden. Die Hälfte von ihnen muß in dieser Stellung ihr Leben lang bleiben; die Anderen werden nach weiterer, Jahre langer Geduld zwar befördert, aber immer noch nicht in eine Stelle erster Klasse, sondern zu einem Güterexpedienten- oder Stationeinnehmerposten, also zu Subalternen zweiter Klasse erster Ordnung. Nur ein verschwindend geringer Bruchtheil kann endlich auf einen Subalternposten erster Klasse rechnen, zu dem alle Kollegen anderer Ressorts und im Bureaudienste der Eisenbahn selbst schon bei der ersten etatmäßigen Anstellung gelangen. Das Abgeordnetenhaus und die Presse aller Richtungen haben den Anspruch dieser Beamten auf wenigstens annähernde Gleichstellung mit ihren Kollegen befürwortet; im letzten Jahre ist die Petition „zur Berücksichtigung" überwiesen worden. Jetzt hat die Budgetkommission zwar ab-

gelehnt, den Plenarbeschluß des vorigen Jahres zu erneuern; aber es ist anzunehmen, daß das Plenum auch jetzt, wie im vorigen Jahre, anders entscheiden wird als die Kommission. Die Regirung wird sich nicht wundern oder beklagen dürfen, wenn sie endlich gedrängt wird, zu thun, was sie selbst längst gethan haben müßte. Die von ihr vorgebrachten Einwände zeigen nur Verlegenheit. Sie befürchtet, durch Nachgiebigkeit „die ganze Besoldungfrage wieder aufzurollen", die Begehrlichkeit anderer Kategorien zu reizen. Da es sich aber nur darum handelt, die Zurücksetzung einer tüchtigen Beamtenkategorie wieder gutzumachen, ist dieser Einwand haltlos. Eben so der, die Ausbildung dieser Supernumerare sei minderwerthig. Warum hat man denn die Leute nicht „höher" ausgebildet? Man hat sie doch, wie ihre gleichvorgebildeten Kollegen, drei Jahre lang umsonst zur Ausbildung in Anspruch genommen. Dann wurde gesagt, das „dienstliche Bedürfniß" lasse eine Vermehrung der Beamtenstellen erster Klasse für den Abfertigungdienst in dem geforderten Maße nicht zu. Die Petenten haben aber statistisch nachgewiesen, daß gerade das dienstliche Bedürfniß dringend eine bessere Einschätzung der wichtigen eigentlichen Geschäftsstellen der Eisenbahn — der großen und mittleren Güterabfertigungen, Fahrkartenausgaben und Kassen — verlangt. Sucht man hinter den Einwänden die wirklichen Gründe, so findet man sie in der Thatsache, daß die an den eigentlichen großen Geschäftsstellen des Verkehrs selbständig thätigen Subalternen in keinem persönlichen Dienstverhältniß zu den Oberbeamten stehen und deshalb ihre Interessen nicht so wirksam wahrnehmen können wie die Bureaubeamten. Sollte man Herrn von Miquel nicht zutrauen dürfen, daß er, wenn Jemand ihm die Sache richtig darstellt, trotz seiner Neigung zur Sparsamkeit dem Aergerniß ein Ende macht?

* * *

Der neulich hier abgedruckte Brief eines akademischen Lehrers über die Verleihung des Titels Dr. phil. an Zahnärzte hat, wie man spöttisch zu sagen pflegt, böses Blut gemacht. Ein Zuschriftenstürmchen weht mir die betrübende Kunde her, daß viele Zahnärzte sich durch den Brief, der mir nur die üblen Sitten gewisser Fakultäten zu geißeln schien, beleidigt fühlen. Auch werden die thatsächlichen Angaben des Briefschreibers als in manchem Punkt falsch bezeichnet. Nur gering sei die Zahl der Leute, die, nachdem sie sich ohne Erfolg in anderen Berufen versucht haben, in das Gebiet der Zahnheilkunde flüchten und da durch manuelle Fertigkeit als Techniker einen ausreichenden Kundenkreis um sich sammeln. Im Allgemeinen werde der Beruf des Zahnarztes schon beim Verlassen der Prima gewählt und der Besuch der Universität sei dann wesentlich ernster zu nehmen, als er hier geschildert wurde. Wer die von der Prüfungskommission gestellten Fragen in der Klausur gründlich und richtig beantworten und das mündliche Examen bestehen wolle, müsse nicht zwei, sondern sechs Semester hindurch wissenschaftlich und operativ gearbeitet haben; erst im siebenten Semester werde er dann Praktischer Zahnarzt. Wenn der so Vorgebildete, der meist die Primareife eines Realgymnasiasten mitgebracht habe, in der Wahl seiner Kollegien nicht sehr unklug war, sei es beim Abgang von der Universität um sein Wissen in Physik und Chemie nicht schlechter bestellt als um das eines Mediziners im Physikum. Wohl habe die deutsche Titelsucht auch die Zahnärzte häufig verlockt. Soll man darüber staunen? Das Publikum will auf dem Schild eines Mannes, dem es sein Gebiß oder die

Trümmerstätten seines Mundes anvertraut, einen klingenden Titel lesen. Dicht neben dem Unbetitelten haust sicher ein american dentist, der sich — vielleicht, ohne je amerikanischen Boden betreten zu haben — aus Philadelphia oder einer anderen Gaunergegend der Union den Doktortitel verschafft hat. Diese Ausländer oder im Auslande Promovirten werden gerade von der höchsten und reichsten Kundschaft bevorzugt. Dem deutschen Zahnarzt, der seinem Stand Anerkennung verschaffen und sich auch äußerlich von den sogenannten Zahntechnikern unterscheiden will, bleibt nur die Wahl, ob er noch sechs Semester opfern und den Titel des Dr. med. erstreben oder, da er doch einmal in der philosophischen Fakultät immatrikulirt ist, nach dem Doktorhut der Philosophie langen soll. Die deutschen Zahnärzte leiden unter der Konkurrenz der wirklichen oder angeblichen Amerikaner, die, ohne in Deutschland approbirt zu sein, vielfach durch Reklamemittel die Praxis beherrschen; sie weisen auf die hervorragenden Arbeiten, die während der letzten zehn Jahre von Deutschen auf dem Gebiet der Zahnheilkunde geleistet worden seien, und behaupten, ein mit der deutschen Approbation versehener Zahnarzt könne auch für seine wissenschaftlichen Kenntnisse Achtung fordern. Seine Leistung sei jedenfalls beträchtlich größer als das Aequivalent, das ihm der Staat für Studium und Examen gewähre. Und der Reichskanzler brauchte, um einen tüchtigen Zahnarzt aufzusuchen, nicht alljährlich nach Paris zu reisen ... Das schreibt man mir; und ich habe nicht den geringsten Grund, an der Richtigkeit dieser Angaben zu zweifeln. Immerhin bleibt der Anblick eines mit dem Ehrentitel der philosophischen Fakultät geschmückten Zahnarztes wunderlich und es wäre zu wünschen, daß ein den Verhältnissen und Gewohnheiten besser entsprechender Ausweg gefunden würde. Diesem Ziel kann die öffentliche Erörterung uns näher bringen. Und deshalb brauchten die verständigen Zahnärzte eigentlich nicht wüthend zu sein, wenn eine unrichtige Darstellung ihrer Berufsverhältnisse die Gelegenheit bietet, Vorurtheile zu beseitigen, unter denen sie schon lange leiden.

* * *

Von „Sozialpolitik zur See" wird bei uns geredet, seit im Juni 1899 der Kaiser in einem Telegramm an die Hamburg-Amerika-Linie diesen Ausdruck gebraucht hat. Er hat ihn jetzt wiederholt und einzelne Leser fragen, um was es sich dabei handle. Um keine allzu großartige Errungenschaft. Der Engländer Plimsol, den man etwas überschwänglich den Vater der Seeleute genannt hat, regte die Einführung einer Tiefladelinie an, die an der Rumpfwandung die Stelle markiren soll, bis zu der das Wasser den Schiffskörper bespülen darf. Dadurch soll die Ueberfrachtung der Schiffe verhindert, die Lebensgefahr für Passagiere und Mannschaft gemindert werden. Für englische Schiffe ist die Plimsolmarke seit einem Vierteljahrhundert obligatorisch. Einen „großen Schritt in der Ausführung der Sozialpolitik auf dem Meere" hat in dieser Maßregel, deren Werth übrigens bestritten wird, bisher wohl noch Niemand gesehen ... Eine andere Frage lautet: wie in dem Telegramm, das der Kaiser neulich nach dem Stapellauf des Linienschiffes „Barbarossa" von der Wartburg an den Staatssekretär Tirpitz richtete, der Satz zu verstehen sei, der von einer besonders innigen Verbindung der Wartburggeschichte mit der Hohenstaufenhistorie spricht. Vielleicht findet ein gelehrter Leser die Antwort. Mir ist es nicht gelungen, Spuren dieser besonderen Innigkeit zu entdecken.

* * *

Seit fast achtzig Jahren hadern Briten und Portugiesen nun schon um den Besitz der Delagoabai, der den Engländern um so werthvoller erschien, je mehr sie danach trachteten, die Selbständigkeit der Buren zu brechen und einstweilen wenigstens der Südafrikanischen Republik den Zugang zum Meer zu sperren. Mac Mahon, der als Schiedsrichter angerufene französische Präsident, sprach 1875 den Engländern das Recht auf die Bai ab. Schon fünf Jahre später aber ließen sie sich im Lourenço-Marquez-Vertrag die Bucht nebst Küste von Portugal abtreten. Als der Vertrag am Widerspruch des portugiesischen Volkes scheiterte, wurde ein anderer Weg gewählt. 1883 erwarb ein amerikanischer Unternehmer von Portugal die Konzession zum Bau einer Eisenbahn, die Transvaal der Delagoabai verbinden sollte. Kaum hatte der brave Colonel Mac Mundo die Konzession in der Tasche, da überließ er sie einer englischen Aktiengesellschaft. Nun entstanden neue Schwierigkeiten. Die holländischen Südafrikaner sahen mißtrauisch auf das Vordringen der Briten, die auch in Portugal nicht viele Freunde hatten, und das Ende vom Lied war, daß die portugiesische Regirung, unter dem Vorwand, die Arbeiten seien nicht zum vereinbarten Termin fertig geworden, die Konzession zurückzog. Darob helle Wuth in London, wo man seit 1823 schon die Finger nach diesem Stückchen Afrika ausgestreckt hatte. Das britische Ministerium machte die Sache der Aktiengesellschaft zu seiner eigenen und bedrohte Portugal so lange, bis man sich in Lissabon entschloß, die Angelegenheit einem Schiedsgericht zu unterbreiten, das aus schweizerischen Rechtsgelehrten bestehen sollte. Dieses Schiedsgericht brauchte — ein harter Schlag für die Freunde der Frau von Suttner! — nur zehn Jahre zu seinen Berathungen. Jetzt hat es seinen Spruch gefällt und Portugal verurtheilt, den geschädigten Unternehmern fünzehn Millionen und die vom Juni 1889 an auf diese Summe entfallenden Zinsen von fünf Prozent zu bezahlen. Die portugiesische Regirung hat sich bei diesem Urtheil beruhigt und sich zur Zahlung bereit erklärt. Werden die Engländer nun die Delagoabai und damit den Hinterthürschlüssel zum Transvaal endlich bekommen? Vorläufig stellen die Portugiesen sich höchst stolz und rufen, nicht eines Fußes Breite werde den Briten abgetreten werden. Immerhin aber haben sie schon jetzt den englischen Truppen den Zug durch portugiesisches Gebiet gestattet und sich so eines unbestreitbaren Bruches der Neutralität schuldig gemacht. Vielleicht handelt sichs um eine kleine Schiebung, wie man im dunkelsten Geschäftsleben sagt. Die Briten könnten den Wunsch haben, den Besitz der Delagoabai noch nicht offiziell anzutreten und sich einstweilen gegen klingende Münze nur die guten Dienste der verschuldeten Portugiesen zu sichern. Dann hätten sie die Vortheile, die sie jetzt dringend brauchen, und könnten die „sehr erheblichen Konzessionen", die sie in dem ängstlich verborgenen Delagoavertrag dem Deutschen Reich gemacht haben sollen, bis auf bessere Zeiten vertagen. Wenn in unserem Reichsparlament nicht so oft die Verschnittenen den hohen Ton angäben, würde es leicht sein, noch vor der Flottenschlacht das geheimnißvolle Dunkel endlich einmal zu erhellen, das diesen glorreichen Vertrag umgiebt.

* * *

In Berlin hat sich eine allerliebste politische Posse abgespielt. Die sozialdemokratische Fraktion hat beantragt, die Stadtverordnetenversammlung möge beim preußischen Landtag um die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes für die Gemeindewahlen petitioniren. Diesem Antrag müßte jeder ehrliche Demokrat begeistert zustimmen. Die berlinischen Kommunaldemokraten sind anderer Meinung.

Sie erklären zwar Jeden, der im Reich das allgemeine gleiche Wahlrecht bekämpft, für einen Volksverräther und reaktionären Schurken. In den Gemeinden aber liegt die Sache doch wesentlich anders. Da würde das allgemeine gleiche Wahlrecht der Tyrannis des „Freisinns" für immer ein Ende machen: also darf es um keinen Preis eingeführt werden. Zuerst versuchten die steifnackigen Volksmänner, die Regirung mobil zu machen, die, so wurde gestöhnt, auch diesmal wohl leider nach alter Sitte den Uebergriff auf das politische Gebiet den Stadtverordneten verbieten werde. Dann, als die Regirung klug genug war, sich nicht zu rühren, wurde offen gesagt, die Annahme des sozialdemokratischen Antrages sei unmöglich. Die städtische Verwaltung sei eine Vermögensverwaltung und an ihr könne nur Der betheiligt werden, der zu diesem Vermögen beigetragen habe. So verkündete die Tante Voß und fügte hinzu: „Der alte deutsche Grundsatz, daß das Mitrathen und Mitthaten zusammengehört, steht dem sozialdemokratischen Antrag entgegen." Nun wissen wirs: an den Reichsaufgaben, bei denen es sich sehr häufig um hohe und höchste Politik handelt, darf und muß auch der Aermste mitwirken, selbst wenn er von den zu entscheidenden Dingen keine blasse Ahnung hat; in die Kommunalverwaltung aber, deren Pflichtenkreis er doch leichter übersehen kann, hat er nicht hineinzureden. Ein so lustiges Beispiel schamloser Heuchelei haben wir schon lange nicht erlebt. Und es gehört nur zu diesem Bilde, daß in den selben Zeitungen, wo der Entschluß der Liberalen und Liberalsten gepriesen wird, Schmähartikel gegen Herrn Lueger zu finden sind, der als ein klerikaler Volksfeind und heimtückischer Reaktionär nicht allen wiener Arbeitern das Gemeindewahlrecht gewähren wolle.

* * *

Die neuesten Berichte vom preußisch-deutschen Parlamentsschauplatz melden, der Kanalplan werde vertagt, die Lex Heinze still bestattet, das Pökelfleischkompromiß angenommen und die Flotte unter Jubelgebrüll bewilligt werden. Ob die Berichterstatter vom rechten Geist inspirirt sind und ob die berühmte „Lage" sich nicht noch mehrfach ändern wird? Jedenfalls wird es amusant sein, zu beobachten, wie schnell der hehre Eifer der Tugendwächter erlahmt, wenn sie wittern, daß die Lex in höheren Sphären nicht mehr gewünscht wird. Und daß sie nicht mehr so sehnlich wie vor acht Jahren gewünscht wird, war seit dem Augenblick klar, wo die strebsamsten Gunstwerber heldenmüthig für die Freiheit der Kunst zu fechten begannen.

* * *

Von der Anglomanie unserer Maßgebenden dürfen wir noch Mancherlei erwarten. Das Neueste ist: der Reichsbankpräsident hat, auf höhere Weisung, reiche Industrielle und Bankleute zusammengetrommelt und sie animirt, „zur Linderung der in Indien herrschenden Hungersnoth" Beiträge zu zeichnen. Das ließen die nach Gunst lechzenden Herren sich nicht zweimal sagen: in der ersten Stunde schon waren 400 000 Mark aufgebracht und die Million wird bald voll sein. Wenn man bedenkt, wie schwer es ist, zur Linderung heimischer Noth ein paar Hundertmarkscheine herauszulocken, kann man kaum ruhig von diesem Vorgang sprechen. Humanität ist eine schöne Sache und an keine Grenze gebunden. Ehe man aber dem reichsten Volk der Erde die Pflicht, für seine Armen zu sorgen, abnimmt, sollte man des englischen Sprichwortes gedenken, nach dem die Wohlthätigkeit daheim zu beginnen hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Mai 1900.

Unter den Linden.

Ein Deutscher kehrt nach langer Abwesenheit in die Reichshauptstadt heim. Er hat in England Geld und eine nüchterne Lebensauffassung erworben und will nun ein paar Frühlingstage in der Heimath verleben. Nicht nur zum Vergnügen; er möchte auch in der Nähe die industrielle und kommerzielle Entwickelung sehen, von der er seit Jahren so viel gehört hat, und erfahren, ob auf die Dauer der günstigen Marktlage zu hoffen sei oder ob die Verstimmung der Yankeebörsen auch für Europa den Anfang vom Ende bedeute. Die meisten Sachkundigen blicken heiter. Ja, wenn die pariser Weltausstellung nicht den geträumten Riesenerfolg bringt, wenn, wie 1873 während der wiener Weltmesse, die Cholera oder gar die Pest aus dem Orient herbeischleicht, dann könnte es, wie damals, recht schlimm werden. Wir aber sind so ziemlich geschützt. Die neuen Kriegsschiffe, an deren Bewilligung seit Monaten kein Verständiger zweifelt, sichern der deutschen Industrie drei- bis vierhundert Millionen und mindestens eben so viel hat sie von dem Kanalbau zu hoffen, der ja auch durchgesetzt werden wird; auf solcher Grundlage läßt sichs schon sorgenlos weiterleben. Und wohin er das Auge schickt: überall sieht der dem Vaterland Entfremdete Zeichen wachsenden Wohlstandes. Bis ans weit hinausgeschobene Weichbild prächtige Häuser; und die Zahl der gut gekleideten Leute hat sich verzehnfacht. Das merkt er besonders Unter den Linden. Da schlägt dem Geschäftsmenschen der Puls schneller. Hier, am Alten Fritzen vorbei, ist er damals in Reihe und Glied marschirt, am sechzehnten Juni 1871, als er

mit den Kameraden aus Frankreich kam. Kaiserin und Kronprinzessin warfen vom Schloßbalkon den Siegern Blumen zu; und dieses Jauchzen, als der gelbe Kürassier sichtbar wurde! Auf dem Pariser Platz war eine Triumphpforte errichtet, vor den Tribünen harrten die Stadtväter und Ehrenjungfern des Herrschers im neuen Reich; Fahnen, Guirlanden ringsum. Ein furchtbar heißer Tag wars; wer aus den Sprengkannen der Straßenreiniger einen Schluck thun konnte, wurde beneidet... Dann, siebenzehn Jahre später, ein anderes Bild. Den ersten Kaiser geleiteten sie zur letzten Ruhstatt. Tiefer Schnee, von dessen Weiße die Flöre und Trauerfahnen sich doppelt düster abhoben. Tausende standen seit dem Morgengrau in der Kälte; man sah viel Roheit, doch auch den Ausdruck echten, persönlichen Schmerzes. Die Laternen verschleiert, die Säulen des Brandenburger Thores schwarz umhüllt; und oben auf schwarzem Grunde der Scheidegruß: Vale, senex imperator! Seitdem hatte der Gardefüsilier von 70 sein Eisernes Kreuz nicht mehr getragen ... Jetzt steht er und staunt. Auf dem Pariser Platz, den ihm die Erinnerung weiht, sieht er festliche Vorbereitung. Riesige Pylonen ragen empor, Thürme und Bogenpfeiler. Soll sich vor Langhansens brandenburgischen Propyläen auf hohem Gebälk ein neuer Konstantinsbogen erheben? Goldig schimmernde Friedenspalmen, auf korinthischen Säulen schlanke Viktorien, ein purpurnes Zeltdach, Krone und Adler, Lorberbäume in rothen Kübeln, die Bogenlampen in hellgelben Tüll gekleidet, Maiengrün, Fahnen, Guirlanden, Tribünen in farbigem Schmuck: der prunkvolle Schauplatz eines in froher Begeisterung erwarteten Volksfeiertages.

Kehrt ein Sieger von blutigem Felde zurück? Oder Einer, der ohne verwundende Waffen dem Volk und dem Vaterland Ehren erstritt, ein glorreicher Staatsmann, Forscher, Künstler, der auf dem Kapitol nun gekrönt werden soll? Welchem Gedenktag, welchem Helden gilt die Feier, die dem Betrachter eine großartige Aufwallung nationaler Freude kündet?

Der in der Heimath fremd Gewordene erfährt es. Am sechsten Mai wird der Kronprinz großjährig. Zu diesem Tag kommt, mit anderen Fürsten, der Kaiser von Oesterreich nach Berlin und ihm, nicht dem mündigen Prinzen, wird das Straßenfest gerüstet. Er soll wie ein Triumphator empfangen, ihm soll jeder schmerzende Eindruck erspart werden. Deshalb wird er vom Bahnhof nicht den nächsten Weg ins Schloß nehmen; die Königgrätzerstraße könnte unangenehme Erinnerungen wecken. Königgrätz! Gegen desselben Kaisers Macht hatten die Preußen damals Magyaren und Slaven aufgerufen. Ohne die Demüthigung der habsburgisch-lothringischen Dy-

naſtie wäre Ungarn nicht eine ſelbſtändige parlamentariſche Republik mit königlicher Faſſade geworden. Und da die von Polen und Czechen bedrängten Großdeutſchen Oeſterreichs ſehnſüchtig über die Grenze blicken, muß gerade jetzt der Repräſentant des Nachbarreiches mit beſonderem Aufwand gefeiert werden. Um die kleinen Leute nicht gleich mit einer großen Summe zu ſchrecken, durfte man für den Straßenſchmuck nicht allzu viel fordern; wenn die Sache nachher das Doppelte oder Dreifache koſtet, werden höchſtens die Sozialdemokraten ein Bischen murren, die Harmonie der Feſtchöre aber wird kein häßlicher Ton ſtören. Im Grunde iſts ja eine Bagatelle, die eine Rieſenſtadt vom Reichthum Berlins ſich leiſten kann. Beſonders bei ſolchem Anlaß. Die Zuſammenkunft der beiden Kaiſer, in deren Geſellſchaft auch der Kronprinz von Italien weilen wird, ſtärkt das Vertrauen in den Beſtand des Dreibundes, der uns den Weltfrieden verbürgt. Paſſen Sie auf, ſagt ihm ein Geſchäftsfreund, wie die Menge dem alten Franz Joſeph zujauchzen wird. Und verſäumen Sie nicht die Illumination.

Der ſo aufgeklärte Deutſche hat den Kaiſer Franz Joſeph von fern immer mit ehrerbietiger Sympathie betrachtet. Nicht mit Bewunderung, wie man ſie den großen, das Mittelmaß überragenden Menſchen zollt. Für einen Großen hat dieſer korrekte Kaiſer ſich wohl ſelbſt nie gehalten. Er hat, als Monarch und Privatmann, ſchwarze Tage geſehen und ſich früh beſcheiden gelernt. Er hat nie mit heftiger Initiative in irgend ein Gebiet menſchlicher Bethätigung gegriffen und war ſchon zufrieden, wenn die Maſchine ohne allzu lauten Lärm und allzu fühlbare Reibung lief, wenn die Wiener ihn herzlich grüßten und ſich nicht um ſein Leben kümmerten, das er nach der Art eines bequemen Grandſeigneurs eingerichtet hatte. Alle, die berathend und dienend um ihn waren, nannten ihn zuverläſſig, ehrlich, gutmüthig. Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geſchick mit gleichem Dank genommen, der ſich in unabänderlich Scheinendes fügte und, trotzdem er ſelbſt noch in Bregenz mit den Königen von Bayern und Württemberg über die deutſche Frage verhandelt hatte, dem glücklichen Erben der Reichsherrlichkeit ein guter Freund und Nachbar wurde. Während Franz Joſeph die Krone trug, iſt den Habsburgern die deutſche Zukunfthoffnung und Venetien entriſſen, ihr Staat in den tiefſten Wurzeln erſchüttert worden; dem Kaiſer aber, in deſſen Namen eine unpopuläre Politik getrieben wurde und gegen deſſen Miniſter ſich oft die undisziplinirte Wuth der Maſſen waffnete, iſt in allen Schichten, Nationen, Parteien ſeines Landes Liebe erwachſen. Wer will dem Mann, dem Solches gelang, den Gruß der Ehrfurcht verſagen?

Nur .. Daß er wie ein Triumphator empfangen werden ſoll, leuchtet dem Sinnenden nicht ein. So iſt dieſer geräuſchloſe Kaiſer ja in ſeiner eigenen Hauptſtadt niemals gefeiert worden, wollte er niemals gefeiert werden. Wohlthaten hat er dem Deutſchen Reich nicht erwieſen; daß er nach elf Jahren, nachdem Wilhelm der Zweite ihn mehr als einmal in Oeſterreich und Ungarn beſucht hat, wieder nach Berlin kommt, iſt am Ende doch keine zu bejubelnde That. Und daß er für deutſches Volksthum beſonders zärtliche Gefühle hegt, hat noch Niemand bemerkt; wenn die Czechen nicht ſo unklug geweſen wären, den Sprachenhader ins Heer zu tragen, wären ſie wahrſcheinlich an ihr erſtes Ziel gelangt. Was ſoll der alte Herr beim Anblick des feſtlichen Aufwandes denken? Eine Einzugsſtraße wie für einen Volkshelden und Landesretter; Gold und Purpur, Stadtväter und Ehrenjungfern, Fahnen und Maiengrün: wem gilt all der Pomp? Dem Verbündeten? Deutſchland iſt ja nicht bedroht; und wäre es bedroht: Oeſterreich könnte ihm keine Hilfe bringen. Für Deutſchland iſt eine ungeſchmälerte Erhaltung Oeſterreichs eine politiſche Nothwendigkeit; kein öſterreichiſcher Kaiſer aber kann wünſchen, das Deutſche Reich vom Nimbus eines neuen Sieges umſtrahlt zu ſehen. Dann wären die deutſchen Bewohner Böhmens nicht mehr zu halten. Und worauf ſollte ein Habsburger ſich ſtützen, der heute mit einem geſchlagenen Heer heimkäme? Auch würden die Ruſſen, ehe ſie mit Deutſchland Händel ſuchen, ſich erſt mit Oeſterreich verſtändigen. Der Dreibund iſt längſt zum Phantom, zum Feiertagsſpielzeug geworden; er beſteht noch, gewiß; die Diplomaten ſagen es und haben nie lügen gelernt. Nur verſuche man nicht, ihn aus dem Bereich der dekorativen Politik zu blutiger Wehrthat zu rufen. Bismarck, den die geheimen Abmachungen zwiſchen den beiden Kaiſermächten des Oſtens ſehr beſchäftigten, rechnete nicht mehr ernſthaft mit dem jetzt noch beim Becher gerühmten Friedensfundament, als er ſchrieb: „Der Dreibund iſt eine ſtrategiſche Stellung, welche angeſichts der zur Zeit ſeines Abſchluſſes drohenden Gefahren rathſam und unter den obwaltenden Verhältniſſen zu erreichen war. Er iſt von Zeit zu Zeit verlängert worden und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber es wäre unweiſe, ihn als ſichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältniſſe, Bedürfniſſe und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zu Stande gebracht wurde.“ Aber vielleicht iſt dieſes Bündniß trotzdem populär, vielleicht liebt gerade der Berliner den Oeſterreicher ſo innig, daß er ſichs nicht nehmen läßt, den Herrſcher des Nachbarſtaates im üppigſten Feſtprunk zu empfangen? Um ſeine Landsleute zu belauſchen,

kehrt der Deutsche in die Einzugsstraße zurück, wo sie in dichten Gruppen die letzte Ausschmückungarbeit begaffen.

Zwei Arbeiter: „Das soll fünfzigtausend Mark kosten? Doller Schwindel! Bald drei Wochen wird schon dran gearbeitet. Wenn man den Schaden besieht, läppert sich das Dreifache heran. Hoffentlich sagt Singer den Hurrapatrioten dann gehörig die Meinung. Sollten lieber ihre Schreiber ordentlich bezahlen und bei städtischen Arbeiten für bessere Löhne sorgen. Was geht uns der Kaiser von Oesterreich an? Uns besucht er nicht. Wir sind ja überhaupt 'ne Rotte von Menschen, nicht werth, den Namen Deutsche zu tragen! Mag der Hof Feste feiern. Hätten wir nur das Wahlrecht! Mit dem Geld, das hier für den Krimskrams ausgegeben wird, könnte man vier-, fünftausend Familien ein Jahr lang füttern. Und wie viel wird abends noch an Feuerwerk verpulvert werden! Immer Feste! Aber wenn wir am ersten Mai mal vom Bau wegbleiben, heißt es gleich . . ."

Zwei Lehrer: „Sogar ungarische Fahnen! Der löbliche Magistrat hat es gewünscht und man thut ihm den Gefallen. Dabei hassen die Ungarn uns, singen das Lied vom deutschen Hundsfott und haben erst neulich gejubelt, als ein Däne seine Antipathie gegen unsere Sprache bekannte. Aber Ungarn ist ja das Land der Freiheit. Schöne Freiheit, wo ein Klüngel die Volksmasse entrechtet und knebelt. Dieses Oesterreich ist überhaupt kein Kulturstaat. Pfaffen, Szlachta, Magnaten herrschen. Der alte Kaiser kann nichts dafür. Aber wir wollen uns doch nicht einbilden, daß die Leute uns, wenn wir sie brauchten, helfen könnten oder auch nur wollten. Auf einen Wollsack, der jeden Augenblick umzufallen droht, stützt man sich nicht. Und deshalb verstehe ich nicht, welchen Zweck hier der ganze Klimbim . . ."

Zwei feine Herren: „Rückständige Industrie: damit ist das Urtheil gesprochen. Auch die Banken können sich mit unseren nicht vergleichen. Taussig: na ja; aber im Ganzen ist schon lange nichts mehr los. Kein Wunder bei der Antisemitenwirthschaft. Ich verstehe nicht, wie der Kaiser mit diesem Lueger Leib und Leben sein kann. Jedenfalls sollen die Leute froh sein, wenn wir mit ihnen befreundet sind. Vertragstreue! Kunststück! Warum sollen sie nicht treu sein? Sie werden uns nicht rausreißen, wenn — Gott soll hüten — wirklich mal ein Krieg kommt. Natürlich werde ich auch illuminiren. Wertheim wird doch wieder 'ne Stange Gold ausgeben . . ."

Der Lauscher hat genug gehört. Hier war er nach dem Einheitkriege entlang marschirt, hier hatte er im Spalier gestanden, als sie den ersten Kaiser ins Mausoleum fuhren. Damals war ein großes Gefühl durch das

Volk gegangen und diesem Gefühl entsprach das Feierkleid, das heitere wie das ernste. Jetzt? Fahnen, Blumengewinde, Triumphthor, Gold, Purpur, Adler, Viktorien: ein Schauspiel nur, eine Straßenschaustellung ohne innere Antheilnahme. Rednerischer Ueberschwang und Hochrufe werden nicht fehlen; auch im Theater wird oft ja eine bunte Dekoration beklatscht. Ists aber gut, ist es nützlich, ein Volk zu gewöhnen, daß es die Staatsaktionen wie Freivorstellungen betrachtet, bei denen es ohne Eintrittsgeld Etwas zu sehen giebt? Darf die Begeisterung zur Grimasse werden? Wie der Einzelne, der dem Gebot der Selbstachtung horcht, soll auch eine Gesammtheit im Ausdruck ihres Empfindens stets wahrhaftig bleiben. Den nachbarlichen Freund, der zur höfischen Feier kommt, soll sie nicht wie einen Retter des Vaterlandes begrüßen. Und an dem Tage, der einen künftigen Kaiser mündig macht, soll sie zeigen, daß eines Volkes Liebe ein kostbares Gut ist, das nur schöpferisches Handeln erwerben kann. Den jungen Kronprinzen muß der Beruf, für den er sich zu bereiten hat, kinderleicht dünken, wenn er sieht, wie auf einen Wink, ohne eine Regung inneren Fühlens, einem fremden Herrscher, von dessen Wesen und Walten die Menge wenig und gar nichts ihr Erfreuliches weiß, eine Jubelszene vorgegaukelt wird. Und ein Kronprinz wird nicht nur von seinem Hofmeister, seinen Lehrern erzogen; an der Bildung seiner Herrscherpersönlichkeit wirkt der leiseste Eindruck jedes Tages mit. Es ist unwürdig, ist schändlich, ihm ein Entbrennen nationaler Freude vorzulügen, ihm die Geberde festlicher Lust zu zeigen, die im Herzen des Volkes keine Wurzel hat.

Zwei Damen mustern das Festgerüst. „Was werden die Wiener nun machen, wenn unser Kaiser zu ihnen kommt? Er will ja den Kaiser Franz Joseph zum siebenzigsten Geburtstag besuchen. Die werden sich anstrengen müssen, um noch mehr zu bieten. Und wenn der Zar wieder nach Berlin kommt, kann man doch auch nicht blos ein paar Fahnen rausstecken und ihn so einfach durch die Linden fahren lassen. Mein Mann schimpft zwar über die ewigen Feste, die ihn als Hoflieferanten ein hübsches Stück Geld kosten. Aber ich weiß doch nicht ... Patriotismus muß sein. Es ist so schon furchtbar schwer, ein ordentliches Mädchen zu kriegen. Und unsere Leute sind ganz versessen auf Illumination und kommen jedesmal ganz begeistert nach Hause."

Patriotismus muß sein ... Der Deutsche hat in England Geld und eine nüchterne Lebensauffassung erworben. Wer weiß? Das ist vielleicht jetzt die Form, in der sich neudeutscher Patriotismus am Liebsten äußert. Circenses. Eine Politik, die den Leuten Etwas zu gaffen giebt, ist am Ende gar nicht so übel. An sich, sagt der nachdenkliche Däne, ist nichts gut oder

schlecht; erst die Art der Betrachtung macht es dazu. Wenn die Menschen vergnügt sind, weil ihr Kaiser Besuch hat, wenn sie an buntem Straßenputz, an Zapfenstreichen und Feuerwerken Freude finden, — im Grunde schadet es nicht. Im Geschäft sind sie emsig und haben es in kurzer Zeit zu Wohlstand gebracht. Der Kronprinz wird älter werden und, ehe er die Kronenlast tragen muß, lernen, was vom Straßenjubel der Menge zu halten ist. Franz Joseph wird wissen, daß seine Wirthe nicht die Absicht haben, die Erinnerung an Königgrätz wie eine Familienschmach scheu zu verbergen. Und der Dreibund? Daß es noch Leute giebt, die an ihn glauben, ist vielleicht schon ein Glück. Nur: allzu häufig darf die Grimasse nicht sichtbar werden. Sonst könnte der Tag kommen, wo eine große nationale Aufwallung nöthig wäre und nicht mehr zu erreichen ist als die Grimasse. Den Ueberschwänglichen, die bei jeder Begegnung mit einem Gleichgiltigen thun, als ginge ihnen in der Wonne des Wiedersehens das Herz auf, erstirbt nach und nach die Kraft zu ernstem Empfinden. Die Frage, was die Wiener wohl machen würden, um Berlin zu überbieten, erinnert an schlimme Kaiserzeiten. Die neue Mode wird sich einbürgern. Kein Monarchenbesuch künftig ohne Pylonenbauten, ohne Konstantinsbogen, Ehrenjungfern, Purpur und Gold. Und welcher Preis bleibt, da das Köstlichste so zum Tand wird, dem Helden, der auf blutiger Wahlstatt oder im freien Reich des Gedankens dem Vaterland Siege erstritt?

Der Gardefüsilier von 1870, der seine Landsleute merkwürdig verändert findet, wird sich den Einzug des Kaisers von Oesterreich nicht ansehen. Unter den Linden hat er große Tage erlebt. Vielleicht kann er sich der Heimath wieder freuen, wenn das Festgerüst weggeräumt ist.

Kulturgeschichte.

Eine Vorrede.*)

Das Werk, dessen zwei erste, nur vorbereitende Theile ich nächstens bei Bondi in Berlin veröffentlichen werde, will einen summarischen Ueberblick über die neueren Zeiten vom Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des kommenden Jahrhunderts und einen noch summarischeren über die voraufgehenden Epochen der europäischen Geschichte gewähren. Die Bezeichnung Kulturgeschichte trägt es nicht, weil ich etwa der Ansicht wäre, daß es eine spezifisch kulturgeschichtliche Methode gäbe oder daß Kulturgeschichte und eigentliche Geschichte getrennt werden müßten, sondern nur, um nicht den Anschein zu erwecken, es sei hier im Wesentlichen von äußerer Staatsgeschichte die Rede. Die Kultur, die ich meine, umfaßt im buchstäblichen Sinne des Wortes alle sozialen Institutionen wie alles geistige Schaffen. Ich möchte von Verfassung und Verwaltung der Staaten eben so viel wie von Recht und Sitte der Gesellschaft, vom Schicksal der Klassen und Stände eben so viel wie von dem äußeren Verhalten der politisch geeinten und aktionfähigen Völker in Krieg und Frieden erzählen. Ich möchte die Geschichte der Dichtung und der bildenden Kunst, der Wissenschaft und des Glaubens gleichmäßig überliefern. Und ich möchte vor Allem die Fäden aufdecken, die geistiges und soziales Leben der Völker mit einander verbunden und umsponnen halten. Beider Wandlungen werden unendlich oft, wie mich dünkt, von einer tieferen, sie gemeinsam tragenden Unterströmung der Menschheit-Entwickelung bewirkt und bedingt.

Als das eigentliche Thema, das die Symphonie der Weltgeschichte wie eine ewige Melodie beherrscht, erscheint mir nicht das stetige Auf und Nieder der Staaten und das Erleben der Könige und Feldherren, wie die Historiker dreier Jahrtausende nie müde wurden, zu verkünden, auch nicht der Wechsel der geistigen Bewegungen, sei es in der Wissenschaft, wie die Aufklärung und nach ihr Comte und Buckle meinten, sei es in Kunst oder Religion, wie unserer dem Mystisch-Unfaßbaren sich wieder zuneigenden Generation scheinen will. Ich glaube vielmehr, daß nur das soziale oder, wenn man will, sittliche Verhalten der Menschen unter einander, auf seine letzte und allgemeinste Formel gebracht, den ewig alten, immer neuen Stoff historischer Betrachtung

*) Herr Professor Breysig läßt in den nächsten Wochen die ersten Bände eines großen entwickelungsgeschichtlichen Werkes erscheinen. Die Grundgedanken, die ihn dabei geleitet haben, möchte er schon jetzt den Lesern der „Zukunft" vortragen und veröffentlicht deshalb hier den wesentlichsten Theil der Vorrede.

darbieten kann, daß die Beziehungen, die den Einzelnen, Das heißt: jeden Menschen, mich, den Schreiber, und Dich, den Leser dieser Zeilen, so gut wie alle anderen Sterblichen, mit festen und lockeren Banden umspannen und an den Nächsten fesseln, das wichtigste Problem der Historie sind. Denn diese Beziehungen schließen uns entweder zu ungreifbaren geistigen oder zu sehr realen politischen oder wirthschaftlichen, immer aber zu unsäglich mächtigen Einungen zusammen und sie beherrschen unser Leben von der Wiege bis zum Grabe in jedem Augenblick. Ich meine, Persönlichkeit und Gemeinschaft in ihrem Verhältniß zu einander zu erkennen, die stets fließende Geschichte dieses Verhältnisses aufzudecken: Das ist die Aufgabe.

Und ich bin überzeugt, nachweisen zu können, daß die Akten dieses einzig wahrhaft universalgeschichtlichen Prozesses eben so oft auf den Blättern der geistigen wie auf denen der praktischen — sozialen, politischen, wirthschaftlichen — Geschichte des Menschengeschlechtes verzeichnet sind. Nur werden die Parteien, die einander gegenüber stehen, von der Sozialgeschichte Einzelner und Genossenschaft geheißen, gleichviel, ob diese Genossenschaft von Staat, Stand, Klasse oder Familie repräsentirt wird. Die Geistesgeschichte aber nennt als die Ringenden und mit einander Streitenden wieder den Einzelnen, Das heißt: das schauende und nachschaffende Ich, indessen als seinen Gegenpart nicht nur die geistigen Genossenschaften — an ihnen ist ja weder in Kirche noch Kunst oder Wissenschaft ein Mangel —, sondern auch die Welt, alle Wirklichkeit selbst. Denn der geistig Thätige steht zur Natur, zur Realität, die er als Künstler nachbilden, als Forscher erkennen, als Gläubiger in ihrem Wesen ahnen will, in einem ganz ähnlichen Verhältniß wie der Mensch überhaupt zu den sozialen Gemeinschaften. In beiden Fällen nämlich kann sich das Ich auf sich selbst stellen oder aber sich hingeben: es kann sich im sozialen Leben dem Staat, der Klasse, der Familie, der es angehört, rückhaltlos anschließen oder es kann sich ihrer spröd und stolz erwehren. Und es kann in der Sphäre des Geistigen sich eben so der Natur vollkommen hingeben oder aber sich von ihr entfernen. Das heißt: es kann als Künstler sie möglichst genau nachbilden oder aber sich phantastisch über sie erheben, als Forscher sie möglichst exakt und nah oder aber von souverainer Höhe begrifflich erkennen, als Gläubiger sich ihrer Personifikation, der Gottheit, möglichst demüthig unterwerfen oder aber sich zu ihr kühl verhalten oder gar von ihr sich ganz abwenden wollen. Das eine Mal gilt das Verhältniß den Mitmenschen, das andere Mal der Mitwelt, der Umwelt, der Wirklichkeit überhaupt, mag man sie nun Natur oder Wissensstoff oder Gott heißen, mag Kunst oder Forschung oder Glaube das Bindemittel sein. Und wunderbar: diese selben starken Instinkte, von denen alles Schicksal der Völker wie der Menschen dahingetrieben wird, wie das Schiff von reißenden Meeresströmungen, sie

beherrschen auch unser intimes Leben, die sittlichen Probleme des Alltages wie unserer größten Entscheidungen. Immer — man beobachte sich nur einmal —, auch mit der kleinsten unserer Handlungen und Empfindungen, in unserem Hause, unserer Familie, geben wir uns hin oder wehren wir ab.

Das Leben der Völker und der Einzelnen in Staat und Wirthschaft, Stand und Klasse ist ganz offensichtlich bestimmt und bedingt durch das Verhalten der Persönlichkeit zur Gemeinschaft und das dieser Gemeinschaften unter sich. Ob Staaten in fester Geschlossenheit nach innen und außen Macht gewinnen oder ob sie im Inneren dem Individuum, auswärts der größeren und weiteren Einung der Menschheit nachgeben; ob ein Stand oder eine Klasse eng zusammenhält, um etwa als Adel die Herrschaft, als Bauern- oder Arbeiterschaft bessere Lebensbedingungen im Staat zu erlangen, oder ob auch diese lockeren Verbände gesperrt werden von stolzen Tyrannen-Naturen dort, von anarchistischen Rebellen hier; ob in der Volkswirthschaft der genossenschaftliche Zusammenschluß, sei es einer mittelalterlichen Zunft oder Mark, sei es eines modernen Sozialstaates den Ausschlag giebt oder das freie Streben des Einzelnen nach Besitz und Eigenthum —: Das bedeutet im Grunde die volle Hälfte aller politischen, sozialen und Wirthschaftgeschichte. Der Rest aber, der das Verhalten aller dieser Einungen unter sich einschließt, ist im höchsten Maße durch jene erste, wichtigere Gruppe der sozialen Beziehungen bestimmt. Denn es liegt in der Natur menschlicher Dinge, daß die Staaten, die Klassen, die Wirthschaftgenossenschaften, die in sich fest zusammenhalten, Das heißt: die sich den Einzelnen in starken Banden, mit moralischen und gewaltsamen Mitteln, unterthan gemacht haben, auch nach außen hin fest und spröd oder gar offensiv auftreten. Wo dagegen das Individuum sich emanzipirt hat von diesen Fesseln der körperschaftlichen Vereinigung, da werden Staaten und Stände und ökonomische Verbände auch nach außen hin minder aktiv. Am letzten Ende giebt auch für diese Beziehungen der menschlichen Einungen unter einander das Verhältniß von Persönlichkeit und Gemeinschaft den Ausschlag.

Alles Handeln, wie alles Denken und Bilden, löst sich so auf in Bethätigung des Persönlichkeitdranges, der Ichliebe, der Selbstauswirkung oder des entgegengesetzten Triebes, der Hingabe, der Anlehnung, der Liebe- und Schutzbedürftigkeit. Diese beiden Instinkte des Herzens sind es, die im Grunde Welt und Geschichte beherrschen.

Und so wünsche ich denn nicht nur der Historie, sondern auch der Wissenschaft vom Menschen zu dienen. Ich will nirgends der köstlichen Mannichfaltigkeit und Buntheit der Bilder, die Leben und Schicksal seit Jahrtausenden immer von Neuem dargeboten haben, Gewalt anthun; ich will stets erst erzählen, dann Schlüsse ziehen. Und diese Konsequenzen sollen

sich nicht vordrängen; überall und immer sind die breiten Schilderungen der geistigen und sozialen Kulturentwickelung in allen ihren Auswirkungen die Hauptsache; jene Folgerungen treten nur in den Schlußübersichten hervor. Aber ich möchte das letzte Ziel aller Geistes- und Kulturwissenschaft, die Erforschung der menschlichen Seele, nirgends aus den Augen verlieren. Und ich habe gefunden, daß Eins nicht ohne das Andere bestehen kann; es ist unmöglich, in den betäubenden Wirrwarr der Erscheinungen Ordnung zu bringen ohne solche Zielgedanken; aber auch zu ihnen kann Der nicht gelangen, der nicht das warme, farbenfrohe Leben selbst kennt. Möchte ein günstiges Schicksal verleihen, daß mir beschieden wäre, beide Zwecke zu fördern!

Daß, ein so weit abliegendes Ziel auch nur zu erstreben, auf dem Wege einer schlechthin erzählenden Geschichtschreibung unmöglich ist, leuchtet sogleich ein. Eine Historie, die so alle Theile des Völkergeschehens, alle geistige und soziale Entwickelung umfassen, aber im Wesentlichen chronologisch verfahren wollte, würde ein unsäglich buntes, schillerndes Bild der Menschheitgeschicke entwerfen können; aber sie würde dem Leser selbst überlassen müssen, sich die geforderten Konsequenzen für seine Anschauung von Welt und Leben zu ziehen. So aber will ich nicht verfahren: ich habe vielmehr den Stoff so streng und vielfach wie nur möglich gliedern wollen. Ich habe wohl immer in jedem Abschnitt zuerst von den einzelnen Nationen gesprochen, aber ich habe die Theile meines Buches nicht nach dem Antheil der Deutschen, der Franzosen, der Engländer, der Italiener und so fort geschieden; ich wollte keine Addition von Nationalgeschichten herstellen. Jedes Kapitel ist vielmehr bedacht, die einzelnen Zweige der Kultur kennen zu lehren und von ihnen sogleich ein universales oder doch europäisches Gesammtbild zu entwerfen. Ich habe von Recht und Sitte, Volkswirthschaft und Ständen, Verfassung und Verwaltung, von Poesie und Kunst, Wissenschaft und Religion geredet. Diese einzelnen Uebersichten aber, die in jeder der vier hier unterschiedenen Perioden der Neuzeit in wechselnder Gruppirung von Neuem angestellt sind, sind dann jedesmal zu einem Totalüberblick zuerst über das soziale und geistige Erleben der Völker und schließlich zu einer einheitlichen Würdigung ihrer Gesammtkultur vereinigt. Immer und immer wieder ist das Hilfsmittel der Vergleichung angewandt, um die einzelnen Nationen und die einzelnen Reihen der politischen und wirthschaftlichen, der Rechts- und Klassengeschichte, der künstlerischen, wissenschaftlichen und religiösen Entwickelung und schließlich die soziale und die geistige Kulturgeschichte jedes Zeitalters einheitlich beherrschen und zusammenfassen zu können.

Aber ich meine deshalb nicht, die Möglichkeit verloren zu haben, den Antheil der einzelnen Nationen aus diesem gemeinsamen Gut wieder auszusondern. Es war nur nöthig, am Schluß jedes größeren Abschnittes auf

jene erste Eintheilung von Neuem zurückzuführen und so zu weiteren Schlußergebnissen vorzudringen. Und mir scheint, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Nationen, die Volkspersönlichkeiten, sind auf dem eingeschlagenen Wege ihrer Vergleichung unter einander und mit dem gemeineuropäischen Typus fast eher und leichter zu erkennen als auf dem der Versenkung in eine einzige Nationalgeschichte. Was die einzelnen Abschnitte der Neuzeit angeht, so habe ich das neunzehnte Jahrhundert, das bis zu seinem heute schon mit raschen Schritten nahenden Ausgang behandelt werden soll, mit Absicht bei der Anlage des Planes bevorzugt. Ihm, der Epoche seit der Großen Revolution, soll die volle Hälfte der eigentlichen Darstellung, den voraufgehenden Jahrhunderten nur eben so viel gewidmet werden.

Aus allen diesen Eintheilungen aber, innerhalb deren die Chronologie wieder in ihr Recht tritt, ergeben sich ohne Weiteres die langen Entwickelungreihen, deren Jahrhunderte auf und nieder reichende Strecken der Universalgeschichte allein würdig sind.*) Die beigegebenen Zeittafeln wollen die so zu Stande kommenden Bilder auch äußerlich festhalten. Doch wollte ich den Ausdruck Entwickelungsgeschichte im Titel dieses Buches in einem beschränkenden Sinne anwenden. Wohl bin ich der Meinung, alle Geschichte müsse entwickelnd verfahren; hier aber wollte ich dadurch an eine Grenze meiner Darstellung erinnern, die in der That nur die großen Zusammenhänge, niemals aber Einzelschilderungen, sei es von Personen oder Zuständen, geben soll. Sollte der schon übel ausgedehnte Umfang dieses Buches nicht zu wahrhaft ungeheuerlichen Dimensionen anschwellen, so war mir unmöglich, hier irgendwo das Mindestmaß zu überschreiten. Am Wenigsten jedoch bitte ich, diese Darstellungweise als das Ergebniß einer Abneigung gegen die großen Persönlichkeiten in der Geschichte anzusehen: meine Gesammtauffassung würde Dem eben so zuwiderlaufen wie insbesondere die Praxis der geistesgeschichtlichen Abschnitte.

Die Voraussetzung aber, unter der eine solche Darstellung allein Aussicht auf einen objektiv giltigen Erfolg hat, ist unzweifelhaft vollkommene Unparteilichkeit allen nationalen und politischen, wirthschaftlichen und sozialen, religiösen, wissenschaftlichen oder ästhetischen Gegensätzen gegenüber, in deren Parteiung die Geschichte der neueren Jahrhunderte immer wieder und wieder

*) Ich gestatte mir, hier auf die theoretischen und wissenschaftgeschichtlichen Ausführungen zu verweisen, in denen ich diese Anschauungen im Einzelnen dargelegt habe (Ueber Entwickelungsgeschichte, I. II, Deutsche Zeitschrift für Geschichtwissenschaft, herausgegeben von Seeliger, I [1896], Monatsblätter S. 161 ff., 193 ff.; Die Historiker der Aufklärung, „Die Zukunft" XV [1896] S. 295 ff., 343 ff.; Deutsche Geschichtschreibung im Zeitalter Herders, „Die Zukunft", XIV [1897] S. 103 ff.)

hineingerissen wird. Wer dem Drama der Weltgeschichte, dem zuzuschauen so unsägliche Freude bereitet, als Lernender beiwohnen will, darf sich nicht von vorn herein durch Standpunkt oder gefärbte Gläser Linien und Kolorit des Schauspieles umfälschen lassen.

Mein Buch ist ein Versuch und will in keinem seiner Theile, am Wenigsten in den einleitenden, mehr sein. Es geht aus von dem Gedanken, daß unsere hohe und herrliche Wissenschaft, die heute mit so großem Eifer und Erfolg die Theile ihres Gegenstandes, große und kleine und kleinste, bearbeitet, auch das Recht und die Pflicht hat, dem Ganzen die selbe Liebe zuzuwenden. Jedes Zeitalter darf und soll, wie mich dünkt, derartige allgemeine Inventarisirungen seiner Habe unternehmen. Solche Gesammtbilder werden ihrer Natur nach immer nur ein vorübergehendes Daseinsrecht besitzen: aber von welcher Form wissenschaftlicher Arbeit dürfte man Anderes, Höheres rühmen? Auch die speziellste Spezialuntersuchung kann nur mit den methodischen und den allgemein geistigen Mitteln ihrer Entstehungzeit unternommen werden und die ihrer Ergebnisse, die sich als bleibend erweisen, werden ganz eben so wie die etwa dauernden Errungenschaften der weitesten Darstellung als Baustein für spätere neue Forschungen verwandt werden: die Wissenschaft baut, wie die Natur, ihr neues Leben immerdar aus den Ueberbleibseln des Todes.

Doch auch solcher allgemeinen Arbeit sind sehr bestimmte, unübersteigbare Schranken gesetzt. Selbst wer an sie ein Leben setzen wollte — was aus guten Gründen meine Absicht nicht ist —, würde nur eine ganz fragmentarische oder ganz summarische Leistung zu Stande bringen. Ich möchte deshalb um keinen Preis den Schein erwecken, als handle es sich in meinem Buch um eine Bearbeitung des gesammten literarisch zu erreichenden Nachrichten- oder Forschungstoffes zur Geschichte der neueren Zeit oder auch nur seines größten Theiles.

Die historische Arbeit vollzieht sich heute, so weit ich sehen kann, in drei Formen, die sich durch ihr Verhältniß zum Stoff deutlich unterscheiden lassen. In zahllosen monographischen Abhandlungen wird fort und fort das etwa eben erst ausgeschachtete Nachrichtenmaterial von seinen gröbsten Schlacken gereinigt nnd bekannt gegeben oder aber auch sogleich aufs Intensivste bearbeitet. Diese Arbeit ist sicherlich die für den Fortschritt der Stoffkenntniß unentbehrlichste, aber sie muß sich ihrer innersten Natur nach auf ganz beschränkte Theilgegenstände konzentriren und sie schreitet deshalb nur langsam vorwärts. Weitere Felder nehmen andere, größere Bücher in Anspruch: sie fassen für ihren erheblich ausgedehnteren Bereich, etwa für die Nationalgeschichte eines halben oder ganzen Jahrhunderts oder für die Entwicklung eines Kulturzweigs in einem längeren Zeitraum, den gesammten vorliegenden Forschung- und Nachrichtenbestand zusammen, fügen auch wohl noch eigens erar-

beiteten Rohstoff hinzu und verschmelzen Beides zu einem Ganzen. Es ist die Gattung, der fast alle besten historischen Werke unserer Epoche angehören. Ich denke — um einige konkrete Beispiele anzuführen — etwa an Buckhardts Renaissance und Nitzschs Geschichte des deutschen Mittelalters, Holtzmanns Neutestamentliche Theologie und Andreas Heuslers Institutionen des deutschen Privatrechtes.

Es erfordert nun viel Keckheit, sich an Unternehmungen zu wagen, die, wie das vorliegende Buch, noch mehr umfassen wollen. Man besaß solchen Wagemuth zu Ausgang des vorigen, zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts sehr oft; Herder selbst, Johannes von Müller, Schlosser und viele von den Göttingern haben ihn gehabt. Es liegt eine stattliche Reihe universalgeschichtlicher Versuche aus diesen und den folgenden Jahrzehnten vor und noch der einseitige, aber geistvolle Heinrich Leo hat uns ein so weit gespanntes Buch hinterlassen. Dann hat es lange gedauert, ehe der Testamentsvollstrecker der historischen Schule im Gebiete der neueren Geschichte ein in seinem Sinne weltgeschichtliches Werk unternahm. Seitdem hat sich noch Niemand wieder, weder in Deutschland noch auch — von dem hier nicht in Betracht kommenden Cantù abgesehen — im Ausland, an den ungeheuren Stoff gewagt, und wenn der Verfasser dieser Vorrede es unternimmt, über das ausgehende Mittelalter und die Neuzeit einen ausführlichen, über die griechisch-römische Periode der europäischen Geschichte, über das Alterthum und das frühe Mittelalter der germanisch-romanischen Völker einen summarischen Ueberblick zu geben, so vermißt er sich nicht, sich solchen Vorgängern auch nur von fern zu vergleichen. Aber immerhin will er sein Buch doch der dritten Schicht historischer Arbeiten einreihen, die noch weiter greifen als selbst jene größeren zusammenfassenden Werke der zweiten Reihe.

Auf dieser Stufe, die als die oberste den weitesten Ueberblick gewährt, die aber auch vom Stoff am Weitesten entfernt ist, kann es sich, wie mir scheint, nicht mehr darum handeln, immer von Neuem zu der ersten herabzusteigen. Mir konnte nicht in den Sinn kommen, auch nur zu der monographischen Literatur, geschweige denn zu dem unverarbeiteten, aber veröffentlichten Nachrichtenbestand in ein ähnlich nahes Verhältniß zu treten wie jene größeren Darbietungen, die ihren begrenzten Stoff noch immerhin überschauen. Ich habe allerdings da, wo ich es nöthig fand, mühsälige Zusammenstellungen und Vorarbeiten dieser Art nicht gescheut, so etwa im dritten Bande zur Agrar-, Verfassung- und Verwaltunggeschichte des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Aber ich habe auch dort keine Vollständigkeit erstrebt und viel öfter noch habe ich mich begnügt, zu jenen Werken der zweiten, halb grundlegenden, halb zusammenfassenden Stufe eine ähnliche Beziehung herzustellen, wie diese selbst sie zu den primären monographischen

Forschungen zu unterhalten pflegen. Ich vermag nicht einzusehen, warum Bücher, die von den tüchtigsten Gelehrten mit aller Sorgfalt und Peinlichkeit abgefaßt sind, nicht auch ihren Benutzern die besten Garantien gewähren sollten, warum eine Darstellung, die sich auf die sichersten Fundamente stützt, dann entwerthet wird, wenn sie selbst wieder als Fundament benutzt wird. Auch sie sind doch nicht um ihrer selbst willen, sondern als Bausteine für zukünftige größere Gebäude geschaffen.

Grundsätzlich aber habe ich auf jede derartige Verwerthung aufmerksam gemacht. Ich habe niemals Autoren oder Quellenstellen, die ich nur citirt fand, an Stelle meiner eigentlichen Gewährsmänner genannt. Dafür aber glaube ich, alle für die Benutzung meines Buches nothwendigen Hinweise gegeben zu haben. Der Fachmann kann sich ihrer nöthigen Falles auch sehr wohl in dem Sinne bedienen, daß er je nach Schätzung dieser Fundamente meiner Darstellung an bestimmten Stellen ein größeres oder geringeres Vertrauen schenkt. Auf der anderen Seite aber wollte ich so allen meinen Lesern dafür Gewähr leisten, daß ich mir der größten Gefahr derartiger weitausgedehnter Dastellungen wohl bewußt gewesen bin, der Verführung nämlich, auch das Einzelne, das Faktum, nicht auf Grund der gegebenen zuverlässigsten Vorarbeiten, sondern im Hinblick auf das Bedürfniß der eigenen allgemeinen Gesichtspunkte aufzuzeichnen. Ich habe den höchsten Werth darauf gelegt, daß mein Buch sich in dieser Hinsicht durchaus von den großen oder kleinen halbwissenschaftlichen Darstellungen unterscheidet, die wesentlich mehr die literarische Wirksamkeit als objektive Zuverlässigkeit im Auge haben. Diese Essays, seien sie nun zwei Bände oder zwei Bogen stark, sind sicherlich oft sehr lehrreich und anregend und ich habe sie nur deshalb so selten benutzt, weil ich meinen eigenen Gedankenreihen unbeirrt nachgehen wollte; aber ich möchte meine Arbeit, so sehr ich sie selbst als Versuch betrachte, ihnen nicht zugesellt wissen, da sie umgekehrt zunächst von wissenschaftlichem Bedürfniß ausgeht. Nur muß ich meine Leser bitten, auf jede Nuancirung einer Behauptung, auf jedes vielleicht, wahrscheinlich, mag, kann oder soll aufmerksam zu bleiben: auf längere Auseinandersetzungen des Nachrichtenstandes konnte ich mich nirgends einlassen, aber ich habe niemals die Gewißheit vorspiegeln wollen, wo in Wahrheit Unsicherheit herrscht, und ich glaubte, durch solche Schattirungen des Ausdruckes die Zuverlässigkeit der gerade zu Grunde liegenden Nachrichten ausreichend angedeutet zu haben.

So bescheiden ich aber von meinem Abhängigkeitverhältniß zu aller Thatsachenforschung denke, so rückhaltlos möchte ich für meine Arbeit, das heißt Das, was ich mit dem mir überlieferten Stoffe begonnen habe, den Charakter der Forschung in Anspruch nehmen. Ich weiß wohl, daß Einzelforschungen den allgemeinen Zusammenhängen, in die ihr Ertrag zu stellen ist, oft nur wenig

Beachtung gönnen, daß sie von ihnen zuweilen nur in einigen Einleitung- oder Schlußsätzen sprechen, die als Auftakt oder Coda nur wie ein nebensächliches, halb ornamentales Beiwerk betrachtet werden und gleichsam außer Verantwortung des Verfassers stehen. Aber ich kann nicht zugeben, daß eine wissenschaftliche Arbeit, die gerade diese allgemeinen Zusammenhänge als ihr eigentliches Objekt betrachtet, von minderem Ernst und minderer Sorgfalt beseelt zu sein braucht, als sie jene Monographien, die in der Regel allein als Forschungen bezeichnet zu werden pflegen, ihrem eigentlichen Arbeitstoff, ihrem Einzelgegenstand zuwenden. Man pflegt solche Unternehmungen zwar in unseren Tagen nicht eben mit günstigem Vorurtheil zu empfangen, aber mir scheint fraglich, ob diese Abneigung berechtigt ist.

Zunächst darf betont werden, daß der wissenschaftlichen Arbeit hier im Detail ganz ähnliche Funktionen zufallen wie bei speziellen Aufgaben. Die Thätigkeit des Sammelns und Ordnens ist, wenn ich aus der Erfahrung der zehn Jahre spezialistischer Forschung reden darf, die hinter mir lagen, als ich an die Ausführung meines jetzigen Planes ging, eine ganz ähnliche und, wie mir scheint, nicht leichtere, da die Auswahl des Wichtigen hier häufig sehr große Schwierigkeiten macht. Gewiß der beste Theil aller Einzelforschung, die Quellen- und Nachrichtenkritik, ist hier ganz unvertreten, aber dafür sind an die Komposition sehr viel härtere Anforderungen gestellt und alle Zusammenfassung, alle vergleichende und konstruktive Thätigkeit der universalen Historie erfordert zuletzt wohl nicht mindere Sorgfalt und nicht geringere Anstrengung als jene Fundamentirungarbeiten. Voraussetzung dafür ist freilich, daß es nicht auf eine Addition vorhandener Ergebnisse abgesehen ist, sondern auf die Herstellung eines Neuen, wirklich Ganzen, das etwas Anderes ist als die Summe der Theile. Dann aber scheint mir der Dienst, den eine solche allgemeine Forschung der Wissenschaft leisten kann, ein unverächtlicher zu sein.

Der Forscher, der einen so weiten Bereich zu übersehen unternimmt, wird niemals der einzelnen Arbeiten vergessen mögen, ohne die all sein Thun zu haltlosem Gerede herabsänke. Ich habe noch keins der zahlreichen bedeutenden und ertragreichen Bücher, die zu benutzen eine der schönsten Freuden meiner Arbeit ist, ohne ein Gefühl warmer Dankbarkeit aus der Hand gelegt; aber mir scheint, daß erst aus dem stetigen und am Besten nie zu unterbrechenden Zusammenwirken von allgemeiner und einzelner Forschung der Wissenschaft der beste Gewinn erwachsen kann. Und auch die Methode selbst wird nur durch diesen Bund zu ihrem letzten Ziele gelangen: zu der rechten Vereinigung von Vorsicht und Ueberblick, von Sammlung und Ordnung, von Erfahrung und kühn bauender Zusammenfassung.

Mein Werk hat im Laufe der Arbeit einen immer größeren Umfang

angenommen. Es iſt aus einer akademiſchen Vorleſung im Winter 1892/93 hervorgegangen und ſollte urſprünglich einen Aufſatz, nachher ein dünnes Bändchen ausmachen. Es hat ſich dann in immer neuen Vorſtößen noch ſehr viel weiter ausgedehnt, vor Allem deshalb, weil ich für den anfänglich beabſichtigten Gedankengang immer umfaſſendere Unterlagen für nöthig anſah. Es ſoll auch in ſeinem heutigen Umfang nirgends als Kompendium dienen; aber mir kommt vor, als ſei ein Werk, das auf hundert andere verweiſen muß, nicht eigentlich lebensfähig. Zuweilen habe ich geſchwankt, ob ich nicht lediglich die Ergebniſſe meiner ordnenden, vergleichenden, deutenden Forſchung vorlegen ſollte; aber ich hätte dann ein Gerippe ohne Fleiſch und Blut geben müſſen und zudem, glaube ich, werden auch meine Schlußfolgerungen nur dann wirklich brauchbar, wenn ihnen das Material beigegeben iſt, auf Grund deſſen ich zu ihnen gelangte. Auch ſo habe ich viel öfter da Kartons geben müſſen, wo ich viel lieber ein Freskobild dargeboten hätte. Was mich am Meiſten ſchmerzt, iſt, daß ich den ganz großen Menſchen dieſes Zeitalters nicht mehr Raum und Rückſicht habe gönnen können. Aber Luther und Goethe, Michelangelo und Napoleon ſind Meere, auf denen man Jahre lang ſegeln und Anker werfen muß, ehe man ſagen darf, man kenne alle ihre Tiefen und Untiefen. Auch ſonſt konnte von dem tiefſten, innerſten Walten und Weben und Wachſen des Einzelmenſchen nicht gehandelt werden; um bei ihm verweilen zu dürfen, war ich viel zu ſehr auf die Herſtellung der großen Entwickelunglinien bedacht.

Von aller Myſtik, die zwar vielleicht nicht außer uns, wohl aber in unſerer Seele liegt, iſt hier alſo immer nur im Großen und Groben die Rede. Jetzt aber kam es mir darauf an, in raſchem Wurf ein Geſammtbild zu umreißen. Auch daß dies Buch, an deſſen endgiltiger Faſſung ich von 1896 ab zu arbeiten begonnen habe, in nicht längerer Zeit als nach einem Jahrzehnt vollendet werde, gehört zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Abſichten. Denn wenn es überhaupt einen Werth beanſpruchen darf, ſo iſt es ſicher der, daß hier einmal wieder zweieinhalb Jahrtauſende Weltgeſchichte — zwei davon freilich nur im Fluge — von einem Auge geſehen und von einer Hand reproduzirt erſcheinen. Und nicht aus Haſt, ſondern, damit ſich auch der Geſichtswinkel meiner Betrachtung nicht allzu oft verſchiebe, iſt mein Beſtreben auf ſchnelle Vollendung gerichtet.

Wilmersdorf. Profeſſor Dr. Kurt Breyſig.

Die Monroe-Doktrin.

Als der selige James Monroe aus Westmoreland County, Staat Virginia, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika war, spielten sich wichtige politische Ereignisse ab. Das eine davon war eine Grenzregulirung im Nordwesten des Landes mit England und Rußland, die dort weite Gebiete besaßen, das andere war die Revolution der spanischen Kolonien in Südamerika gegen Spanien. In Washington herrschte damals die Ansicht, die sogenannte „Heilige Alliance" in Europa beabsichtige, Spanien zur Niederwerfung der Revolution in Südamerika behilflich zu sein. Diesen Ereignissen schenkte Monroe in der üblichen Jahresbotschaft an den Kongreß vom zweiten Dezember 1823 seine besondere Beachtung. Er schrieb in seiner unbeholfenen und geschraubten Wortfügung unter Anderem: „Die Gelegenheit erscheint dazu geeignet, um als ein Prinzip aufzustellen, mit dem die Rechte und Interessen der Vereinigten Staaten verknüpft sind: daß die amerikanischen Kontinente in Folge der freien und unabhängigen Verfassung, die sie angenommen haben und aufrecht erhalten, von nun an nicht als Objekte für künftige Kolonisirung von irgend einer europäischen Macht angesehen werden dürfen." Und weiter: „Wir sind es der Aufrichtigkeit und den freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und jenen (europäischen) Mächten schuldig, zu erklären, daß wir irgend einen Versuch, ihr (politisches) System auf irgend einen Theil dieser Halbkugel zu übertragen, als gefährlich für unseren Frieden und unsere Sicherheit betrachten müßten. Gegenüber den zur Zeit (in Südamerika) bestehenden Kolonien oder Dependenzen irgend einer europäischen Macht haben wir uns der Einmischung enthalten und werden uns auch künftig einer solchen enthalten. Aber gegenüber den Regirungen (in Südamerika), die ihre Unabhängigkeit erklärt und aufrecht erhalten haben und deren Unabhängigkeit wir nach reiflicher Ueberlegung und nach dem Prinzip der Gerechtigkeit anerkannt haben, können wir irgend eine Einmischung durch irgend eine europäische Macht nur als Bekundung unfreundlicher Gefühle gegenüber den Vereinigten Staaten auffassen."

Diese Erklärungen enthalten das politische Dogma, das gewöhnlich kurzweg die Monroe-Doktrin genannt wird. Der Kern der Sache ist, daß keine europäische Macht das Recht haben soll, irgendwo in Amerika neue Gebiete zu erwerben, da Das die Sicherheit und den Frieden der Vereinigten Staaten gefährde. Seit des seligen Monroe Zeiten ist seine berühmte Doktrin als ein gradezu heiliges nationales Erbstück betrachtet worden, das eine Generation pietätvoll der anderen überliefert. So war es auch mit Washingtons Grundsätzen, zum Beispiel mit der Warnung vor verstrickenden Bündnissen; oder mit Jeffersons Grundsatz, daß die gerechte Regirung eines Volkes einzig

und allein von deſſen Zuſtimmung abhängig ſei; oder mit Lincolns Grundſatz von der Regirung des Volkes durch das Volk und für das Volk. Beſonders häufig beſchäftigt jedoch die Monroe-Doktrin die Gemüther ſeit der Beendigung des Krieges gegen Spanien. Mit auffallender Hartnäckigkeit und Aufgeregtheit wird in den Zeitungen und Zeitſchriften, vom plebejiſchen Senſationblatt bis zur ariſtokratiſchen Monatsſchrift, betont, daß die Monroe-Doktrin nach wie vor in Kraft ſei. Der new-yorker „Herald" brachte ſogar eine ganze, reich illuſtrirte Seite, worin Deutſchland Abſichten auf Braſilien oder wenigſtens auf die ſtark von Deutſchen bevölkerten Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Catarina und Sao Paulo untergeſchoben wurden. Für dieſen Fall würde es nach der Anſicht des Blattes zum Kriege zwiſchen Deutſchland und den Vereinigten Staaten kommen, die eine ſolche Gebietserwerbung niemals zugeben könnten. Und damit die Leſer des „Herald" ſchon jetzt informirt wären, wie dieſer Krieg ſich ungefähr geſtalten würde, war die Stärke der Heere und Flotten, der Bevölkerung und der Mittel zur Kriegführung beigefügt. Daß die Monroe-Doktrin auch hier anwendbar ſei, bewieſen die beigefügten Gutachten hervorragender Sachverſtändiger. Nur eine heikle Frage blieb noch: Was würden die drei Millionen Deutſch-Amerikaner im Fall eines Krieges zwiſchen den Vereinigten Staaten und Deutſchland wegen deutſcher Annexiongelüſte in Braſilien thun? Der „Herald" hatte ſich an John P. Altgeld, den früheren deutſchen Gouverneur des Staates Illinois, bekannt als begeiſterter Arbeiterfreund, gewandt und Herr Altgeli hatte geantwortet: „Die Deutſch-Amerikaner lieben ihr adoptirtes Land und ſind patriotiſch. Sie glauben an die Monroe-Doktrin und werden kämpfen, um ſie aufrecht zu erhalten." Damit ſchien dieſer Theil der Frage erledigt.

Die auffallende Nervoſität der Amerikaner hat ihre guten Gründe. Seit die Vereinigten Staaten angefangen haben, Kolonialpolitik zu treiben und ſich in die Angelegenheiten Europas zu miſchen, iſt gerecht Denkenden um die heilige Monroe-Doktrin bang geworden. Einer der vom „Herald" befragten Gelehrten, Profeſſor Dealey, ſpricht Das auch etwas diplomatiſch verſchleiert aus, wenn er ſagt: „Seit die Vereinigten Staaten auf der öſtlichen Halbkugel Beſitzungen erworben haben, die einſt einer europäiſchen Macht gehörten, ſcheinen die europäiſchen Mächte das Recht zu beanſpruchen, Beſitzungen auf der weſtlichen Halbkugel zu erwerben." Dieſes Recht beſtreitet ihnen der Profeſſor. Von anderer Seite wird jedoch bereits mehr oder minder offen ausgeſprochen, daß die Monroe-Doktrin kaum noch als giltig betrachtet werden könne. Bedeutſam iſt da vor Allem der neue Vertrag wegen des Nicaragua-Kanals mit England, wonach der Kanal nicht von den Vereinigten Staaten befeſtigt oder als ausſchließliches Eigenthum betrachtet werden darf, ſondern völlig neutral bleiben muß, beſonders in Kriegszeiten. Hierin liegt

ein indirektes Zugeſtändniß Mc Kinleys und ſeiner Rathgeber, daß ſie die Monroe-Doktrin als abgethan betrachten; denn die Jingos verlangen einen ausſchließlich amerikaniſchen Nicaragua-Kanal. Sie beſchuldigen Mc Kinley auch ſchon, die heilige Doktrin verrathen zu haben. Noch bezeichnender iſt aber eine Rede, die Profeſſor Jacob G. Schurmann, Präſident der Cornell-Univerſität in Chicago, an Waſhingtons Geburtstag gehalten hat. Er ſagte: „In unſerer blinden Vergötterung der Monroe-Doktrin, in unſerer Verehrung der Abſchließung-Politik des achtzehnten Jahrhunderts, in unſerem dringenden Verlangen, allen internationalen Verpflichtungen aus dem Wege zu gehen, haben wir zugeſehen, wie die großen Nationen Europas Afrika unter ſich theilten und amerikaniſche Erzeugniſſe ausſchloſſen. Als Rechtfertigung unſerer Haltung citirten wir eine abſtrakte Theorie, die jede Einmiſchung in die Verhältniſſe der alten Welt verbiete. Unſer Fehler, der hart an Verbrechen ſtreift, beſtand in unſerer Unfähigkeit, einzuſehen, daß Wiſſenſchaft und Erfindungen und Dampf und Elektrizität ſeit den Tagen Waſhingtons und Jefferſons die Welt zu einem einzigen großen Ganzen gemacht haben und jeden einzelnen Theil davon zu einem möglichen Wirkungskreis der Vereinigten Staaten für kommerzielle Zwecke.“ Es mag ſein, daß auch Profeſſor Schurmann, der ein Freund Mc Kinleys und wilder Expanſioniſt iſt, die Monroe-Doktrin, wie Profeſſor Dealey, einſeitig auffaßt. Auch er meint vielleicht, die Vereinigten Staaten dürften ſich ungeſtraft in alle europäiſchen Angelegenheiten miſchen, während Europa Das Südamerika gegenüber nach wie vor nicht dürfe. Aber dieſe Auffaſſung iſt eben ſo echt amerikaniſch unverfroren wie unhaltbar.

Nein: die Monroe-Doktrin iſt thatſächlich tot. Sie iſt geſtorben am ſechzehnten Dezember 1898, fünfzehn Minuten vor neun Uhr abends, als der Friedensvertrag zwiſchen Spanien und den Vereinigten Staaten unterzeichnet wurde. Der Grundgedanke Monroes war, daß ſich Nordamerika nicht in die Angelegenheiten Europas miſcht, dafür aber beanſprucht, daß Europa das Selbe gegenüber dem ganzen amerikaniſchen Kontinent thut. Die Einmiſchung Amerikas in europäiſche Verhältniſſe kam aber mit dem Kriege gegen Spanien. Die Beweggründe, die zum Krieg führten, ſind dabei völlig gleichgiltig. Ich perſönlich glaube, daß es Ruhmſucht und Profitluſt war. Einerlei: die Kongreß-Beſchlüſſe vom neunzehnten April 1898, die Kuba für unabhängig erklärten und den Präſidenten ermächtigten, der ſpaniſchen Herrſchaft in Kuba mit der Flotte und dem Landheer ein Ende zu machen, waren eine Einmiſchung in die Verhältniſſe einer europäiſchen Macht. Die Erwerbung Porto-Ricos, der Philippinen und der Marianen-Inſel Guam verſtärkte dieſe Einmiſchung. Damit war der Monroe-Doktrin der Todesſtoß verſetzt. Amerika hatte ſeine Verpflichtungen gegenüber Europa gebrochen, folglich brauchte ſich Europa nicht länger an irgend welche Verpflichtungen Amerika gegenüber, die es übrigens niemals

förmlich unterschrieben hatte, zu halten. Sobald ein Kontrakt von einer Partei gebrochen wird, ist er eben ungiltig. Das wissen die Monroe-Fanatiker sehr wohl, hüten sich aber, es einzugestehen.

Ueberhaupt war die Monroe-Doktrin stets ein Akt höchst zweifelhafter staatsmännischer Weisheit. Sie ließ sich schon vor dem spanischen Kriege niemals ernsthaft vertheidigen. Wenn Südamerika, um von Mittelamerika ganz abzusehen, von einer ähnlichen Mischrasse mit englischer Sprache und englischen Sitten bewohnt wäre wie Nordamerika, dann wäre die Doktrin allenfalls begreiflich. Man könnte dann an der Auffassung, daß Nord-, Mittel- und Südamerika als ein einziges Brudervolk mit gleichen Aufgaben und Interessen zu betrachten seien, wenig aussetzen. Aber in Südamerika herrscht eine lateinische Rasse, vorwiegend die Nachkommen von Spaniern und Portugiesen, mit der höchst gesunden Abneigung aller Romanen gegen alles Angelsächsische, die durch den Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus nur noch vermehrt wird. Es ist eine naive Anmaßung, wenn Monroe in seiner Doktrin über diese Rasse ohne deren Zustimmung einfach eine Art Oberhoheit ausspricht, als ob Mittel- und Südamerika gewissermaßen den Vereinigten Staaten gehörten. Man geht wohl nicht fehl, wenn man in dieser Anmaßung die ersten Keime der heutigen Ausdehnung-Politik der Vereinigten-Staaten sieht. Der Gedanke, einst auch Südamerika so zu verschlucken, wie Texas, Kalifornien und Neu-Mexiko verschluckt worden sind, hat wohl schon embryonisch in des seligen Monroe Kopfe geschlummert. Heute wird dieser Gedanke ungenirt ausgesprochen. In der Chicago Tribune, einem typischen Jingo-Blatt, las man nach dem Kriege: „Dann wird der Nicaragua-Kanal kommen und dann werden wir bereit sein für neue Angliederungen: Kanada im Norden und Britisch-Westindien und Kuba im Süden werden uns von selbst zufallen und San Domingo wird unter unsere Schutzherrschaft gebracht werden. Und Das ist nicht alle Arbeit, die unserem Lande vom Schicksal zugewiesen ist. Beim Schluß des ersten Jahrzehnts (1910) wird die große Republik ihr Werk, die südamerikanischen Republiken zu vereinigen, zu beruhigen und zu verbessern, tüchtig in Angriff genommen haben; oder, schon vorher — wer kanns wissen? — mag unsere Republik die Millionen Quadratmeilen des Kongostaates im Herzen Afrikas erworben haben, wo sie ein Zukunftreich für die Farbigen aufbauen wird." Was die sogenannte Vereinigung, Beruhigung und Verbesserung der südamerikanischen Republiken zu bedeuten hat, ist klar. Es ist lediglich die beliebte schalkhafte Umschreibung des Angelsachsen für Länderraub. In Südamerika kennt man diese Pläne. Namentlich seit dem Kriege sind die südamerikanischen Republiken gegenüber dem großen und guten Völker-Protektor im Norden mißtrauisch geworden. Schon spricht man von einem Bündniß mehrerer südamerikanischen Republiken

gegen alle Ausdehnung-Gelüste des biederen Onkel Sam. Der stille Widerstand aber genügt nicht. Die Südamerikaner sollten sich die Anwendung der Monroe-Doktrin auf ihr Gebiet ausdrücklich verbitten.

In Monroe lebte noch die altväterische Vorstellung des Amerikaners, daß er für ewig von der übrigen Welt abgeschlossen auf seinem Kontinent sitzen werde, und die Furcht des Amerikaners vor allen europäischen Monarchien als den Erzfeinden der Freiheit, den Hassern aller Republiken und Bedrohern der Schwachen. Dieser Popanz hat heute auch in Nordamerika, seit es stark geworden und selbst unter die Räuber gegangen ist, alle Schrecken verloren. Wenn nun wirklich eine europäische Macht sich in Südamerika später festsetzte: was thäte Das dem starken Nordamerika? Hat sich Amerika nicht auch auf den Philippinen und auf Guam festgesetzt, wo es friedlich Thür an Thür mit europäischen und asiatischen Nachbarn monarchischer Art wohnt? Und warum, wenn bloße Nachbarschaft gefährlich ist, haben die Vereinigten Staaten nicht gegen Deutschland auf Samoa protestirt? Und noch eine andere Frage drängt sich unwillkürlich auf. Hatte nicht zum Beispiel Japan das Recht, unter Hinweis auf die stammverwandten Malayen auf den Philippinen zu erklären, es gestatte keiner fremden Macht, also auch den Amerikanern nicht, dort festen Fuß zu fassen? Das wäre eben lächerlich gewesen, genau so lächerlich wie die absurde Forderung der Monroe-Doktrin. Einfluß-Sphären sind ja heute ein ungemein beliebter Artikel, weil sie so hübsch dehnbar sind. Aber sie über ganze Kontinente mit selbständigen civilisirten Rassen zu dehnen, die keinerlei Vormund wünschen: Das war und bleibt eine Ungeheuerlichkeit. Wenn die Vereinigten Staaten eine europäische Macht hindern wollen, sich in Südamerika festzusetzen, so müssen sie Kanonen auffahren. Die Monroe-Doktrin sollten sie ruhig begraben; denn Kanonen und nicht Doktrinen entscheiden politische Kämpfe.

Eine starke Leistung ist die Versicherung des Herrn Altgeld, die Deutsch-Amerikaner würden für die tote Monroe-Doktrin gegen Südamerika ihr Leben riskiren. Das ist spaßig. Wie ich meine Landsleute kenne, haben sie für die habgierige und Händel suchende Expansionpolitik der Jingos nicht das Geringste übrig, am Allerwenigsten seit der Verkündung des Evangeliums vom alleinseligmachenden Allangelsachsenthum mit der Spitze gegen alles Deutsche hüben und drüben. Südamerika ist ihnen nicht die Knochen eines einzigen deutsch-amerikanischen Grenadiers werth. Im Gegentheil: ihnen könnte eine noch intensivere deutsche Kolonisirung des Südens nur angenehm sein. Aber Herr Altgeld und die hysterischen Jingos mögen sich beruhigen. Deutschland raubt civilisirten Leuten ohne Grund nicht ihr Eigenthum unter der schwindelhaften angelsächsischen Schutzmarke der Humanität und Civilisation.

New-York. Henry F. Urban.

Verwirklichte Utopien.

Die von mir vertretene neue Wirthschaftauffassung gipfelt in der Feststellung, daß das „unearned increment“ der Engländer — ich nenne Das die „Zuwachsrente“ vom Grundeigenthum — der Störenfried der wirthschaftlichen Harmonie ist. Sie übt einen wachsenden einseitigen Druck auf die Bevölkerung der Großgrundbezirke aus, der sie massenhaft in die Industriecentren treibt, das Angebot von Arbeitkräften stets höher hält als die Nachfrage, dadurch den Lohn der Arbeit niederhält, die Bildung eines „Mehrwerthes“ ermöglicht, — und gleichzeitig die Psychologie der Tauschgesellschaft so verändert, daß aus der vollkommenen Interessensolidarität der „Käufer-Verkäufer“ die vollkommene Interessenfeindschaft der „kapitalistischen Verkäufer“ wird. Gedankengang und Beweisführung dieser Leitsätze kann ich an dieser Stelle nicht wiederholen.

Dem entsprechend behaupte ich in einfacher logischer Umkehrung, daß überall da, wo der private Bezug von „Zuwachsrente“ durch die Grundorganisation einer Gesellschaft auch nur zeitweilig ausgeschlossen ist, immer und ohne Weiteres auf diesem wirthschaftlichen Unterbau eine interessensolidarische, durchaus harmonische Gesellschaft als Oberbau stehen muß, deren Charakter sich nach der negativen Seite hin durch Abwesenheit aller „Ausbeutung“ und Krisen, nach der positiven Seite durch einen auffällig großen und auffällig gleichmäßig vertheilten Wohlstand und durch eine in allem Wesentlichen genossenschaftliche Organisation der Wirthschaft (in Produktion und Konsum) kundgiebt.

Von praktischen Belegen für diese kühne Behauptung konnte ich in meinem ersten Werk zwei beibringen, Ralahine*) und Vineland,**) dieses ein Stadtbezirk mit 11000 Einwohnern. In meinem zweiten Werke habe ich mich bemüht, zu zeigen, daß die gesammte deutsche Wirthschaft vier Jahrhunderte hindurch, etwa vom Jahre 1000 bis etwa zum Jahre 1400, so lange sie auf einem „zuwachsrentenfreien“ Unterbau stand, Punkt für Punkt und bis ins letzte Detail den deduktiv erschlossenen harmonischen genossenschaftlichen Oberbau besaß.***)

Seitdem hat mich die Güte eines gelehrten Freundes in den Besitz eines ferneren, schlagenden Beleges gesetzt. Es handelt sich um einen ganzen Staat der Union, Utah, die Mormonenkolonie. Auch hier steht auf der

*) S. meine „Siedlungsgenossenschaft“ S. 405.
**) S. meine „Siedlungsgenossenschaft“ S. 477.
***) S. „Großgrundeigenthum und soziale Frage“ S. 283 ff.

ſelben Grundlage allgemeinen Bodeneigenthumes der charakteriſtiſche Oberbau genoſſenſchaftlich verbundener, wohlhabender und in hoher Sittlichkeit lebender Menſchen. Das Material, eine von mir aus dem „Atlantic Monthly“ übertragene und kommentirte Skizze von E. Smythe, iſt im dritten Heft der „Zeitſchrift für Sozialwiſſenſchaft“ vom Profeſſor J. Wolf, Jahrgang 1899, erſchienen.

Seitdem iſt mir von dem ſelben Korreſpondenten eine andere Arbeit aus der ſelben Feder zugegangen, die unter dem Titel: „Real Utopias in the arid West“ im Maiheft 1897 des Atlantic Monthly erſchienen iſt. Wenn die darin beſprochenen Anſiedelungen auch nicht in dem geradezu verblüffenden Umfang als Belege für meine Geſammtauffaſſung gelten können wie die eben erwähnten, ſo glaube ich doch, daß ſie, in die rechte Beleuchtung gerückt, Anſpruch auf Intereſſe haben.

Die erſte dieſer Kolonien iſt die in Colorado belegene, nach dem berühmten Gründer der „New York Tribune“ genannte Greeley-Colony. Sie verdankt ihre Entſtehung einigen ehemaligen Anhängern der Phalanſterienbildungen Fouriers und Enfantins, wie ſie bekanntlich in den Vereinigten Staaten zu Dutzenden gegründet und zu eben ſo vielen Dutzenden zu Grunde gegangen ſind. Meeker, der Gründer dieſes ſpäten Abkömmlings der alten Lehre, war einer von den ſeltenen Männern, die ein Ziel nicht deshalb aufgeben, weil ein Mittel verſagt hat. Er blieb ſeinem Ideal, der ſich ſelbſt verſorgenden Gemeinde brüderlich verbundener Menſchen, treu, auch als ſich der vermeintliche Heilsweg ſeiner Jugendbegeiſterung als ungangbar erwieſen hatte.

In der Brook Farm hatte ſich herausgeſtellt, daß unter den Inſaſſen des Phalanſteriums ein „Ueberfluß an Philoſophen und ein ſchmerzlicher Mangel an Männern herrſchte, die verſtanden, Kartoffeln zu hacken, und Meeker ſelbſt hatte in Trumbull die Erfahrung machen müſſen, daß die faulen und ſorgloſen Grillen auf Koſten der fleißigen und ſparſamen Ameiſen lebten“. Dieſe Erfahrungen wurden fruchtbringend. Von dem Phalanſterium blieb nichts übrig als ein gemeinſames Back- und Waſchhaus; in allem Uebrigen ſtellte ſich die Kolonie auf den bewährten Boden des Eigenbeſitzes und der Familienwirthſchaft zum eigenen Vortheil. „Das neue Ideal ſtellte ſich dar als eine gegliederte Gemeinde, die ihren Bürgern alle Vortheile des genoſſenſchaftlichen Zuſammenſchluſſes gewähren ſollte, ohne durch kollektiviſtiſchen Beſitz die Thatkraft und Leiſtungfähigkeit des Individuums zu lähmen.“ Man beſchloß, das Land auf allgemeine Koſten zu erwerben, um es billiger zu erhalten, und Privatſpekulationen auszuſchließen; und beſchloß ferner, die Wohnſtätten in einer gemeinſamen Stadtanlage zu vereinigen, ſtatt das Syſtem der Einzelhöfe anzuwenden. Auf dieſe Weiſe ſollten den Anſiedlern die Vortheile ſtädtiſchen Lebens (Schule, Geſelligkeit u. ſ. w.) geſichert werden.

In Ausführung dieses Planes erwarb die „Siedlungsgenossenschaft," wie man sie wohl nennen darf, im Thale von Cache la poudre (Colorado) 12000 Acres Land und begann im Frühjahr 1870 ihre Arbeiten. Der Zusammenhalt wurde auf eine außerordentlich harte Probe gestellt, denn die auf zwanzigtausend Dollars geschätzten Bewässerunganlagen verschlangen mehr als das Zwanzigfache des Betrages, nämlich 412000 Dollars. Aber die Genossenschaft hielt aus, obgleich ihr nur sehr geringe Mittel zur Verfügung standen, und die Anlagen wurden fertig gestellt. Als Das vollbracht war, erwies sich, daß das Land für den Obstbau, den die Ansiedler zu pflegen gedachten, ungeeignet sei, und sie sahen sich gezwungen, die Grundlage der Gemeinde anders zu formen, als sie beabsichtigt hatten, namentlich, größere Hufen auszuweisen, da es nothwendig war, Feldbau statt Gartenbau zu treiben. Nach langen Versuchen erwies sich der Boden als besonders geeignet für Kartoffelbau; und die Kolonisten züchteten eine eigene Sorte, die als „Greeley-Kartoffel" zu einer Berühmtheit der westlichen Märkte wurde und die höchsten Preise erzielte. Der Erlös der Kolonie für diese Frucht allein überstieg in vielen Jahren eine Million Dollars. Daneben aber wurden alle Arten von Feld- und Gartenpflanzen in einem Umfange gebaut, der den einzelnen Farmern eine behagliche Existenz sicherte und sie vor den Krisen behütete, die den Erzeugern eines einzelnen Weltmarktproduktes so gefährlich werden.

Der Erfolg der genossenschaftlichen Wasserversorgung war zunächst der, daß die Kolonisten viel billiger dazu kamen als die Gemeinden der Nachbarschaft, die die Bewässerung dem Privatkapital überlassen hatten. In Greeley zahlt der Farmer 350 Dollars für die Berieselung von 80 Acres und ist pro rata seines Besitzes Miteigenthümer der Werke, während das selbe Quantum Wasser aus Privatwerken 1200 Dollars kostet und die Anlage außerdem den Unternehmern gehört. Das ergiebt eine stattliche Dividende für die Genossenschafter. Eben so ist die Kunst ihrer Wasserbautechnik, die für das ganze Land vorbildlich wurde, und ihre außergewöhnliche landwirthschaftliche Tüchtigkeit als Erfolg der kooperativen Thätigkeit anzusprechen; und auch die Firma ihres berühmten Produktes repräsentirt ein stattliches Kapital.

Das soziale Leben trägt ein- für allemal die unverwischbaren Spuren des genossenschaftlichen Geistes der Gründungperiode. Die Pachtverträge mit den einzelnen Genossen verbieten streng die Herstellung und den Verkauf geistiger Getränke auf den einzelnen Hufen und diese Bestimmung ist mit Nachdruck aufrecht erhalten worden. Die Verwaltung ist durchaus demokratisch, da die Beamten durch eine rege, in zahlreichen Klubs organisirte öffentliche Meinung scharf kontrolirt werden und nicht wagen, ihr entgegen zu handeln.

Die Neuheit der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Existenzbedingungen weckte alle schlummernden Kräfte der Individualität. Alle rangen

in eifersüchtigem Wettstreit um die Palme der höchsten Tüchtigkeit. „Die Persönlichkeit, die in der Großstadt verkümmert, schießt in dem frischen Neulandboden der Kolonie in Blüthe und Halm. Einrichtungen, die in allen übervölkerten Landschaften unmöglich wären, fassen hier festen Fuß, wo die Menschen ihre Thatkraft fesselos entfalten dürfen: in der Freiheit und Gleichheit, die neue Gemeinwesen auszeichnet und ihnen auch erhalten bleibt, so lange sie klein sind."

Das Ergebniß war ein voller Erfolg. Leider hatte die unerwartete Kostspieligkeit der ersten Wasseranlage die Mittel der Gemeinschaft so weit festgelegt, daß wenig oder nichts für weitere genossenschaftliche Unternehmungen übrig blieb und die Anlage von Läden, Banken und gewerblichen Einrichtungen dem Privatkapital überlassen werden mußte. Unter günstigeren Bedingungen des Beginnes hätten sich auch nach dieser Richtung hin noch bessere Ergebnisse herausgestellt. Jedenfalls aber besteht hier eine Gemeinde, ohne einen Millionär, aber auch ohne einen Armen, die immer noch genug Menschen und Kapital erzeugt hat, um weithin in die Nachbarschaft neue, gedeihende Tochteransiedelungen zu senden.

Heute besteht die Kolonie aus einer wohlgebauten Stadt mit freundlichen Wohnhäusern und stattlichen Geschäftsquartieren, umgeben von Feldgütern in sorgfältigem Anbau, die durch ein ingeniöses System von Wasserkanälen verbunden sind. Ihre Zukunft ist gesichert. Und alles Das ist geleistet, obgleich weder das Band des religiösen Fanatismus noch der Druck der Verfolgung die Siedler zusammenhielt, wie zum Beispiel die ersten Pioniere von Neu-England oder die Mormonen.

Zwei andere Gründungen findet man im Süden Kaliforniens, wo noch vor dreißig Jahren unter der schläfrigen Herrschaft der spanischen Rasse kaum einige Missiongärten am Flußufer als freundliche Oasen von der nur mit Salbei und Kaktus bewachsenen, von spärlichen Schafheerden beweideten Steppe abstachen. Auch in diese Wüstenei brachte der angelsächsische Erobererstamm die neue Aera der Bewässerung und des Anbaues.

Die ersten Pioniere waren dort kleine, arme deutsche Handwerker aus San Francisco, Städter, die vor fast vierzig Jahren mit ihren Sparpfennigen ein Terrain erwarben und bewässerten, die — schon aus Nordhoffs communistic societies bekannte — Kolonie Anaheim. Die Gründer schossen je hundert Dollars ein, verpflichteten sich zu bestimmten Nachzahlungen, kauften ein größeres Areal und ließen durch eine entsandte Abtheilung die nöthigen Wasserwerke anlegen, während der Rest ruhig in San Francisco weiter schaffte, um die „Kriegskosten" zu erwerben. Als Alles wohl vorbereitet, die centrale Stadtanlage abgesteckt, das ganze Terrain in Farmen von zwanzig Acres eingetheilt und die Pflanzungen bestellt waren, kamen die Uebrigen mit Kind und

Kegel nach und verlosten die einzelnen Landestheile unter sich, wobei die Gewinner der besten Stücke ein Aufgeld zu zahlen hatten, das unter die Uebrigen vertheilt wurde. Die meisten Siedler widmeten sich ganz dem Ackerbau, aber viele eröffneten auch Läden oder trieben ihr Handwerk als Schmiede, Zimmerleute, Maler, Schuster und Schneider fort. Damit war die Gründung liquidirt und nur das Wasserwerk blieb im Gemeindebesitz.

Hier hatte der genossenschaftliche Zusammenschluß also nicht mehr ermöglicht als die billige und zweckmäßige Erwerbung von Grundeigenthum, — und mehr hatten die Gründer auch gar nicht beabsichtigt, denn jedes soziale Motiv im weiteren Sinne lag ihnen ganz fern.

Aber auch hier wurde ein voller Erfolg erreicht. Nur Wenige kamen zu Reichthum, die Meisten jedoch zu behaglichem Wohlstand, obgleich es sich um städtische Arbeiter handelte, die sich der Bodenkultur widmeten. Die Bedeutung des Versuches liegt denn auch weniger in der Ausgestaltung der Kolonie selbst als in dem gewaltigen Anstoß, den sie einer ganz ungewöhnlichen Siedlungform gab, der Vertheilung des Bodens in lauter kleine Bauerngüter, die an Bewässerungwerke angeschlossen waren und dadurch intensive Kultur ermöglichten. Das bedeutete eine Revolution für ein Land, in dem riesige Ranchos mit Viehzucht und allenfalls Kornbau die Regel gewesen waren.

Auf dieser neuen Grundlage erblühte dann im St. Bernardino-Thal eine Kolonie, die ein bedeutend größeres sozialpolitisches Interesse in Anspruch nimmt: Riverside, das zwölf Jahre später angelegt wurde. Die Gründer, Tennessee-Leute aus Knoxville, hatten den Muth, ein Terrain auszusuchen, das von den Einheimischen als vollkommen werthlos betrachtet wurde, und das Genie, darauf das „idealste" Gemeinwesen zu errichten, das bis jetzt auf Erden entstanden ist.

Um gedeihen zu können, mußten sie ein System der Bewässerung schaffen, das alle bekannten Anlagen an Wirksamkeit übertraf. Das wurde erreicht. Sowohl die Sammel- und Leitunganlage als auch die eigentliche Zuführung zum Boden selbst wurden nach neuen Grundsätzen ausgeführt und Werke geschaffen, die noch heute nicht übertroffen worden sind. Auf dem so vorbereiteten Boden richteten sie eine großartige Apfelsinenkultur ein und erreichten bald eine Güte des Erzeugnisses, die ihnen auf allen Märkten der Union Liebhaberpreise sicherte.

Die sozialen Verhältnisse von Riverside verdienen die höchste Beachtung. Die Häuser und Straßen der Kolonie, die binnen einem Menschenalter auf einer geringen Schafweide entstand, gehören zu den schönsten der Welt. Gewiß giebt es in der Umgebung der großen Metropolen des Ostens eben so schöne Villenvorstädte: aber sie sind das Eigenthum der oberen Zehntausend, einer kleinen Minderheit reicher oder doch sehr wohlhabender Leute; die Besitzer der

Landhäuser sind dort Kaufleute und Fabrikanten, die sich emporgearbeitet haben. In Riverside aber wohnen wenigstens neunzig Prozent der Gesammtbevölkerung in Häusern, die an entzückenden Gartenstraßen gelegen sind, in Villen, die dem Spazirgänger eine fast ununterbrochene Flucht gutgehaltener Rasenplätze, prächtiger Blumenbeete und künstlerischer Bosquetanlagen bieten. Durch diese Straßen eilen die Zeitungausträger mit den am Ort selbst morgens und abends erscheinenden Journalen. Die Bürger füllen ihre Badewannen aus einer Wasserleitung, die die Straßen durchzieht, und erleuchten ihre Häuser mit elektrischem Licht. Im Mittelpunkt der Kolonie sieht man vornehme Verkaufsläden, Kirchen, Gasthöfe und öffentliche Gebäude. Die Schulen stehen auf der höchsten Stufe und sind in Gebäuden untergebracht, deren Zweckmäßigkeit und Schönheit für den Reichthum und den guten Geschmack der Bürgerschaft Zeugniß ablegen. Das Klubhaus und sein Lesezimmer entspricht allen Anforderungen, — und in der ganzen Stadt existirt nur eine einzige Kneipe; es gilt aber entschieden für unanständig, sie zu besuchen.

Das erste Ergebniß dieser ursprünglichen Kolonie war ein gewaltiger Anstoß zur Erschließung und Besiedelung des südlichen Kalifornien. Zahlreiche ähnlich reizende Kolonien entstanden, die sich ostwärts bis an den Rand der Colorado-Wüste und südwärts bis an die mexikanische Grenze vorgeschoben haben. So hat sich vor Allem die Stadt Los Angelos entfaltet, deren Wachsthum in guten und schlechten Jahren gleich unaufhaltsam vorschreitet. Eine gewaltige Steigerung des Bodenwerthes und die Anlage kostspieliger Wasserwerke war eine weitere nothwendige Folge. Aber Das ist nur die äußere Erscheinungform der tief wirkenden inneren Wirthschaftkräfte, die Südkalifornien kennzeichnen.

Der Keim Rivers ides und der ganzen hohen Kultur, die das St. Bernardino-Thal seinen Gründern verdankt, ist die durch Bewässerung möglich gewordene kleine Farm. Sie entscheidet für den Charakter der Wirthschaft, der Gesellschaft und der Bevölkerung. Wo die Landloose sehr klein sind — und in Riverside umfassen sie nur fünf bis zehn Acres —, da gehören sie nothwendiger Weise der Volksmasse. Das heißt, daß eine Klasse kleiner Grundeigenthümer die Grundlage der Bevölkerungpyramide bildet. Und Das schließt die Existenz einer Lohnarbeiterklasse aus, wie sie auf den Baumwollplantagen des Südens und mehr oder weniger auch in jedem Gebiet großer Bauernhöfe, auch im größten Theile von Kalifornien selbst existirt. Auf einem Kleinbesitz leistet der Eigenthümer mit seiner Familie fast die gesammte Arbeit. Darum ist der größte Theil der Bevölkerung in Gemeinden wie Riverside unabhängig und selbstthätig.

Die Bevölkerung von Südkalifornien ist in voller Bewegung auf der Bahn, die zum Gemeineigenthum an allen der Gesammtheit dienstbaren Nutzungen und zum genossenschaftlichen Betrieb aller Gewerbe hinführt.

Aber hier ist diese Bewegung viel mehr eine wirthschaftliche Entwickelung als eine politische Strömung. Sie ist die naturnothwendige Folge ihres Milieus und ihrer Existenzbedingungen. Eine große Masse von Grundeigenthümern und Landwirthen stand anfänglich zwischen privaten Wasserwerken, die ihren Aeckern Lebenskraft gaben, und privaten Handelsunternehmungen, die ihre Absatzmärkte monopolisirten. Das waren unerträgliche Zustände, da sie sich in der Gewalt fremder Mächte befanden, auf die sie keinen Einfluß hatten. Diese Werkzeuge der Wirthschaft werden jetzt aber mit großer Geschwindigkeit Gemeineigenthum und es ist undenkbar, daß sie je wieder in Privathände übergehen könnten. So waren auch die Wasserwerke von Riverside ursprünglich eine private Unternehmung und wurden erst nachträglich von der Gemeinde erworben.

Das merkwürdigste Beispiel für die Unwiderstehlichkeit der geschilderten Tendenz bieten die Wasserwerke des wundervollen Obstgebietes im Bärenthale. Sie waren der Gegenstand der tollsten Bewässerungspekulation, die der Westen je erlebt hat. Ungefähr drei Millionen östlichen und fremden Kapitals wurden in das Unternehmen hineingesteckt, bis die Jobberei mit einem großen Krach endete.

Als einziges Mittel der Sanirung blieb den Aktionären nichts Anderes übrig, als selbst der Gemeinde das Eigenthum anzutragen, und diese konnten die Werke weit unter den Selbstkosten erwerben. Nachdem jetzt das Wright Irrigation District Law vom höchsten Gerichtshof der Union Gesetzeskraft erhalten hat, ist anzunehmen, daß Kalifornien keinen Versuch mehr erleben wird, die Wasserversorgung, den Lebensnerv der Steppenwirthschaft, zum Gegenstande des Privateigenthumes zu machen.

Eben so hat sich die Bevölkerung auf dem Weg der Genossenschaft von dem Händlerring zu emanzipiren verstanden. Ihre Absatzgemeinschaften vertreiben bereits mehr als die Hälfte des ganzen, immerhin großen Erzeugnisses. Die Produzenten haben ihre eigenen Versandhäuser, geben bankmäßig Vorschüsse an ihre Mitglieder und beschicken die Märkte mit ihren eigenen Reisenden.

Es ist schließlich mit Befriedigung zu konstatiren, daß die Schönheit der Häuser und der hohe durchschnittliche Wohlstand die demokratische Einfachheit der ursprünglichen Einrichtungen nicht zu berühren vermochten.

* * *

Ich widerstehe der Versuchung, an dieser Stelle die vielerlei Zeugnisse anzuführen, die dieser Bericht für die Richtigkeit nicht nur meiner Gesammtauffassung, sondern auch einzelner Darlegungen meiner Werke erbringt, obgleich der Verfasser der Skizze kaum eine Kenntniß von ihnen besitzen kann. Wer namentlich meine „Siedlungsgenossenschaft“ kennt, wird unter Anderem meine sozial-

pſychologiſche Anſchauung überall beſtätigt finden und wird auch meiner Meinung beipflichten müſſen, daß das religiöſe Band der Quäker- und Sektirerkolonien Nordamerikas nicht, wie man im Allgemeinen angenommen hat, die Urſache ihres Gedeihens, ſondern im Gegentheil die Urſache ihrer bald eingetretenen Stagnation geweſen iſt.

Ich hoffe, in nicht zu ferner Zukunft den Grundſtein zu einem „Riverſide" in Deutſchland legen zu können.

Grunewald. Dr. Franz Oppenheimer.

Ein neuer Kriegshafen.

Der diesjährige Etat der Bauverwaltung enthält eine erſte Rate von 4900000 Mark für die Vertiefung des Fahrwaſſers der unteren Ems und den Ausbau des emdener Außenhafens. Und zwar handelt es ſich um die Ausgeſtaltung dieſes weſtlichſten deutſchen Seehafens nicht nur für den regelmäßigen Schiffahrtbetrieb und ſelbſt die größten Handelsdampfer, ſondern auch für die großen Linienſchiffe der Kriegsmarine. Damit iſt aber eine ganz neue Perſpektive auf künftige Forderungen für maritime Küſtenbauten eröffnet.

Die geographiſche Lage des emdener Hafens bietet für den transozeaniſchen Verkehr den Vortheil, daß die großen Seewege nach dem Weſten, verglichen mit Bremen, von dort um etwa ſechzehn und, verglichen mit Hamburg, um einige dreißig deutſche Meilen kürzer ſind. Trotzdem kann an eine Konkurrenz Emdens mit dieſen Hauptemporien des deutſchen Handels jedoch auf abſehbare Zeit nicht gedacht werden, ſondern höchſtens an den Verkehr, den Emden als Ausgangshafen des mit dem induſtriereichſten Gebiet Preußens verbundenen Dortmund-Ems-Kanales an ſich zu ziehen vermag. Hierfür und für ihre transozeaniſchen Bedürfniſſe hat denn auch die Hamburg-Amerika-Linie ſchon eine umfangreiche Niederlaſſung in Emden beſchloſſen.

Wenn die ſachverſtändigen Herren in ihrer optimiſtiſchen Beurtheilung des wirthſchaftlichen Werthes der neuen großen Kanalſtraße Recht haben, ſo wäre auch gegen die Nutzbarmachung des Hafens für die Kriegsmarine nichts einzuwenden, vorausgeſetzt, daß die Koſten nicht zu hoch und andere Aufwendungen nicht dringlicher ſind. Allein zur Zeit fehlen der Oeffentlichkeit nicht nur alle amtlichen Daten, die die zuverſichtliche Auffaſſung von der

großen Entwickelungfähigkeit des emdener Verkehrs unterstützen könnten, sondern es tauchen auch, unabhängig davon, noch andere Bedenken auf.

Im Allgemeinen sind Vertiefung- und Regulirungarbeiten in unseren Nordseegewässern, wie besonders die Geschichte von Wilhelmshaven lehrt, schwierig und überschreiten gewöhnlich die ersten Kostenanschläge ganz erheblich. Die Wasserfläche des Dollart geht überdies seit dem sechzehnten Jahrhundert zurück und sowohl an der ostfriesischen wie namentlich an der holländischen Küste wurden bedeutende Landstrecken dem Meer wieder abgewonnen und eingedeicht. Von den Mündungen der Ems scheint die Nordwester-Ems — vor etwa zehn Jahren wurde in namhaften Werken ihre Tiefe noch auf zwölf Meter angegeben — heute für Handels- und Kriegsschiffe größten Tiefganges nicht mehr passirbar zu sein, dagegen genügt die 7,8 bis 8,5 Meter tiefe Mündung der Oster- und Wester-Ems Handelsschiffen großen und kleinen Tiefganges und Kriegsschiffen mittleren und kleineren Tiefganges. Hafen und Fahrwasser wurden schon 1883 erweitert und vertieft. Seit 1884 passiren Schiffe von 6,5 Meter Tiefgang die neugebaute Kastenschleuse. Das Fahrwasser der Unterems besitzt zur Zeit die Tiefe von achteinhalb Meter und soll nach der das Projekt begleitenden Denkschrift bis zum emdener Außenhafen bis zu zehn Meter vertieft werden; der emdener Außenhafen selbst soll eine Tiefe von elfeinhalb Meter erhalten.

Emden zählt etwa 14 000 Einwohner, ist durch die Bahn mit Hamburg, Bremen, Amsterdam und dem dortmunder Hüttendistrikt, durch den Ems-Jahde-Kanal mit Wilhelmshaven verbunden, besitzt ein Dock mit großen Niederlagegebäuden, ferner eine Navigation-Prüfung-, Gewerbe- und Handelsschule, ein Hauptzollamt und Strandamt, Kabel nach England und Nord-Amerika, eine Station der Indoeuropäischen Telegraphen-Compagnie, Gewerbe- und Genossenschaftbanken, betreibt einen lebhaften Exporthandel, namentlich in Vieh, Pferden, Kolonialwaaren, Steinkohle, Koks, Eisenwaaren und steht besonders mit Holland, England, Belgien, Norwegen, dem baltischen Rußland und Amerika in Verkehr. Die Bedingungen für eine weitere günstige kommerzielle Entwickelung sind also vorhanden, falls die Fahrwasservertiefungarbeiten und sonstigen maritimen Anlagen nicht auf unbekannte Schwierigkeiten stoßen. Freilich soll nach der jüngsten Erklärung des holländischen Ministers vom „Waterstaat" der Ausbau des benachbarten niederländischen Hafens Delfzyl gleichfalls beschlossen sein. Delfzyl befindet sich aber durch seine Lage an dem tieferen und weniger leicht zufrierenden Dollart in günstigerer Lage und ist durch Wasserwege mit Harlingen an der Nordsee verbunden.

Was die kriegsmaritimen Gesichtspunkte betrifft, so kann ein Geschwader von Emden als Stützpunkt aus die Aufklärung in südwestlicher Richtung, der wichtigsten, in der wir — wenn überhaupt — einen Angriff zur See zu er-

warten haben, allerdings rascher als von Wilhelmshaven aus bewerkstelligen und fände, etwa von einer Uebermacht angegriffen, im Mündungbecken der Ems eine gesicherte Zuflucht, da das schwierige Fahrwasser voraussichtlich schon durch die Wegnahme der Seezeichen genügend zu sperren wäre. Die Errichtung von Batterien auf den Inseln Rottum und Borkum und Torpedosperren scheint entbehrlich zu sein. Ferner könnte ein deutsches Geschwader nach in der Nordsee stattgehabtem Kampfe sich dort mit neuer Munition, Kohlen und Proviant versehen, erlittene Havarien repariren und Mannschaftverluste ergänzen. Endlich erlaubt dieser Stützpunkt, gegen die Flanke und gegen Nachschubstransporte eines Gegners vorzustoßen, der mit östlichem Kurs gegen Wilhelmshaven oder die Elbmündung vorginge. Wir hätten dann einen dritten Ausfallshafen gegen den südlichsten auf unsere Nordseeküsten gerichteten englischen Kurs. Allein diese Verhältnisse gelten eben so für Wilhelmshaven und Cuxhaven und beide Häfen entsprechen in ihrer heutigen, unter Aufwendung von Hunderten von Millionen erfolgten Ausgestaltung allen Anforderungen. Die Blockirung unseres Nordseegeschwaders in Wilhelmshaven ist an und für sich schwierig. Ein Geschwader großer Linienschiffe im emdener Hafen würde also nur in den seltenen Lagen nützlich sein, wo ein Zusammenhalten aller Streitkräfte nicht erforderlich wäre. Andere Erwägungen würden freilich dann in Frage kommen, wenn der heute nur zwei Meter tiefe Ems-Jahde-Kanal so weit vertieft würde, daß er von Kriegsschiffen befahren werden könnte. Das ist aber ausgeschlossen, weil es zu viel kosten würde. Nun führt zwar von Emden ein vor jedem Angriff von Kriegsschiffen größeren und mittleren Tiefganges von der Seeseite aus sicherer Wasserweg für Torpedoboote durch die Niederlande nach dem Kanal und darin liegt zweifellos auch eine kriegsmaritime Bedeutung Emdens. Sie besteht aber heute schon und ist von der geplanten Vertiefung und Ausgestaltung unabhängig. In Anbetracht dieser Verhältnisse ist es angebracht, einer etwa in den leitenden Kreisen bestehenden Absicht starker Nachforderungen für diese neue Flottenstation bei Zeiten entgegenzutreten, damit nicht die jetzige „Gesammtforderung" von 7 884 000 Mark sich vielleicht bald als relativ bescheidener Vorläufer entpuppt.

Außerdem besteht, obgleich er neulich abgeleugnet wurde, höchst wahrscheinlich für die Folgezeit der Plan, nachdem kürzlich Rußland seinen Kiregshafen in Libau ausgebaut hat, aus Danzig einen Flottenstützpunkt ersten Ranges zu machen. Auch die Sicherung des neugebildeten Fahrwassers der Elbmündung im Klotzenloch erfordert eine neue Strandbefestigung. Wir sind daher noch lange nicht am Ende der Aufwendungen für den Küstenschutz. Das sollte bei der Abmessung der Ausgaben für eine Offensivflotte nahezu ersten Ranges nicht übersehen werden.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Kunst und Kunstsalons in Berlin.

Man giebt sich von so vielen Thatsachen und Geschehnissen des öffentlichen Lebens Rechenschaft, stellt auf so zahlreichen Gebieten Fortschritte und Errungenschaften genau fest, daß es fast nach Absicht, mindestens aber nach Nachlässigkeit aussieht, wenn man die Kunst dabei ganz aus dem Spiel läßt und von keiner Seite der Versuch gemacht wird, aus den Ereignissen des Kunstlebens einige Schlüsse auf Ab- und Zunahme des künstlerischen Sinnes, des Bedürfnisses nach Kunst und des Urtheilsvermögens in künstlerischen Dingen zu ziehen. Die Sache ist heute viel leichter als vor zehn Jahren. Damals hätte man sehr genaue Informationen über die künstlerischen Ereignisse in München und Berlin, in Dresden und Düsseldorf gebraucht, hätte sich klar zu machen gehabt, welche künstlerischen Anschauungen in der bayerischen Metropole an der Tagesordnung, welche Lehrer an der berliner Akademie tonangebend seien, wie weit man sich in Dresden mit dem Gedanken an eine modernere Kunst vertraut gemacht habe und für welche Art von Malerei die kaufkräftigen rheinischen Industriellen am Meisten Neigung zeigten. Heute genügt es vollkommen, das berliner Kunstleben zu betrachten. Berlin ist nicht etwa zur ersten Kunststadt Deutschlands avancirt und keine neue, gewaltige Umwälzungen herbeiführende künstlerische Idee hat hier das Licht der Welt erblickt; aber die Thatsache, daß Berlin von allen deutschen Städten am Meisten Kunst konsumirt, hat es zum künstlerischen Mittelpunkt Deutschlands gemacht, auf dem sich alle Ereignisse abspielen. Die Stellung, die es einnimmt, ist nach jeder Richtung hin unverdient. Es verdankt sie einer Reihe von Zufällen, der Einsicht einiger Persönlichkeiten und der geistigen Beweglichkeit und Regsamkeit des berliner Publikums. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß dieses Publikum besonders kunstverständig sei — man könnte eher das Gegentheil behaupten —, aber es hat die hübsche Eigenschaft, leicht interessirt zu sein und die — wenn auch noch so oberflächliche — Beschäftigung mit Kunst für ein nothwendiges Requisit des Gebildetseins zu halten. In München besteht das Gros der Ausstellungbesucher aus Fremden; und noch in jedem Jahr müssen die Isarathener ausdrücklich ermahnt werden, die Künstler durch den Besuch der Ausstellungen in ihren Bemühungen zu unterstützen. Die Berliner dagegen gehen unaufgefordert in alle Ausstellungen, wo sie etwas Interessantes zu finden hoffen, — manchmal freilich nur, um mitsprechen zu können, wenn die Rede auf solche Veranstaltungen kommt. So komisch es auch oft wirkt, sich Leute mit einer Sache beschäftigen zu sehen, die ihnen ganz fern liegt und meist auch verschlossen bleibt: schon dieses Gefühl der Pflicht, auch von solchen Sachen Kenntniß

zu nehmen, ist eine Eigenschaft der Berliner, die man ihnen als Tugend anrechnen sollte und die in hohem Maße dazu beigetragen hat, der Reichshauptstadt ihre Bedeutung für das deutsche Kunstleben zu geben.

Es ist klar, daß eine allen Anregungen so zugängliche Menge im guten oder schlechten Sinne zu einer Macht werden kann und daß es „ein Ziel aufs Innigste zu wünschen" wäre, wenn die eben erwähnte Eigenschaft der Berliner in geschickter Weise benutzt werden könnte, um ihnen einen etwas höheren Kunstgeschmack beizubringen, als sie zur Zeit besitzen. Die Kritik ist in dieser Hinsicht so gut wie machtlos. Sie kann zwar dem Publikum sagen: Das ist gut und Das taugt nichts; aber sie ist schließlich doch abhängig von dem Material, das sie zu beurtheilen hat, und kann, wenn sie wirken will, sich am Ende nicht auf einen ganz außerhalb des Gegebenen befindlichen Standpunkt stellen. Im besten Falle wird sie zeigen dürfen, welche Punkte für die Beurtheilung von Kunstwerken in Betracht kommen, und so den Geschmack in gewisser Beziehung leiten, niemals jedoch bestimmen können. Von einer viel größeren Bedeutung für die Ausnutzung eines so mächtigen Faktors, wie es das rege Interesse der Berliner für Kunst geworden ist, dürften die Veranstalter der Ausstellungen in Berlin sein; denn sie haben es vollkommen in der Hand, ob das Publikum an gute oder an schlechte Kunst gewöhnt wird, ob sein Geschmack gehoben oder verschlechtert, ob Berlin aus einem bloßen Kunstmarkt eine wirkliche Kunststadt wird. Die Macht der Kritik besteht nur auf dem Papier; die der Ausstellung-Veranstalter ist in Wirklichkeit vorhanden. Niemand wird leugnen können, daß nichts so sehr zur Trivialisirung des Kunsturtheils in Berlin beigetragen hat wie die übergroßen, hauptsächlich gleichgiltige Marktwaare enthaltenden, von der Künstlerschaft veranstalteten offiziellen Kunstausstellungen und daß erst von dem Augenblick an ein Umschwung eintrat, wo die münchener Sezession das Prinzip der Elite-Ausstellungen gewaltsam durchsetzte. Das moderne Kunstgewerbe wäre überhaupt nicht dazu gelangt, eine ernsthafte Rolle zu spielen, wenn nicht Bing in Paris das Signal dazu gegeben und man es in München und Berlin kaufmännisch nicht so lebhaft gefördert hätte. Wenn die Konkurrenz der Ausstellungen unter einander minder heftig wäre, würde man viel deutlicher bemerken, welchen riesigen Einfluß sie auf die Gestaltung des Kunstlebens besitzen. Die Uebermacht Berlins auf dem deutschen Kunstmarkt beruht lediglich darauf, daß hier so viele Ausstellungmöglichkeiten vorhanden sind. Es ist daher geboten, diese nicht mehr nur als kaufmännische Unternehmungen, sondern als Kulturfaktoren zu betrachten, von denen sehr viel mehr abhängt, als es zunächst den Anschein hat. Damit erhält aber auch die Thätigkeit der Kritik eine andere Richtung. Ein Umschwung ist bereits bemerkbar; denn während für die Kritik früher die einzelne Leistung nur als

solche existirte und mit mehr oder minder großer Sachkenntniß besprochen wurde, wird jetzt das Meiste auf seine symptomatische Bedeutung hin, auf seine Stellung zum Ganzen, untersucht. Daraus ergiebt sich denn schon ganz von selbst die Beurtheilung einer Ausstellung als Milieu, ein Generalisiren von Thatsachen und eine Betrachtung der Kunstwerke nach großen, allgemeinen Gesichtspunkten. Was die Kritik an Intimität dabei vielleicht verlor, hat sie an Sicherheit gewonnen. Sie nimmt keine Rücksicht mehr auf die Gefühle des Einzelnen, sie untersucht nur, ob seine Thätigkeit förderlich ist oder nicht, ob sie das Ansehen der Kunst mehrt oder mindert. Die Aufgabe der Kritik ist heute jedenfalls eine andere als vor zehn Jahren. Sie kann sich nicht mehr darauf beschränken, die künstlerische Produktion zu begutachten, sie hat auch darüber zu wachen, was mit ihr geschieht, ob mit ihr Heil oder Unheil angerichtet wird. In diesem Sinne wird die Thätigkeit der berliner Kunstsalons viel zu selten einer Prüfung unterzogen. Denn es besteht die Gefahr, daß die Kunstsalons ihre Aufgabe mehr und mehr verkennen und auf den berlinischen Kunstgeschmack nach und nach eben so übel wirken wie die offiziellen „Großen" Ausstellungen.

Berlin besitzt sieben Kunstsalons oder besser gesagt: Kunstausstellungsmöglichkeiten. Unter ihnen kommen als erzieherische Faktoren für das große Publikum nur vier in Betracht: Schulte, Keller & Reiner, Cassirer und Künstlerhaus. Davon haben Schulte und Keller & Reiner die meisten Besucher und Abonnenten, in ihren Darbietungen Cassirer den größten künstlerischen Ernst, das Künstlerhaus das niedrigste Niveau. Die die breite Oeffentlichkeit am Lebhaftesten beschäftigenden künstlerischen Vorgänge spielen sich bei Schulte und Keller & Reiner ab. Diese Salons wechseln am Häufigsten — mindestens alle drei Wochen — ihre Ausstellungen und bieten ihren Besuchern eine schier erdrückende Fülle von Bildern und objets d'art. Der Salon Schulte wird von der Aristokratie, den Offizierskreisen und den höheren Beamtenklassen bevorzugt; bei Keller & Reiner verkehrt das sich aus allen Schichten der Gesellschaft rekrutirende moderne Aesthetenthum. Dieses eben charakterisirten Publikums sind beide Salons durchaus sicher und sie hätten es daher vollkommen in der Gewalt, es in erzieherischer Weise zu beeinflussen, an der Verbesserung seines Geschmackes, seines Urtheiles zu arbeiten. Es wäre ungerecht, nicht anzuerkennen, daß beide Salons von Zeit zu Zeit Versuche in dieser Richtung machen; am Ende aber lassen sie doch wieder Kunst Kunst sein und schmeicheln den Neigungen ihrer Abonnenten. Da ist denn natürlich kein Weiterkommen. Paralysirte Wirkungen sind ohne Werth.

Man hatte von Schultes Salon im vergangenen Winter Besseres erhofft. Der Eintritt des durch seine in jedem Sinne fruchtbare Thätigkeit bei den Ausstellungen der münchener Künstlerschaft bekannt gewordenen baye-

rischen Hofrathes Adolf Paulus in die alte rheinische Kunsthändlerfirma Eduard Schulte und seine Uebersiedelung nach Berlin ließ erwarten, daß die Ausstellungen dieses Salons eine wesentlich andere Physiognomie erhalten würden. Man war nicht allein darauf gefaßt, die jüngeren Talente mehr herangezogen zu sehen, man durfte auch eine Umgestaltung der Ausstellung in ihren Aeußerlichkeiten erwarten. Mit einer gewissen Besorgniß sahen die Leiter der übrigen berliner Salons den Umwälzungen entgegen, die Paulus, dieser erfahrene Organisator, gute Kenner und gewandte Geschäftsmann, im Ausstellungwesen herbeiführen würde. Von allem Erwarteten ist Etwas, aber doch zu wenig geschehen, um die auf Paulus gesetzten Hoffnungen gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Gewiß sind Künstler und Kunstwerke bei Schulte zu Wort gekommen, die nur Paulus hatte herbeiziehen können, gewiß waren die Bilder im Oberlichtsaal des Salons während des ganzen Winters so gut gehängt wie nie vorher; aber eben so wenig hat es an jener schlimmen Publikumskunst und dem Dilettantenkram gefehlt, die für Schultes Ausstellungen von je her charakteristisch waren, und auch der Halbkunst sind, wie früher, solche Ehren erwiesen worden, daß das unerfahrene Publikum sie für wirkliche Kunst nehmen mußte. Nun wird darum zwar Niemand, der die Thätigkeit von Paulus in München beobachtet hat, glauben, daß diese Ausstellungen nach seinem Sinn und Geschmack waren; aber man muß doch bedauern, daß sein gutes Talent schlechte Traditionen nicht überwinden konnte und daß Berlin von seiner Anwesenheit nicht so viel profitirt, wie es wohl möglich wäre, wenn er weniger Konzessionen gemacht hätte.

Keller & Reiner waren nicht an Traditionen gebunden; sie haben etwas für Berlin Neues in Szene gesetzt und weder Geld noch Mühe gespart, um ihrem Unternehmen eine weltstädtische Haltung und vor Allem das Gepräge der Modernität zu geben. Ihr Vorbild war Bings L'Art Nouveau. Sie haben weniger Werth darauf gelegt, gute Kunst zu bringen, als neue, und entschieden dazu beigetragen, moderne Kunstanschauungen populär zu machen, dabei natürlich auch Erscheinungen Beachtung verschafft und zum Erfolge verholfen, die es in keiner Hinsicht verdienten. Man wird hierüber aber bis zu einem gewissen Grade mild urtheilen müssen, weil die Klärung der Begriffe für dieses Gebiet erst eintreten konnte, nachdem eine größere Zahl von Schöpfungen Vergleiche ermöglicht hatte. Jetzt, wo die Sache das Ueberraschende verloren, wo die Begeisterung für das nur Neue einer kühleren Erwägung Platz gemacht hat, bemerkt man allerdings, daß die Leitung dieses Salons, ein Wenig planlos, sich von den Wogen einer Bewegung treiben läßt, von der es unsicher ist, wohinaus sie will. Und doch käme es gerade jetzt darauf an, daß auch dieser Salon Initiative ergriffe, um die Verwirrung zu lösen, die er durch sein bedingungloses Unterstützen aller neu schei-

nenden Bestrebungen angerichtet hat. Es wäre um so nöthiger, als der Modernitättaumel, dem sich das Publikum ergeben hat, in einer Ernüchterung enden muß, aus der leicht eine gegen diesen Salon gerichtete Mißstimmung entstehen könnte.

Ein Kunstsalon hat in dem Augenblick seine führende Stellung und höhere Existenzberechtigung verloren, wo er sich den immer und naturgemäß auf das Mittelmäßige gerichteten Neigungen des großen Publikums anpaßt, ja, er kann dabei in die Lage kommen, von der Kunst als eine Gefahr empfunden zu werden. Das an „hohe Häupter" gerichtete Wort Anselm Feuerbachs: „Wer den Willen und die Macht hat, die Mittelmäßigkeit zu erheben, Der hat sie auch, das wahre Talent zu schädigen", gilt schließlich für Alle, die eine Macht der Kunst gegenüber vorstellen. Es trifft alle Mäcene, alle Ausstellungleiter, alle Kritiker, die mittelmäßige oder gar schlechte Kunst unterstützen, es trifft vor Allem die mächtigste aller Mittelmäßigkeiten unterstützenden Mächte, das breite Publikum.

Es ist eine ganz thörichte Ansicht, daß dem Geschmack der Menge in Kunstdingen immer Konzessionen gemacht werden müßten. Das Publikum gewöhnt sich auch an gute Kunst, wenn sie ihm konsequent dargeboten und von berufener Seite plausibel gemacht wird. Man denke nur an den Enthusiasmus, den vor einigen Jahren die Boecklin-Ausstellung in der Akademie beim Publikum erregte. Es begeistert sich freilich in ähnlicher Weise auch für viel geringere Künstler; aber es will sich eben begeistern, und wenn man es in der Gewalt hat, diese Begeisterung auf den würdigen Gegenstand zu lenken, begeht man eine Sünde gegen die Kunst, wenn man ihr die Mittelmäßigkeit in den Weg stellt. Man braucht darum nicht gleich mit Traditionen zu brechen oder altgewordene Künstler dem Hungertode preiszugeben; man soll nur, zwischen zwei Pflichten gestellt — der Pflicht gegen die Kunst und der gegen das Publikum —, der höheren zuerst genügen. Vorausgesetzt natürlich, daß überhaupt der Ehrgeiz vorhanden ist, in einem höheren Sinne zu wirken. Und gewöhnlich behaupten doch sämmtliche Ausstellungleiter, daß bei ihnen Alles ad majorem artis gloriam geschehe.

Weder Schulte noch Keller & Reiner können sich rühmen, während der abgelaufenen Saison der guten Kunst in Berlin ein höheres Ansehen geschaffen zu haben; denn wofür hat sich das bei ihnen verkehrende Publikum schließlich am Meisten interessirt? Bei Schulte für die faden peintres voyageurs Laszlo und Krumhaar und für den kühlen, akademischen Herkomer; und bei Keller & Reiner für zwei spekulative Köpfe, für Fernand Khnopff und Karl Max Rebel. Was hat es für einen Zweck gehabt, dem Publikum in Lavery zu zeigen, wie ein Portrait künstlerisch fein sein kann, wenn man ihm nahelegt, Laszlos im Sinn so gewöhnliche Bildnisse aristokratischer Herren

und Damen und Herkomers unmalerische, trockene Personenschilderungen gut zu finden? Warum führt man ihm die massive, gekonnte und künstlerisch so gesunde Malerei Corinths vor, um die erreichte Wirkung durch die dekadenten Spielereien Khnopffs und die anspruchsvollen Stümpereien Rebels zu vernichten? Der Einwurf, daß es nicht genug gute Kunst gebe, um dem Publikum immer solche vorzuführen, ist nicht stichhaltig. Es handelt sich auch nicht darum, daß überhaupt keine Bilder von Laszlo, Herkomer u. s. w. ausgestellt werden sollen, sondern man erhebt Einspruch dagegen, daß sie in einer Weise gezeigt werden, als seien sie große Kunstwerke. Wenn man darüber schilt, daß mit dem Ehrensaal der Großen Berliner Kunstausstellung ein schnöder Mißbrauch getrieben wird, so darf man auch nicht gleichgiltig bleiben, wenn die Kunstsalons Künstlern dritten bis fünften Ranges eine Bedeutung anarrangiren, als seien sie die ersten der Welt. Man verlangt von den Leitern der Kunstsalons nicht, daß sie sich zu Ehren der Kunst zu Grunde richten, sondern, daß sie ihre bessere Sachkenntniß dem Publikum gegenüber durch Distanzhalten dokumentiren. Gerade die Art, wie bei Schulte Laszlo und Herkomer, bei Keller & Reiner Rebel mit ihren Werken vorgeführt wurden, ist, so viel Lob sie in anderen Fällen verdiente, geeignet, beim Publikum Verwirrung anzurichten. Das sollte vermieden werden. Solche Fehler darf sich das „Künstlerhaus" erlauben, wohin man ohne Erwartungen geht, wo wahllos eben Alles aufgenommen wird; aber wenn die von dem besten Publikum besuchten Salons Derartiges machen, so muß dagegen im Namen der Kunst und des guten Geschmackes protestirt werden. Für das Publikum selbst liegt ja doch die Sache nicht so klar. Es sieht, wie sich Fürstlichkeiten und Adel von Laszlo malen lassen, es hört, daß der Kaiser Herkomer Sitzungen zur Anfertigung eines Emailportraits gewährt hat, es bemerkt, daß Keller & Reiner ihre Räume zum Empfange der Machwerke Rebels effektvoll dekoriren lassen. Erregt Das nicht ganz den Anschein, als seien die Genannten Künstler ersten Ranges? Man kann es schließlich dem Publikum gar nicht übelnehmen, wenn es unter solchen Umständen in gutem Glauben bewundert.

Die Darbietungen der berliner Kunstsalons haben nur dann Werth, wenn ihr künstlerisches Niveau wesentlich höher ist als das der offiziellen Ausstellungen. Sie sollen in kleinem Rahmen ein treues Bild der lebendigen Kunst geben und durch Qualität, nicht durch Quantität, wirken. Nur der Salon Cassirer hat sich während des vergangenen Winters als ziemlich zuverlässig bewährt. Auch er hat nicht nur Meisterwerke zu zeigen gehabt. Unter ausgezeichneten Sachen sind auch in seinen Ausstellungen minderwerthige erschienen, aber die Qualitäten heuchelnde Mittelmäßigkeit hat sich bei ihm nicht breit machen können und seine Besucher fanden in jeder Ausstellung immer so Etwas wie eine künstlerische Stimmgabel, mochte ein Bild

von Manet oder Liebermann, von Degas oder Trübner diese Rolle übernommen haben.

Wenn die an sich so segensreiche Institution der Kunstsalons nicht in Mißkredit kommen soll, werden die Besitzer zu überlegen haben, wie sie ihre Thätigkeit in Zukunft fortsetzen. Bei dem bisher beliebten Modus, die Ausstellungen alle drei Wochen wechseln zu lassen, kann bei der Menge der Salons, die sich im nächsten Winter noch erhöhen wird, ein leidlich hohes künstlerisches Niveau kaum noch gehalten werden. Entweder muß also der Umfang der Ausstellungen eingeschränkt werden, was für ein geschmackvolles Arrangement ohnehin schon vortheilhaft wäre; oder aber man muß weniger schnell wechseln, wodurch Künstler und Publikum in ihrer Wirkung auf einander gewinnen würden; und endlich wäre es wünschenswerth, daß die Salons unter einander eine Verständigung über die Reihenfolge der Neueröffnungen ihrer Ausstellungen herbeiführen könnten. Im vergangenen Winter gab es Tage, wo gleichzeitig vier Salons zur Besichtigung ihrer neuen Ausstellungen eingeladen hatten. Daß eine solche Zersplitterung des Interesses der Sache selbst nicht dienlich sein kann, ist klar. Besonderer Werth aber wäre darauf zu legen, daß die Kunstsalons an einer planmäßigen Weiterentwickelung des berliner Kunstlebens im guten Sinne mit arbeiteten. Die hastige, ziellose Ausstellerei hat absolut keinen Zweck. Mag doch ruhig der eine oder der andere Salon die sogenannte Publikumskunst und den Publikumsgeschmack vertreten. In einer großen Stadt ist ja auch solch ein Unternehmen berechtigt. Aber die Salons, die mehr sein wollen als Schaustätten gewöhnlicher Art, sollten sich bemühen, ihren Ausstellungen einen Inhalt zu geben, der den Geschmack des Publikums einheitlich hebt. Ob ein Salon diese, der andere jene Richtung pflegen will, ist ganz gleichgiltig; die Hauptsache bleibt, daß Kunst gezeigt wird und daß sie nicht zurück stehen muß gegen bloße Waare oder noch Schlimmeres. Es ist gerade jetzt sehr nothwendig, daß die Kunstsalons in bewußter Weise für die ernsthafte Kunst eintreten, damit die Errungenschaften des letzten Jahrzehntes nicht verloren gehen. Mögen sie allen neuen Bestrebungen goldene Brücken bauen, aber dafür sorgen, daß nicht Routiniers und Pseudotalente darauf emporziehen und der schaffenden Kunst Raum und Theilnahme fortnehmen. Und konsequent bleiben! Was nützen die größten Anstrengungen, wenn sie kein bestimmtes Ziel haben? Amusement des Publikums? Wer die Kunst diesem niedrigen Zweck opfern will, ist sicher nicht ihr Freund und man soll ihm wehren, daß er Macht über sie gewinne.

Hans Rosenhagen.

Gehorsam.

Professor Lipps, der sich neulich so hübsch über die deutsche Justiz ausgelassen hat, ist, nicht gerade dieser in den Augen von Centrumsmännern gewiß sehr läßlichen Sünde wegen, sondern aus anderen Gründen den bayerischen Frommen verhaßt. Sie haben daher seine „Ethischen Grundfragen" durchstöbert und folgende in unserem „königtreuen" Zeitalter zu Denunziationen höchst geeignete Stelle gefunden: „So ist also schließlich alle Sittlichkeit gleichbedeutend mit Freiheit im Sinne der freien Uebereinstimmung mit einem eigenen inneren Gesetz. Nehmen wir Gehorsam im engeren Sinne, Das heißt: als Bestimmtsein durch einen fremden Willen, so ist kein Gehorsam sittlich. Er ist jeder Zeit — nicht an sich, aber in seiner Wurzel — unsittlich, genau in dem Maße, als er der geistigen Unfreiheit, Enge, Blindheit entstammt. Mit einem Wort: Gehorsam ist unsittlich, nicht als That, aber als Gesinnung, als unfreier oder knechtischer Sinn. Gehorsam als That kann sittlich nothwendig und werthvoll sein, nämlich als Mittel zum Zweck, vor Allem als Mittel der Erziehung. Sein Endziel aber muß überall die sittliche Freiheit sein." Es versteht sich von selbst, daß in den Centrumsblättern nach bewährter und von allen Parteien geübter Preßgepflogenheit die Stelle ein Wenig gefälscht, durch Auslassung der mildernden Wendungen verschärft wird. Das verzeihe ich ihnen gern um des Verdienstes willen, das sie sich erwarben, als sie die Gehorsamsfrage einmal zur Erörterung stellten. Das ist nämlich sehr nöthig, wie überhaupt Alles, was an die nicht zahlreichen, aber höchst werthvollen unanfechtbaren Ergebnisse der deutschen Philosophie erinnert, die heute unter dem politischen, wirthschaftlichen und naturwissenschaftlichen Tageslärm vergessen werden. Was Lipps sagt, ist die Autonomielehre Kants. Zu dieser — nicht zu dem Grundgebot der kantischen Moral — habe ich mich stets bekannt; und ohne an ihn zu denken, vielleicht sogar, ohne von ihm beeinflußt zu sein, habe ich mich immer über ein Gedicht Schillers geärgert, das einzige, das mir anstößig erscheint; es ist nicht etwa „Männerwürde", sondern „Der Kampf mit dem Drachen". Schiller pflegte sich ja in die Seele seiner Helden hineinzuphantasiren und, wenns sein mußte, auch einmal als Mortimer für den Katholizismus zu schwärmen; aber daß er, der Sänger der Freiheit, den blinden und unvernünftigen Gehorsam verherrlichen konnte: Das verzeihe ich ihm nicht. Ich will die Sache kurz so darstellen, wie ich sie vor Jahren in der Religionstunde fortgeschritteneren Schülern zu erklären pflegte. Der Gehorsam an sich ist nicht sittlich gut; nach dem Willen eines Anderen handeln, ist nicht sittlich, weil es kein menschliches Handeln, kein actus humanus ist, denn dieser unterscheidet sich eben von einer Bewegung des Thieres dadurch, daß er aus Antrieben der Vernunft entspringt. Wäre, wie gewisse Leute meinen, der Gehorsam das eigentlich Sittliche, so wäre der dressirte Hund oder Affe das sittlichste Wesen und eine vollkommene Maschine das allersittlichste. Aber unentbehrlich ist allerdings der Gehorsam. Zunächst fürs Kind zum Schutz seines Lebens; wird das Kind nicht an Gehorsam gewöhnt, so verbrennt es sich am Ofen, sticht sich mit dem Federmesser ein Auge aus, vergiftet sich oder ertrinkt im Bach. Wächst es heran, so kann in seinen Gehorsam ein Element der Sittlichkeit kommen, die Liebe: wenn es gehorcht, um seine Eltern nicht zu betrüben. Grundverschieden von diesem kindlichen blinden und anfänglich erzwungenen Gehorsam ist der freiwillige Gehorsam des Mannes. Der Mann, der doch anders als in einer

Gemeinschaft weder leben noch wirken kann, sieht ein, daß zu gemeinsamem Leben und Wirken Ordnung und Disziplin gehören und daß sich demnach die Vielen, die irgend Etwas gemeinsam verrichten, unter das Kommando eines Anführers, Leiters oder Oberhauptes stellen müssen. Das leuchtet Jedem ein, wenn er die Verwirrung und die unnütze Kraftvergeudung, wie man sie früher namentlich in kleinen Ortschaften bei Feuersbrünsten beobachten konnte, mit der geordneten, eleganten und stets erfolgreichen Thätigkeit einer modernen großstädtischen Feuerwehr vergleicht. Daß im Kriege Disziplin nothwendig sei, hat niemals ein vernünftiger Mensch bezweifelt. Und aus solchen Erfahrungen hat man nun Folgerungen zu ziehen auf das politische und das kirchliche Gemeinschaftleben. Wer sich freiwillig einem größeren Ganzen einordnet, um nützlich wirken zu können, handelt sittlich; aber nicht darin liegt das Sittliche, daß er in gewissen Fällen nach dem Willen eines Anderen handelt, sondern darin, daß er aus freiem, eigenem Willen, weil er es als Vernunftgebot erkennt, in Allem, was zur Erfüllung des Zweckes, zum Beispiel zur Löschung eines Brandes, gehört, seine Freiheit beschränkt, während er in allen anderen Stücken, die mit jenem Zweck nichts zu schaffen haben, seine Freiheit wahrt. Die höchste Sittlichkeit besteht in der freiwilligen Einordnung in die sittliche Weltordnung; sie wird dadurch vollzogen, daß der Individualwille mit dem absoluten, dem göttlichen oder Weltwillen zu einem verschmilzt: dadurch wird die Autonomie nicht aufgehoben, sondern vollendet, denn Gottes Wille ist dann eben des Menschen eigener Wille; der Mensch ist vergöttlicht. Am Schluß des siebenundzwanzigsten Gesanges des Purgatorio spricht Virgil den Dante in diesem höchsten Sinne frei. „Denn frei, gerad' ist und gesund Dein Wille jetzt; und Fehler wärs, nicht seinem Sinn zu folgen; drum mach' ich Dich zu Deinem eignen Papst und König". Die Uebersetzung des letzten Verses ist von Hugo Delff; die anderen beiden Verse citire ich nach Philatethes, mit einer kleinen Abweichung: er setzt im zweiten Vers das Komma anders: „Und Fehler wärs nicht, seinem Sinn zu folgen", was aber nach dem Texte (E fallo fora non fare a suo senno) ganz unmöglich ist; wahrscheinlich hat ihn, als obersten Kriegsherrn der sächsischen Armee, der revolutionäre Geist der Worte so geschreckt, daß er sich, trotz seiner großen Gewissenhaftigkeit, gedrungen fühlte, sie abzuschwächen. Dante kannte die katholische Dogmatik sehr gut und wußte, daß ihn ihre reinsten und höchsten Repräsentanten nicht verleugnen würden, nicht verleugnen könnten; ist diese Lehre doch die paulinisch-johanneische! Es ist die Lehre von der Freiheit der Kinder Gottes, die nach dem Galaterbriefe vom Gesetze frei sind, weil sie den Geist des Vaters haben und aus eigenem freien Willen des Vaters Willen thun; es ist die Lehre, daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung sei, daß die Tugend der Liebe alle anderen Tugenden in sich enthalte und daß der Jünger Jesu außer dem Gebot der Liebe keines anderen bedürfe, womit natürlich nicht gesagt ist, daß Jemand auf Kommando lieben könne, sondern nur, daß, wenn Jemand liebt, seine Liebe das Alles regelnde Lebensgesetz sei; es ist das Wort Römer 14, 23: „Was nicht aus Ueberzeugung geschieht, ist Sünde" („aus Ueberzeugung" muß dem Zusammenhange nach das „ἐκ πίστεως übersetzt werden und wird es auch wirklich in den katholischen Bibeln übersetzt); es ist endlich das Geschichtchen Matth. 21, 29 von den zwei Söhnen; der eine antwortet auf den Befehl des Vaters, in den Weinberg arbeiten zu gehen: „Ich will nicht", geht aber; der zweite antwortet: „Ja, Herr, ich gehe", geht aber nicht; wer das Gute thut, aber nicht auf Befehl, ist Gott lieber als Einer, der sich demüthig und bereitwillig

jedem Befehle beugt, dems aber zur Ausführung am Besten, an der Kraft, fehlt, die er eben mit dem Willen, in dem sie liegt, eingebüßt hat. Mit dieser edlen Freiheit Kants, Schillers und des Neuen Testamentes steht Iphigenie nicht im Widerspruch, die zu Thoas spricht: „Folgsam fühlt' ich immer meine Seele am Schönsten frei." Denn auch bei ihr ist es kein äußeres Gesetz, kein fremder Wille, dem sie folgt; sie ist das ideale Weib in idealen Verhältnissen und sie folgt nur ihrer eigenen schönen Natur, wenn sie dienend, helfend, heilend, tröstend, erheiternd die Freude und das Glück der Ihrigen ist. Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, warum die Erinnerung an die Freiheit des Christenmenschen heute besonders noththut. Niemals steht es um diese Freiheit schlechter, als wenn, wie heute, die Kirchen- und die Staatsgewaltigen ein Herz und eine Seele sind; Paraguay und Byzanz sind Ideale, die nah bei einander liegen und die jetzt die Gemüther vieler sehr einflußreichen Leute entzücken. Mich aber erinnert solche Schwärmerei immer daran, daß die deutschen Heere von 1866 und 1870 aus Männern bestanden, die gerade aus dem Konflikt kamen, die fast ausnahmelos der Regirung in erbitterter Opposition gegenüber gestanden hatten, die liberal gesinnt und ihrer materiell glücklichen Zeit entsprechend lustig und genußfreudig waren. Ihre Freiheit war sehr weit entfernt von der idealen Freiheit des Neuen Testamentes, Dantes und Kants, aber sie wurzelte in ihrem ungebrochenen Willen; Männer von zwar unreinem, aber ungebrochenem und starkem Willen sind immerhin zu großen Thaten, wenn auch nicht gerade zur Aufrichtung des Reiches Gottes befähigt, während Bählämmchen nur zum Geschlachtet- und Geschorenwerden, Bediente nur eben zu Bedientenverrichtungen und Waschlappen zu gar nichts taugen.

Neisse. Karl Jentsch.

Stadtanleihen.

Noch ruhen in den Kassen der Staaten und Banken Millionensummen alter Emissionen, die nicht an den Mann gebracht werden konnten, und der Bedarf drängt dazu, durch das traurige Lockmittel eines übermäßig niedrigen Kurses zur Aufnahme einer neuen Anleihe zu reizen, mit der zusammen sich dann auch die alten Stücke, deren Preis fällt, losschlagen lassen. Reich und Staat sehen sich mit ihrem $3^1/_2$prozentigen Anleihetypus immer mehr vereinsamt. Während die Aktiengesellschaften ihre neuen Schuldverschreibungen mit mindestens 4, gewöhnlich $4^1/_2$ und mitunter sogar 5 Prozent verzinsen, haben sich die Hypothekenbanken für ihre Pfandbriefe und die Stadtgemeinden — auch die größten und solidesten — für ihre Anleihen auf den Satz von 4 Prozent geeinigt. Die Städte, die mit ihren alten $3^1/_2$prozentigen Papieren, für die sie die königliche Genehmigung haben, festsitzen, sehen sich nachgerade sämmtlich genöthigt, eine Konvertirung in 4 Prozent zu beantragen. Jetzt soll Wiesbaden diesen unangenehmen Schritt thun. Magdeburg hat gar noch vom Jahre 1891 her mehrere Millionen unbegebener Anleihe, für die nun auch 4 Prozent gewährt werden

ſollen; der Magiſtrat glaubt, ſich Ungelegenheiten zu erſparen, wenn er beantragt, dieſen Zinsfuß während der nächſten zehn Jahre unverändert zu laſſen. Die Abſicht iſt lobenswerth, der Gedanke aber recht unpraktiſch. Welcher Bürgermeiſter und Stadtverordnete wollte ſich vermeſſen, die Verhältniſſe des Geldmarktes auf einen ſo langen Zeitraum zu überſchauen! Hört die günſtige Konjunktur bald auf, ſo wird es keine Mühe machen, Rentenpapiere, deren Sicherheit unzweifelhaft iſt, ſelbſt bei 3prozentiger Verzinſung abzuſetzen. Vermehren ſich dagegen die wirthſchaftlichen Bedürfniſſe im Tempo der letzten fünf Jahre, ſo werden wir uns auch an 5prozentige Kommunalobligationen gewöhnen müſſen. Uebrigens iſt eine Beſchränkung der Nachfahren durch Vorſchriften über die Art der Geldbeſchaffung rechtlich unwirkſam. Eine der umfangreichſten Stadtanleihen, die je aufgenommen wurden, bereitet Dresden vor: der wohlweiſe Rath dieſer Stadt verlangt gleich 45 Millionen Mark; den Vorwurf der Verſchwendungſucht darf man ihm trotzdem nicht machen. Jeder Privatmann merkt ja an der eigenen Taſche, wie ſich die Lebensanſprüche ſteigern. Der Bürger verlangt von der Kommune wachſende Leiſtungen auf dem Gebiete der öffentlichen Wohlfahrt- wie der Verkehrspflege, zu Bauten für Unterrichts- und Verwaltungzwecke, zu Handelsanſtalten, Turnhallen und Krankenhäuſern, für Errichtung, Erweiterung und Verbeſſerung von Gasanſtalten und Waſſerleitungen, Schlachthöfen, Hafen- und Brückenbauten, für Straßenverbeſſerungen und ähnliche Dinge. Gerade ein blühendes Gemeinweſen fordert große Ausgaben. Nur wo das kommunale Leben verſumpft iſt, braucht man keine neuen Anlagen. Mit einem heitern, einem naſſen Auge müſſen die Stadtväter die Aufnahme neuer Mittel bewilligen, wenn ſie nicht wollen, daß ihre Gemeinde rückſtändig bleibt oder auf den Ehrgeiz verzichtet, die Vororte in ihren Bezirk einzugemeinden. Die Stadt Poſen ſcheint erſt unter ihrem jetzigen Oberhaupt zu dieſer Einſicht gelangt zu ſein und wird bald die Stunde der Entfeſtigung ſegnen, die ihr die jetzigen Geldausgaben aufbürdet. Merkwürdig iſt es immerhin, wie ſchwer ſich aus den Handwerkerſeelen, die vielfach noch in den Magiſtraten und Stadtverordnetenverſammlungen als Grundbeſitzerpartei den Ausſchlag geben, die Tradition heraustreiben läßt, die in den Anſchauungen der Raubritterzeit wurzelt, daß nämlich eine Stadt durch Mauern oder Wälle zu umgrenzen ſei und nur innerhalb dieſer Schranke kommunale Einrichtungen eine Daſeinsberechtigung haben. Der innere Grund für die Zähigkeit, mit der an dieſer Meinung Väter und Söhne feſthalten, iſt ſehr materieller Natur: ſobald irgendwo die Stadt ſich in einem ihren natürlichen Bedürfniſſen entſprechenden Maße ausdehnen kann, ſinken die Grundſtückpreiſe innerhalb des alten Stadtgebietes und mit dem Monopol der wenigen Hauseigenthümer, die ſich als gefährliche und unentbehrliche Haustyrannen aufſpielen durften und luft- und lichtloſe Ghettos verſchuldeten, iſt es für immer vorbei. Freilich: weitſichtige Stadtväter wiſſen, daß gerade die Möglichkeit, moderne, freundliche Straßen und Häuſer zu bauen, Verkehrsanſtalten und hygieniſche Einrichtungen zu ſchaffen, die beſte Vorbedingung für eine Erhöhung des Boden- und Miethpreiſes wie für die Vermehrung der Einwohnerzahl und dadurch auch die Stärkung der Steuerkraft gewährt. Welches Gefühl der Beklemmung aber auch den einſichtigſten Stadtvater gefangen hält, der das Wachsthum und den Wohlſtand ſeiner Stadt durch reiche Aufwendungen und Verbeſſerung der Anlagen zu fördern ſucht, mag man aus

der Elegie erkennen, die ich neulich in einer deutschen Großstadt aus dem Munde des ehrwürdigen Mentors der Stadtverordnetenversammlung, die dem Magistrat eine größere Anleihe zu bewilligen sich anschickte, vernahm und die mir typisch für alle ähnlichen Fälle zu sein scheint: „Wir können uns freuen, daß das Darlehen sich auf mehrere Jahre vertheilt. Die erforderliche Summe würde aber noch höher berechnet sein, wenn es dem Magistrat möglich gewesen wäre, außer den fertigen noch andere Vorlagen auszuarbeiten, denn verschiedene große Bedürfnisse, deren Befriedigung unabweisbar ist, sind in der Anleihe noch nicht vorgesehen. Wenn wir über die Vorlage entscheiden wollen, dürfen wir uns von der Höhe der Forderung nicht schrecken lassen. Dieser Betrag wird uns deshalb nicht gar zu schwer belasten, weil die erforderliche Summe nicht mit einem Male, sondern in mehreren Posten erhoben werden soll. Aber so sehr wir die Nothwendigkeit der Anleihe anerkennen müssen, so wenig wir die einzelnen Ansätze, für die nach der gewöhnlichen Erfahrung wohl mehr wird verausgabt werden müssen, als der Voranschlag besagt, für unrichtig halten und an der unversehrten Kreditkraft unserer Stadt zweifeln können: wir sehen trotz Alledem der Zukunft mit einer gewissen Sorge entgegen. Endlich kommt doch der Tag, wo neue Anleihen aufgenommen werden müssen, die wieder zu verzinsen und zu amortisiren sind. Unser Etat, der schon so groß geworden ist, hat die Tendenz, weiter zu wachsen. Jedenfalls muß uns der steigende Geldbedarf die Mahnung einprägen, in allen Dingen Sparsamkeit zu üben, ohne uns in diesem Augenblick noch eine unfruchtbare Kritik darüber zu erlauben, ob Das bisher etwa nicht immer geschehen sei. Wir wollen das Nothwendige und Unentbehrliche bewilligen, müssen aber auf Geldausgaben für das Wünschenswerthe, jedoch Entbehrliche, das sich im Laufe der Jahre in kleinen Summen ins Ungemessene anhäuft, verzichten." Das in dieser väterlichen Sorge zum Ausdruck kommende Gefühl der Verantwortlichkeit verschärft sich, je üppiger sich ein Gemeinwesen entfaltet. Es ist deshalb nicht wohlgethan, wenn eine Stadt künstlich ihre Verpflichtungen noch dadurch steigert, daß sie in ihre Regie Verwaltungen nimmt, die eben so gut eine Privatgesellschaft leiten kann, namentlich Straßenbahnen und Elektrizitätwerke. Bisher hat man die Erfahrung gemacht, daß der Verdienst, den eine Stadt als Unternehmer dabei erzielt, nicht die unendlichen Mühsäligkeiten und Mißhelligkeiten, mit denen die Verwaltung verknüpft ist, aufwiegen kann. Heute muß eine Straßenbahn, die von der Eigenthümerin der von ihr benutzten Straßen die nach dem Kleinbahngesetz zum Betrieb nothwendige Genehmigung zu erlangen wünscht, sich so harten Bedingungen fügen, daß die Stadt dabei recht gut fährt, zumal ihr nach Ablauf der Konzession die ganze Bahnanlage anheimfällt. Selten ist nämlich eine Stadtverwaltung so nachsichtig wie die berliner, die ein zärtlicheres Herz für die Straßenbahngesellschaft als für die ihr auf Gnade und Ungnade ausgelieferte Bürgerschaft zeigt. Richtig war, daß Berlin auf das Recht, die Bahn später in eigene Regie zu nehmen, verzichtete; die Stadt hätte sich selbst sonst die Hände gebunden. Die Börse, die in den berliner Straßenbahnaktien noch eins der besten Spekulationobjekte hat, glaubt, mit diesem Besitz eine Wünschelruthe gefunden zu haben, seit der Minister der öffentlichen Arbeiten die staatliche, neben der nur noch bis 1919 reichenden kommunalen einherlaufende Be-

triebskonzession der Gesellschaft bis in die Mitte des nächsten Jahrhunderts hinein verlängert hat. Es ist aber noch sehr fraglich, ob das Unternehmen überhaupt von diesem Recht Gebrauch machen wird und ob nicht nach neunzehn Jahren die berliner Stadtherren so hart und gewinnsüchtig geworden sind, daß die Straßenbahn Anderen das Glück, sie bei ihren drakonischen Bedingungen zu befriedigen, überlassen wird. Auch die Konkurrenz der Hoch- und Untergrundbahnen wird um so furchtbarer werden, je größere Ausdehnung der Straßenverkehr annimmt und je dringender er dann die Säuberung der Straßen vom Wagenverkehr erheischt. Das billigere Oberleitungsystem scheint keine Zukunft zu haben; ohne die theuren Akkumulatoren wird es in den Städten nicht abgehen. Die Dividenden der Großen Berliner Straßenbahn zeigen die Tendenz, bedenklich zu sinken. Die Stadt mag froh sein, daß sie nicht Eigenthum und Verwaltung der Straßenbahnanlage besitzt; ihr Kapitalbedarf würde zu schwindelnder Höhe emporschnellen.

Das Publikum für die Gewährung des Geldbedarfes der Städte zu finden, wird nachgerade ein Kunststück. Ein Glück, daß das Reich seine Anleihenoth noch ein Weilchen vertagen kann. Dafür, daß die Kapitalisten trotzdem die noch überschüssigen Summen nicht zu lange in der Tasche zu halten haben, wird die Rothschildgruppe sorgen, die dem ungarischen Staat eine Investitionen-Anleihe von 120 Millionen Kronen gewährt. Der wiener Herr, der in Berlin das Terrain sondirte, wird gehört haben, daß ihm unsere Banken nicht gern diesen Freundschaftdienst erweisen, sondern ihn lieber nach Oesterreich weisen; denn Ungarn selbst kann für die Aufnahme seiner Anleihe, seit die Rentensteuer eingeführt ist, überhaupt nicht mehr in Frage kommen. Auch hier ist der 4prozentige Typus gewählt worden, weil die Banken von der letzten, zu $3^1/_2$ Prozent begebenen Investitionenrente noch erkleckliche Posten in ihrem Portefeuille haben, ohne Käufer zu finden. Wie viele deutsche Städte könnten ihre Geldnoth mit dem für die ungarische Kulturaufbesserung gewünschten und deutschen Sparern abgenöthigten Mitteln stillen, — gerade jetzt, wo ein kleiner Schrecken den Industriefexen in die Glieder gefahren ist und sie ihren Besitz an Montanwerthen abzustoßen suchen, um dafür lieber Rentenpapiere zu erwerben! Amerika schickt einstweilen Vorläufer des „großen, gigantischen" Krachs nach Europa und bietet hier sein Roheisen aus. Es wäre aber verfrüht, darob plötzlich den Kopf hängen zu lassen. So gewiß es ist, daß die Reaktion gegen die Ueberspekulation in den Vereinigten Staaten beginnen wird, weil da am Meisten gesündigt wurde, so gewiß ist es auch, daß die Verhältnisse des inländischen Eisen- und Kohlenmarktes die jetzt beliebten überstürzten Verkäufe von Eisen- und Kohlenaktien nicht rechtfertigen. Kaltes Blut, liebe Leute! Allmählich mögt Ihr Eure Engagements, zumal wenn sie Euer Baarvermögen zu übersteigen drohen, lösen; aber hübsch langsam und nicht in geschlossener Schlachtreihe. Wenn dann nach Jahresfrist die Waarenpreise sinken und der Bedarf nachläßt, werdet Ihr nicht erschüttert werden und es werden auch einige Batzen flüssig sein, um den armen reichen Städten die Möglichkeit, ihre weitausschauenden Verschönerungpläne zu verwirklichen, zu gewähren. Es ist nicht so unklug, wenn einige Kommunen mit der Aufnahme von Anleihen noch ein paar Monate zögern. Vielleicht wird inzwischen die Gelegenheit günstiger, vielleicht kommt ein kleiner Krach und rettet die Rentenpapiere.

Lynkeus.

Justizchronik.

Wenn der Tageslärm über die Lex Heinze verhallt sein wird — hoffentlich, ohne daß aus dem Entwurf ein Gesetz geworden ist —, dann werden Mediziner, Juristen und Staatsmänner Zeit und Ruhe finden, sich mit den prinzipiellen Fragen der Prostitution zu beschäftigen, in Bezug auf die öffentliche Gesundheit, die Fürsorge für die unglücklichen Opfer, die staatliche Prohibirung, Tolerirung, Reglementirung. Diesmal hatten die Regirungen sich absichtlich und sehr weise enthalten, diese prinzipiellen Fragen anzuschneiden. Im Reichstag wurde von mehreren Rednern darauf eingegangen, aber ohne genügende Vorbereitung, mit fragmentarischer Statistik; in der That ist das Gebiet noch nicht genügend geklärt; vermuthlich würde zunächst eine umfassende Enquete zu veranlassen sein. Die paar Tabellen und graphischen Darstellungen, die dem Bericht der elften Reichstagkommission beigefügt sind, sehen zwar sehr gelehrt aus, haben aber nur geringen inneren Werth. Vorbedingung wird freilich der ernste Wille sein, die Wahrheit zu erkennen und zu sagen. Bei einer früheren Berathung des Gesetzentwurfes erklärte das hamburgische Bundesrathsmitglied, es gebe in seiner Heimath keine Bordelle; darob allgemeines Schütteln des Kopfes bei den Reichsboten, die wohl auch schon mal bei Pfordte und Lünsmann gegessen und Hamburg bei Nacht gesehen hatten. Diesmal gab der selbe Senator die Variante: „es gebe dort keine Bordelle im polizeitechnischen Sinne;" darob allgemeine Heiterkeit. Die hamburger öffentlichen Häuser sind bekanntlich in bestimmten Straßen konzentrirt, sehr genau reglementirt, ihre Inhaber („Beherberger") entsprechend besteuert; für ihre Rechtsgeschäfte, namentlich die Veräußerung des toten und lebenden Inventars, hatten sich althergebrachte Normen und Formen gebildet, die die hamburger Gerichte ganz treuherzig anerkannten, bis vor einigen Jahren einmal das Reichsgericht dazwischen fuhr mit Sätzen wie: ein solcher Sklaven- und Fleischhandel verstoße ja im höchsten Maße gegen die guten Sitten, Rechtsgeschäfte zur Förderung eines derartigen Betriebes könnten den Schutz der Staatsgerichte gar nicht genießen, ständen außerhalb jeder Rechtsordnung. Wie die Herren Beherberger und ihre Makler sich jetzt arrangiren, weiß ich nicht. Jedenfalls scheint die hamburger Polizei, ganz im Einklang mit dem erwähnten Herrn Senator, Bordelle nicht mehr zu kennen; schon vor einigen Monaten behauptete eine Zeitung: wenn arglose Schutzleute berichten: „Beim Bordellwirth N. N. ist wieder Schlägerei gewesen" oder „sind die Fensterscheiben nicht genügend verhängt", so erhalten sie ihre Anzeigen stets zurück mit der Anweisung, statt „Bordellwirth" zu schreiben: „Zimmervermiether." Ist Das nun nicht Cant, offizieller Cant schlimmster Sorte?

* * *

Eine Frage von sozialpolitischem Interesse aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch: nach § 616 erhält der Arbeiter auch dann Lohn, wenn er „für eine verhältnißmäßig nicht erhebliche Zeit durch einen in seiner Person liegenden Grund ohne seine Verschulden verhindert" war, zu arbeiten. Solche Neuerungen brauchen ja immer einige Zeit, um durchzusickern; in unserem Fall soll die Sache zuerst durch einige Gerichtskassen aufgerührt worden sein, die den Leuten Zeugengebühren mit der Motivirung verweigerten: Nach § 616 darf Euch ja für die im Termin

versäumte Zeit vom Lohn nichts abgezogen werden. Nun wurden auch die Arbeitgeber aufmerksam, für die ja bei großem Personal die neue Bestimmung, zum Beispiel im Fall von Landwehrübungen, ganz wichtig werden kann. Sie versuchen, die Anwendung des § 616 durch einen ausdrücklichen Passus in den „Arbeitordnungen" auszuschließen. Das wollen aber wieder die staatlichen Gewerbeinspektoren verhindern; sie erklären, eine solche Frustrirung der gesetzlichen Fürsorge für die Arbeiter sei „wider die guten Sitten". Interessant ist hierbei zunächst, daß die betheiligten Kreise bei den Berathungen und Vorstudien des Bürgerlichen Gesetzbuches jene Neuerung (die übrigens schon aus dem ersten, in den achtziger Jahren veröffentlichten Entwurfe stammt) völlig übersehen zu haben scheinen, und zwar nicht nur die einzelnen Laien, sondern auch ihre Verbandssekretäre, Syndici, Journalisten. Daß solche Paragraphen jetzt wie Ueberraschungen wirken, wäre unmöglich, wenn das Studium der parlamentarischen Berathung nicht so überhastet worden wäre (wie die „Zukunft", ziemlich alleinstehend, damals wiederholt hervorhob). Gerade der Reichstag war der Ort, wo nach so vielen juristischen Jägern auch einmal die corpora vilia des Laienwildes sich geltend machen mußten. Warum die Sache, nachdem sie Jahrzehnte erfordert hatte, im Reichstage binnen ein paar Wochen durchgequetscht werden mußte, habe ich nie begriffen, so großen Respekt ich in manchen Beziehungen vor dem zu Stande gekommenen Werk habe. Daß das neue Recht mit der sogenannten „Jahrhundertwende" in Kraft treten sollte, ist doch wirklich ein Argument nur für illuminirende Hoflieferanten, nicht für ernste Männer.

Interessant ist auch die Frage, ob der § 616 durch Vertrag zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ausgeschlossen werden kann. Rein juristisch betrachtet, möchte ich die Frage bejahen, schon aus einem durch die drei folgenden Paragraphen gelieferten argumentum e contrario; da sind nämlich noch andere Schutzbestimmungen für die Arbeiter getroffen und von diesen (nicht aber vom § 616) heißt es ausdrücklich, sie dürften nicht durch Vertrag elidirt werden. Die Ansicht der Gewerbeinspektoren, es verstoße gegen die guten Sitten, zu verabreden: „§ 616 wird nicht angewendet", geht vielleicht zu weit. Aber man kann auch sagen: so lange der einzelne Arbeitnehmer, trotz juristischer Freiheit, wirthschaftlich so unfrei wie jetzt dem Arbeitgeber entgegentritt, muß man von jedem derartigen Schutzparagraphen vermuthen, der Gesetzgeber habe ihn als zwingendes Recht gemeint, wie er Das ja bei zahlreichen Bestimmungen der Gewerbeordnung und anderer Gesetze ausdrücklich ausgesprochen hat. Welchen Werth hat der § 616 noch, wenn der Fabrikherr ihn mit Hilfe der „Arbeitordnung" hinauswerfen darf? Damit soll nicht entschieden werden, ob der Paragraph innerlich gerecht und stets angemessen ist. Das hätten die Herren eben rechtzeitig erörtern sollen.

Durch die Betonung der noch immer fortdauernden Unfreiheit der meisten kontrahirenden Arbeitnehmer würden die Gerichte auch bei den deutschen Arbeitgebern der immer dringlicheren Erkenntniß die Pforte öffnen, daß sie selbst das Interesse haben, mit wirkich Freien zu kontrahiren. Und wirklich frei kann der Arbeiter nicht in der Vereinzelung sein, sondern nur in der Koalition, im Berufsverein. Hätten wir ein wahrhaftes Koalitionrecht, staatlich anerkannte, voll entwickelte Berufsvereine, eine freie Gewerkschaft-Bewegung, dann ließe sich über vertragsmäßige Aenderungen einzelner Schutzparagraphen ganz anders reden und

urtheilen. Statt Dessen haben wir nur verhältnißmäßig schwache Ansätze zur gewerkschaftlichen Bethätigung, gehemmt durch fast allseitige Verkennung und Chicane, die Leiter und Organisatoren als berufsmäßige Hetzer rubrizirt, statt daß man sie als Herolde der endlich einsetzenden heilsamen Differenzirung in der großen Arbeiterpartei begrüßen sollte. Vorzüglich geschildert ist diese Nachtseite deutschen Gesellschaftlebens vom Professor Werner Sombart in seinen Vorträgen über die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung, gehalten vor einem aus Kaufleuten, Akademikern, Handarbeitern u. s. w. gemischten Publikum und jetzt abgedruckt in der „Neuen Deutschen Rundschau". Bedeutsam ist namentlich der Schlußartikel wegen der Entschiedenheit, mit der ein aktiver Ordinarius an einer deutschen Universität hier für sogenannte sozialistische Bestrebungen Partei ergreift, wegen der Freimüthigkeit seiner Kritik des behördlichen, auch justizbehördlichen, Verhaltens gegen die klassenbewußten Arbeiter. Traurig genug, daß man solchen Ueberzeugungmuth des nicht nur strafrechtlich, sondern auch disziplinarisch angreifbaren Mannes besonders feiern muß. Noch immer trifft zu, was ich vor einigen Jahren konstatirte: In keinem Kulturlande (in mancher Beziehung nicht einmal in Rußland) spricht und schreibt man so sehr in der Furcht des Staatsanwaltes wie bei uns. Da jammern die Dichter und Künstler, sie könnten nicht schaffen, wenn man ihnen beständig in Schreibstube, Bücher, Atelier nach Unsittlichkeiten schnüffle. Geht es denn auf religiösem, politischem, sozialem Gebiet den Rednern und Schriftstellern besser? Sehen sie nicht bei jedem Wort den Büttel sich über die Schulter blicken und aufhorchen, ob Etwas herauskommt, das man mit dem Haken eines Straf- oder Disziplinar-Paragraphen „fassen" kann? Statt daß umgekehrt die Staatsorgane sich sagten: Wir haben mit einem ehrlichen, aus heißem Herzen schreibenden Mann zu thun, dem es mit seinem Werke gerade so bitter Ernst ist wie uns mit unserem staatrettenden Beruf; was kommt darauf an, wenn er die Ausdrücke nicht immer kühl abwägt? Pectus facit disertum. Sogar innerhalb der Gerichtsschranke wird gesündigt. Erst neulich nannte ein berliner Staatsanwalt, so meldete das Zeitungreferat, den Angeklagten einen „gemeinen Schurken" und der Vorsitzende eignete sich den Ausdruck bei der Urtheilsverkündung an. Der junge Uebelthäter hatte ein anständiges Mädchen ver- und entführt, sie bestimmt, vom leiblichen Vater durch detaillirte Inzestbeschuldigungen Geld zu erpressen, das von der Mutter ihr übersandte unterschlagen und sie dann laufen lassen. Sicher passen darauf die Epitheta „gemein" und „schurkisch"; sicher handelten Staatsanwalt und Richter in „Wahrnehmung berechtigter Interessen" und gaben ein „dienstliches Urtheil" ab. Eben so sicher aber wählten sie eine „Form der Aeußerung, aus welcher das Vorhandensein einer Beleidigung hervorgeht". Es ist eben nicht immer gesetzlich gestattet, d'appeler un chat un chat. Auch den verworfensten Angeklagten darf man nicht „gemeiner Schurke" oder „Lump" nennen. Aber ich bin weit entfernt, die temperamentvolle Drastik des Ausdruckes hier tragisch zu nehmen; ich bitte nur um die selbe Nachsicht, wenn einmal die Anklage wegen eines halb so schroffen Ausdruckes erhoben ist. Das freilich will ich nicht verschweigen: am Wenigsten sympathisch sind mir und vielen Anderen die heftigen Ausdrücke da, wo die ernste Majestät der Gerechtigkeit walten soll, wo in wehrlosem Zittern ein armer Sünder vor den Schranken sich windet, hinter denen die Beamten, ausgerüstet mit allen Machtmitteln des Staates, thronen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Mai 1900.

Festtagebuch.

Wundervolles Wetter. Draußen, im Grunewald und an den Havelseen, ists ganz herrlich. Sogar das Gewimmel der Kilometerradler kann die Maienfreude nicht verderben. Das Grün noch ganz frisch, weiße Obstblüthen, Tulpen und Hyazinthen, da und dort schon ein Heckenröschen in den Gärten. Und gar nicht heiß. Knospen, wohin man blickt. Drosseln, Amseln, Finken: die Vogelschaar aus dem Lesebuch der Klippschule. Nach den langen Wintermonaten kann man sich ins Gras legen, eine Stunde unter Fichten liegen und friert nicht. Wie ein Wunder ists. Man ertappt sich beim Pfeifen, Trällern. In der Bibliothek daheim ists nicht mehr auszuhalten; ein wahrer Abscheu vor Büchern regt sich. Es ist, als verdopple der in den Pflanzen aufsteigende Saft auch den Menschen die Lebenskraft. Der Teufel hole alle Zeitungen, Zeitschr . . . Nein, Das geht nicht. Der Teufel, den der Oberhofmeister Freiherr von Mirbach überall spürt, könnte Einen beim Wort nehmen. Also die Zeitschriften nicht. Und damit sie der Teufel nicht hole, muß man für sie sorgen. Was geht in der deutschen Welt denn jetzt gerade vor? Die Flotte war schon im Hafen, ehe die Torpedoboote die Rheinländer entzückten, die Kanalvorlage ist fertig, doch Niemand weiß, wann sie im Landtag landet, und im Pökelfleischhandel ist es noch nicht zum Abschluß gekommen; Tendenz fest, Gesinnung weichend. Etwas höhere Börsensteuern in Sicht; darob wird großes Geschrei entstehen und schließlich wird man sich dreinfinden. Wie oft lasen wir, das reelle Geschäft werde

vernichtet, der Börsenmittelstand ruinirt, das Kapital aus Deutschland verscheucht, jeder Handelsverkehr großen Stils unmöglich gemacht! Einstweilen scheint es den armen Opfern der Steuer aber noch recht gut zu gehen. Sollten vor zwanzig Jahren nicht auch die Schutzzölle das Reich an den Rand des Abgrundes bringen? Und ohne ihre Treibhauskunst hätten wir doch die mehrfachen Aufschwünge nicht erlebt. Das ist aber kein „Stoff". Nichts für die Maistimmung. Ists bei uns denn so langweilig wie in Guastalla? Geht gar nichts vor? Die Vossische Zeitung wird uns belehren. „In festlichem Schmuck prangen die Straßen, freudigen Herzens harrt die Bürgerschaft des erlauchten..." Na also: einer der vielen großen Tage unserer neuesten Geschichte ist angebrochen. Der Kronprinz wird großjährig. Der Kaiser von Oesterreich kommt nach Berlin. Auch andere Fürsten kommen; sechs Dutzend, war neulich irgendwo ausgerechnet. Eine herrliche Zeit für Schmock. Er kann Uniformen und Toiletten beschreiben, in hymnischer Tonart von der Ueberseligkeit der Volksmassen fabuliren, auf einer Musikantentribüne einem Prunkmahl zuschauen, als Kellner vermummt durch das Fenster eines Bahnhofsrestaurants blinzeln und in vierundzwanzig Stunden mehr Zeilen schinden als sonst in sechzig Tagen. Die Hauptsache ist, daß er immer die Bürgerschaft lobt. Die Bürgerschaft ist arbeitsam, opferwillig, patriotisch, stets bereit, Gut und Blut für die Dynastie hinzugeben; sie weiß Feste zu feiern, wie mans nirgendwo sonst in der Welt versteht, und hält im dichtesten Gedräng Ordnung, daß es eine Lust ist, ihr zuzusehen. Schmock hat die Rolle des Volkstribunen übernommen; im Allgemeinen ist er gegen Mächtige nicht so rauh wie Sicinius, aber wehe dem Coriolan, der ihm entgegentritt!... Immerhin darf man sich auf seine Berichte nicht allzu gläubig verlassen. Der Gedanke, bei diesem Wetter das Gewühl aufzusuchen, ist furchtbar. Aber es muß sein. Die Sache wills, mein Herz. Also vorwärts. Wenn nur die Drossel auf der noch kahlen Spitze des Kastanienbaumes nicht so boshaft pfiffe!

* * *

Da selbst Herr Professor Ludwig Pietsch den Pylonenbau auf dem Pariser Platz häßlich genannt hat, darf man ohne Furcht vor Steinwürfen wohl von einem Gipfel der Geschmacklosigkeit reden. Es ist geradezu abscheulich. Und es konnte so hübsch sein. Das Brandenburger Thor wirkt im hellen Lenzlicht sehr gut. Zur Feier des Tages hätte man die vom Centennarputz übrig gebliebene Reliefvergoldung abgekratzt und, wenn es durchaus sein mußte, bei der Quadriga die Musikanten untergebracht. Dann schlanke Tannengewinde, allenfalls eine Thorlaube aus frischem Maigrün; und der

Blick durch die Lindenallee bis zum Alten Fritzen. So aber: welch Schauspiel! Schon die grellen Farben erregen Uebelkeit; Grün, Schwarz, Gelb, Roth, Goldstuck, wie in schlechten Ausstellungtheatern. Olympia-Riesentheater: Das ist der Eindruck; nur die kleinen Mädchen fehlen, die dort Sect in Gläsern anboten. Der plumpe Aufbau dicht an die berlinischen Propyläen gedrängt, ringsum Säulen, Pfeiler, Wappen, Wimpel, Schilde, Mastbäume, Fahnen; Alles möglichst billig, möglichst protzig. Und der Häuserschmuck ohne Einheit, ohne Stil, ohne Anpassung an Material und Umgebung. Manche haben ihre Bettvorleger auf das Balkongitter gehängt, man weiß nicht recht, ob zum Trocknen oder zur Dekoration. Wie anständig sieht dagegen die Französische Botschaft aus; da hat man nicht „dekorirt", sondern nur gute Blattpflanzen auf den breiten Balkon gestellt. Es giebt in Berlin doch Leute, die solche Sachen arrangiren können; warum wendet man sich nie an sie? Diese Geschichte ist ja beschämend; im londoner Empire macht man es besser und wir müssen schon an den Ehrensaal der berüchtigten Großen Berliner Kunstausstellungen denken, um Trost zu finden. Schmock nennt die bunte Barbarei „ein Forum von gewaltiger Stimmung". Der arme Kerl! Dabei muß die Blamage einen Haufen Geld gekostet haben, trotzdem Balken und Bretter ausgeborgt sind. Für den Sand allein, der zur Füllung des Gebälkes benutzt wurde, sollen sechzigtausend Mark ausgegeben worden sein. Das wußte der löbliche Magistrat voraus und forderte muthig für die ganze Ausschmückung fünfzigtausend. Wenn Herr Tirpitz so seine Schiffskosten berechnete, würde man ihm im Reichstag ein schönes Ständchen blasen. Jedenfalls: solcher Apparat ist uns noch niemals vorgeführt worden. Und weshalb das Alles? Weil ein junger Herr, der nach menschlicher Voraussicht noch mindestens dreißig Jahre Kronprinz bleiben wird, mündig gesprochen werden soll und weil sein Pathe, der Kaiser Franz Joseph, nach Berlin kommt. Ein Glück, daß der theure Sand zur Füllung der bretternen Herrlichkeit gebraucht worden ist. Wenn er den Berlinern in die Augen geweht wäre ...

* * *

Ganz leicht ists übrigens nicht, all die Wunder zu schauen. Droschken dürfen überhaupt nicht durch; höchstens, wenn ein Offizier drin sitzt. Und Das dauert drei Tage. Mit unseren konstitutionellen Errungenschaften haben wirs bis an die Sterne gebracht. Ganze Stadttheile sind auch den Fußgängern gesperrt. Ob Einer eilig auf den Bahnhof oder zum Arzt muß, einen Termin versäumt oder ein krankes Kind warten läßt: Abgesperrt! Schmock spricht wahr, wenn er sagt, daß nirgendwo auf der Welt die Bürger-

ſchaft ſo fügſam und geduldig iſt. Doch auch die Polizeimannſchaft verdient lautes Lob. Am Brandenburger Thor ſteht ein Polizeioffizier, der unermüdlich jedem Kutſcher erklärt, wie er ſeinen Fahrgaſt trotz allen Schwierigkeiten endlich ans Ziel bringen könne. Die militäriſche Schulung machen ſie uns draußen nicht nach. Aber wäre es nachgerade nicht gut, wenn man gewiſſe Straßen ein- für allemal dem Fuhrwerk ſperrte und durch blutrothen Säulenanſchlag nur die paar Tage bekannt machte, wo ſie den Wagen geöffnet ſind?

* * *

Dreiundſiebenzig „Fürſtlichkeiten" ſollen hier ſein. Und Alle haben ſympathiſche, ehrwürdige oder anmuthige Züge, Aller Augen blicken mit „beſtechender" Freundlichkeit auf die Menge. Beſtechend iſt Schmocks liebſtes Wort; wenn er von Einem ſagt, er beſteche, dann hat er ihm den höchſten Lobſpruch geſpendet. Und alle Fürſtlichkeiten ſind freiwillig gekommen. Eingeladen wurde nicht. Die Botſchafter hören die Botſchaft und thun, als ob ſie dran glaubten. Wie viele Audienzen und Beſprechungen hat ſie die Sache gekoſtet! Die Abweſenheit der Kaiſerin Friedrich wird eifrig beſchwatzt. Von weit und breit ſind die Fürſten und Fürſtinnen gekommen und die Großmutter des Kronprinzen fehlt. Wunderliche Gerüchte gehen um. Sogar von einer zweiten — morganatiſchen — Vermählung der unglücklichen Frau wird geredet . . . Ob die kaiſerlichen, königlichen und einfachen Hoheiten, die jetzt ſo oft auf der Eiſenbahn liegen müſſen, ſich nicht fürchterlich langweilen? Vielleicht amuſirt Sie das Familiengeplauder. Irgend ein ironiſch Geſtimmter iſt auch immer in der Nähe, man hört Hofklatſch und bringt ein paar wirkſame Witze heim. Und man gewöhnt ſich an Alles. Freilich iſt dieſe Art der Politik noch neu. Vor dreißig Jahren ſagte Guſtav Freytag in dem Vogeſendorf Petersbach zu einem preußiſchen Kronprinzen, die Kaiſerei könne den Hohenzollern gefährlich werden. „Die Gefahren ihrer erhabenen Stellung, die Abgeſchloſſenheit vom Volke, das leere Schaugepränge, das Beharren in einem verhältnißmäßig engen Kreis von Anſchauungen, die Beſetzung ihrer Tage mit anmuthigen Nichtigkeiten: das Alles iſt in dieſen zwei Jahrhunderten ſcharfer Arbeit für ſie wenig gefährlich geweſen. Eine gewiſſe ſpartaniſche Einfachheit hat Beamtenthum, Heer und Volk in Zucht gehalten. Die neue Kaiſerwürde wird Das ändern. Aller Glanz der Majeſtät, die Staatsaktion bei vornehmen Beſuchen, die Hofämter, die Schneiderarbeit in Koſtüm und Dekorationen werden zunehmen und, wenn ſie erſt einmal eingeführt ſind, immer größere Wichtigkeit beanſpruchen. Bei der ſchnellen Steigerung des Wohlſtandes iſt es ſchon jetzt ſehr ſchwer, in den

Offizierkasinos die alte Zucht und Einfachheit zu erhalten; für die Zukunft wird Das nur möglich, wenn unsere Fürsten selbst unablässig ein gutes Beispiel der Einfachheit geben und den Regimentern nicht die Gelegenheit gewähren, in vornehmer Kameradschaft Geld auszugeben. Und wie im Heer und Civildienst, so wird auch im Volk ein höfisches und serviles Wesen sich einschleichen, das unserer alten preußischen Loyalität nicht eigen war. Wird einmal durch große Unfälle und ein Mißregiment im Volk die Unzufriedenheit verbreitet, dann drohen auch den altheimischen regirenden Familien größere Gefahren. Schon jetzt sind unsere Fürsten in der Lage, gleich Schauspielern auf der Bühne zwischen Blumensträußen und lautem Beifallsklatschen begeisterter Zuschauer dahinzuwandeln, während in der Versenkung die vernichtenden Dämonen lauern." Und heute? Freytag war ein grämlicher Herr, gar nicht auf der Höhe der Zeit. Wo sind denn die Dämonen? Alles geht glatt, eigentlich giebt es überhaupt keine Opposition. Die rothe Rotte? Mit der wird oben ja nicht gerechnet; sie wartet auf die Entwickelung und es geht einstweilen auch ohne sie. Früher, als wir noch von Bismarck mißhandelt wurden, wären Berlins Stadtväter für ein solches dynastisches Fest nicht zu haben gewesen. Jetzt wohnen die Herrschaften im Besitz, machen einträgliche Geschäfte und betrachten jedes höfisch glanzvolle Fest als wirksame Firmenreklame, die dem Export nützt. Aus Furcht vor den Antisemiten wird noch fortschrittlich gewählt. Aber wer schreit in dieser von sozialistischen und bürgerlichen Demokraten im Parlament vertretenen Hauptstadt denn auf der Straße Hurra, wenn eine Hofkutsche vorbeifährt?

* * *

Allerliebst ist die neue Reichsmode, Gefühle als vorhanden, stark, gewaltig, unwiderstehlich zu verkünden, von denen bisher Niemand nichts wußte. In Schlössern geschieht es jetzt oft; namentlich aber leisten die Oberbürgermeister Großes darin. Sie vertreten rednerisch immer die ganze Stadt, führen die Gefühle der gesammten Bevölkerung spaziren. So thats Herr Becker in Köln, Herr Kirschner in Berlin. Wenn die Herren in ihren Ansprachen nur einmal die Spur eines Gedankens brächten! Der Fibelstil wird nachgerade unerträglich. Man braucht ja, um ein guter Verwalter zu sein, nicht reden zu können. Aber warum läßt Herr Kirschner sich seine Feierreden nicht von einem besseren Zeitungmann machen? Seine Ansprache mit dem erstens, zweitens, drittens war ganz im Ton der Eierfibel. Und wie kam er dazu, für „Huld und Gnade" zu danken? Franz Joseph hat doch nicht ihn oder die Stadt Berlin besucht, sondern Kaiser und Hof. Diese freisinnigen Seelen

ſind noch ſchlimmer als die Altfeudalen. Merkwürdig iſt auch die Sitte, ein kleines Mädchen, das nicht ſprechen gelernt hat und vor Angſt ſchlottert, ein paar Verſe lispeln zu laſſen. Schmock erzählt, der öſterreichiſche Kaiſer habe gelächelt, als Fräulein Kirſchner ihm in zwölf wildenbrüchigen Verſen mittheilte, daß „die Herzen ſchweigen, wenn ſie lieben." Vielleicht dachte er lächelnd: Wenn ſie nur wirklich mal ein Weilchen ſchwiegen!

* * *

Weshalb das Alles? Die Frage war dumm, beinahe ruchlos. Der Dreibund wird ja „befeſtigt". Sonſt meint man, was befeſtigt wird, müſſe vorher locker geweſen ſein. Das gilt offenbar nicht für den Dreibund; er iſt immer feſt und wird trotzdem immer wieder befeſtigt, in jedem Jahr mindeſtens einmal. Schmocks Oberkollege erzählt Wunderdinge von dieſem Bund; Friedensbund wird er mit Recht genannt — weil er nur in Friedenszeiten brauchbar iſt? — und der Erdkreis blickt in ehrfürchtigem Staunen auf ſein blühendes Glück. Die Kuliorcheſter raſen; viel Blech und wenig Melodie. Die armen Menſchen wiſſen nicht mehr, was ſie ſagen ſollen; alle Superlative ſind längſt verbraucht und Wortverbindungen wie „tiefe Bewegung", „mächtig ergriffen", „gewaltiger Moment" werden kaum noch beachtet. Auch glaubt der Kopf nicht, was die Feder ſchreibt; kein einziger von allen Plantagenmuſikanten glaubt, das Hoffeſt könne für die ernſthafte Politik irgend Etwas bedeuten. Sie würden ſich ausſchütteln, wenn man ſie im ſtillen Kämmerlein katechiſirte. Das ſcheint komiſch, iſt es aber im Grunde nicht. Welchen Merkmalen ſoll ein Monarch, der über einen beſchränkten Kreis nicht hinauskommt, ſeine Kenntniß der Volksſtimmung entnehmen? Er ſieht jubelnde Maſſen und weiß vielleicht noch nicht, daß ſie ſich eben ſo drängen, eben ſo laut brüllen würden, wenn im Galawagen, ſtatt des Oeſterreichers, ein Chineſe, Hindu oder Perſer ſäße. Ihm werden Zeitungen vorgelegt, in denen die Bedeutung des Tages, das Genie des Herrſchers, die Größe des Volkes im Marktſchreierton geprieſen wird, und er muß glauben, dieſes Wonnegeheul entſtamme dem Herzensgrund. Da iſts nur natürlich, daß Wilhelm der Zweite, der ſeinen öſterreichiſchen Gaſt den „großen Kaiſer" nennt, den „Pulsſchlag des geſammten Volkes" zu fühlen wähnt und in einer höfiſchen Feier, an die übermorgen kein Menſch mehr denken wird, einen „welthiſtoriſchen Moment erſter Größe" ſieht. Solche Momente ſind groß, weil ſie ſelten ſind; nicht jedes Volk erlebt ſie in jedem Jahrhundert... Erfreulich iſt, daß der Kaiſer ſich im Weißen Saal mit dem deutſchen Volk ſo zufrieden erklärte und ſeinen fürſtlichen Gäſten wünſchte, ſie möchten eben ſo viel Dankbarkeit ernten wie er; nach

den Tagen von Dortmund und Hamburg hatte mans anders gelesen. Nur soll man den schnell verhallenden Festtagslärm nicht als politische Errungenschaft schätzen; 1867 huldigten die mächtigsten Monarchen Europas in Paris Louis Napoleon. Und wer weiß, wie nah die Zeit ist, wo im Reich die Antwort auf die Frage gefunden werden muß, ob man altes deutsches Kulturland den Slaven opfern und die Deutschen Oesterreichs ihrem Schicksal überlassen will. Auch diese Frage gehört zu dem Problem des „Größeren Deutschlands". Los von Rom heißt drüben schon jetzt oft: Los von Oesterreich!

* * *

Eine Depesche des Kaisers an Lord Curzon, den Vicekönig von Britisch-Indien, Günstling Chamberlains und von Joes Gnaden Schwiegersohn des Herrn Leiter in New-York. Ihm meldet der Kaiser, mit seiner Genehmigung — soll wohl heißen: auf seinen Wunsch; denn eine Genehmigung wäre nicht nöthig — sei in Berlin eine halbe Million für Indien gesammelt worden. Diese Spende sei ein Beweis des „warmen Gefühles von Liebe und Sympathie", das die deutsche Hauptstadt für Indien und die britischen Vettern erfülle. Die halbe Million haben ein paar Bankiers und Großindustrielle auf hohe Weisung schnell zusammengebracht. Viel ist es ja nicht; aber im oberschlesischen Typhusrevier könnte es Segen stiften. Indien leidet seit 1896 unter der schlimmsten Hungersnoth, die das von den Engländern ausgebeutete Land im letzten Vierteljahrhundert heimsuchte. Die frühere Regirung unterstützte die Kornwucherer und Spekulanten, hinderte alle Maßregeln zur Linderung der Noth und sorgte nur für die Indigofabriken. Jetzt werden täglich 150000 Mark für die Hungernden ausgegeben. Das berliner Geld wird drei Tage und einen halben reichen. Wenn Herr Leiter, der die Börsenschulden seines Sohnes nicht bezahlt hat, guter Laune ist, kann er seinem Eidam, ohne sich weh zu thun, das Vierfache schicken. Wer aber mag dem Kaiser von Berlins zärtlichen Gefühlen für Britisch-Indien erzählt haben? Mindestens neun Zehntel der Berliner sind für die Buren begeistert und gönnen den Engländern jedes Mißgeschick; von Bengalen, dem Hauptsitz der Hungersnoth, haben sie kaum je gehört, kennen nur von den Quartalsilluminationen der letzten Jahre her das Bengalische Licht. Aber der Zweck, den Briten einen neuen Freundschaftbeweis zu geben, ist erreicht. Wenn man nur herausbrächte, wozu wir die vielen Schlachtschiffe brauchen, da wir mit England so innig befreundet sind.

* * *

Einer der vielen Glanzpunkte dieser herrlichen Tage, einer der hellsten, sollte die Enthüllung eines neuen Denkmals in der Puppenallee sein. Dem Bildhauer ward die Weisung, sich zu beeilen, damit Franz Joseph die Enthüllung sehen könne. „Was Ihr für Künste braucht, ist einerlei; der Kaiser will, daß Alles fertig sei", sagt Goethes Lucanus. Alles wurde auch pünktlich fertig und den Denkmalsplatz zierten schwarz-gelbe Bänder in reichlicher Fülle. Aber Franz Joseph kam nicht. Man darf es ihm nicht verdenken. Zur Stärkung des monarchischen Gefühls wird diese Enthüllung nicht beitragen. Denn der Denkmalsheld, Kaiser Siegmund, war ein wunderlicher Heiliger, an den gerade ein Kaiser von Oesterreich wohl nicht gern erinnert sein mag. Dieser Luxemburger war der würdige Bruder Wenzels, des Trunkenboldes, der sich am Liebsten mit drallen Bademädchen ergötzte. Siegmund kümmerte sich um sein Deutsches Reich recht wenig. Er war zur Macht gelangt, weil er als König von Ungarn allmählich beliebt geworden war und weil der andere Bewerber, Jost von Brandenburg, in üblem Geruch stand. Lamprecht sagt von Siegmund: „Er konnte würdelos sein bis zu einer selbst im fünfzehnten Jahrhundert ungewöhnlichen Prostitution der Persönlichkeit: quocumque veniat, semper mendicat et alieno aere vivit, schrieb ein hervorragender Zeitgenosse über ihn an den König von Frankreich. Er war ausschweifend bis ins höchste Alter, er war unstet in seinen Entschlüssen und beherrscht von oft leichtfertigen Stimmungen des Augenblickes." Auch gute Herrschereigenschaften werden ihm nachgerühmt; Brunst und Prunksucht aber verdarben Alles. Er glaubte, genug geleistet zu haben, wenn er den Deutschen das Prunkschauspiel einer Königskrönung bot. Er schwächte das deutsche Königthum und schnitt dem eigenen Stamm im Norden die Wurzeln ab; die Häuser Wettin und Hohenzollern hat er in die Höhe gebracht und damit die wichtigsten Positionen in Norddeutschland verloren. Er belieh Friedrich den Streitbaren mit der Kurwürde von Sachsen-Wittenberg und benutzte die Mark Brandenburg zu möglichst ergiebigen Pumpversuchen. Erst hatte er sie an Jost von Mähren verpfändet, dann, als Jost gestorben war, cedirte er sie an Friedrich von Hohenzollern, dem er hunderttausend Goldgulden schuldete und nicht bezahlen konnte, gegen Vernichtung der Schuldurkunde und endlich verschacherte er auch noch die Kurfürstenwürde, für die Friedrich viermalhunderttausend Gulden erlegt haben soll. Diese Art, mit der Verleihung landesherrlicher Rechte seine Schulden zu bezahlen und sich für neuen Verschwenderaufwand Geld zu schaffen, war bequem, aber sie hatte auch ihre Nachtheile. Drei Jahre nach der feierlichen Belehnung konnte

Friedrich den fränkischen Hohenzollernsitz mit dem märkischen vereinen und die Grundlage einer großen neuen Fürstenmacht schaffen; die Luxemburger aber blieben auf Ungarn, Böhmen und Mähren beschränkt und mußten ihre Hoffnungen auf die Heirathpolitik richten, durch die felix Austria berühmt werden sollte. Siegmund brach, als es ihm paßte, das Wort, das Johann Hus freies Geleit sichern sollte, und ließ den Reformator töten. Er befahl, das rebellische Czechenvolk mit Stumpf und Stiel auszuroden, und führte in Böhmen den grausamen Krieg, der heute noch in der Erinnerung unheilvoll fortwirkt. Er hatte im entscheidenden Augenblick immer gerade Wichtigeres zu thun und konnte seine Zeit nicht an das Geschick seiner Länder vergeuden; in Siena amusirte er sich mit hübschen Damen oder pumpte und bettelte sich im Purpur durch Welschland ... Franz Joseph war gut berathen, als er der Enthüllung Siegmunds fern blieb. Wer weiß, wie es jetzt um Oesterreich stünde, wenn dieser lüderliche Herr nicht die ernstesten Interessen seinen Launen und seiner Prachtliebe geopfert hätte. Nach und nach kommt in der Puppenallee übrigens eine nette Gesellschaft zusammen.

* * *

Sonderbar: in den Zeitungen steht, es handle sich um große, größte, allergrößte Politik, und kein Mensch denkt daran, daß es im Deutschen Reich einen Kanzler giebt, der, wie man sagt, nach der Verfassung dem Reichstag verantwortlich ist. Wo weilt er? In Berlin, Paris, Baden-Baden oder Werki? Wie vergänglich doch Würden sein können! Als Wilhelm der Erste mit Franz Joseph in Ems oder Gastein war und der Oesterreicher sich durch den Andrang des Publikums belästigt fühlte, sagte der alte Herr mit ironischem Lächeln: „Nur Geduld! Gleich wird Bismarck kommen: dann guckt kein Mensch mehr nach uns!" Ob Onkel Chlodwig sich effacirt, um nicht die ganze Aufmerksamkeit auf seine „gewaltige Persönlichkeit" zu lenken? .. Waldersee und Hintzpeter haben bei der Cour dem Kaiser die Hand geküßt. Auch diese Hofsitte aus der Zeit des Sonnenkönigs lebt also noch. Nach Friedrichsruh wurde einmal eine Photographie geschickt, die darstellte, wie Bismarck dem totkranken alten Kaiser die Hand küßte. Die Fürstin wurde ganz wüthend: „Ottochen hat in seinem Leben nie einem Manne die Hand geküßt!"

* * *

Während der Predigt Dryanders, die sich in schlichter Kraft von all dem Phrasengetöse abhob, soll in der Schloßkapelle ein Gardist ohnmächtig geworden sein. Der Mann stürzte und blieb hinter einer Kanzel liegen; „der Zwischenfall wurde nicht weiter beachtet". So las man in den Zeitun-

gen. Das klingt ganz unglaublich und sollte deutlich berichtigt werden. Im Hause des Galiläers kann keine Ceremonie und keine Ehrfurcht vor weltlicher Macht den Christen hindern, sich um einen leidenden Menschen zu kümmern.

* * *

Schmock scheint allgemach etwas wirblig im Kopfe zu werden. Jetzt hat er in den Festbericht auch die hochpolitische Nachricht eingeschmuggelt, der Kaiser habe dem Prinzen von Wales zum Sieg eines Rennpferdes eine Glückwunschdepesche geschickt. Macht für Den, der die frohe Kunde in einem englischen Sportblatt zuerst entdeckte, mindestens drei Zeilen, die von ungefähr vierzig Blättern honorirt werden müssen. Es wird Zeit, daß Schmock endlich zur Ruhe kommt; er hat Blut geleckt und ist nicht mehr zu halten. Gestern erzählte er, wie populär der kleine Herzog von Albany bei den Berlinern sei. Heute hat er entdeckt, der Kronprinz sehe „ungemein sanft" aus und werde wahrscheinlich eines Tages liberal regiren. Noch ein Weilchen so weiter und wir erfahren, wie der sechste Preußenprinz über den Kanalplan denkt und zu welchem politischen Glauben sich die kleine Tochter des Kaisers bekennt.

* * *

Und die Bilanz der Geschichte? Unser Kaiser hat Tage verlebt, die ihm Freude gemacht haben. Das wird Jeder ihm gern gönnen. Dem Kronprinzen werden, nach guter Hohenzollerntradition, hoffentlich alle Zeitungen verborgen, in denen über sein Aussehen, seine Haltung, Stimme, Begabung und Beliebtheit geredet wird. Im Uebrigen wird natürlich Alles beim Alten bleiben, ganz so, wie es vor der feierlichen Beisetzung des Dreibundes war. Krieg und Frieden hängen nicht von Fürstenzusammenkünften ab; höchstens haben sich die Handelsvertragsaussichten Oesterreichs und Italiens verbessert. Und vielleicht wird, nachdem die deutsche Freundschaft für England so nachdrücklich betont worden ist, das Band zwischen Russen und Franzosen bald wieder mal ein Bischen fester geknüpft. Aber der edle Goluchowski wird schon dafür sorgen, daß die Russen nicht allzu nervös werden und an der Fortdauer der petersburger Abmachungen nicht zweifeln. Für ein paar Wochen haben wir Ruhe und können uns, ohne durch Feierstraßenlärm gestört zu werden, der blühenden Bäume freuen. Was dann kommt? Der Droschkenkutscher, der am Brandenburger Thor umkehren mußte, hieb wüthend auf seinen armen Gaul ein und schrie: „Immer feste!" Oder: Immer Feste? Undenkbar. Der Mann muß während der Absperrung doch gut verdient haben, hatte also nicht den geringsten Grund, mit scheelem Blick auf das Hoffest zu schauen.

Der alte und der neue Vitalismus.

Unter Vitalismus versteht man die Lehre von der Lebenskraft. Diese Lehre, die bis um die Mitte unseres Jahrhunderts die Biologie beherrschte und die Leuchten der Wissenschaft, einen Humboldt, Hunter und Bichat, die großen Chemiker Berzelius, Dumas und Liebig, ja, selbst noch Johannes Müller, zu ihren Anhängern zählte, schrieb alle Lebenserscheinungen, die sich nicht auf den ersten Blick in chemische und physikalische Prozesse auflösen lassen, der Einwirkung eines geheimnißvollen immateriellen Agens zu, das, mit Vernunft und Zweckmäßigkeitsinn ausgestattet, die Entwickelung des von ihm beherrschten Individuums und den Ablauf seiner Funktionen leitet und überwacht. Diese Kraft sollte im Stande sein, Kräfte der selben Art in ungemessener Zahl aus sich hervorgehen zu lassen, denn es mußte ja jedem neuen Lebewesen bei seiner Entwickelung seine eigene Lebenskraft mit auf den Weg gegeben werden; sie sollte aber auch die Fähigkeit besitzen, Materie aus dem Nichts zu erzeugen. Und noch im Jahre 1800 wurde eine Preisfrage der Berliner Akademie, ob die Pflanzen ihre Aschenbestandtheile von außen beziehen oder selbst in ihrem Inneren erzeugen, mit großer Bestimmtheit dahin beantwortet, daß sie sie selbst in ihrem Innern erzeugen.

Diese Theorie, die uns in der dargelegten Form heute kaum mehr faßbar erscheint, wurde in dem Augenblick unhaltbar, wo das bereits von Lavoisier aufgestellte Prinzip der Unerschaffbarkeit und Unzerstörbarkeit der Materie durch die wissenschaftliche That von Robert Mayer seine natürliche Ergänzung erhalten hatte. Jetzt wußte man, daß, eben so wenig wie die Materie, Kraft oder Energie jemals entstehen oder verschwinden kann und daß überall, wo Das zu geschehen scheint, nur die eine Energieform in die andere, also zum Beispiel Wärme in mechanische Arbeit oder Spannkraft in lebendige Kraft verwandelt wird. Natürlich beeilte man sich, diese neu gewonnene Anschauung auch auf die Lebewesen zu übertragen. Robert Mayer selbst war der Erste, der darauf hinwies, daß die Kraftleistungen der Organismen von den mit der Nahrung eingeführten chemischen Spannkräften herrühren müßten, wie die Arbeitleistung der damals immer mehr zur Verwendung kommenden Dampfmaschinen von der in der Kohle aufgespeicherten chemischen Energie. Dazu kam dann die Entdeckung der elektrischen Ströme in Nerv und Muskel, die genauere Erforschung der osmotischen Erscheinungen an den die thierischen Häute durchdringenden Flüssigkeiten und gelösten Stoffen, die Entdeckung gelöster Fermente, die Stoffzersetzungen der mannichfachsten Art unabhängig von den zu produzirenden Organismen vollziehen können, und außerdem als Frucht der mikroskopischen und chemischen Durchforschung der thierischen und pflanzlichen Gewebe und Flüssigkeiten und der experimen-

tellen Thier- und Pflanzenphysiologie eine solche Fülle realer Kenntnisse und Thatsachen, daß man wirklich glauben konnte, die Zeit sei nah gerückt, „in der die gesammte Physiologie in physiologische Physik und physiologische Chemie aufgehen werde.“*)

Aber diese Hoffnungfreudigkeit war nicht von langer Dauer. Bereits im Jahre 1872 hielt Du Bois-Reymond seine berühmte Rede über die Grenzen der Naturerkenntniß und klagte darin, daß Muskelzusammenziehung, Absonderung in der Drüse, Schlag des elektrischen, Leuchten des Leucht-Organes, Flimmerbewegung, Wachsthum und Chemismus der Pflanzenzelle bis jetzt noch hoffnunglos dunkle Vorgänge sind. Das war aber nur das Vorspiel zu einer ganzen Reihe ähnlicher Enunziationen, in denen hervorragende Gelehrte und Forscher der allgemeinen Enttäuschung über die unerfüllt gebliebene Hoffnung Worte verliehen. Namentlich bei besonders feierlichen Gelegenheiten, in Rektoratreden, in den allgemeinen Sitzungen der Naturforschertage, pflegten solche Schmerzensrufe zu ertönen; und so vernahmen wir auf der Naturforscherversammlung in Berlin im Jahre 1886 aus dem Munde des berühmten Botanikers Ferdinand Cohn, daß uns in den lebenden Organismen Triebkräfte entgegentreten, die wir in Komponenten bekannter Atom- und Molekularkräfte nicht aufzulösen vermögen. Die Kluft, die Leben und Tod, Organisches und Anorganisches auseinanderhält, habe sich noch nicht geschlossen; alle Versuche, sie durch Hypothesen zu überbrücken, schienen weder Tragfähigkeit noch Dauer zu versprechen.

Und nicht immer begnügte man sich mit der Konstatirung der Erfolglosigkeit der bisherigen Bemühungen: Manche gingen in ihrem Unmuth über die fehlgeschlagenen Hoffnungen so weit, zu erklären, daß wir uns durch die Bereicherung unserer thatsächlichen Kenntnisse nur immer weiter von dem ersehnten Ziel entfernt hätten. So schrieb Professor Bunge vor einigen Jahren, man habe zwar behauptet, daß es immer mehr und mehr gelungen sei, die Lebenserscheinungen auf eine mechanische Grundlage zurückzuführen; er aber habe gezeigt, daß die Geschichte der Physiologie das gerade Gegentheil beweise. Und in einem Buche über Elementarstruktur, das den wiener Pflanzenphysiologen Professor Wiesner zum Verfasser hat, steht der folgende Satz: „Wenn ich die Organismen mit den Anorganismen vergleiche, so finde ich, daß mit dem Fortschreiten unseres Wissens die Kluft immer größer wird, die Beide von einander trennt.“

Von einem solchen Bekenntniß bis zur Wiedereinsetzung der vor einem halben Jahrhundert vom Thron gestoßenen Lebenskraft ist nur ein Schritt: und auch dieser wurde bereits gethan. So begegnet man in dem prächtigen

*) Lehmann, Handbuch der physiologischen Chemie, 1859.

„Pflanzenleben“ von Kerner der bemerkenswerthen Aeußerung: „Ich nehme keinen Anſtand, die mit den anderen nicht zu identifizirende Naturkraft, deren unmittelbarer Angriffspunkt das Protoplasma iſt und deren eigentliche Wirkung wir das Leben nennen, wieder als Lebenskraft zu bezeichnen.“

Und um die ſelbe Zeit ſagte der hochbetagte Wallace, der gleichzeitig mit Darwin das Selektionprinzip in die Biologie eingeführt hat, in ſeinem „Darwinismus“:

„Es iſt mit Recht geſagt worden, daß die erſte Pflanzenzelle etwas Neues in der Welt war, das ganz neue Kräfte beſaß: die Kraft, Kohlenſäure aus der Luft zu nehmen und zu fixiren; die Kraft der unbegrenzten Fortpflanzung und — was noch wunderbarer iſt — die der Variation und der Fortpflanzung ſolcher Variationen. Hier haben wir alſo Anzeichen einer neuen in Thätigkeit getretenen Kraft, die wir Lebenskraft nennen können, da ſie gewiſſen Geſtaltungen des Stoffes alle Charaktere und Eigenſchaften verleiht, die das Leben bedingen.“

Aber dieſe wiedererſtandene Lebenskraft iſt doch nicht mehr jene allmächtige Zauberin, die mit Wiſſen und Vorbedacht die Wunder der lebendigen Natur vollbringt und nach Belieben neue Stoffe und neue Kräfte aus dem Nichts hervorruft, ſondern ſie beſcheidet ſich damit, innerhalb der Schranken der allgemein giltigen Naturgeſetze Formen hervorzubringen und Leiſtungen zu vollziehen, die den Kräften, die in der anorganiſchen Natur thätig ſind, zu vollbringen verſagt iſt. Das Leben würde alſo nach der neuen Modifikation der vitaliſtiſchen Lehre, wie ſie zum Beiſpiel von Virchow beſonders klar formulirt wurde, nicht einen diametralen, dualiſtiſchen Gegenſatz zu den allgemeinen Bewegungvorgängen bilden, ſondern nur eine beſondere Art von Bewegung darſtellen, die, losgelöſt von der großen Konſtante der allgemeinen Bewegung, neben dieſer und in ſteter Beziehung zu ihr dahinläuft. Auch nach Klebs, einem Schüler Virchows, müſſen die Lebenserſcheinungen zwar als kauſal bedingte, materielle Bewegung aufgefaßt werden, aber als eine ganz eigen geartete Bewegung, die mit den Erſcheinungen in der lebloſen Welt nicht verglichen werden kann. Für den Phyſiologen Chauveau iſt das Leben eine beſondere Energieform, die dem Leben als ſolchem eigen iſt; und Wiesner leitet das Leben geradezu von Bewegungformen der Moleküle her, die mit den bis jetzt bekannten Kräften der Phyſik keine Aehnlichkeit beſitzen. Mit einem Worte: die Neovitaliſten verbleiben zwar auf der Baſis der von der neueren Naturforſchung proklamirten moniſtiſchen Weltauffaſſung, die ſich eine von der Subſtanz losgelöſte und mit dieſer nach Belieben hantirende Kraft nicht vorſtellen kann, aber, im Gegenſatz zu den Anhängern der mechaniſtiſchen Lehre, die behaupten, es müſſe einmal gelingen, die Lebenserſcheinungen in den Ausdrücken der chemiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaft

zu erklären, deduziren sie aus dem bisherigen Mißerfolg der darauf gerichteten Bemühungen, daß in den lebenden Organismen andere, bisher unbekannte und außerhalb des Lebens gar nicht wirksame Energieformen thätig sein müssen.

Damit ist nun wenigstens eine präzise Fragestellung gewonnen, über die eine wissenschaftliche Diskussion eröffnet werden kann. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß auch der alte, dualistische Vitalismus in der jüngsten Zeit wieder manche Vertreter gefunden hat, und zwar auch in Naturforschern von Fach, zum Beispiel dem Botaniker und Pflanzenphysiologen Reinke von der kieler Universität. Nach ihm werden nämlich die lebenden Organismen nicht nur von physikalischen und chemischen Kräften beherrscht, sondern außerdem auch von intelligenten Lebenskräften oder „Dominanten", die, ohne selbst Energie zu sein, dennoch die Richtung der in den Organismen thätigen Energien bestimmen.*) Reinke gehört also zu Jenen, die es für möglich halten, daß abstrakte Begriffe — und als solche bezeichnet er selbst seine Dominanten — auf die Materie einwirken und in dieser greifbare Wirkungen hervorrufen. Da mir Das undenkbar erscheint und ich mit der großen Mehrheit der Naturkundigen der Gegenwart daran festhalte, daß materielle Wirkungen oder Bewegungen immer nur durch andere vorhergegangene materielle Bewegungen hervorgerufen oder bestimmt werden können, so verzichte ich auf eine Diskussion seiner für mich undiskutirbaren Lehre und wende mich sofort der Erörterung der eigentlichen Kernfrage zu: Sind die Neovitalisten im Recht, wenn sie behaupten, eine besondere, mit den Bewegungen der anorganischen Welt unvergleichbare Lebensbewegung supponiren zu müssen?

Ich will nun gleich von vorn herein erklären, daß mir die Argumente, die zu Gunsten dieser Auffassung vorgebracht werden, keineswegs zwingende Kraft zu besitzen scheinen. Deshalb, weil es bis jetzt noch nicht gelungen ist, die Lebenserscheinungen auf bekannte chemische und physikalische Vorgänge zurückzuführen, dürfen wir noch nicht behaupten, daß Das auch in aller Zukunft nicht gelingen werde. Die Geschichte der Wissenschaft gebietet uns jedenfalls dringend, mit solchen Prophezeiungen zurückhaltend zu sein. Es ist ja nicht gar so lange her, daß man Licht und strahlende Wärme für zwei verschiedene Stoffe ansah, und heute zweifelt man nicht mehr daran, daß es sich bei Beiden um Schwingungen des selben materiellen Substrates handelt, die sich nur durch ihre Wellenlänge und ihre physiologische Wirkung von einander unterscheiden. Auch daran hat früher Niemand gedacht, daß der Funke der Leydener Flasche und die Anziehungskraft des Magneten eine gemeinsame Grundlage in den Strömungen oder Schwingungen der selben imponderablen

*) Reinke, Die Welt als That. Berlin 1899, S. 269.

Substanz besitzen und daß eine Zeit kommen werde, wo man Licht und Elektrizität auf Ortsveränderungen der selben leichtbeweglichen Materie zurückführen werde. Wenn Jemand damals gesagt hätte: Wir können zwischen Licht, strahlender Wärme, Magnetismus und Elektrizität keinen Zusammenhang herausfinden, folglich sind diese Erscheinungen nicht mit einander vergleichbar, so wäre er sicher im Unrecht gewesen; und die Ereignisse hätten ihn glänzend widerlegt. Man thut also nicht wohl daran, ein- für allemal auf die Auflösung der vitalen Erscheinungen in anschauliche elementare Vorgänge zu verzichten. Man entzieht sich nur selbst die Möglichkeit des Erfolges, wenn man das zu Erforschende von vorn herein für unerforschlich erklärt.

Konstatirt man also einfach die Thatsache, daß es bisher noch nicht gelungen ist, die biophysischen und biochemischen Prozesse chemisch-physikalisch auszudeuten, so entsteht die Frage, worin wohl die Ursache dieses Mißerfolges zu suchen sein mag. Hier sind zwei Möglichkeiten in Betracht zu ziehen. Erstens kann nämlich die Ursache darin liegen, daß trotz der ungeahnten Bereicherung, die unsere Kenntnisse der organischen und anorganischen Natur im naturwissenschaftlichen Jahrhundert erfahren haben, gerade diejenigen Thatsachen noch unentdeckt geblieben sind, die den Schlüssel zur Lösung des Problems gewähren würden. Es wäre aber auch möglich, daß nicht das Fehlen der entscheidenden Thatsachen die Schuld trägt, sondern daß sich eine allgemein angenommene und dennoch irrthümliche Voraussetzung der schon jetzt möglichen Erkenntniß in den Weg stellt; ähnlich wie die heute allgemein anerkannte Lehre von der Entwickelung der Organismen aus einfacher gebauten Urformen nicht etwa aus Mangel an Thatsachen so lange nicht zum Durchbruch gelangen konnte, sondern nur deshalb, weil ihr das wissenschaftliche Dogma von der Konstanz der Arten entgegenstand.

Ich habe nun bereits in einem früheren Artikel*) darauf aufmerksam gemacht, daß alle bisherigen Versuche, das Leben in seiner Gesammtheit oder einzelne seiner hervorstechenden Erscheinungen mechanisch zu erklären, immer von der selben Prämisse ausgegangen sind oder diese wenigstens in ihren Calcul mit einbezogen haben, nämlich die Annahme, daß nur ein Theil der Nahrung zum Aufbau und zur Rekonstruktion der Körpertheile verwendet wird, während ein anderer, und zwar, wie die Meisten annehmen, der größere Theil in den Säften verbrannt wird oder andere chemische Umsetzungen erfährt und schließlich den Körper in irgend einer Metamorphose verläßt, ohne sich jemals am Aufbau der lebenden Substanz betheiligt zu haben. Diese Annahme ist aber, wie ich gezeigt habe, rein theoretischer Natur und durch keine einzige Thatsache sicher begründet. Nie hat Jemand die unmittelbare

*) S. „Zukunft" vom fünften August 1899.

Verbrennung von Zucker oder Fett im Blut oder in den Pflanzensäften beobachtet, nie die direkte Umwandelung von Zucker in Glykogen, Stärke oder Cellulose, von Kohlehydraten in Fett, von Eiweiß in Leim- oder Knorpelfasern, von Blutfaserstoff in Kasein, von Pflanzeneiweiß in Eiereiweiß oder Muskeleiweiß oder irgend etwas Dergleichen mit eigenen Augen verfolgt, sondern man hat alle diese Umwandelungen und Zersetzungen für selbstverständlich angesehen, ohne zu bedenken, daß gerade diese Annahmen dem mechanischen Verständniß die allergrößten Schwierigkeiten bereiten und daß sie entbehrlich sind, wenn man einmal jede Art von Nahrung zum Aufbau des lebenden und assimilirenden Protoplasmas verwenden läßt und ferner alle Stoffwechselprodukte von dem Zerfall der selben reizbaren und arbeitleistenden Substanz herleitet. Dazu bedarf es gar keiner neuen und unverständlichen Voraussetzung; denn daß sich das Protoplasma auf Kosten der Nahrung aufbaut, Das ist absolut sicher, weil kein anderes Material für diesen Aufbau bekannt ist; und eben so sicher ist es, daß das Protoplasma bei seinem Zerfall Stoffwechselprodukte liefert, da es ja doch nicht spurlos verschwinden kann. Diese Art des Stoffwechsels, dieser Modus der Umwandelung von Nahrungstoffen in Auswurfstoffe und in tote Formbestandtheile des Körpers (Verfettung, Verhornung, Verholzung früher lebender Theile) ist also nicht hypothetisch, sondern eine logisch unabweisbare Ableitung aus sicher beobachteten und einer anderen Deutung unzugänglichen Thatsachen: seine Existenz ist daher prinzipiell eben so feststehend, als ob wir die Vorgänge mit eigenen Augen verfolgen könnten.

Denken wir uns nun, die allgemein angenommene — aber gänzlich unbewiesene — katabolische Stoffzersetzung in den Säften würde gar nicht existiren und der gesammte Stoffwechsel würde sich im Protoplasma selbst durch Aufbau und Zerfall seiner chemischen Einheiten abspielen*), dann dürften wir uns nicht darüber wundern, daß man bei dem Versuche, die Lebenserscheinungen auf der Basis einer irrthümlichen Voraussetzung zu erklären, jeden Augenblick auf Widersprüche und Unbegreiflichkeiten stieß und daß man schließlich dahin gelangen mußte, einen solchen Versuch überhaupt für vergeblich und undurchführbar zu erklären.

Das läßt sich am Besten an einem konkreten Beispiel, also etwa an der Muskelfunktion, demonstriren. Der Muskel leistet seine Arbeit dadurch,

---

*) Die Fermentspaltungen, durch die Nahrung- oder Reservestoffe für die Assimilation durch das Protoplasma vorbereitet werden, wie zum Beispiel die Umwandelung von Stärke oder Glykogen in Zucker, kommen hier nicht in Betracht, weil sie stets auch unabhängig von den lebenden Organismen durchgeführt werden können.

daß er sich auf einen Reiz, der ihm auf einer Nervenbahn zugeführt wird, ohne wesentliche Volumveränderung verkürzt und verdickt und dabei die Widerstände, die sich seiner Verkürzung entgegenstellen, überwindet. Je häufiger er sich kontrahirt, desto mehr Kohlensäure und Wärme produzirt er und desto rascher verbraucht er das in der Ruhepause angesammelte Glykogen. Aber nicht jeder Nervenreiz, der zum Muskel gelangt, bewirkt eine Kontraktion. Es giebt auch Nervenreize, die hemmend wirken, Das heißt: im kontrahirten Muskel eine sogenannte Erschlaffung herbeiführen, die also — um konkrete Ausdrücke zu gebrauchen — statt der Verkürzung und Verdickung der Fasern deren Verlängerung und Verdünnung zu Stande bringen.

Unternimmt man nun den Versuch, diese wenigen fundamentalen Thatsachen in einen verständlichen Zusammenhang zu bringen und auf chemisch-physikalische Vorgänge zurückzuführen, und zwar unter der jetzt üblichen Voraussetzung, daß die lebenden und thätigen Theile der Muskelfaser bei der Muskelarbeit unverändert bleiben und daß sich dabei der Stoffwechsel und die Verbrennung nur in den Säften vollzieht, so überzeugt man sich bald, daß alle Mühe und daran gewandte Denkarbeit vollkommen vergeblich ist. Schon das Wesen des Reizprozesses bleibt, wie ich in meinem ersten Artikel gezeigt habe, unter dieser Voraussetzung unverständlich und jeder Versuch, ihn auf elektrische Vorgänge oder auf die Schwingung von Nervenmolekülen zurückzuführen, scheitert an den Klippen direkt widersprechender Thatsachen. Das Selbe gilt auch von der Anzündung und Verbrennung der Nahrung- und Reservestoffe bei der Muskelarbeit, weil diese schwer verbrennlichen Stoffe bei der in den lebenden Organismen herrschenden Temperatur weder angezündet noch verbrannt werden können. Aber nehmen wir selbst an, diese Anzündung wäre auf irgend eine unverständliche Weise zu Stande gekommen: wie will man daraus eine Verkürzung und Verdickung der Muskelfaser ableiten, die mit solcher Gewalt vor sich geht, daß selbst schwere Lasten dadurch gehoben werden können? Kann man sich überhaupt vorstellen, daß die Verbrennung zwischen den Theilen der überaus zersetzlichen Muskelsubstanz vor sich geht und daß diese Theile, statt ebenfalls zerstört zu werden, nur mit so großer Gewalt gegen einander verschoben werden, daß sie dabei bedeutende äußere Widerstände überwinden? Und nun gar die Hemmunginnervation! Welcher Art soll der Nervenprozeß sein, der auf der einen Bahn die Verbrennung der in den Säften gelösten Stoffe mit der daran geknüpften Muskelarbeit in Gang bringen und auf einer anderen Bahn in dem selben Muskel die bereits im Gange befindliche Verbrennung dämpfen und die durch sie bewirkte Verschiebung der Muskeltheilchen wieder rückgängig machen soll? Da ist alles Kopfzerbrechen umsonst, — auf diesem Weg gelangt man zu nichts Anderem als zu der Bestätigung

des Satzes Du Bois-Reymonds, der die Muskelzusammenziehung als einen hoffnunglos dunklen Vorgang bezeichnete.

Verlassen wir aber die problematische Vorstellung einer Zerstörung der Nahrungstoffe in den Säften und halten wir uns ausschließlich an jene völlig authentischen und sicher existirenden Lebensvorgänge, die sich uns als Zerfall und Aufbau des Protoplasmas präsentiren, so bekommt das ganze Muskelproblem ein total verändertes Gesicht. Da wir nämlich wissen, daß der Muskel bei seiner Verkürzung keine nennenswerthe Volumveränderung erfährt, daß er also in der Dickedimension eben so viel an Masse gewinnt, wie er in der Längedimension verliert, so folgt daraus, daß, wenn die Gestaltveränderung wirklich nur auf Zerfall und Aufbau von Muskeltheilchen beruhen würde, jede Muskelfaser aus zwei verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt sein müßte, von denen der eine in dem selben Maße sich aufbaut und heranwächst, wie der andere durch Zerfall an Masse verliert. Auf eine andere Art wäre das Gleichbleiben des Volumens bei veränderter Gestalt unmöglich zu verstehen. Es ist nun sicherlich in hohem Grade bemerkenswerth, daß wir unter dem Mikroskop thatsächlich in jeder Muskelfaser zwei von einander gut differenzirbare Bestandtheile wahrnehmen, und zwar gerade in derjenigen Anordnung, die wir erwarten müssen, wenn die beiden Theile durch antagonistischen Aufbau und Zerfall das eine Mal Verkürzung und Verdickung, das andere Mal Dünner- und Längerwerden des Muskels zu Stande bringen sollen. Sowohl die quergestreifte als auch die glatte Muskelfaser besteht nämlich aus parallel der Länge nach verlaufenden Fibrillen, die in eine zweite, homogen erscheinende Masse eingebettet sind. Diese Masse bezeichnen die Histologen als Sarkoplasma; und in ihr haben wir wahrscheinlich den Ueberrest des ursprünglichen, nach allen Richtungen gleichmäßig kontraktilen Protoplasmas vor uns, in dem sich erst später die Fibrillen als vorwiegend nach der Richtung des Widerstandes sich verkürzende und verlängernde Elemente herausgebildet haben. Diese beiden Bestandtheile einer jeden Muskelfaser wollen wir uns jeden für sich innervirbar denken, Das heißt: sie müßten gesonderte Nervenbahnen besitzen, auf denen ihnen Zerfallsreize zugeführt werden, — eine allerdings hypothetische Annnahme, die aber durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegt und nirgends gegen Thatsachen verstößt. Wird nun das Protoplasma der Längsfäserchen innervirt, pflanzt sich also ein im Nervenprotoplasma durch einen Reiz hervorgerufener Zerfallsprozeß auf das Protoplasma dieser Fäserchen fort, so müssen sich diese und mit ihnen die ganze Muskelfaser verkürzen. In dem selben Maße aber, wie das Protoplasma dieser Längsfibrillen zerfällt, wächst das sie allseitig umgebende Sarkoplasma, und zwar geschieht Das aus dem Grunde, weil durch den Zerfall der Fibrillensubstanz die in jedem Protoplasma imbibirte Flüssig-

keit nebſt ſeinen verwerthbaren Zerfallsprodukten frei und zum Wachsthum des nicht innervirten und daher auch nicht zerfallenden Sarkoplasmas verfügbar wird. In dem ſelben Maße daher, wie die Fibrillenſubſtanz zerfällt und ihr Quellungwaſſer von ſich giebt, wächſt das umgebende Sarkoplasma mit Hilfe des ſelben Quellungwaſſers heran und erſetzt dem Muskel faſt eben ſo viel in den Querdurchmeſſern, wie er durch den Zerfall der Längsfibrillen im Längendurchmeſſer verloren hat.

Denken wir uns nun, es würde, während der Verkürzung- und Verdickungprozeß im Gang iſt, ein Nervenimpuls auf dem Wege der Hemmungnerven zum Sarkoplasma gelangen, ſo würde jetzt der Zerfallprozeß in dieſem eingeleitet werden und die Folge davon müßte ſein, daß der Muskel zunächſt der Quere nach an Subſtanz verliert. Aber auch hier hätte der Reizzerfall der einen Subſtanz ein Anwachſen der anderen, antagoniſtiſchen Subſtanz, alſo diesmal der Längsfibrillen, zur Folge, der Muskel würde alſo nicht nur durch den Zerfall des innervirten Sarkoplasmas dünner, ſondern zugleich durch den Aufbau der Fibrillenſubſtanz länger, es würde alſo das Gegentheil reſultiren, wie bei der Innervation der Fibrillenſubſtanz: die durch dieſe eingeleitete Verkürzung des Muskels würde „gehemmt".

Natürlich darf man ſich dieſes Wechſelſpiel zwiſchen Aufbau und Zerfall der beiden antagoniſtiſchen Theile nicht wie ein Perpetuum mobile vorſtellen, denn nicht alle Zerfallsprodukte der einen Subſtanz ſind wieder beim Aufbau der anderen verwendbar; und namentlich muß ſich bald ein Mangel an jenen Atomkomplexen der zerſetzlichen Moleküle fühlbar machen, die bei jedem Zerfall zu Kohlenſäure verbrannt werden. Denn die Kohlenſäure kann zwar vom Protoplasma der grünen Pflanze aſſimilirt, Das heißt: zum Aufbau ihres neuen Protoplasmas verwendet werden, niemals aber vom thieriſchen Protoplasma, das ſie im Gegentheil als giftigen Auswurfſtoff ſo raſch wie möglich nach außen befördert. Die zu Kohlenſäure verbrannten Theile der zerſtörten Moleküle könnten alſo nicht wiederhergeſtellt werden, wenn nicht im Muskel ſelbſt eine Reſerve in Form des Muskelglykogens vorhanden wäre. Dieſe Subſtanz wird aber nicht in unverſtändlicher Weiſe durch Schwingungen der Muskelmoleküle oder durch elektriſche Ströme in Brand geſteckt, ſondern ſie wird zuſammen mit dem Muskeleiweiß, das bei jedem Zerfall der Muskelſubſtanz abgeſpalten wird, zum Aufbau neuer Moleküle dieſer Subſtanz verwendet.

Alles Das ſind lauter mögliche und begreifliche Vorgänge, die ſich ganz gut auch in der anorganiſchen Natur abſpielen könnten; denn auch dort werden kompliziertere und ſehr zerſetzliche chemiſche Verbindungen aus einfacheren gebildet, auch dort können dieſe wieder durch äußere Einwirkungen ohne hohe Anzündungtemperatur zerlegt werden; und auch tote Subſtanzen

sind quellbar und können bei der Aufnahme der Quellungflüssigkeit bedeutende Widerstände überwinden. Es ist also wirklich möglich, die fundamentalen Thatsachen der Muskelbewegung in hypothetischer Form auf bekannte Vorgänge der Chemie und Physik zurückzuführen. Also liegt kein Grund vor, zu sagen, die Muskelbewegung sei in ein hoffnungloses Dunkel gehüllt und man müsse bei ihr Bewegungen voraussetzen, die mit denen der leblosen Natur nicht verglichen werden können.

Dagegen wird man aber wahrscheinlich einwenden, es sei wohl richtig, daß auch anorganische Verbindungen in hohem Maße labil sein können und in Folge Dessen durch geringfügige äußere Einwirkungen, ähnlich den Reizen, die auf lebende Organismen einwirken, zum Zerfall gebracht werden. Ganz anders verhalte es sich aber mit dem Aufbau dieser labilen Verbindungen. Dazu bedürfe es in der organischen Welt — wenigstens, so weit unsere Beobachtung reicht — ausnahmelos der Gegenwart und unmittelbaren Nähe des lebenden Protoplasmas. Nur unter seiner unmittelbaren Einwirkung beobachte man die Bildung neuer lebender Gebilde aus totem Material; und alle vermeintlichen Fälle von Urzeugung oder spontaner Bildung lebender Organismen hätten sich immer wieder als Täuschung erwiesen. Da also die assimilatorische Kontinuität zwischen fertigem und neugebildetem Protoplasma nirgends unterbrochen erscheint, so bleibe die Fähigkeit der Assimilation, Das heißt: die Bildung neuer lebender Theile nach dem Ebenbilde bereits vorhandener ein ausschließliches Privilegium der lebenden Organismen, das auf eine spezifische, ihnen allein zukommende, also vitale Fähigkeit dieser Organismen zu schließen gestatte.

Diese Anschauung hat kein Geringerer als Claude Bernard mit ausdrücklichen Worten vertreten. In seinen bekannten „Leçons sur les phénomènes de la vie“ erklärt er die vitale Destruktion für einen einfachen chemisch-physikalischen Vorgang, der mit einer großen Anzahl chemischer Spaltungen und Zerlegungen in Parallele gebracht werden könne. Die Assimilation hingegen, die evolutive Synthese, sei der lebenden Welt eigenthümlich, sie sei das einzige wirklich Vitale in der Welt der Organismen. Auch viele andere physiologische Schriftsteller stimmen mit dieser Auffassung überein. Nach Krukenberg sind nur die Assimilationprozesse den Erscheinungen, wie sie am toten Material ablaufen, unvergleichbar geblieben; nach Landois ist die Assimilation eine Erscheinung, die die organische Schöpfung gegen die anorganische scharf abgrenzt; und der Botaniker de Vries erklärte kategorisch, daß für die Erscheinung der Assimilation das große Reich des Leblosen keine Analogie besitze, daß die chemischen Moleküle nicht assimiliren und daher auch einer selbständigen Vermehrung in diesem Sinne unfähig sind.

Und doch ist es nicht richtig, daß die Assimilation in der anorganischen

Natur kein Analogon besitze. Nach unserer Ansicht über die ausschließliche Verwendung der Nahrungstoffe zum Aufbau der Protoplasmamoleküle würde es sich bei der organischen Assimilation darum handeln, daß sich diese Moleküle immer nur in der unmittelbarsten Nähe und daher offenbar unter irgend einem Einfluß anderer Moleküle von der selben Zusammensetzung herausbilden können, weil selbst die Gegenwart aller nothwendigen Nahrungstoffe und das Zusammentreffen aller übrigen Bedingungen, die, wie Feuchtigkeit und Wärme, erfahrungsgemäß das Protoplasmawachsthum begünstigen, dennoch niemals zur Protoplasmabildung führen, wenn nicht lebendes Protoplasma vorhanden ist, das die Bildungstoffe assimilirt. Bevor man sich also dazu verstehen könnte, diese Assimilation als einen ausschließlich vitalen Prozeß anzuerkennen, müßte man erst den Beweis dafür erbracht sehen, daß niemals in der anorganischen Natur die Synthese einer chemischen Verbindung dadurch ermöglicht oder befördert wird, daß die Reaktion in der unmittelbarsten Nähe derjenigen Substanz verläuft, die eben durch die Synthese geschaffen werden soll.

Dieser Beweis ist aber nicht zu erbringen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil in der anorganischen Chemie eine Reihe von Thatsachen bekannt ist, die sich nur auf Grund der vorhin postulirten assimilatorischen Synthese erklären lassen.

Ein Beispiel wird genügen, um diese Behauptung zu rechtfertigen:

Wenn man kohlensaures Natron mit einem Aequivalent Wasser versetzt und Kohlensäure durchleitet, so erfolgt zunächst keine Bildung von doppeltkohlensaurem Natron. Setzt man aber eine kleine Menge dieser Substanz hinzu, so verwandelt sich die ganze Masse des vorhandenen kohlensauren Natrons mit Hilfe der Kohlensäure und des Wassers in doppeltkohlensaures Natron, und zwar findet die Umwandelung mit einer Geschwindigkeit statt, die von der Menge des zugesetzten Bikarbonates und der Innigkeit der Mischung abhängig ist*)

Das ist also ein unzweideutiger Fall von anorganischer Assimilation, denn wir können uns die mitgetheilte Thatsache nicht anders erklären als dadurch, daß wir annehmen, die molekulare Nähe der auszubildenden Verbindung in jenen Körpern, die sich mit einander zu dem neuen Molekül vereinigen sollen, befördere jene unerläßlichen vorbereitenden Umsetzungen und Spaltungen, die der Synthese der neuen Verbindung in allen Fällen vorhergehen müssen. Ist aber eine anorganische Assimilation möglich, dann ist auch die Assimilation bei den Organismen kein völliges Novum, sondern höchstens eine quantitative Steigerung des primitiveren anorganischen Vorganges, die

*) Andere Beispiele sind im ersten Band meiner Allgemeinen Biologie S. 194 verzeichnet.

vielleicht der besonders innigen Durchdringung der festen assimilirenden Theile des Protoplasmas durch die mit den Nährstoffen beladene Protoplasmaflüssigkeit zuzuschreiben ist.

Durch diese bisher unbeachtet gebliebene Analogie zwischen der organischen und anorganischen Assimilation wird uns aber auch eine andere Gruppe von Erscheinungen verständlicher, die von den Anhängern der Lebenskraft mit besonderer Vorliebe für ihre Lehre ins Treffen geführt wurde, nämlich die Erscheinungen der elektiven Assimilation, von denen man glaubte, man könne sie nicht anders als durch ein mystisches Wahlvermögen der Organismen oder — wie Treviranus wollte — durch eine eigene Ernährungseele erklären. Es hat sich nämlich, besonders bei der Kultur von Pflanzen in Flüssigkeiten, deren gelöste Substanzen man nach Belieben variiren kann, gezeigt, daß jede Pflanzenart besondere Nährsalze und diese wieder in bestimmten Proportionen zu ihrem Wachsthum verwendet, während sie alle anderen Stoffe und jeden Ueberschuß eines einzelnen Stoffes beharrlich verschmäht. Außerdem hat man gefunden, daß die verschiedenen Theile der selben Pflanze die Baustoffe aus der Flüssigkeit in verschiedenen Verhältnissen verwenden, daß also zum Beispiel Calcium vorwiegend von den Blättern, Magnesium wieder mehr von den Samen verwendet wird; und endlich hat sich ergeben, daß das Fehlen eines einzigen Nährsalzes, wenn dieses sonst auch nur in minimalen Dosen aufgenommen wird, ein Verschmähen aller übrigen noch so reichlichen und vortrefflichen Nahrungstoffe zur Folge hat, gerade als ob die Pflanze an ihrer Nahrung keinen Geschmack fände, wenn diese nicht die gewohnte Mischung von Salzen enthält.

Dennoch geht offenbar Alles auch hier auf ganz natürliche Weise und ohne jede mystisch-vitalistische Einmengung vor sich. Da nämlich das lebende Protoplasma trotz seiner anscheinend gleichartigen Beschaffenheit nicht nur in den verschiedenen Organismenarten und in den verschiedenen Individuen einer Art, sondern auch in den einzelnen Organen und Geweben des selben Individuums eine endlose Mannichfaltigkeit von stofflichen und funktionellen Leistungen darbietet, so muß man annehmen, daß die chemischen Einheiten der verschiedenen Protoplasmen, die diese Leistungen vollbringen, auch eine unendlich variable Konstitution besitzen, die durch Abänderungen der Anordnung und Verkettung ihrer Atomgruppen und der quantitativen Verwendung der einzelnen Komponenten und selbst durch Aufnahme besonderer, in anderen Molekülen nicht enthaltener Elemente oder Verbindungen begründet sein kann. Wenn nun diese verschieden gebauten Moleküle ihre assimilatorische Fähigkeit ausüben und die in ihren Bereich gelangenden Nahrungstoffe dazu bewegen, sich zur Syntheſe identisch gebauter Moleküle zu vereinigen, so ist es begreiflich, daß nur jene Stoffe und nur jene proportionalen Mengen davon

zur Verwendung kommen, die nothwendig sind, um die neuen Moleküle nach dem Muster der älteren zu bilden, während alle fremdartigen Stoffe und alle überschüssigen Mengen der assimilirbaren Substanzen zurückbleiben. Sind aber nicht alle Materialien vorhanden, um das ganze Molekulargebäude fertigzustellen, dann werden auch die vorhandenen Stoffe nicht zur Verwendung gelangen, weil auf dem Wege der Assimilation nur die vollständige Kopie des assimilirenden Moleküls, nicht aber etwas Anderes gebildet werden kann.

Also auch Wachsthum und Chemismus der Pflanzenzelle, die ebenfalls in der Rede Du Bois-Reymonds unter den hoffnunglos dunklen Vorgängen figurirten, fügen sich ohne besondere Schwierigkeit in das einfachere Schema, das alle objektiv wahrnehmbaren Lebenserscheinungen — von der subjektiven Seite des Lebens will ich vorläufig absehen — auf Zerfall und Aufbau der chemischen Einheiten des Protoplasmas zurückzuführen versucht. Daß auch hier — wie in der Thierphysiologie — nicht Alles sofort erklärbar, Das heißt: auf bekannte und anschauliche Vorgänge zurückzuführen ist, versteht sich von selbst und braucht nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden. So bleibt es zum Beispiel vorläufig unerklärt, worin die Wirkung des grünen Farbstoffes der Pflanzen bei der Assimilation der Kohlensäure beruht und warum die Lostrennung des Sauerstoffes der Kohlensäure, die der Verwendung ihres Kohlenstoffes zur Bildung neuer Protoplasmamoleküle vorhergehen muß, nur unter der Einwirkung des Lichtes und nur in Gegenwart des Chlorophylls vor sich geht, während in allen anderen Fällen von Assimilation zur Lockerung der chemischen Bindung in den zu assimilirenden Substanzen und speziell zur Lostrennung des Sauerstoffes von den Elementen oder Atomgruppen, die in das neue Molekül eintreten sollen, neben der assimilatorischen Energie der vorhandenen „Protoplasmamoleküle nur noch die Mitwirkung der Wärme nöthig ist. Aber deshalb, weil wir diesen Vorgang noch nicht verstehen, werden wir doch nicht sagen, er sei von solcher Art, daß er im Bereich des Leblosen kein Analogon besitzt, werden uns vielmehr gerade deshalb, weil wir ihn noch nicht verstehen, lieber jedes endgiltigen Urtheiles enthalten. Bis jetzt aber hat sich noch jeder Vorgang in den lebenden Organismen, den wir verstehen gelernt haben, als zu der Ordnung der chemisch-physikalischen Prozesse gehörig erwiesen und wir haben keinen Grund, zu glauben, daß diejenigen, die wir noch nicht verstehen, zu einer anderen, unbekannten und undefinirbaren Ordnung gehören.

Wien. Professor Max Kassowitz.

Dostojewskij.

Noch immer beschäftigt man sich in deutschen Landen viel zu wenig mit Dostojewskij. Tolstoi hat ihn schon beinahe totgelebt; Zola und Ibsen setzen Meinungen und Federn ungleich mehr in Bewegung. Aber ist Dostojewskij geringer als sie? Vielleicht ist er für uns zu viel Mystiker, zu viel Russe. Er wirkt aus der Ferne wie ein dunkel liegendes Gewölk über einer endlosen, unerforschten Ebene. Wir fühlen ein dumpfes Grausen vor ihm. Fast fürchten wir uns vor seiner majestätischen Barbarenschönheit. Aber je näher wir ihm kommen, desto unwiderstehlicher sind wir angezogen. Wir spüren: da sind Erschütterungen zu holen, wie sie sonst nur Shakespeare und die Antike haben, und zugleich die Erlösungen und Tröstungen des Christenthumes. Da sind die blinden Kräfte des Lebens phosphorisch aufgehäuft und zuweilen greift eine Geisterhand hinein und schleudert zündende Blitze. Aber dann, unversehens, erhellt sich das Land und liegt zauberisch und morgenfrisch da wie ein Eden der Keuschheit. Demüthige Menschen, die einander lieben, wandeln in stolzer Kindlichkeit einher und blicken vertrauensvoll empor, wo hinter silbernem Wolkenflor das Erlöserkreuz aufgerichtet ist ... Von so gewaltiger Doppelnatur ist Dostojewskij, ein russischer Dante, der alle Schuldverstrickungen der Erdenhölle und alle Heilsverkündungen des Jenseitshimmels an sich erfahren und durchlebt hat, Mensch und Prophet, Luzifer und Cherub in Eins verschmolzen, allverstehend, allverzeihend, allmitfühlend, ein zaghaft weinendes Kind und ein erbarmungvoll die Arme öffnender Vater: Sünder und Heiland zugleich.

Und er ist unerschöpflich. Jede Berührung mit ihm führt uns frische Kräfte zu. Mit Begierde griff ich daher nach einem Buch, das uns neue Kunde über ihn verspricht und wirklich auch vermittelt. Es ist die „biographische Studie" von Frau Nina Hoffmann, betitelt „Th. M. Dostojewskij" (Berlin, Ernst Hofmann & Co.). Eine deutsche Frau und Schriftstellerin hat um Dostojewskijs willen die russische Sprache erlernt und Jahre lang in Rußland gelebt. Diese Thatsache allein schon ist von hohem Werth und führt das Buch, als ein von Liebe und Leidenschaft erfülltes, bestens bei uns ein. Dabei wird es nicht blos den Deutschen, sondern, dank der Benutzung eines vielfach noch unveröffentlichten Materials, auch den russischen Dostojewskij-Forschern mancherlei Neues und reiche Aufschlüsse bringen. Dieser Vorzug des Buches ist freilich zugleich sein Fehler. Es will zu viel auf einmal geben. Es macht zu ernste, anspruchsvolle Voraussetzungen, es will gar zu weite Hintergründe vor uns aufschließen. Das deutsche Publikum, dem mit einer klar gegliederten, den Dichter schlicht erklärenden Lebensbeschreibung gedient gewesen wäre, ist für diese in das Innerste der russischen Volksseele

hineinleuchtende Studie nicht genügend vorbereitet. Kein Zweifel: das Buch der Frau Hoffmann wird ſeinen dauernden Werth behaupten; und dann erſt recht, wenn ihm nachgefolgt ſein wird, was ihm hätte vorausgehen ſollen: die populäre Biographie. Wer freilich zu Doſtojewkij innere Fühlung gewonnen hat und ein Wenig Studium nicht ſcheut, Der wird auch heute ſchon das Buch mit Genuß leſen und der vortrefflich unterrichteten, männlich energievollen Verfaſſerin für die empfangene Belehrung wärmſten Dank wiſſen. Ich will einige Hauptpunkte herausgreifen und durch einige Bemerkungen erläutern.

Als der entſcheidende Wendepunkt in Doſtojewskijs Leben ſtellt ſich das Jahrzehnt ſeiner ſibiriſchen Verbannung heraus. Die Freunde fanden ihn nach ſeiner Rückkehr zugleich kühner und milder, vor Allem innerlich geſättigter. Daß er ſich nicht in Klagen noch Anklagen erging, vermöchte einem Ruſſen nicht weiter aufzufallen. Aber was die Freunde mit Verwunderung an ihm wahrnahmen, war ein Gefühl von Dankbarkeit gegen das Schickſal, das ihm die Möglichkeit gegeben hatte, in ſeiner Strafzeit nicht nur den ruſſiſchen Menſchen, ſondern zugleich auch ſich ſelbſt beſſer verſtehen zu lernen. Jeder, der Doſtojewskijs wunderbare „Memoiren aus einem toten Hauſe“ geleſen hat, wird dieſe Beobachtung für zutreffend halten und den Grund für die vollzogene Seelenwandlung bei ſich ermeſſen können. „Es ſchien mir, daß man auch im Gefängniß ein ungeheures Leben finden könne“, bekennt Doſtojewskij ſelbſt. Und was ihm dieſes „ungeheure Leben“ vermittelte, war gerade Das, was er während des erſten Jahres ſeiner Zwangsarbeit als beſondere Härte und als tiefſte innere Wundheit empfinden mußte: daß er als politiſch Verbannter, obenein als Adeliger und Mann der höchſten Bildung, mit ganz gemeinen Sträflingen aus der Hefe des Volkes, mit Schmugglern, Einbrechern und Falſchmünzern und oft genug mit Mördern zuſammen eingeſperrt war. Aber nicht, daß er von ſeinen Vorgeſetzten dieſen Verbrechern gleichgeachtet und Dem entſprechend behandelt wurde, war das eigentlich Schmerzvolle; nein: daß die Verbrecher ſelbſt, die nun wohl oder übel ſeine Kameraden waren, ihn nicht als Leidensgenoſſen und Bruder anſahen, ſondern mit Hochmuth und Feindſäligkeit auf ihn herabblickten. Mit Schrecken und Beſchämung ward der Dichter, der als Dreiundzwanzigjähriger mit einem Roman „Arme Leute“ ein ungeheures literariſches Aufſehen erregt hatte, ſich der tiefen Kluft bewußt, die ihn in ſeinem innerſten Fühlen und Denken von den „armen Leuten“ ſchied. Er war damals ein reizbarer, nervöſer Menſch, leichtſinnig, verſchwenderiſch, an ein aufgeregtes Nachtleben gewöhnt, mit der Volksſeele, nach der er dürſtete, nur locker verbunden. Dabei freilich von einer großartigen Gutherzigkeit und von jener Hellſeherei der Inſtinkte, die ſeine eigenſte Dichtergabe war und die ihn das Volk doch auch wieder ſo raſch und ſo tief verſtehen ließ. Aber mochte er immerhin das Volk

verſtehen: das Volk verſtand ihn nicht, ſondern fühlte ſich ihm fremd. Das war die ſchmerzlich nagende Erkenntniß, zu der er ſich im Gefängniß durchrang. Und da begann denn jenes unermüdliche, ſehnſüchtige Seelenwerben, mit dem der Adelige und Geiſtesariſtokrat dem inneren Leben der an ſein Schickſal geſchmiedeten Zuchthäusler nachging und von dem die „Memoiren aus einem toten Hauſe“ ein ſo denkwürdiges Zeugniß ablegen. Nicht um eigene Erkenntniß und fremdes Verſtändniß warb er: er warb um Liebe, um die Erwiderung des ihn beſeelenden Gefühls von Brüderlichkeit. Und es war ſein innerſter Triumph, daß ihm Das faſt bei Allen, die nicht ganz verſtockt und verhärtet und ſeeliſch abgeſtorben waren, gelang. Rein menſchlich ſtellten ſich vielfach enge, ja innige Beziehungen heraus; und es blieb nur ein gewiſſer Standesdünkel des Verbrecherproletariates zurück, der es gegebenen Falles nicht duldete, daß Doſtojewskij ſich den Reihen Derer anſchließen durfte, die gegen die Gefängnißleitung wegen ſchlechter Behandlung demonſtrirten. Auf alle Fälle iſt es aber dem Dichter in Sibirien gelungen, ſein eigenes Seelenleben mit dem des ruſſiſchen Volkes in feſten innerlichen Kontakt zu ſetzen. Für ſein ganzes Empfinden hatte er damit die breite nährende Baſis gefunden. Er dachte und fühlte mit dem innerſten Nerv des Geſammtruſſenthumes, — und der war nach ſeiner Auffaſſung gleichbedeutend mit dem innerſten Nerv des Geſammtmenſchenthumes.

Doſtojewskij war im Schlimmen und Guten eine dämoniſche Natur, die ſich raſch entzündete und eben ſo bedrohlich wie verſöhnlich wirken konnte. Und er war Epileptiker, ein Menſch, in dem Dumpfſtes und Hellſtes zuſammenfloß. Es war ſein Lebensziel, das Helle in ſich zum Sieg zu führen. Sein Wegweiſer dabei war Chriſtus. Aber mag er dieſen Wegweiſer früh ſchon gekannt haben, als alle ſeine Gefährten und Kampfgenoſſen noch Atheiſten waren: den Weg nun auch wirklich zu gehen, der ihm gewieſen war, fiel ihm doch ſchwer. Er hatte Vieles, unendlich Vieles, in ſich zu bekämpfen, all ſein Gewaltſames und Exploſives, all ſein Maßloſes und Zerfahrenes, all ſein Hochmüthiges und all ſeinen Ich-Wahn. Ueber dieſe Seite ſeines Weſens Gericht zu halten, ſcheint mir der tiefſte Sinn ſeines berühmten Romanes „Schuld und Sühne“ zu ſein. Mochte er immerhin beabſichtigt haben, im Raskolnikow die ruſſiſche Jugend der ſechziger Jahre zu treffen: was dieſer Figur die grandioſe und erſchütternde Beſeelung verleiht, Das iſt der Doſtojewskij der vierziger Jahre, ein Doſtojewskij, der niemals völlig geſtorben iſt, der vielmehr als knurrende, gefeſſelte Beſtie durch das ganze ſpätere Leben mitgeſchleppt werden mußte.

In einem zweiten Roman wollte der Dichter ſeinen Raskolnikow in geläuterter Geſtalt vorführen, wie er als neuer Menſch, als ein Wiedergeborener, aus Sibirien nach Rußland zurückkehrt. Er hat dieſen Vorſatz nicht aus-

geführt. Vielleicht hatte in Raskolnikow die eine Hälfte seines Wesens eine so bestimmte Gestalt angenommen, daß sie ihre Physiognomie zu verlieren drohte, wenn sie einer völligen Umwandlung unterworfen wurde. Dostojewskij hat es deshalb — bewußt oder unbewußt — vorgezogen, die ergänzende Wesenshälfte zu einer eigenen, in sich abgeschlossenen Gestalt zusammenzuballen, und diese ist ihm im Fürsten Myschkin, dem Titelhelden des „Idioten", gelungen. Beide Gestalten sind in ihrer Art Reinkulturen, die einander vollkommen auszuschließen scheinen und die dennoch in dem verschwenderisch reichen Inneren des Dichters ihren Schnittpunkt, ja, ihre Verschmelzung finden. Populär könnte man sich etwa so ausdrücken: in der vorsibirischen Periode überwog in Dostojewskij das Element des Raskolnikow, in der nachsibirischen das des „Idioten". Nur bitte ich, diese Antithese mit Vorsicht aufzunehmen, als einen Versuch, das Unfaßbare und Ueberfließende auf eine knappe begriffliche Formel zu bringen. Wollte man weiter gehen, so könnte man die schließliche Versöhnung beider Elemente im letzten Werk des Dichters, in den „Brüdern Karamasow", finden.

Hier kommt es zunächst darauf an, daß Sibirien es war, das in Raskolnikow den Umschwung bewirken sollte. Den in Dünkel und Eigensucht Verstrickten sollte es durch die Macht inneren Erlebens und nicht zuletzt durch den immer tiefer eindringenden, in der Figur der Sonja verleiblichten Geist des wahren „russischen" Christenthumes zur sittlichen und schöpferischen Wiedergeburt führen. Nicht um Ideen handelt es sich dabei, sondern um reale innerlich wirksame Kräfte, um stärkste und fruchtbarste Vermenschlichung. Die „russische" Wahrheit und der „russische" Christus: Das ist, nach des Dichters Meinung, im Grunde des Wesens nichts Anderes als das russische Volk, der russische Mensch, in seinem innersten Lebenskern blosgelegt. Mit anderen Worten: das Christenthum ist für den russischen Menschen, nach Dostojewskijs Auffassung, reine Instinktsache. Was man vom Christen als höchste Selbstüberwindung und Selbstentäußerung fordert, nämlich Demuth, Unterwerfung, Sündenbekenntniß, helfendes Mitleiden, Das ist für den russischen Menschen nichts Anderes als höchste Selbstbestätigung und Selbstbethätigung. Und auf dieser innerlichen Gewißheit beruht Dostojewkijs Glaube an die welthistorische und welterlösende Mission des russischen Volkes. Weil der Russe im Stande ist, sein beschränktes Ich von sich zu werfen, seine Schuld freiwillig zu beichten, sich vor Gott und vor allem Volk innerlich und äußerlich zu erniedrigen, deshalb hat er, so lehrt der Dichter, jene wunderbare Gabe, sich allem Fremden anzuschmiegen, Alles zu begreifen und zu verzeihen, Alles in sich zu vereinigen und so durch seine „Allmenschlichkeit" die „Allversöhnung" herbeizuführen.

Mag das Gedankliche dieses Evangeliums einigermaßen verschwommen sein: das ihm innewohnende Lebenselement ist von ungeheurer Wucht

und von fanatisirender Begeisterungfähigkeit. Ein Mensch und ein Volk, die dieser Ueberzeugung nachleben, müssen eine unwiderstehliche Kraft in sich entwickeln. Dabei ist es völlig gleichgiltig, ob wir nach objektivem wissenschaftlichem Befund erklären müssen, daß hierbei sehr viel Illusion, viel Eitelkeit und Selbstverliebtheit und also auch nicht wenig Ungerechtigkeit im Spiele sind. Denn von Illusionen, von Eitelkeit und von Ungerechtigkeit wird bekanntlich die Welt regirt.

Frau Hoffmann hat gerade die national-russische Bedeutung Dostojewskijs in ihrem Buch klar herausgearbeitet. Wir lernen sie in aller ihrer Größe und Beschränktheit kennen. Beschränkt zeigt sich Dostojewskij vor Allem in seinem Urtheil über die Deutschen, bei denen er fast nur das für russische Begriffe Lächerliche wahrnimmt. Ganz besonders hat er sich, trotzdem er damals seit fast zwei Jahren in Dresden wohnte, unfähig gezeigt, die elementare Volksbewegung von 1870 zu verstehen. Wäre etwas Aehnliches in seinem Heiligen Rußland geschehen, er würde sicher darin die Hand Gottes erblickt haben. In Deutschland sah er nur Erkünsteltes und Geschraubtes. Er mag Einzelheiten richtig beurtheilt haben; das Ganze hat er trotzdem nicht verstanden. Da waren einmal die klaren, pedantischen Deutschen für den russischen Mystiker zu mystisch! Das ist aber im Charakterbild Dostojewskijs nur ein winziger Nebenzug und es stünde uns übel an, deshalb mit ihm zu hadern. Er fühlte sich damals als Verbannten. Und er bedurfte russischer Erde, russischer Luft und russischer Menschen, um in den Vollbesitz seiner Kräfte zu gelangen. Wie ihm Rußland die Menschheit war, so mußte ihm auch die Menschheit Rußland werden, wenn er zu ihr in ein richtiges Verhältniß kommen sollte. Und Das war ihm lebendigstes Bedürfniß. „Dostojewskij", sagt Frau Hoffmann, „erlebte Alles intensiv, ganz subjektiv, aber doch eigentlich gleichsam unpersönlich: für die Menschheit und zu ihrem Wohl. Er war sich selbst ein Gefäß für die große Wahrheit, die ihm das Leben offenbarte, ein Brunnen, der diese Wahrheit unaufhörlich hervorsprudeln mußte." Daher legte denn Dostojewskij auf die inhaltliche Seite seines Hervortretens weitaus das größte Gewicht. Er fühlte und erfüllte seinen Beruf als ein Apostolat. Sein Ziel war, wie Nina Hoffmann sich ausdrückt, „das Verkünden des wahren Christus auf dem Umwege der Kunst." Ein besonders wichtiges Mittel war ihm dazu auch die Publizistik. Er hat wiederholt Zeitschriften gegründet und zumal mit der Monatsschrift „Wremja" („Die Zeit") starke Erfolge erzielt. Er war mit voller Seele dabei. „Ein Journal ist eine große Sache", verkündete er ernsthaft. Und noch wenige Monate vor seinem Tode, im Juni 1880, hat er durch ein publizistisches Hervortreten, durch seine große Puschkinrede, in der er sein Evangelium vom russischen Christus noch einmal machtvoll zusammenfaßte, wahre Jubelstürme der Begeisterung entfacht.

Aber mit Alledem, so schön und so herrlich es sein mag, wäre Dostojewskij doch immer nur eine russische Lokalgröße geblieben, wenn nicht jenes Andere hinzugekommen wäre, das ihn zur universellen Persönlichkeit macht, seine Dichter- und Künstlerherrschaft. Darauf ist für uns (ich meine: für uns „Europäer") der Nachdruck zu legen. Der russische Mensch in Dostojewskij ist uns nur so weit interessant, wie er uns den Dichter erklären hilft. Aber hatten wir den Dichter nicht auch bereits verstanden — nämlich mit der Kraft unseres Empfindens —, ehe wir vom „russischen Menschen" Etwas wußten? Das beweist doch wohl, daß im Dichterischen trotz dem „Umweg über die Kunst" Dostojewskijs Hauptkraft zu Tage trat. Ihm selbst mag zu Zeiten sein „Apostolat" wichtiger erschienen sein; für uns ist es doch vorwiegend dadurch wichtig, daß es sich so vollkommen in Kunst hat auflösen lassen, daß es dieser Kunst einen starken und wuchtigen Inhalt und eine so tiefe seelische Vibration gab. „Kunst" war eben für Dostojewskij nicht technische Virtuosität, sondern mächtigstes Ausleben in produktiver Gestaltung. Er wollte, wie er in seiner großen Vertheidigungschrift vom Jahre 1849 sagt, daß „die Literatur ein Ausdruck des Volkslebens, ein Spiegel der menschlichen Gesellschaft" sei. Aber er betonte ausdrücklich, „daß die Kunst keiner Tendenzrichtung bedarf, daß die Kunst sich selbst Zweck ist, daß der Autor sich nur um das Künstlerische zu kümmern habe; die Idee werde schon von selbst erscheinen, denn sie ist die unumgängliche Bildung des Künstlerischen." Und auch in späteren Jahren, als er sich von seiner nationalen Mission noch weit inniger durchdrungen fühlte, hat er sich stets gegen die „grobe Tendenzaufbauschung" ausgesprochen und entschieden hervorgehoben, daß „der Mangel an Kunst der besten Idee schaden" müsse. Und wie tief hat er gerade als Künstler gelitten, wenn er, von Verlegern und Gläubigern gedrängt, die Arbeit übereilen mußte und nicht Alles so sorgfältig ausführen konnte, wie es seinem ästhetischen Gewissen entsprochen hätte! Gewiß hat Frau Hoffmann darin Recht, daß diese größere Sorgfalt im Wesentlichen der Psychologie und erst sehr in zweiter Linie der Architektonik und Komposition und der malerischen Ausgestaltung der Szenen zu Gute gekommen wäre. Aber ist nicht Eins wie das Andere „Kunst"? Ist es nicht lediglich eine Frage der Richtung und der individuellen Ueberzeugung, auf welche Seite man den größeren Nachdruck legen will? Für Dostojewskijs Kunstschaffen war das Innenleben des Menschen, ganz besonders das verborgene, das am Schwersten ergründbare, der belebende Anziehungpunkt. Er war ganz und gar nicht „Milieudichter". Vom Menschen ging er aus und in den Menschen drang er ein, die letzten Geheimnisse wollte er ihm entreißen. Vom Menschen aus beleuchtete er die ganze Sinnenwelt, die ihn wie ein nebeliges Panorama umschloß. Und stets, wenn er die Menschenseele in ihrer

Nacktheit ergriffen hatte, sah er das selbe Schauspiel: wie sie sich zitternd mühte, zu Gott zu gelangen, um den tausend Fußschlingen schlimmer Dämonen zu entrinnen. Und wie Das in Dumpfheit geschah, in Blindheit und Machtlosigkeit, unter fortwährendem Straucheln, aber in steter seliger Gewißheit: ganz besonders diesen Vorgang hat er uns in hundert neuen Formen immer wieder gezeigt. Auch hier schuf er ganz aus dem Erlebniß und Bedürfniß seines Allerinnersten heraus. Auch hier wußte er sich strebend eins mit der russischen Volksseele —: nein, mit der allgemeinen Menschenseele, deren Streben im erhabensten Gedichte der Neuzeit, in unserem deutschen Faust, seine vorbildliche Prägung erhalten hat.

Wien. Dr. Franz Servaes.

Exotische Arbeiterfragen.

Für unsere Kolonien hat sich die Reichsregirung zwar zur Unterdrückung des Menschenhandels verpflichtet; aber es ist nöthig, einheimische Rassen zur Arbeit heranzuziehen, und dabei werden Fragen wieder aufgerührt, die mit dem Verbot der Sklaverei abgethan schienen. Die Schwärmer für Verbrüderung auf der ganzen Erde können an der Neige des Jahrhunderts anders Denkende nicht mehr niederschreien. Auch das Ideal altmodischer Kosmopoliten ist heute höchstens eine Verbindung der Kulturvölker. Von diesen fühlt sich aber jedes als wirthschaftliche Einheit. Der nationale Egoismus fordert, ein durch der Väter Arbeit angehäuftes Kapital an Macht solle auch Zinsen tragen. Die tönenden Redensarten von der Gleichberechtigung aller Menschen werden zudem durch das ethnologische Wissen zurückgedrängt; und selbst die Enkel der Jakobiner in den Arbeiterparteien lassen ihre Theorien da enden, wo die Konkurrenz farbiger Brüder anfängt. In den Vereinigten Staaten, wo die von schönen Worten Begeisterten im Bürgerkrieg die nüchternen Verfechter weißer Herrenrechte besiegten, sind die Phrasen der Konstitution von der Praxis durchlöchert worden. Die Indianer werden in einer Art Menagerie gehalten, Chinesen dürfen nicht ins Land kommen, die Neger sind Parias. Die Kubaner, Kanaken und Tagalen sollen nicht einmal zu Bürgern zweiter Klasse geeignet sein.

Zweifellos wird das Land der Freiheit durch die Unterjochung der neu erworbenen Inseln ihre materielle Lage rasch bessern. Ein solches Protektorat wünschen auch andere Nachbarn schon heimlich herbei. Dom Pedros rettende That hat dagegen die befreiten brasilianischen Sklaven in großes Elend gebracht. Das Selbe ist bei den Indianern zu sehen, seit sie die Segnungen liberaler Raubstaat-Verfassungen genießen. Und das gerühmte Christenthum hat nach Jahrhunderten der Missionarbeit unter den Heiden, wo nicht Feuer und Schwert zur Annahme äußerlicher Ceremonien geholfen haben, nur eine Handvoll

dressirter Proselyten aufzuweisen. Unter Nichtariern ist den Europäern nur bei sehr wenigen, besonders begabten Schülern eine Erziehung gelungen, sonst nichts als ein oberflächlicher Drill. Daraus folgt auch, abgesehen von der Machtfrage, die Berechtigung, nicht länger unsere harte Arbeit für ein Zerrbild eingebildeter Kultur zu vergeuden, sondern unsere Kultur dadurch zu verfeinern, daß wir aus der ganzen Welt den dazu nöthigen Reichthum heranholen.

Trotzdem kann man sich der Besorgniß nicht erwehren, daß deutsche Geheimräthe auch weiterhin die Verhältnisse in den Kolonien vom doktrinären Standpunkt aus behandeln. Bevor aber die Paragraphenscheere unsere tropischen Bäume zurechtstutzt, lohnt daher eine kleine Umschau; und dazu ist Guatemala besonders geeignet.

Das seit fünfundsiebenzig Jahren unter den Hammer gekommene spanische Weltreich hat seinen Erben an keiner Stelle eine Ordnung der Rassenfrage hinterlassen. Kluge Räthe der Krone erklärten zwar durch Gesetz die Indianer für unmündig. Allein viele geistig regsame Stämme, wie die Azteken, gaben ihre Sprache und einen Theil ihrer Sitten auf und vermischten sich rasch mit den Weißen. Das erschwerte die Durchführung der Regel. Dann fand es von Las Casas an die Kirche oft nützlich, über die jammernden Knechte zu lärmen, die der Priester zu knechten verstand, ohne daß sie jammerten. Die schmiegsamen Mönche hatten die Sprache der großen Kinder gelernt und erkannt, daß man von ihnen Alles im Guten erreichen könne. Durch das geduldige Eingehen auf ihre Art ward der Pfarrer ihr Vertrauensmann und alle Roheit und Habgier änderten daran nichts mehr. Aus nicht sehr sauberen Gründen hat die Klerisei den sanften Indianer und den grausamen Spanier in die Literatur eingeführt, wo sie ein eiserner Bestand geblieben sind. Wer aber die Schilderungen des ehrlichen Conquistadors Bernal Diaz de Castillo beachtet und in den alten Schriften der Quiché und Kakchiquel Guatemalas zu lesen weiß, um das Bild des Einst aus den heutigen Resten zu ergänzen, für Den schwinden alle Rousseaumärchen hin. In Mittelamerika bedeuteten die idyllischen Zustände kurz vor der spanischen Eroberung: Menschenopfer mit religiösem Kanibalismus, Sklaverei der Kriegsgefangenen, unaufhörliche Raubzüge und Fehden, blutdürstigste Justiz.

Vieles Unmenschliche haben die Spanier ausgerottet, freilich, um mit fanatischer Härte an seine Stelle allerlei Gleichwerthiges aus ihrer stumpfsinnigen Bigotterie zu setzen. Viele der vorgefundenen Einrichtungen haben sie aber mit einer löblichen Klugheit geschont und nur leicht umgemodelt. Noch heute kann man bei den Mayastämmen Guatemalas, die, schwerfälliger als die Azteken, an ihrer Tracht und Sprache festgehalten haben, auch von den Sitten den spanischen Firniß leicht abstreifen, vieles Ursprüngliche beobachten. Opfer — außer Menschenfleisch — sind den christlichen Heiligen und ihren Hintermännern genau so angenehm wie früher den Idolen. Tribut fordern der König und seine Beamten ganz wie früher der eigene oder fremde Häuptling. Herr und Gabenempfänger sind dem Indianer untrennbare Begriffe; und noch heute naht er sich keinem hochmögenden Gebieter ohne ein paar Früchte oder ein armsäliges Hühnchen. Wie in alter Zeit die Tanzplätze um die Opfersteine, die Grabhügel und die Festungen durch Frohndienste erbaut wurden, so später die gepflasterten Straßen und Brücken, die Staatsgebäude und Kirchen. Noch heute ist der Wegebau ein Servitut der niederen Klasse, da ihn die höhere mit geringem Gelde ablöst. Eben so wenig wie in

grauer Vorzeit denken heute die Boten und Lastträger daran, vom Beamten Bezahlung zu verlangen. Alle in staatlichem Auftrage Durchreisenden werden in den Indianerdörfern nach wie vor umsonst verpflegt. Wenig Unterschied machte es dem braunen Bauern, als ihm die Arbeit nicht mehr vom Clan-Aeltesten zugewiesen wurde, sondern von einem Spanier. Denn der goldene Traum der Sozialisten unserer Tage war ihm graue Wirklichkeit. Er kannte kein individuelles Eigenthum. Das Land war unter größere Gemeinschaften von Blutsverwandten sorgsam vertheilt. Die Aeltesten von ihnen bildeten, so weit gemeinsame Herkunft und Sprache zum Stamm vereinigte, einen Staatsrath unter einem Häuptling. Deren Nachkommen entwickelten sich zuweilen zu einer Art Patriziat. In einigen Dörfern Guatemalas sind solche „Edle" noch heute daran zu erkennen, daß sie jeden Anderen schlecht behandeln. Das thun auch die Greise. Beiden begegnet der Indianer mit dem größten Respekt. Das Schinden des „kleinen Mannes" haben nicht erst die Spanier erfunden.

So ging denn auch auf dem angestammten Boden der Indianer ohne Gemüthsbewegung oder tiefer greifende Aenderung seiner Lebensweise aus der Hand des Clan-Aeltesten in die des Encomoderos über, des ihm zum „Vormund" bestellten Conquistadors. Er war ein Sklave, durfte nur laut verschiedenen königlichen Befehlen nicht so heißen. Von der sozialen Stellung der alsbald flott verhandelten Neger und „heidnischen" Nachbarn war die seinige nur dadurch verschieden, daß er mit seinem Maisfeld zusammen verkauft wurde, also ihm stets nah blieb. Darüber hinaus gab es für ihn kein Glück. Die Hörigkeit war ihm nichts Neues und drückte ihn nicht.

Das Patronatsverhältniß war die weise Ergänzung der Entmündigung. Hatte diese mehr theoretischen Werth, um Vorhandenes in legale Form zu bringen, so war der Patron praktisch nützlich. Er übernahm die gewohnte Gerichtsbarkeit, schlichtete allen Streit, strafte die Bösen, trennte eine wacklige Ehe oder renkte sie wieder ein und hatte dabei den Vortheil, seine Leute genau zu kennen und die Ausführung seiner Urtheile zu überwachen. War er gar zu ungerecht, so gab es durch Vermittelung des Pfarrers eine höhere Instanz. Gewöhnlich aber war auch dort der Patron der geborene Vertheidiger eines braunen Missethäters. Ihre ärztlichen Talente pflegten der Encomendero oder seine Frau eifrig an ihren Schutzbefohlenen zu üben. Und die Latwergen und Tisanen waren für den armen Teufel wenigstens ein großer Trost. So ist im Laufe der Jahrhunderte der Patron dem Indianer nach seinen eigenen Worten, die noch heute jedes Gesuch einleiten: „Vater und Mutter und Augapfel zugleich."

Manche schwer zugänglichen oder wenig begehrenswerthen Gegenden blieben im Besitz von halbwilden Stämmen, die bis auf unsere Tage sich unabhängig von den Weißen und Mischlingen erhalten und damit begnügt haben, die Fremdherrschaft rein formell anzuerkennen. In Honduras giebt es noch drei solche Völkerschaften, zwischen Guatemala und Mexiko eine andere. Sie stehen auf sehr niedriger Stufe. Lastträger und Händler, die weite Reisen machen, leben fast nomadisirend. Daneben haben sich in Guatemala auch mehrere zu Dörfern vereinigte indianische Genossenschaften erhalten. Ihre Besitztitel sind uralt und historisch werthvolle Urkunden. Die beschränkte Autonomie, deren sie sich erfreuen, haben sie Jahrhunderte lang gegen kleine und große Widersacher zäh vertheidigt; und noch

heute kaufen sie sich alle paar Jahre durch größere Geldsummen los, die Präsident und Minister ihnen abpressen. Die zerstreut lebenden Indianer, die keine Patrone haben, waren dagegen von je aller Willkür preisgegeben. Gegen sie wurden die verschiedensten Gesetze erlassen, zunächst eine Verordnung gegen Nichtsthuer. Das sind natürlich Alle, die nicht für die Spanier arbeiteten. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts war ein Mittelstand in die Höhe gekommen, der Arbeiter brauchte. Den Unternehmern wurden nun von bestimmten Beamten jede Woche Indianer zugetheilt, die mit Gewalt aus dem Bezirk zusammengeholt wurden. Sie erhielten kärglichen Lohn, um den sie oft sogar betrogen wurden, mußten sich selbst beköstigen und wurden äußerst roh behandelt. Dabei war die Absicht klar, sie zur Ansiedelung auf den kleineren Gütern zu bewegen und zu Hörigen zu machen, wie die Klienten der Encomenderos. Auch heute noch ist für viele Landwirthe die Heranziehung solcher seßhaften Arbeiter eine Lebensfrage. Allein der Indianer klebt sehr an der Scholle und ist nicht leicht dazu zu bekommen, seinen Wohnsitz zu wechseln. Häufig ist nichts zu erreichen, als daß er sich gegen ein Stückchen Land, das er bebauen darf, für einige Wochen dem Gutsherrn verpflichtet.

So waren eigentlich nur die Erben der Encomenderos sicher mit Arbeitkräften versorgt und der Neid gegen sie hat viel zur Begeisterung für liberale Ideen beigetragen. Nach der Trennung von Spanien behielten aber die Feudalen noch fünfzig Jahre durch Bildung und Reichthum das Heft in der Hand. Erst 1870 kamen die „Liberalen" zur Herrschaft. Aller Beglückung durch Bürgerrechte, individuelle Freiheit, Civilehe, obligatorische Volksschule und allgemeine Wehrpflicht hat die Million Indianer in Guatemala eine Gleichgiltigkeit entgegengebracht, als empfänden sie auf das Klarste, wie ausbündig hohle Worte es für sie sind. Vor dem Gesetz sind sie nun mündig. Das heißt: die vogelfreie Beute der Gemeindeschreiber, Richter und Winkeladvokaten. Kollektiveigenthum ist streng verboten. Nach der Theilung haben die genannten Blutsauger und dann die Schnapswirthe — natürlich für einige Flaschen Branntwein — das meiste Land an sich gebracht. Blühende Dorfverwaltungen, die früher alle Ausgaben aus dem Ertrag der Allmend bestritten, sind seitdem in Guatemala und auch in den Nachbarländern bankerott geworden. Nur in Honduras hat die dünne Bevölkerung und die Masse unbebauten Landes in der Hand der Regirung solche radikalen Gesetzesdummheiten verhindert. Jede Gemeinde hat dort mindestens eine, gewöhnlich zwei Quadratmeilen Land und jeder Einwohner bekommt davon so viel, wie er bebauen kann, gewissermaßen in Erbpacht.

In Guatemala zwang in den letzten Jahrzehnten die aufblühende Kaffeekultur, die fast das ganze Jahr Arbeit erheischt, dazu, die Schraube der „Vertheilungen", jetzt Mandamientos genannt, noch stärker anzuziehen. Die Pflicht zur Arbeit wurde auf mehr als eine Woche ausgedehnt. In der Theorie handelte es sich um einen von Guatemalas freiem Bürger eingegangenen Vertrag. In der Praxis warf man einem nichts ahnenden Indianer etwas Geld in die Hütte und schleppte ihn dann gebunden fort, um den „Vorschuß" abzuarbeiten. Natürlich mußte der Gouverneur für den Eifer, mit dem er die Erfüllung des Kontraktes erzwang, auch belohnt werden. Aus dieser Posse blieb ihm dann auch für ernstere Amtspflege die Gewohnheit, Trinkgeld zu fordern. Der wohlwollende Regirungschutz des Ackerbaues wurde auf diese Weise zuletzt bedenklich theuer.

Vor einigen Jahren sind in hochtrabenden Erlassen diese Mandamientos abgeschafft worden. Natürlich mußte aber bald an einen Ersatz gedacht werden. Zur konstitutionellen Verbrämung despotischer Maßregeln dient immer die Wehrpflicht. Ein mißliebiger Redakteur, der ja auch bei uns oft ganz militärisch auf die Festung kommt, wird Soldat und als solchem giebt man ihm wegen Insubordination eine Tracht Prügel. In Revolutionzeiten werden gefährliche Gegner gern zu aktiven Offizieren in partibus gemacht, um bei der geringsten verdächtigen Regung als Verräther erschossen zu werden. So wurde denn auch mit der Wehrpflicht der Indianer scheinbar Ernst gemacht und sie sollen als Sappeurs dienen, Das heißt: an Regirungbauten schwer arbeiten, wenn sie nicht fünfzehn bis dreißig Pesos Vorschuß auf einer Pflanzung erhalten haben. Das können sie im günstigsten Falle in einigen Monaten abarbeiten. Meist aber bleiben sie in der Schuld und gerathen immer tiefer hinein. Die Tendenz dieser Verordnung ist also — ganz vernünftiger Weise —, die freilebenden Indianer in die Hörigkeit hineinzuzwingen, in der die früheren Untergebenen der Encomenderos durch ihre Schulden auch jetzt noch verblieben sind. Die finstere, grausame Feudalzeit ist zwar durch eine glorreiche Konstitution vernichtet: Jeder ist in Guatemala freier Herr seiner selbst. Aber der Kapitalismus fesselt den Bürger-Indianer durch das Geld, das er schuldet, eben so sicher, wie einst die Privilegien.

Die unfreiwillige Satire, die der Liberalismus da in seine Annalen eingetragen hat, bewirkt, daß Alles hübsch beim Alten geblieben ist. Und dem Indianer ist ein Patron, der für ihn denkt und handelt, wirklich nöthig. Das Interesse führt den Herrn dazu, für Leib und Leben des Arbeiters zu sorgen; und Das ist immer der sicherste Grund, auf dem sich humanitäre Einrichtungen erheben. Noch besser wäre es damit bestellt, wenn nicht auch Weib und Kind für das dem Mann und Vater vorgestreckte Geld hafteten, — ein Mißbrauch, der die sonst mustergiltigen Wohlfahrteinrichtungen mancher deutschen Hacienda befleckt.

Gegen eigenmächtige Entfernung des Schuldners schützen Bestimmungen, zu deren Ausführung jedes Gut eigene Beamte unterhält. Das Verfahren riecht etwas nach Sklavenjagd; aber die großen Bluthunde der Beecher-Stowe, die immer antiökonomisch waren, fehlen doch. Hat der Indianer inzwischen einen neuen Herrn gefunden, so ist ein gewisser Abtausch durch Bezahlung der ihm früher angekreideten Vorschüsse üblich und erlaubt.

Von dem Lohn, den der Landarbeiter wöchentlich ausbezahlt bekommt, kann er übrigens trotz freier Wohnung kaum das sehr frugale Essen für sich und seine Familie, gewöhnlich nur Mais, bestreiten, da er eben nicht alle Tage arbeitet. Hat er nun gar seinen eigenen Mais geerntet und der Versuchung widerstanden, ihn zu verkaufen, so arbeitet er noch weniger. Zwang und Strafen machen ihn störrisch. Da führt denn den Gutsbesitzer die Noth auf ein neues Mittel, seine Indianer zur Arbeit zu reizen: Schnaps. Alle Vorschüsse, die ein kluger Verwalter von Neuem giebt und die also einen Theil des Arbeitlohnes darstellen, der baar ausgezahlte Theil des Wochenlohnes, der Ertrag einer eigenen kleinen Ernte: Alles wandert zum Schnapswirth. Damit die Leute nicht verhungern, wird ihnen am Ende der Woche statt des Geldes Mais geliefert. Und namentlich die deutschen Haciendas geben ihn in Theuerungzeiten unter dem Kostenpreis ab. Aber selbst diese Naturallieferungen werden manchmal vertrunken.

Bei seinen Bachanalien ergötzt sich der braune Säufer nicht etwa an Männerrede, Gesang und Saitenspiel, sondern sitzt betrübt bei Weib und Freunden; und Flasche auf Flasche kreist, bis Alle in sehr kurzer Zeit taumeln. Dann ist das Ende oft auch ein melancholisch lautloser Zweikampf mit den Haumessern oder ein Zerfleischen des Weibes. Die Obrigkeit kümmert sich um die Zecher gewöhnlich erst, wenn sie sinnlos berauscht daliegen. So lange das Geld reicht, wird weitergetrunken, nachdem der erste Rausch ausgeschlafen ist.

Leider hat der Staat ein Interesse daran, daß viel getrunken wird, da das Branntweinmonopol mehrere Millionen einbringt. So müssen die Dörfer geradezu Schnapsläden haben und einige alte Indianergenossenschaften, die keine Kneipe dulden wollen, bezahlen eine große Summe jährlich, gewissermaßen als Buße.

Wo aber eine Gutsverwaltung sich entschlossen hat, keinen Branntwein auszuschänken, laufen die Arbeiter sonntags in die nahen Dörfer. Dort entwickelt sich dann ein originelles System, die leeren Gemeindekassen zu füllen, indem der Grobe-Unfug-Paragraph des Landes auf jeden taumelnden Indianer angewandt und der Trunkene so lange in Haft gehalten wird, bis fünf Pesos Strafe für ihn erlegt sind. Diese Strafen belasten natürlich das Lohnkonto sehr stark. Allein die Zahlung könnte methodisch verweigert werden. Dann müßte der Gefangene einige Zeit für die Gemeinde arbeiten und von ihr bewacht werden. Entweder würde der Bürgermeister oder der Säufer doch schließlich mürb werden. Man sollte sich aber auch die Anwendung anderer Mittel nicht verdrießen lassen. Die Liebe des Indianers zu Blumen und zur Musik sollte man pflegen. Er müßte Sämereien, Handharmonika und andere Instrumente erwerben können. Der nie erstorbene Sinn für Kultusveranstaltungen, Prozessionen und Maskentänze könnte leicht erweckt werden. Das würde denn auch zu kleinen Ausgaben führen. Andere Bedürfnisse müßten den Weibern beigebracht werden, wie es auch zum Theil schon geschehen ist. Der Erwerb von Putz und Tand, von gebackenem Brot statt des mühsamen, eigenhändigen Schrotens von Mais, ein Stück Fleisch im Kochtopf würden sie schon reizen. Hätten diese großen Kinder erst einmal begriffen, daß ihnen für Geld allerlei Anderes außer Schnaps erreichbar ist, so wäre damit auch ein besserer Antrieb zur Arbeit gegeben. Die Tage lang währenden Orgien, die Verwundungen und Totschläge führen doch einen großen Verlust an Arbeitkräften und allerlei besondere Ausgaben herbei.

Werden die Indianer mit großer Geduld auf diese Weise zu einem Mehr an Arbeitleistung gebracht, so könnte ihnen verfügbares Land zugetheilt werden. Von dem Ertrag hätten sie zu leben, den Rest nach Abzug des für sie Nöthigen der Hacienda auszuliefern. Dieses System empfiehlt sich deshalb, weil die Maiskolben leicht vom Felde gestohlen werden können und es deshalb schwer ist, Maisbau im Großen zu betreiben. Dann müßte aber auch der Import von Nahrungmitteln aufhören. Bisher lieferten Mexiko und Kalifornien Mais und Bohnen, Honduras Vieh, Nicaragua Käse und China Reis. Die hohen Kaffeepreise erlaubten diesen Luxus. Heute, bei ihrem Niedergang, muß in Guatemala zunächst alles Das produzirt werden, was dort gegessen wird. Nur so kann der Kaffeeexport die von Europa und Nordamerika bezogenen Waaren decken und darüber hinaus Erträge geben, die zu einer günstigen Bilanz führen und wieder Silber nach Guatemala bringen, statt des entwertheten Papiergeldes.

Bevor auf diese Weise das Land aus seinen Schwierigkeiten herauskommt, sollten die deutschen Kapitalisten, deren Besitzungen unter den Buchwerth gesunken sind oder die fremde Güter zu hoch beliehen haben, noch die billige Konjunktur ausnützen und möglichst Grund und Boden dazukaufen.

Dann könnten unter dem Druck, den auch die Regirung in dieser Richtung ausübt, die einheimischen Arbeiter zu hörigen Pächtern gemacht und mit dieser Lösung der Arbeiterfrage dem ganzen Staat nützlich werden. Nur so sind die etwa hundertundachtzig Millionen deutschen Kapitals, die dort stecken, zu retten. Freilich wird es Jedem sauer, gutes Geld schlechtem nachzuwerfen, um so mehr, als zu der Reform auch noch eine der Regirung von Guatemala zu gewährende Anleihe gehören würde, um der Papiermißwirthschaft ein Ende zu machen. Diese verbilligt zwar die Arbeitlöhne, so weit sie nicht in Mais bezahlt werden, ist aber eine ständige wirthschaftliche Gefahr.

Endlich müßte für die Dienste des deutschen Kapitals unser Gesandter, außer der Finanzkontrole über die Zolleinnahmen, verlangen, daß jedes deutsche Gut Dorfgerechtsame erhielte, um den Plackereien des ersten besten Alkalden ein Ende zu machen. Auch müßte den Gouverneuren, die sich nach Art der Kellner zu rächen pflegen, wenn sie kein Trinkgeld erhalten, auf die Finger geklopft werden. In musterhafter Weise hat unser Gesandter bisher schon versucht, an die Stelle der Tributzahlungen an Große und Kleine, die vielen ängstlichen Gemüthern, namentlich aus Bremen, immer noch das Richtigste erscheinen, den Schutz des Deutschen Reiches zu setzen. Denn die schauderhafte Justiz und der dünkelhafte Fremdenhaß der Verwaltung schrecken das Kapital natürlich ab, wenn nicht gerade ein ungewöhnlich hoher Gewinn lockt, wie vor einigen Jahren im Kaffeebau.

Wird aber von den ängstlich gewordenen Gläubigern dem Land auch nicht geholfen, so muß das reiche Guatemala doch einmal aus der durch Geldknappheit und verschleppte Liquidationen verlängerten Krisis herauskommen. Die durch Kreditverweigerung erzwungene Sparsamkeit muß allmählich den Finanzen aufhelfen und Silber ins Land bringen. Dann wird mit der schlechten Valuta zugleich der unerhört niedrige Arbeitlohn verschwinden.

Die Ordnung der Arbeiterfrage wäre aber vorher anzubahnen. Vielleicht regen diese Zeilen den einen oder anderen der Verwalter von großen deutschen Gütern in Guatemala, die meist eifrige Leser der „Zukunft" sind, dazu an.

Für unsere Kolonien ergiebt sich aus den hier geschilderten Verhältnissen in Guatemala die folgende Nutzanwendung: Farbige müssen rechtlose Unmündige unter dem Patronat der Weißen bleiben, genießen aber den umfassenden Schutz des Gesetzes gegen Mißbräuche. Das Land haben sie nur als hörige Pächter inne und Steuern und Pachtschilling können in Arbeitleistung eingefordert werden.

Christliche Gegner eines solchen „Ausnahmegesetzes" mögen aber gütigst bedenken, daß der heißgeliebte Neger vor kapitalistischer Weltordnung, individuellem Eigenthum, Ehe und demüthiger Nächstenliebe noch weniger Achtung in praxi beweist als der ob seiner Theorien verpehmte Sozialdemokrat.

Hamburg. Dr. Hermann Prowe.

Sünderinnen.

Juliane (steht an der Staffelei und malt.) Ilse (im Hut und Mantel, stürzt, ohne anzuklopfen, herein.)

Ilse (enttäuscht): Ach! Schon wieder bei der Arbeit! Dich stört man immer, Lianchen.

Juliane (legt Palette und Pinsel bei Seite): Ich höre schon auf. Und ich bin Dir obendrein dankbar, daß Du mich gestört hast. Heute geht es wieder einmal gar nicht.

Ilse (vor dem Bilde): Wieso? Das wird ja prachtvoll! Weißt Du: so ein Stilleben könntest Du mir einmal schenken. Jetzt aber gieb mir einen Kuß. Du darfst es heute ohne Scheu thun.

Juliane (küßt sie): Was soll nur Das wieder heißen?

Ilse (steht, die Hände an den Hüften, vor ihr): Rathe mal, von wo ich komme.

Juliane: Von einem Rendez-vous vielleicht . . .?

Ilse: Pfui! Würde ich dann gesagt haben . . .? Denn, weißt Du: wenn ich von so Etwas komme, dann sind meine Lippen gerade nicht . . . Na! um Dich nicht lange hin- und herrathen zu lassen: ich komme von der Beichte.

Juliane (hilft ihr beim Ablegen): So! sind wir also wieder einmal da angelangt! Du hältst wenigstens Ordnung: Eins hübsch nach dem Anderen.

Ilse: Und Du . . . bist boshaft. (Umarmt sie stürmisch) Nein! Nein! Du bist meine liebste, treueste, ja, einzige Freundin. Niemand meint es so gut mit mir, Niemand ist so nachsichtig gegen mich, weil Niemand mich versteht wie Du. . .

Juliane (streichelt ihr die Wangen): Was ist da viel zu verstehen? Ich habe Dich lieb und verwöhne Dich ein Bischen. Wenn man so allein ist wie ich, keinen Mann hat und kein Kind, ist man froh, Jemanden zu haben, dem man gut sein und den man verhätscheln kann. Aber ich bin nicht blind. Ich möchte Dich in mancher Beziehung anders haben.

Ilse: Ich schwöre Dir, daß ich vom heutigen Tage an . . .

Juliane: Nicht schwören! Du hast noch keinen Schwur gehalten.

Ilse: Das stimmt. Aber ich gebe Dir mein Wort: Das kommt nur so, . . . ich weiß selbst nicht, wie, . . . doch es kommt eben so, . . . gegen meinen Willen . . . Nun aber laß Dir erzählen.

Juliane: Von Deiner Beichte? (Sie setzen sich.)

Ilse (nickend): Es war fürchterlich.

Juliane: Doch nicht schlimmer als sonst? Du beichtest ja immer das Selbe.

Ilse: Gerade deshalb. Diese ewigen Rückfälle, weiß Du . . . Man muß sich ja vor dem Priester schämen.

Juliane: Hast Du wieder dem Pater Max gebeichtet?

Ilse: Gott bewahre! Zu Dem gehe ich nicht mehr.

Juliane: Weshalb denn nicht? Er ist doch so gut?

Ilse: Eben darum laufen Alle zu ihm, ... ich meine: alle Frauen, die sich in meinem Fall befinden ... Und Das weiß man bereits; und so ist es wirklich kompromittirend, in seinem Beichtstuhl niederzuknien. Sein Beichtstuhl war auch heute förmlich belagert. Zur österlichen Zeit wollen sie sich ja Alle rein waschen, ... und Eine sah die Andere an: Also auch Du, meine Liebe?... Nein: ich habe mich plötzlich geschämt und bin zu einem Anderen gegangen. Zu Dem gehen sonst nur alte Betschwestern, die nichts — Das heißt: nichts mehr — zu beichten haben ...

Juliane: Und Der war streng zu Dir?

Ilse: Entsetzlich streng. Ich weiß nicht, was Alles ich habe versprechen müssen, um nur überhaupt die Absolution zu kriegen ... Der Angstschweiß stand mir schon auf der Stirn! Nie hatte mich der Pater Max so arg gequält. Aber er ist so eine Art Spezialität geworden, wie ein Arzt ... Und Das ist genant. Das ist furchtbar genant, Lianchen! Und dann hatte ich ihm das letzte Mal so hoch und heilig versprochen, nicht noch einmal rückfällig zu werden, ... und da wäre es mir so überaus peinlich gewesen, abermals mit den alten Sachen kommen zu müssen ... Verstehst Du Das denn nicht, Lianchen?

Juliane: Ich verstehe noch viel weniger, wie Du an diesen alten Sachen immer wieder Freude haben kannst.

Ilse: Freude? Ich habe ja keine Freude daran. Nicht eine Spur von Freude. Wenn mein Mann von Anbeginn unserer Ehe anders gewesen wäre ...

Juliane: Ilse, Du hast eben erst gebeichtet. Ist Das der richtige Augenblick, um Andere anzuklagen?

Ilse (steht auf): Wenn Du glaubst, daß ich meinen Mann bei der Beichte geschont habe ...! Aber Kurt ist ja meine einzige Entschuldigung! Wie hat er mich denn behandelt? Wie ein niedliches Spielzeug, mit dem man tändelt und das man gleichgiltig bei Seite legt, wenn man des Spielens und Tändelns überdrüssig geworden ist! Und betrogen hat er mich ja auch, ... ganz frech, weil er mich für dumm hielt und für blind und für unwissend ... Ich habe mich genug gehärmt und gekränkt, habe genug geweint! Denn ich habe ihn geliebt! (Bricht in Thränen aus) Keinen so wie ihn!

Juliane: Und dennoch —?

Ilse (heftig): Ja, dennoch. Oder vielmehr eben darum. Ich kann nun einmal nicht leben, ohne geliebt, verzärtelt und umworben zu werden ... Und so ein Ehemann! Ach, sie sind schrecklich, die Ehemänner. Ist Einer ein Ekel, so bleibt er Einem natürlich treu; und man verlangt doch gar nicht danach ... Und ist er liebenswürdig, dann läuft er anderen Weibern nach oder sie ihm, ... was auf Eins herauskommt. Na, und dann kränkt man sich halb zu Tode ... und dann wird man so trostbedürftig, so innerlich wund ... und dann geschieht es eben! Nicht Jede ist eine Heilige wie Du.

Juliane: Ich bin keine Heilige. Mir bieten nur solche Männer, wie die, an die Du Dich weggeworfen hast, keinen Trost. Wars Einer werth? Sag' selbst. Was warst Du ihnen?

Ilse (kleinlaut): Nicht viel. Aber sie waren mir ja auch nicht viel. Ich habe mich an Kurt rächen wollen: wie Du mir, so ich Dir. Und dann ... ist es mir zur Gewohnheit geworden. Wenn Kurt mich vernachlässigt — und

er vernachläſſigt mich ja faſt immer —, ward ich innerlich wund und troſtbedürftig und ſah mich nach einem Tröſter um . . . und nahm eben, was ſich fand. Beſſer als nichts waren ſie doch!

Juliane: Und nach einer gewiſſen Zeit kam Dir regelmäßig das Bedürfniß, zu beichten und zu verſprechen: Ich werde es nicht wieder thun.

Ilſe: Ja, Lianchen. Die Sache iſt ja nicht ſonderlich amuſant . . . Und wenn Kurt wieder nett iſt zu mir, finde ich ſie einfach gräßlich.

Juliane: Er iſt alſo jetzt wieder nett zu Dir?

Ilſe (ſetzt ſich zu ihr, verſchämt): Ja. Seit vorgeſtern. Wenn er es nur bliebe! Denn unter uns geſagt: ich könnte mich gleich wieder in ihn verlieben. Doch wenn er aufs Neue abſchwenkt und wieder einem ſeiner eklen Frauenzimmer nachläuft . . . ſtehe ich für nichts ein.

Juliane: Trotz der Beichte?

Ilſe: Ich bin nun einmal ſo. Ich kann ohne Liebe nicht leben. Ja, w nn ich wäre wie Du! (Juliane ſchweigt.) Und Du haſt außerdem Deine Kunſt.

Juliane: Ja, ich habe meine Kunſt, bin ſogar berühmt, wie man es nennt . . .

Ilſe (ſieht ſie an): Wie ſonderbar Du Das geſagt haſt! Biſt Du denn nicht zufrieden? (Juliane ſchüttelt den Kopf.) Was fehlt Dir denn? Drückt Dich Etwas?

Juliane (kurz): Ja.

Ilſe (umfaßt ſie): Du gehſt nie zur Beichte. Und glaube mir: Das erleichtert. Wenigſtens für kurze Zeit. Und Eine wie Du hält ja auch, was ſie verſpricht. Du haſt die Kraft dazu, biſt nicht ſo ein armes, ſchwaches Ding wie ich . . . Warum gehſt Du nicht beichten?

Juliane: Weil es ſo Manches giebt, von dem uns kein Prieſter losſprechen kann.

Ilſe: Aber, Du lieber Gott, was kannſt Du denn ſo Entſetzliches begangen haben?

Juliane: Ich habe nichts begangen. Doch ſiehſt Du: jede Sünde, auch die ſchwerſte, kann beweint, bereut und vergeben werden. Aber nicht geſündigt haben und es bereuen, . . . davon kann uns kein Prieſter erlöſen.

Ilſe: Das verſtehe ich nicht.

Juliane: Ich bin eine Sünderin wie Du, Ilſe. Denn mich martert eine Sünde, die ich nicht begangen habe.

Ilſe: Ja, warum haſt Du ſie nicht . . .?

Juliane: Ja, warum habe ich nicht! Weißt Du, daß es Menſchen giebt, die nur einmal lieben können?

Ilſe: Nein. Ich, wenigſtens . . .

Juliane: Ihr ſeid die Glücklicheren. Ich habe nur einmal lieben können.

Ilſe (zögernd): Na, . . . und er? Hat er Dich denn nicht geliebt?

Juliane (tonlos): Er hat mich geliebt.

Ilſe: Nun alſo!

Juliane: Aber es waren Hinderniſſe da. Wir Beide waren ſo dumme, rechtſchaffene Menſchen, die über gewiſſe Dinge . . . (Wendet ſich ihr zu) Stelle Dir einen braven, guten, tüchtigen Menſchen vor, der eine Frau hat und drei

Kinder, die er liebt ... Und die Frau ist kränklich, weil sie ihm Kinder geboren hat, hängt an ihm, hat ihn so nöthig zu ihrem Leben wie ihren Herzschlag ... Und die Kinder sind lieb, gut, zärtlich, beten Vater und Mutter an ... Und Du sollst nun zwischen diese Menschen treten und sie von einander reißen? Du sollst der Kranken ihre Stütze, ihren Herzschlag nehmen, sollst den Kindern das Bild des Vaters zerstören für immer ...? Hättest Du Das übers Herz gebracht?

Ilse (hängt an ihrem Halse): Nein!

Juliane: Er wäre mir gefolgt. Hätte Frau und Kinder verlassen, meinetwegen. Ich hatte es ja so leicht. Wie konnte die Kranke mit mir kämpfen, die ich jung war und gesund und Begehren erweckte, während ein Mann für sie nur noch Mitleid zu empfinden vermochte? Es wäre zu leicht gewesen! Und ich kann gegen Schwache nicht kämpfen ... Auch wäre es kein Glück gewesen. Er wäre nie darüber hinweggekommen, hätte mich vielleicht bald gehaßt ... Und so bin ich von ihm gegangen. Ich war vor die Wahl gestellt: entweder gehen wir Beide zu Grunde oder ich allein. Man opfert sich so leicht in der Jugend! Und ich habe es gethan.

Ilse: Hast Du ... nie wieder von ihm gehört?

Juliane (still): Doch. Durch Dritte, heißt Das. Für Halbheiten bin ich nicht. Wenn Etwas zu Ende sein soll, dann soll es ganz zu Ende sein. Es geht ihm gut, seine Kinder machen ihm Freude und seine Frau lebt und kränkelt noch immer. Aber seine Kinder sind sein Glück. Er ist nicht so ganz verarmt wie ich!

Ilse (beklommen): Ja, liebst Du ihn denn noch ...?

Juliane: Ich weiß es nicht. Aber sie martert mich wohl, diese Liebe, die sich nicht hat ausleben dürfen... Mir ist, als wenn mich Gespenster verfolgten. Ihr, Ihr Glücklicheren, bereut die Küsse, die Ihr gegeben und genommen, die Worte, die Ihr gesprochen habt. Ich aber bereue die Küsse, die ich nicht gegeben, und die tausend zärtlichen Worte, die ungesprochen bleiben mußten... Ich hätte so zärtlich sein, so innig lieben können! Und Alles ist verdorrt in mir und hat nicht geblüht. Kleine Ilse: davon erlöst kein Priesterwort und spricht kein Priester frei. Für diese Reue giebt es kein Te absolvo. Vielleicht bin ich eine schlimmere Sünderin als Du... Ich kann mich nicht niederwerfen vor Gott und sagen: Vater, ich habe gesündigt! Ich kann nur fragen: Warum bist Du so grausam gegen mich gewesen?

Ilse: Lianchen, um Gottes willen! So Etwas darf man nicht sagen! Das ist ja eine fürchterliche Sünde!

Juliane (lächelt und nimmt sie bei der Hand): Ja, Sünderinnen Du und ich... Aber Du verstehst Dich besser auf den Herrgott als ich und kriegst ihn herum, wie man sagt... Und nun wollen wir Thee trinken und vergnügt sein.

Ilse (heiter): Ja! Nur keine Traurigkeit, Lianchen, und nichts schwer nehmen. Das macht alt und häßlich. Und ich, weißt Du, möchte noch Vielen, Vielen gefallen...

Emil Marriot.

Selbſtanzeigen.

Guſtav Waſa. Schauſpiel in fünf Akten von Auguſt Strindberg. Deutſche Originalausgabe unter Mitwirkung von Emil Schering vom Verfaſſer ſelbſt veranſtaltet. Dresden und Leipzig, E. Pierſons Verlag. 1900.

Auguſt Strindberg hat gegen ſein fünfzigſtes Jahr eine Kriſis durchgemacht, die ihn zu einer gewiſſen konfeſſionloſen Religion geführt hat, deren feſter Punkt ein perſönlicher Gott iſt. Er hat in „Inferno“ und „Legenden“ dieſe Kriſis geſchildert, in vier Dramen, „Nach Damaskus“ und „Vor höherer Inſtanz“, „Advent“ und „Rauſch“, ihren Stimmungsgehalt verarbeitet. Dann hat er in dem eigenen Glauben an den perſönlichen Gott den rechten Standpunkt gefunden, von dem aus er die Könige ſeiner ſchwediſchen Heimath dramatiſch darſtellen konnte. Das hatte er ſchon lange geplant. Nur die griechiſchen Dramatiker und Shakeſpeare haben eine ſolche Aufgabe gelöſt. Es wird Sache der Kritik ſein, zu beurtheilen, wie weit Strindberg ſie löſen wird. Seinen Guſtav Waſa ſtellt Strindberg ganz unmittelbar zwiſchen Gott und Volk und ſchürzt und löſt den dramatiſchen Konflikt durch eben dieſe Stellung. Im Uebrigen ſei ihm, dem Charakter einer Selbſtanzeige gemäß, ſelbſt das Wort gegeben. Einem Freunde hat er geſagt: „Ich hatte zwei Wege, Guſtav Waſa für die Bühne zu ſchildern. Entweder ihn von Anfang und bis zum Ende zu nehmen, legendenartig, mit allen Abenteuern, ähnlich wie jenes Schattenſpiel, das wir in unſerer Jugend ſahen; oder ihn intim zu zeichnen, mit Familienintérieur und Dergleichen, ihn ohne die verſchönernde Beleuchtung der Sage zu geben, wie er ging und ſtand im Leben, mit Fehlern und Schwächen, aber gleichwohl ein Wundermann Gottes, was ſogar Meiſter Olof einräumen muß, als er es ihm am Schlimmſten zu hören giebt. Ich wählte die zweite Art. Nun kommt er ja nicht vor dem dritten Akt auf die Bühne, aber er erfüllt auch die beiden vorhergehenden mit ſeiner ſtarken Perſönlichkeit, ſo daß, wenn er ſchließlich hervortritt, er bereits bekannt und erwartet iſt.“ Die Bühnenprobe hat das Drama in Stockholm bereits glänzend beſtanden. Ueber die Aufführung ſchreibt Strindberg dem Unterzeichneten: „‚Guſtav Waſa‘ iſt im ſzeniſchen Arrangement mit das Schönſte, was ich geſehen habe. Wirkliche Gemälde! Unſer großer Hillberg giebt Guſtav Waſa ſo, daß ich, der Verfaſſer, bis zu dem Grade illudirt wurde, daß ich mitunter Waſa ſelbſt zu ſehen glaubte! Und ſchauderte!“ Emil Schering.

Muspilli. Roman. Linz, Wien, Leipzig 1900. Oeſterreichiſche Verlagsanſtalt.

Der Verfaſſer ſieht es als ſein gutes Recht an, Menſchen und Charaktere darzuſtellen, die nicht aus einer geſunden Weiterentwickelung ihrer Pſyche und ihres Körpers entſtanden, ſondern ein Produkt des Verfalles und einer tief eingewurzelten Neuroſe ſind. Er verſucht auch hier, den neuroſen, wirklichen Idealiſten in Gegenſatz zu dem Alltagsmenſchen zu ſtellen, bei dem die großen Züge zu Mätzchen und Fratzen werden. Der Verfaſſer will nicht nur ein Krankheitbild

entwerfen; das Bild soll auch psychologisch verständlich sein. Die Darstellung abnormer Zustände scheint eben nur so lange künstlerisch möglich, wie es noch möglich ist, die Seele künstlerisch zu erfassen und zum Leben umzubilden. Der Autor verwahrt sich gegen den Vorwurf, irgendwie die Philosophien Schopenhauers, Stirners oder Nietzsches zu Gunsten der Hauptperson ins Treffen geführt zu haben. Wo philosophirt wird, geschieht es lediglich von einem krankhaften Gehirn, das eben krankhaft weiterarbeitet und daher naturgemäß zu anderen Resultaten gelangt als der ruhige, klare Denker. Noch ein Wort über das Verhältniß des ersten Theiles zum zweiten. Der erste Theil giebt nur die lyrische Disposition zu dem epischen, zweiten Theil, der erst die eigentliche Handlung, hier Entwickelung, zu schildern versucht.

Wien. Arnold Hagenauer.

Wiener Bummelgeschichten. Wiener Verlag 1900.

Der Kern und das Wesen dieser Novellen sind lyrische Stimmungen, die die Schönheit unserer Stadt geschaffen hat. Das ist das wahrhaft Selbsterlebte an ihnen, nicht die Liebesabenteuer des „jungen Lebemannes". Edi, ihr Held, ist kein „Lebemann", er ist eine tief innerliche, romantische Natur, deren Seele ausgefüllt ist von der ästhetischen Bewunderung Wiens. Der Autor hat diesen Edi und seine vielen Mädel erfunden, um den lyrischen Landschaftstimmungen, die allein als künstlerisches Protoplasma in ihm entstanden waren, ein Relief zu geben. Edi und seine Mädel sind keine realen Menschen. Sie sind weder der Wirklichkeit noch der Natur des Autors abgelauscht. Sie sind Symbole für die eigenartige, herrliche Schönheit Wiens, die so Viele empfunden haben und die Niemand noch voll ausgedrückt hat. Real sind in diesen Geschichten nur die Gefühle für die bezaubernde Stadt; man könnte sie „architektonische Lyrik" nennen. Edi besingt seine einzige Liebe in allen Rhythmen einer trunkenen Seele. Er kann keinem Mädchen treu bleiben, denn die Geliebte Wien füllt sein Herz aus ... Man spricht jetzt so viel von Heimathkunst. Vielleicht sind diese Geschichten ein Anfang zu einer wiener Heimathkunst.

Wien. Max Messer.

Reiseplanmacher mit Tageseintheilung für Südbayern, Oesterreich (Alpen), Schweiz, Oberitalien. Amthors Verlag. Leipzig.

Der „Reiseplanmacher" dürfte berufen sein, eine vollständige Neuerung auf dem Gebiet des Reisebücherwesens herbeizuführen. Abgesehen davon, daß er vor der Reise schnell den Plan machen hilft, zählt er nicht nur die Sehenswürdigkeiten auf, sondern — und Das ist der neue Gedanke — ordnet den vorhandenen Stoff für die einzelnen Standorte zu genauen Tagesplänen. Nebenbei strebt unser Buch auf dem Gebiet des Reiseverkehres die von vielen Seiten lebhaft gewünschte Sprachreinigung an. Wir geben hier ein Buch für „Touristen", in dem das Wort „Tour" mit seinen Ableitungen überhaupt nicht vorkommt; wir weisen Gasthöfe, Gastheime und Wirthshäuser an, statt Hotels, Pensionen

und Restaurationen, und halten zum Beispiel den Gebrauch des Wortes Quai statt der deutschen Worte Staden und Uferweg für eine unnütze Belastung unserer Sprache. Die deutschen Reisebücher könnten und sollten mehr als bisher sprachreinigend wirken und den Wirthen dadurch ein Vorbild geben: dann würden allmählich die lächerlichen Menus, Table d'hotes u. s. w. verschwinden.

Wiesbaden. Wilhelm Ueberhorst.

Steckbriefe, erlassen hinter dreißig literarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur von Martin Möbius, mit den getreuen Bildnissen der Dreißig versehen von Bruno Paul. Schuster & Löffler. 3 Mark.

Im Allgemeinen herrscht der freundliche Brauch, daß junge Literaten ihre Erstlinge den Musen in Gestalt von lyrischen Blumensträußen opfern. Selbst Leute, die sich später als ganz unlyrisch erwiesen, haben so begonnen. Da mag es wohl auffällig erscheinen, wenn Einer, statt lyrischer Veilchen, Tulpen und Narzissen, ein satirisches Distelbündel auf den Altar der göttlichen Neun niederlegt: eine so unfreundliche Brauchwidrigkeit muß erklärt werden. Sind diese dreißig literarischen Karikaturen (auf Altenberg, Bahr, Bierbaum, Busse, Conrad, Dahn, Dauthendey, Dehmel, Evers, Falke, George, Greif, Halbe, Hart, Hartleben, Hauptmann, Heyse, Hille, Hofmannsthal, Holz, Liliencron, Mackay, Panizza, Przybyszewski, Scheerbart, Schlaf, Sudermann, Wedekind, Wildenbruch, Wolzogen) Produkte einer boshaften oder einer liebenden Seele? Will der junge Mann, der sie gezeichnet hat, Abscheu im Publikum erregen oder die heißgeliebten dreißig Modelle bessern und bekehren? Er gesteht hiermit ohne Weiteres ein, daß weder Liebe noch Haß seine Feder geführt hat, sondern ganz einfach die Lust am Karikiren. Ist Das nicht abscheulich? Moralisch genommen: Ja. Es ist sehr häßlich von mir, dreißig deutsche Dichter zu Fratzen zu machen, blos, weil es mir Spaß macht. Aber am Ende kommt es nicht auf die Abscheulichkeit meines Charakters, sondern darauf an, ob die Karikatur überhaupt eine künstlerisch berechtigte Gattung, sich auszudrücken, ist oder nicht, und darauf, ob meine Karikaturen was taugen. Darüber zu urtheilen, steht mir nicht zu; aber die Berechtigung der Karikatur, auch der literarischen, möchte ich behaupten. Ich halte sie für eine künstlerische Arbeit der Kritik und sie scheint mir in einer Zeit wie der unseren nicht übel am Platze, wo jedes noch so beschränkte Talent sofort seine Panegyriker findet. In einer Zeit, in der sich Kritiker nicht unmöglich machen, die Gerhart Hauptmann mit Shakespeare und Goethe vergleichen, in der Stefan George „der" Lyriker unserer Zeit genannt werden kann, in der ein deutscher Literaturprofessor Karl Busse apostrophirt: Ave Caesar, morituri te salutant, — in einer solchen Zeit mag eine literarische Karikatur wohl als nothwendiges Gegengewicht nicht unwillkommen sein, wenigstens bei Denen, die das Gefühl für Distance noch nicht völlig verloren haben. Neben den von mir geschriebenen enthält das Werkchen von Bruno Paul gezeichnete Karikaturen. Ueber sie wird das Urtheil sicher nur günstig lauten.

Martin Möbius.

Flotte und Börse.

An der Börse fand die Flottenvorlage ihre eifrigsten Freunde; nun soll ein Theil der Flottenkosten durch die Erhöhung der Börsensteuer gedeckt werden. Eine Börsensteuer ist populär; Regirungen und Parteien ist sie ein willkommener Köder, denn sie kostet Den nichts, der ihn ausstreut, und das gute Volk freut sich der fetten Speise. Weiß es auch, was bei den seit der Einführung des Börsengesetzes auf den wichtigsten Geld- und Produktenmärkten obwaltenden Verhältnissen eine Vertheuerung der Umsätze in Werthpapieren — wenigstens in der von der Flottenkommission des Reichstages vorgeschlagenen Weise — zu bedeuten hat? Nein. Das Volk hat keine Ahnung, welchen Streich die von ihm erwählten Vertreter begehen, wenn sie der Börse noch größere Rationen Blut als bisher schon abzapfen. Es ist bezeichnend, daß in den Kommissionsitzungen des Reichstages als Typus des Börsianers der Makler hingestellt wurde, der in manchen Jahren bis zu hunderttausend Mark verdient. Ja, wenn der Mann tüchtig genug ist: warum sollte gerade er einen so hohen Jahresverdienst von der Hand weisen, der vielen Anderen winkt, obgleich sie sich weniger plagen, mit geringerer Intelligenz ihr Amt wahrnehmen und sich weniger schnell im Beruf aufreiben? Wer das schwierige Geschäft des soliden Börsenmaklers kennt, zumal des Maklers, dem nicht das vielumstrittene Gewand der nur durch „Beziehungen" erreichbaren Vereidigten- und Staatsbeamtenstellung eine besondere Weihe verleiht, Der weiß, wie ärmlich der Verdienst ist, wie schwer der Handel seinen Mann nährt. Stürzt sich dagegen der Makler in die Spekulation und verläßt er den festen Boden der bloßen Vermittelung, so ist er um nichts besser und nichts schlechter als jeder Andere, welcher Art sein Beruf auch sei, der rasch zu Reichthümern gelangen will, die Börse als das Sprungbrett dazu betrachtet und eben so oft ungewöhnliche Verluste wie ungewöhnliche Gewinne davonträgt. Ich habe schon einmal die heterogene Gesellschaft, in deren Namen „die Börse" verurtheilt wird, gekennzeichnet. In jenen Tagen, da noch nicht Börsen- und Börsenstempelgesetz auf der Burgstraße lasteten, trieben kleine und große Bankiers und Banken, kleine und große Makler ein im Allgemeinen — falls es nämlich mit der nöthigen Klugheit gehandhabt wurde — recht einträgliches Gewerbe. Der Kaufmann, der Beamte, auch mancher Handwerker hatte „seinen Bankier", in dessen Hand er vertrauensvoll seine Wünsche nach Anschaffung von Werthpapieren oder auch seine Spielgelüste legte. Der Bankier war der Berather der Kunden; denn man durfte noch von Kundschaft in einem heute fast veralteten Sinne sprechen. An der Börse wurden die nach den wohlerwogenen Vorschlägen des Bankiers abgeänderten Aufträge durch dessen berliner, frankfurter, hamburger oder münchener Bankverbindung ausgeführt; man lebte und ließ leben. Der Vertrauensbruch einiger Hallunken, die Depots der Kunden im eigenen Interesse verwandten, führte in der gesammten Bevölkerung eine wahre Panik herbei: viele Depots wurden zurückgefordert und das Privatpublikum versuchte, fortan ohne den Rath der Bankiers an der Börse Gewinne zu machen. Beide Theile waren dadurch gestraft: die Einen, weil ihr Geschäft verdorben war, die Anderen, weil ihre Unbeholfenheit ihnen Schaden brachte. Die Pflicht einer verständigen Regirung wäre es gewesen, kraft ihrer Autorität die Bevölkerung zu besänftigen

und darüber aufzuklären, daß nicht plötzlich „Bankier“ und „Schwindler“ gleichbedeutende Begriffe geworden seien, daß nach wie vor die deutschen Finanzmänner Zutrauen verdienten und daß räudige Schafe in jedem Stall zu finden sind. Das hätte Muth, Festigkeit und Wohlwollen erfordert. Dieser Tugenden durfte sich die Regirung aber nicht rühmen. Sie gab dem Willen der Menge nach, statt ihn niederzuhalten, veranstaltete die berühmte Börsenenquete und schuf das Börsengesetz. Die Wirkung ist bekannt. Das Geschäft des kleinen Bankiers und Maklers wurde gesetzlich ruinirt. Der Verkehr fiel den Riesenbanken zu, die allmählich aus Konkurrenzrücksichten die Provisionsätze auf ein Mindestmaß herabsetzten. Trotzdem fuhr das Publikum nicht besser als früher. Die Umsätze wurden durch das Gesetz vertheuert, dadurch auch erschwert und verhältnißmäßig eingeschränkt; der Gewinn wurde von der Reichskasse eingestrichen. Da kam der „wirthschaftliche Aufschwung“. Alles drängte an die Börse und hoffte, hier Sahne abschöpfen zu können. Der kleine Bankier war vielfach schon ausgeschaltet und die Bank hatte kein persönliches Interesse für die Leute, die ihr Aufträge ertheilten; sie waren ihr Nummern. Ein wildes Spiel, gefährlicher als je vorher, begann, denn der Rahmen, in dem es sich bewegte, war enger gespannt, das Risiko dadurch gewachsen; die ausgleichende Kraft des Terminhandels, die den Börsenorganismus vor Erschütterungen bewahrt hatte, fehlte. Im Etatsjahr 1894/95 stieg der Ertrag der Umsatzsteuer, deren Satz verdoppelt war, dank der Zaubergewalt des industriellen Frühlings von 8 auf 16 Millionen Mark, sank dann aber, trotz der unerhörten Vermehrung der Börsenpapiere und der glänzenden Wirthschaftlage, bis zum Jahr 1898/99 auf $13^1/_2$ Millionen und konnte sich auch im letzten Jahr nur auf 15 Millionen Mark heben. Welchen Gang hätte die Entwickelung der Börsensteuer genommen, wenn das Geschäft des inländischen Marktes geringeren Gewinn gebracht hätte!

Der Konjunktur ist jetzt die Hauptkraft genommen, wenn es auch noch eine Weile währen mag, bis völlige Ermattung eintritt. Jedenfalls ist die Widerstandsfähigkeit der Börse schon gebrochen. Nun soll die Umsatzsteuer abermals erhöht werden, obgleich der Organismus, der sie zu leisten hat, krank geworden ist. Die große Bank hat die Macht, die Mehrkosten auf die Kundschaft abzuwälzen. Eine in beträchtlichem Umfang betriebene Spekulation wird durch die Höhe der Belastung ebenfalls nicht gestört; wenn nämlich der geplante Schachzug gelingt, bedeutet der Stempelbetrag eine Lappalie, und schlägt er fehl, so kommt es auf die Unkosten auch nicht an. Die sich in bescheidenen Grenzen haltende kleine Tagesspekulation aber, die heute die Hauptnahrung des Bankiers ist, wird unmöglich, sobald die Umsatzsteuer die von der Reichstagskommission gewünschte Höhe erreicht. Bei vielen Werthen würde sie sich nämlich höher stellen als die Summe der Maklergebühr und der Provision des Bankiers, der das mit jedem Börsengeschäft verbundene Risiko zu tragen hat. Denn die Steuer wird nach dem Kurswerth berechnet, der den Nominalbetrag oft um Hunderte von Prozenten übersteigt, die Courtage dagegen nur vom Nominalwerth erhoben. Das ganze Prinzip der Umsatzsteuer ist verwerflich, denn sie trifft nicht nur den Gewinnbetrag, sondern den gesammten Werth des Objektes. Das Provisiongeschäft ist das einzige, das unter der Herrschaft des Börsengesetzes den kleinen und mittleren Privatbankiers noch geblieben war. Sie werden jetzt auch von dieser Stätte

getrieben und müssen sie den Banken räumen. Es vollzieht sich also die leidige Entwickelung, daß die Großen mächtiger und selbstherrlicher, die Schwachen aber völlig unterdrückt werden. So wird bei uns „Mittelstandspolitik" getrieben. Die vom Felde ihrer früheren Thätigkeit vertriebenen Leute wollen doch aber auch leben. Sie werden, da sie auf ihre alten Tage nicht einen neuen Beruf ergreifen können, durch das Steuergesetz förmlich gezwungen, einen ungesetzlichen Weg zu beschreiten und verbotene Geschäfte auszuführen. Diesem gefährlichen Drang nachzugeben, verbietet ihnen hoffentlich ihr Rechtsgefühl und ihr Charakter. In den Dienst des Großbankenthumes zu treten, ist ihnen nicht möglich. Denn da auch die Emissionsteuer beträchtlich erhöht und die Vertheuerung dem Publikum das Börsengeschäft zum Theil verleiden wird, schrumpft auch das Geschäft der Banken zusammen und ihr Personal wird vermindert werden. Außerdem würde es für einen selbständigen Unternehmer eine soziale und moralische, nicht nur wirthschaftliche Schädigung bedeuten, wenn er zum Range des Angestellten herabsinken müßte. Es bleibt dem verwaisten Bankier fast nur übrig, sich dem ausländischen Börsenverkehr zuzuwenden, der der Kontrole und Besteuerung des Deutschen Reiches entrückt ist. Das ist nicht unbedenklich; denn die fremden Börsenplätze, deren Zulassungbedingungen milder sind, führen im Allgemeinen weniger solide Papiere als unsere. Das Publikum ist aber geneigt, dem Bankier an die pariser, brüsseler, londoner oder new-yorker Börse zu folgen, weil es dort billiger fortkommt als in Berlin oder in Frankfurt. Dadurch wird das deutsche Geld nach dem Ausland verschleppt und auch dort nicht annähernd so sicher wie in Deutschland angelegt. Daß dem Steuerfiskus auf diese Weise ein Schnippchen geschlagen wird, ist noch das geringste Uebel; schwerer wiegt der Verlust an Nationalvermögen. Nach alter Erfahrung werden an den ausländischen Börsen meist Minenaktien und sonstige exotische Werthe gekauft, weil sie den größten Gewinn verheißen; das höhere Risiko wird dabei nicht beachtet. Durch diese Auswanderung des Geldes wird auch den deutschen Staaten und Städten das Kapital für die Aufnahme ihrer Anleihen entzogen und sie werden, falls sie nicht übertrieben günstige Bedingungen stellen, in ihrer höhere Aufwendungen erfordernden Entwickelung gehemmt. Natürlich vermindert sich auch die Steuerkraft und sonstige Leistungfähigkeit der Makler und Bankiers. Der Börsianer ist gewöhnt, sich als „noblen Mann" zu geben. Er ist Förderer des Theaters, der Malerei und der Bildhauerkunst, er kauft Bücher und hält sich Zeitschriften, er unterstützt und erhält die Bazare, er ist stets bereit, den Beutel zu öffnen, um die Noth in allen Formen zu lindern. Gewiß giebt es daneben auch manchen hartherzigen, brutalen und ungebildeten Gesellen. In ihrer Gesammtheit ist den Börsenkaufleuten aber eine gewisse Noblesse eigen. Mit dieser Tugend hat es ein Ende, wenn den Leuten das Geschäft weiter eingeschnürt oder ganz genommen wird. Alte Verpflichtungen lassen sich aber nicht über Nacht lösen. Schon unter der Wirkung des Börsengesetzes sind viele Existenzen zusammengebrochen. Um sie wieder aufzurichten oder zu stützen, wurden große Fonds aufgebracht und aufgebraucht. Oeffentlich spricht man freilich nicht davon, welche Summen solchem Zweck alljährlich „unter der Hand" geopfert werden. Aber die Eingeweihten wissen Bescheid.

Ueber die Gründe, die zur abermaligen Steuerbelastung der Börse führen sollen, muß ich schweigen. Innere Gründe sind eben nicht erfindlich; der äußere

Grund, daß eine Börsensteuer populär sei, ist traurig genug. Jedenfalls hat die Börse nichts verbrochen, was solche Maßregelung rechtfertigen könnte. Beabsichtigen unsere Reichsweisen vielleicht, die Börse überhaupt totzuschlagen, um das Börsenspiel zu verhindern? Die Spekulation könnte dadurch nicht aus der Welt geschafft werden; sie würde an anderer Stelle und in anderer, gefährlicherer Form fortgesetzt werden. Die Unkenntniß der Börsenverhältnisse, die in der Reichstagskommission zu Tage trat, macht allerdings die widersinnigsten Anträge begreiflich. Die Regirung versagte. Nur Eugen Richter zeigte sich der Situation gewachsen; sein kalter Muth war aber vergeblich: er wurde niedergestimmt. Und wir werden das Schauspiel erleben, wie ein beträchtlicher Theil der Kosten für eine Wehrverstärkung, die vom ganzen Volk zu tragen wären, auf einen einzelnen Stand abgewälzt wird.

Lynkeus.

Der Kampf um die Nietzsche-Ausgabe.

Herr Gustav Naumann wünscht die Aufnahme der folgenden Erklärung:

In der „Zukunft" vom einundzwanzigsten April 1900 behauptet Frau Förster-Nietzsche, der Unterzeichnete habe ihr im Herbst 1896 die Herstellung eines Registerbandes zu Nietzsches Werken angeboten, sei aber von ihr abgewiesen und dadurch zu den späteren Angriffen gegen sie veranlaßt worden. Sie schreibt: „Ich empfand dies Anerbieten damals als eine lächerliche Anmaßung". Frau Förster-Nietzsche sollte wissen, daß sie jenes Anerbieten nie abgelehnt, sondern mit Dank angenommen hat; zum Beweise, daß sie sogar noch nach Ausbruch des Konfliktes auf Erhalt der Arbeit rechnete, diene folgendes Citat aus einem Briefe der Frau Förster-Nietzsche an Frau Geheimrath Gelzer, datirt Weimar, sechsten bis achten Dezember 1896: „In den fünfviertel Jahr[en] nach dem Erscheinen der Umwerthung soll Dein Schwiegersohn dann noch die philosophischen" (Schreibfehler für philologischen) „Schriften meines Bruders und den Registerband herausgeben. Beides macht sehr wenig Arbeit, da Gustav Naumann schon jetzt am Register arbeiten will". Die Gründe, aus denen die Herstellung des Registerbandes thatsächlich unterblieb, hat der Unterzeichnete bereits im Vorwort zum zweiten Theil seines Zarathustra-Kommentares angedeutet.

Gustav Naumann.

Darauf antwortet Frau Förster-Nietzsche:

Herr Dr. Koegel theilte mir auf Grund einer persönlichen Besprechung im November 1896 mit, daß Herr Gustav Naumann den Registerband machen wolle. Das lehnte ich entschieden ab und fügte über diese Anmaßung einige spöttische Bemerkungen hinzu, denen Herr Dr. Koegel zustimmte. Er erklärte mir aber, daß es eine große Entlastung für ihn sein würde, wenn Jemand das Namens- und Sachregister aus den Werken meines Bruders herauszöge; dazu sei ja eine gründliche wissenschaftliche Bildung nicht unbedingt nötig. Natürlich mache er den Registerband selbst und er werde schon dafür sorgen, daß „keine Dummheiten" hineinkämen; er würde ja auch dafür verantwortlich sein. Ich antwortete, daß ich zwar gegen diesen Vorschlag sei, ihm aber die ganze Ange-

legenheit überlassen wolle. Auf dieses Arrangement bezieht sich die vom Herrn Gustav Naumann aus meinem Brief angeführte Stelle. Dr. Koegel, dem es passen mochte, sich ohne Einbuße an Ruhm die Arbeit zu erleichtern, mag also den Vorschlag des Herrn Gustav Naumann mit Dank angenommen haben; ich habe es nicht gethan. Ich fügte mich widerwillig, aber höflich in Dr. Koegels Vorschläge, wie ich es damals immer that. Von einer Persönlichkeit, an deren Glaubwürdigkeit zu zweifeln ich keinen Grund habe, wurde mir dann gesagt, die Gehässigkeit, die Herr Gustav Naumann in dem späteren Konflikt gegen mich zeigte, sei dadurch zu erklären, daß man ihm mein geringschätziges Urtheil über seine Leistungfähigkeit mitgetheilt habe. Zum Beweis, daß mir Herrn Gustav Naumanns Mitarbeit aufgedrungen werden sollte, führe ich an, daß unter den Bedingungen, die von mir durch Bedrohung mit Duell, Angriffen in Wort und Schrift erzwungen werden sollten, auch die folgende war: „Dem gegenüber verpflichtet sich Frau Dr. Förster für sich und ihre etwaigen Rechtsnachfolger, bei Einhaltung der obigen Termine Herrn Dr. Koegel zu gewährleisten, daß er die Gesammtausgabe unter den in dem Vertrage fixirten Modalitäten allein zu Ende führt; es sei denn, daß er selbst für einzelne Partien die Heranziehung eines anderen Bearbeiters beantragen sollte." Da nun Herr Dr. Koegel die Zuziehung jedes anderen Herausgebers oder einer wissenschaftlichen Autorität unmöglich zu machen gesucht hatte, so fragte ich höchst überrascht am achten Februar 1897 Herrn Konstantin Georg Naumann, den Chef der Firma, wer denn dieser vom Dr. Koegel in Aussicht genommene Mitarbeiter sein sollte. Er antwortete: „Mein Neffe Gustav." Hätte ich die Mitarbeit des Herrn Gustav Naumann mit Dank angenommen, so wäre der ganze Passus, der mich dazu zwingen sollte, unnöthig gewesen. Hinzufügen muß ich noch, daß ich im Dezember 1896 annahm, an dem Register sei nicht mehr viel zu arbeiten, da Herr Dr. Koegel behauptete, er habe in den drei Monaten Januar, Februar, März 1895 — während er im Nietzsche-Archiv angestellt war, aber in Italien weilte — schon daran gearbeitet und „alles Prinzipielle" festgestellt. Nach seinem Scheiden aus dem Nietzsche-Archiv war von solcher Arbeit keine Zeile zu finden. Der Brief an Frau Geheimrath Gelzer ist vor dem Ausbruch des Konfliktes geschrieben, zu einer Zeit, wo ich noch nicht ahnte, daß mein Wunsch, einen zweiten Herausgeber hinzuzuziehen, einen solchen Konflikt hervorrufen könnte. Dr. Koegel war bis dahin ohne Kontrakt am Nietzsche-Archiv angestellt und ich hielt es für meine Pflicht, ihm nun einen Vertrag anzubieten, der seine Zukunft besser sichern könnte. Ich war leidend und wollte für den Fall meines Ablebens meinen Rechtsnachfolgern gewisse Verpflichtungen gegen Dr. Koegel auferlegen, für den ich damals das größte Wohlwollen hegte. Der vom Herrn Gustav Naumann citirte Brief enthielt nun einen Kontraktvorschlag, der in jeder Beziehung, selbst in der Frage des Registerbandes, Dr. Koegels Wünschen, so weit es mir möglich war, entgegen kam, damit er dem von mir gewünschten zweiten wissenschaftlichen Herausgeber keine Schwierigkeiten mache. Dieser Brief zeigte Herrn Dr. Koegel, wie fest ich auf meinem Wunsch bestand, wieder, wie früher, einen zweiten Herausgeber anzustellen; und von da an begannen die Kämpfe, die ich jetzt zu schildern gezwungen war.

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Mai 1900.

Schleiermacher.

Das Höllenfeuer der Hexenbrände und Religionkriege war verglommen. Die Teufel in Menschengestalt räumten den Schauplatz; theils hatten sie einander abgeschlachtet, theils sich, müde von der Henkerarbeit, mit ihrer Kriegsbeute zur Ruhe gesetzt. Der verarmte Bauer, der verkümmerte Handwerker athmete auf und der Mensch rettete sich vor der Bestie, die in ihm losgebrochen war und ihn beinahe umgebracht hätte, zunächst in eine Hülle steifer, strenger Formen. Unter dem Symbol des Zopfes richtete der mit Schwert, Stock und Schreibfeder bewaffnete Staat eine leidliche bürgerliche Ordnung auf. Und nun erlebte man etwas Wunderbares. Das Menschenthum war weder gestorben noch verdorben in der großen Teufelei; seine Wurzel war gesund geblieben; und kaum war einige Ruhe und Ordnung zurückgekehrt, da schlug die Wurzel aus und der neue Stamm trieb die schönsten, kräftigsten, zartesten Blüthen hervor: der Mensch stand da in der Pracht des Geistesfrühlings, den er sich schuf, so herrlich wie am ersten Tag. Alle Seiten seiner reichen Natur entfaltete er auf deutschem Boden: ein kräftiges, sinnig-sinnliches Gemüth in Volksliedern und Volksstücken, edelsten Schönheitsinn in klassischen Formen, durchdringenden, Gespensterspuk scheuchenden Verstand in großartigen philosophischen Systemen, mystische Tiefe in der mit Begeisterung verkündeten Botschaft, daß man Gott gefunden habe im Heiligthum der eigenen Seele und in der Natur. Goethe, der Allumfassende, hegte und pflegte diese Triebe, auch den mystischen; entdeckte er doch den Gott, dems ziemt, die Welt im Innern zu bewegen, Natur in sich, sich in

Natur zu hegen. Aber den breiteſten Grund für eine fromme Naturbetrachtung legte ſein älterer Freund Herder, der die Erde und die Völker ſyſtematiſch durchforſchte, um nachweiſen zu können, wie alles Geiſtige aus dem Walten und Weben der Natur erblüht und dieſe daher nichts Anderes ſein könne als der ſeinen inneren Reichthum entfaltende Gott. Von der entgegengeſetzten Seite her, im hellen Lichte des Bewußtſeins, fand Johann Gottlieb Fichte einen Gott, in deſſen Lichtmeer die Welt verſchwindet. „Daß irgend ein lebendig Daſeiendes — aber alles Daſeiende iſt nothwendig Leben und Bewußtſein und das Tote und Bewußtloſe iſt nicht einmal da —, daß ein lebendig Daſeiendes gänzlich von Gott ſich trenne, dagegen iſt geſorgt und es iſt Dieſes ſchlechthin unmöglich; denn nur durch das Daſein Gottes in ihm wird es im Daſein gehalten, und ſo Gott aus ihm zu verſchwinden vermöchte, würde es ſelbſt aus dem Daſein ſchwinden . . . Es iſt, außer Gott, gar nichts wahrhaftig und in der eigentlichen Bedeutung des Wortes da als das Wiſſen; und dieſes Wiſſen iſt das göttliche Daſein ſelber, ſchlechthin und unmittelbar; und inwiefern wir das Wiſſen ſind, ſind wir ſelber in unſerer tiefſten Wurzel das göttliche Daſein.“ Schelling wandte dann ſeine Betrachtung gleichmäßig beiden Seiten des Daſeins zu. Aber ehe er noch das Geſetz der Identität von Subjekt und Objekt, von Geiſt und Natur in gelehrten Werken entwickelt hatte, ſprach es ein frommer Dichter in Liedern und Proſahymnen aus. Novalis, der wunderbare Jüngling, der mit der poſitiven Bildung des vielſeitigen Gelehrten den Seherblick des von Gott Erleuchteten und die erregbaren Nerven der Somnambule vereinte, durchſchaute die Beziehungen der entfernteſten Dinge zu einander und ahnte ihre Einheit; ihm war Mathematik Religion und Religion Mathematik, ihm lebten die Steine und lag die Identität des geiſtigen mit dem organiſchen Lebensprozeß klar vor Augen; das Empfinden war ihm Freſſen, das Denken Abſondern, der Baum eine blühende, das Thier eine wandelnde, der Menſch eine redende Flamme. Im Geheimniß der Nacht erſchloß ſich ihm das Geheimniß des Chriſtenthumes. „Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schoß, in ihn kehrten die Götter zurück, ſchlummerten ein, um in neuen, herrlicheren Geſtalten auszugehen über die veränderte Welt. Im Volk, das, von Allen verachtet, zu früh reif und der ſeligen Unſchuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erſchien mit nie geſehenem Angeſicht die neue Welt: in der Armuth dichteriſcher Hütte ein Sohn der erſten Jungfrau und Mutter, geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Einſam entfaltet das himmliſche Herz ſich zu einem Blüthenkelch allmächtiger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt und ruhend an dem ahndungſeligen Buſen der lieblich ernſten Mutter.“ In Brüdergemeinden wurden ſeine geiſtlichen Lieder andächtig geſungen; aber daß ers, wenn er es auch ungefähr ſo ſagte wie der

Pfarrer, doch ein Bischen anders meinte, konnten sie in dem Weihnachtliede „Was wär' ich ohne Dich gewesen" an den Versen merken: „Ein alter, schwerer Wahn von Sünde war fest um unser Herz gebannt."

Damit solche Gedanken von einem einzelnen Gottbegnadeten ausgesprochen werden können, müssen sie in tausend Seelen keimen und gähren. Aus der weitverbreiteten Stimmung und Gedankenrichtung, die durch die fünf angeführten Namen charakterisirt wird, erklärt sich die bedeutende Wirkung, die nach dem Zeugniß von Zeitgenossen Schleiermachers im Jahre 1799 erschienene Schrift „Ueber die Religion" hervorgebracht hat. Denn daran ist nicht zu denken, daß von den „Gebildeten unter ihren Verächtern", an die er diese fünf Reden gerichtet hat, auch nur Einer bekehrt worden wäre. Die Angeredeten, die er bei allem Wohlwollen, das er ihnen beweist, doch eigentlich beleidigt, mögen gedacht haben: Das ist ja von allen Pfaffen, die uns bis jetzt belästigt haben, der allerunangenehmste! Die zahlreichen gleichgestimmten Seelen, die nicht zu bekehren, sondern deren innerste Gedanken und Herzenswünsche auszusprechen waren, werden es gewesen sein, deren Beifall die Wirkung seiner Reden so groß erscheinen ließ. Wie mag jetzt die Jubiläumsausgabe aufgenommen worden sein, die der Licentiat Rudolf Otto herausgegeben hat? Ziemlich kalt. Die Meisten werden das Buch ablehnen, nicht Wenige sogar mit Entrüstung. Mancher einzelne Satz würde ja unseren „Liberalen" sehr willkommen sein, wenn sie ein dem Zeitgeschmack so wenig entsprechendes Buch zu lesen sich die Mühe geben wollten, und den folgenden werden sie gewiß, wenn sie ihn auf Umwegen erfahren, in ihre Rüstkammer aufnehmen: „Religion war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde; in ihr athmete mein Geist, ehe er noch seine äußeren Gegenstände, Erfahrung und Wissenschaft, gefunden hatte; sie half mir, als ich anfing, den väterlichen Glauben zu sichten und das Herz zu reinigen von dem Schutt der Vorwelt, sie blieb mir, als Gott und Unsterblichkeit dem zweifelnden Auge verschwanden, sie leitete mich ins thätige Leben". Eine Religion ohne Gott und Unsterblichkeit: Das ist ja das Ideal der heutigen Liberalen. Jeden positiven Glauben und jeden Gläubigen lächerlich und verächtlich machen, aber den Vorwurf des Atheismus mit Entrüstung zurückweisen, weil man ja nicht mehr unter die Staatsstützen gerechnet würde und keine Aussicht hätte, hoffähig zu werden, wenn man ihn auf sich sitzen ließe: Das ist die Praxis unserer tapferen Liberalen. Also das eine und das andere Wort wird ihnen zwar gefallen, aber im Ganzen wird ihnen das Buch Unbehagen verursachen. Die Orthodoxen müssen es für ein gefährliches und verderbliches Werk erklären; alle anderen Parteien aber haben die Grundgedanken, die ihnen mit Schleiermacher gemeinsam sind, nach ganz anderen Seiten hin ent-

wickelt. Schleiermacher ist Mystiker; und von Mystikern wimmelt es heute. Aber diese Mystiker sind Geisterseher, Phantasten und Charlatane, während des großen Philosophen und Predigers Mystik reine, edle Herzensmystik ist, die auch nicht ein Körnchen Aberglauben enthält. Schleiermachers Gott war das „Universum". Er wird nicht müde, es zu bewundern und zu preisen; er betet es an. Auch unsere heutigen Naturphilosophen und die Sozialdemokraten haben keinen anderen Gott als das Weltall, aber sie beten es nicht an. Den Einen ist es ein der Liebe und Anbetung nicht würdiges Ungeheuer, das seine zwecklos hervorgebrachten Kinder fühllos peinigt und auffrißt; den Anderen ist es das Material, aus dem die Menschen ein ärmliches und vergängliches Paradies zu bauen vergebens sich abmühen. Zu Schleiermachers Zeit und in seiner Umgebung gab es keine soziale Frage; berauscht von einer Fülle neu gewonnener Naturerkenntnisse, gehoben von der Hoffnung auf eine glückliche politische Neugestaltung Europas, erfreute man sich einer solchen Heiterkeit des Blickes, daß selbst die Schlächtereien der Schreckensherrschaft und die Leichen anhäufenden Schlachten keine pessimistische Stimmung zu erzeugen vermochten. Das Weltall aber gar ökonomisch aufzufassen und die Frage des Broterwerbes zur eigentlichen Lebensfrage zu machen: Das lag den Geniekreisen jener Zeit ganz fern.

Schroffer noch als dieser Gegensatz Schleiermachers zur heutigen Linken ist der zu Allem, was rechts steht, nicht nur zur Orthodoxie, sondern zu allem Staaterhaltenden. Er verabscheut geradezu als Entheiligung und als Verderb der Religion, was die Religion unseren heutigen Frommen und Frommthuenden werth macht. Weitab weist er Dogma, Glaubenslehre, Theologie und Alles, was damit zusammenhängt. Nichts sei für einen Menschen zufälliger in seiner Religion als „die bestimmte Summe seines religiösen Stoffes." Wer den Charakter einer besonderen Religion „in einem bestimmten Quanto von Anschauungen und Gefühlen" finde, müsse auch einen inneren Zusammenhang annehmen, der gerade diese Anschauungen unter sich verbinde und alle anderen ausschließe; dieser Wahn aber sei dem Geiste der Religion entgegengesetzt und führe zur Sektenbildung. Jede Heilige Schrift sei nur „ein Mausoleum der Religion", ein Denkmal, daß ein großer Geist da war, der nicht mehr da ist. Denn wenn er noch lebte und wirkte: wie würde er einen so großen Werth auf den toten Buchstaben legen, der nur ein schwacher Abdruck von ihm sein kann? Nicht Der hat Religion, der an eine Heilige Schrift glaubt, sondern Der nur, der keiner bedarf und wohl selbst eine machen könnte. Selbst der Glaube an den persönlichen Gott und an die Unsterblichkeit der Menschenseele sind keine „Hauptstücke". Ja, die Art, wie sich die Meisten die Unsterblichkeit vorstellen, und ihre Sehnsucht danach erklärt er für irreligiös. Der religiöse Geist strebe danach, daß sich „die

ſcharf abgeſchnittenen Umriſſe unſerer Perſönlichkeit erweitern und ſich allmählich verlieren ins Unendliche, daß wir durch das Anſchauen des Univerſums ſo viel wie möglich Eins werden mit ihm; ſie aber ſträuben ſich gegen das Unendliche, ſie wollen nicht hinaus, ſie wollen nichts ſein als ſie ſelbſt und ſind ängſtlich beſorgt um ihre Individualität.“ Von einer Erlöſung im chriſtlichen oder in irgend einem anderen Sinne kann bei Schleiermacher ſchon deshalb nicht die Rede ſein, weil es in ſeinem Univerſum kein Uebel giebt und auch die ſogenannte Sünde nichts Böſes iſt. Nur Mangel an Religion ſei es, was uns den einzelnen häßlichen oder böſen Menſchen verabſcheuen laſſe. Das Weſen der Religion beſtehe eben darin, nichts geſondert, jedes Einzelne nur als Theil des Univerſums zu betrachten; als ſolcher aber erſcheint auch das Böſe und Häßliche nothwendig und gerechtfertigt. Einige der Bilder, die der künſtleriſche Schöpfergeiſt malt, drücken die Schönheit der Gottheit aus, andere ſind groteske Erzeugniſſe ſeiner Virtuoſenlaune; irreligiös ſei die Anſicht, daß er, wie Paulus meint, Gefäße der Ehre verfertige und Gefäße der Unehre. „Einzeln müßt Ihr nichts betrachten, aber erfreut Euch eines Jeden an der Stelle, wo es ſteht.“ Die Naturaliſten unter den heutigen Künſtlern werden dieſer Rechtfertigung ihrer Grundſätze durch einen großen Theologen freudig zuſtimmen. Da es keine Glaubenslehre giebt, ſo iſt natürlich Religionunterricht „ein abgeſchmacktes und ſinnleeres Wort.“ Das Univerſum iſt der wahre Religionlehrer, da es ſich ſelbſt ſeine Betrachter und Bewunderer bildet. Der religiöſe Menſch, der Virtuoſe in der Religion, vermag Andere religiös zu machen, nicht durch Lehre, ſondern durch Anſteckung; an ſeiner Flamme entzünden ſich andere Flammen; dadurch, daß er ſein Leben zu einem religiöſen Kunſtwerk geſtaltet, erweckt er das Verſtändniß für Religion und das Wohlgefallen daran in Anderen.

Den weniger orthodoxen Staaterhaltenden wird Schleiermacher noch mehr mißfallen, da ſeine Religion mit Sittlichkeit nicht das Geringſte zu thun hat und er gegen nichts entſchiedener proteſtirt als gegen die Verwendung der Religion für irgend welche praktiſchen Zwecke des bürgerlichen Lebens. Beſorgt nur nicht, ruft er den Verächtern der Religion zu, „daß ich am Ende doch noch zu jenen gemeinen Mitteln meine Zuflucht nehmen möchte, Euch vorzuſtellen, wie nothwendig ſie ſei, um Recht und Ordnung in der Welt zu erhalten, und mit dem Andenken an ein allſehendes Auge und eine unendliche Macht der Kurzſichtigkeit menſchlicher Aufſicht und den engen Schranken menſchlicher Gewalt zu Hilfe zu kommen! . . . Zugegeben, daß unſere bürgerlichen Einrichtungen noch unter einem hohen Grade der Unvollkommenheit ſeufzen: welcher zaghafte Unglaube an die Annäherung zum Beſſeren wäre es, wenn deshalb nach der Religion gerufen werden müßte! Hättet Ihr denn überhaupt eine bürgerliche Ordnung, wenn deren Exiſtenz auf der Frömmigkeit beruhte?“ Die Praktiker, die die Religion als eine

nützliche Sache zu befördern trachteten, seien die eigentlichen Feinde der Religion. Wer hindere denn das Gedeihen der Religion? Nicht die Zweifler und Spötter, nicht die Sittenlosen, „sondern die anständigen und praktischen Menschen. Diese sind in dem jetzigen Zustande der Welt das Gegengewicht gegen die Religion und ihr großes Uebergewicht ist die Ursache, warum sie eine so dürftige und unbedeutende Rolle spielt. Von der zarten Kindheit an mißhandeln sie den Menschen und unterdrücken sein Streben nach dem Höheren." Niemals ist das Ordnungphilisterthum mit überlegenerer Verachtung geschildert, niemals das Staatskirchenthum schärfer verurtheilt, die gänzliche Trennung von Staat und Kirche entschiedener gefordert werden als in diesen Reden. Man sieht aus Alledem schon — und Das wird ihm wohl heute in den Kreisen der Staaterhaltenden zur allergrößten Sünde angerechnet werden —, in welchem schroffen Gegensatz er zu Kant steht. Zum Ueberfluß sagt er auch noch deutlich genug, was er von einer Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft hält. „Ihr seid ohne Zweifel bekannt mit der Geschichte menschlicher Thorheiten und habt die verschiedenen Gebäude der Religion durchlaufen, von den sinnlosen Fabeln wilder Nationen bis um verfeinertsten Deismus, von der rohen Superstition unseres Volkes bis zu den übel zusammengenähten Bruchstücken von Metaphysik und Moral, die man vernünftiges Christenthum nennt, und habt sie alle ungereimt und vernunftwidrig gefunden."

Später, sagen die theologischen Biographen, sei Schleiermacher positiver geworden. Schon glaublich. Er hat eben eingesehen, daß die Religion ohne Kirche nicht bestehen kann und daß seine Kirche eine Utopie war. Aber dieser Kompromiß mit der Wirklichkeit, zu dem sich jeder Idealist einmal verstehen muß, wenn er in der Welt leben will, interessirt uns weiter nicht. Uns, die wir weder zu den Politikern noch zu den Kirchengewaltigen gehören, die wir keiner Partei verpflichtet und an kein Klasseninteresse gebunden sind, die wir den Menschen als Menschen suchen und lieben und denen der Mensch mehr gilt als sein zufälliges Zubehör von Vermögen, Titeln und Verhältnissen, uns idealistischen Thoren, die wir im Deutschen Reiche gewiß noch einige tausend Köpfe stark sind, wird diese reine, im Höchsten lebende Seele stets theuer und ihr Erguß in den Reden über die Religion ein Erbauungbuch sein.

Neisse. Karl Jentsch.

Die Vereinigten Staaten von Afrika.

Seit dem Beginn des südafrikanischen Krieges habe ich die Ansicht vertreten, die Buren würden sich gegen die Briten behaupten können, und diese Ansicht hat auch der bisherige Verlauf des Krieges mir nicht geraubt. Noch immer — wie auch der erste Theil des Kampfes enden möge — erwarte ich von den Holländern Afrikas eine Leistung, wie sie uns Griechenland, Florenz, Venedig, die Vereinigten Staaten und vor Allem das freie Holland, gezeigt haben, als es mit geringen Mitteln und einem kleinen Heere das Reich bekämpfte, „in dem die Sonne nie unterging." Nun sagen aber die Liberalen: „Da England die Wiege der menschlichen Freiheit ist, so würde seine Niederlage eine Niederlage der liberalen Sache bedeuten." Zunächst ist die Annahme zurückzuweisen, eine Niederlage im Süden Afrikas könne das große England völlig zu Boden werfen. Dann aber sollten die Liberalen bedenken, daß England die Prinzipien der Freiheit verleugnet hat und gerade dafür bestraft werden muß. Der Imperialismus, den es vertritt, ist der äußerste Gegensatz zur Freiheit; es will ein freies Volk vernichten, das nichts weiter verlangt, als in Ruhe gelassen zu werden. Ferner sagt man: Die Buren sind ein Bauernvolk, ultrakonservativ, fast reaktionär, und leben in einem unhaltbaren patriarchalischen Zustand. So urtheilen die modernen Statistiker, die die Fortschritte eines Volkes nach den Fortschritten ihrer industriellen Thätigkeit, ihrer Gewissens- und politischen Freiheit schätzen. Gewiß: bei den Buren herrscht noch der pater familias, sie haben hohe, die Fremden belästigende Schutzzölle; die Leitung des Staates ist auf wenige Familien beschränkt; die Landwirthschaft steht an erster Stelle; Presse und Industrie sind ohne Bedeutung; es ist eben ein Volk von einfachen Bauern und Hirten, die der barbarischen Epoche noch sehr nah stehen. Und ich will auch nicht leugnen, daß dieses kleine fromme Volk, das uns pietistisch, roh und bäuerisch erscheint, auf uns moderne Liberale, die für die Religion keine tiefe Empfindung mehr haben, zunächst einen unerfreulichen und ästhetisch unangenehmen Eindruck macht. Betrachten wir aber die Sache historisch, so werden wir bald eines Besseren belehrt werden.

Durchforscht man die Geschichte der italienischen Gemeinden, wie sie aus den jüngsten Veröffentlichungen hervorgeht, so sieht man, daß die großen Gemeinden, die von Florenz, Venedig, Siena, Lucca und andere, die sich hohen Ansehens in der Welt erfreuten, die größten Beweise von Thatkraft und Freiheit lieferten; man sieht, daß sie schließlich — wenige Jahrhunderte später — untergingen, trotzdem aber die größten Wunder der Poesie und Kunst hervorbrachten, die kein Volk zu überbieten vermochte, wie die Dichtungen Dantes, den Palazzo Ducale, die Gemälde des Donatello, die Kirche von

San Marco und den Dom von Siena. Die Schöpfer waren einfache Bauern, die sich theils vor dem Einfall der Barbaren, theils vor der Wuth des Adels geflüchtet hatten; sie sammelten sich in kleinen Gruppen von Nachbarn und Freunden, erbauten, sobald die Gruppen sich ein Wenig entwickelt hatten, eine kleine Kirche und schufen sich im kleinen Kreis eine politische Existenz. Verwandte Gruppen schlossen sich zusammen, — und so entstand die Gemeinde, die alle Gruppen umfaßte; jede besaß ihren gemeinsamen Graben und ihre gemeinsamen Felder. Aus diesen „städtischen Bauern" gingen später Tischler und Schmiede hervor, die für den Bedarf der Gemeinde kaum ausreichten. Sie schufen die Uranfänge der Kunst. Später bat auch mancher Adelige um Aufnahme, legte die Waffen nieder und ergriff sie nur wieder, um die neuen Mitbürger zu schützen, die solchen Schutzes bedürftig waren, da sie fortwährend von den Nachbargemeinden und von Wegelagerern belästigt wurden. Dazu gesellten sich noch gefährlichere barbarische Eindringlinge. So entstanden aus Noth und Bedürfniß in kurzer Zeit kriegerische Eigenschaften. Aus den früheren Ackerbürgern und Kaufleuten wurden Krieger, die schließlich in dem Maße, wie sie an Macht gewannen, an Freiheit verloren.

Der Ursprung von Venedig ist eigentlich etwas anders, doch ist diese Abweichung mehr äußerlicher Art. Auch waren hier die ersten Bewohner nicht eigentliche Bauern, sondern Fischer, Salzhändler, Schiffer und Lotsen. Sie tauchten nicht in der Zeit der Feudalherrschaft, sondern schon etwas früher, in der Epoche des Barbareneinfalles, auf. Nicht Alle waren von Hause aus einfache Leute; es war ein Gemisch von Handwerkern und Vornehmen; aber Alle — auch die Patrizier und Reichen — wurden Fischer und Arbeiter. Auch hier fingen sie zuerst an, kleine Inseln zu bevölkern, die sie als ihre Welt betrachteten. Die einzelnen Inseln wurden bald durch Brücken mit einander verbunden; und so bildete sich die Gemeinde, bis sich auf der Insel Rialto die Kirche von San Marco erhob. Aus den einfachen Barkenführern wurden Lotsen, dann Seeleute und Kauffahrer, die zuerst an den Küsten entlang segelten und sich dann aufs hohe Meer hinauswagten. Trotz ihren friedlichen Sitten vertheidigten sie sich, von der Kraft des Patriotismus beseelt, gegen Gothen, Langobarden, Hunnen, Franken und Slaven. Von der Vertheidigung gingen sie zur Eroberung über und diese Thätigkeit schuf kriegerische Gewohnheiten, die schließlich ausarteten. Dennoch wurden einfache Fischer die Ahnen von Mocenigo, Tizian und Saluto.

Daß die bäuerische Herkunft kein Fehler, sondern eher dem Gedankenleben und der Kunst förderlich ist, dafür bieten uns die Vereinigten Staaten von Amerika noch bessere Beweise. Auch hier hält sich, wie in Florenz und bei den Buren, die Kultur zunächst auf sehr niedriger Stufe; doch die ursprünglichen Abenteurer entwickelten sich zu Kriegern und freien Menschen, als sie

aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, — genau wie die Buren durch die Einfälle in ihr Gebiet und die Verfolgungen, denen man sie aussetzte, sich entwickelten. Kulturmenschen, Kunst- und Industriefreunde kehrten auf einige Zeit zum Zustand des sozialen Halbbarbarismus zurück. Das erste Phänomen, das bei den Bewohnern des freien Landes sichtbar wurde, war die Rückkehr zur Kollektivarbeit des barbarischen Zeitalters. Die ersten Ansiedler Amerikas bebauten, wie die Florentiner, in ihren Dörfern die eng an einander grenzenden Aecker gemeinsam. In Henrico brachte man die Erzeugnisse gemeinschaftlich in öffentlichen Speichern unter, aus denen jeder Einzelne seinen Bedarf decken konnte; erst im Jahre 1613 gab man jedem Ansiedler drei Morgen Landes, doch mußte er elf Monate für die Gemeinde arbeiten. In Plymouth wurde im Jahre 1610 von Kolonisten eine Vereinigung von Besitzern und Arbeitern gegründet, die alle sieben Jahre eine Vertheilung des aus Handel und Industrie stammenden Vermögens vornahm. Gleich nach der Landung wurden die Kolonisten, je nach ihren verschiedenen Bildungsgraden und ihrem Können, einzelnen Abtheilungen zugewiesen. Die Franzosen machten sich in den Weinbergen, die Engländer in den Waldungen nützlich und das Land wurde in „Lots" von 50 und 100 Morgen vertheilt. Später folgte auf die Kollektivgesellschaft die patriarchalische, wie man sie noch jetzt bei den Buren sieht; doch blieb die ursprüngliche Einrichtung daneben noch für einige Zeit bestehen, bis die vaterländische Gesetzgebung sie ungeeignet fand und deshalb an ihre Stelle eine andere setzte, die auch noch so manche Bestimmung der Urvölker aufwies. Die Ansiedler weigerten sich, Industrielle zu werden, weil das Land, das sie besaßen, ihnen mit seiner unermeßlichen Fruchtbarkeit den denkbar größten Ertrag lieferte, ohne Kapital zu beanspruchen. In einzelnen Provinzen erntete man fast dreißig Jahre lang Getreide, ohne es gesät zu haben. Im Jahre 1731 ergaben der Reis und der Mais von Südkarolina selbst in weniger fruchtbaren Landstrichen den hundertfachen Ertrag der Saat; und auch im Nordwesten, bei schlechterem Boden, erzielte der Kolonist schon im ersten Jahr eine schöne Ernte von Flachs, Weizen und Kartoffeln. Doch dieser Erfolg hatte auch seine Schattenseiten: er führte zur Mißachtung der industriellen Arbeit. Lange, schreibt Brougham, wurden Alle, die zunächst ein Amt erhalten oder eine Industrie einführen wollten, schließlich Ackerbürger. So stand ein Glaser, der mit großem Kapital und vielen anderen Handwerkern eingewandert war, schon am ersten Tage verlassen da, weil alle seine Leute Ackerbürger geworden waren. Als die Maschinentechnik in England und Deutschland sich bereits stark entwickelt hatte, kannte man in Amerika nur den Pflug in seiner plumpsten Form und in vielen Gegenden auch den nicht einmal. Die Frauen woben und spannen im siebenzehnten Jahrhundert so, wie man in Europa vierhun-

dert Jahre vorher gewebt und gesponnen hatte. Pennsylvanien bezog noch nach 1700 alle Kleidungstücke und das ganze Haushaltunggeräth aus England. Erst als der überaus fruchtbare Boden vollständig vertheilt war, suchte man seinen Ertrag durch Aussaat, durch Anwendung von Maschinen und Kapital zu vermehren. Nun begann die Industrie von Neuem ihr Werk, doch mit so primitiven Mitteln, daß die ersten Schiffe, die man in Georgia im Jahre 1740 baute, sich als ungenügend erwiesen. Es fehlte an einer Verbindung mit Virginia, an Verkehrsmitteln, bis die englischen Schiffe aus den am Ufer der Flüsse gelegenen Ansiedelungen die Produkte abholten; doch vergeblich bat man England, als Sammelpunkt für die Erzeugnisse Städte zu bilden. In seinen Annalen des Staates Virginia vom Jahr 1705 wirft Beverley den Einwohnern ihre Unduldsamkeit, Schroffheit und Wildheit vor, auch macht er ihnen ihr mangelndes Verständniß für das gesellige Leben zum Vorwurf. Und Virginia war an Fruchtbarkeit ein Paradies. Die Kultur stand auf niedrigster Stufe; die Ansiedler besaßen einige Bücher, die die Geschichte ihrer Verfolgung behandelten, und die Bibel.

Doch wie ein Feld, das lange Zeit brach lag, eine zehnfache Ernte ergiebt, so erwachte auch in den Vereinigten Staaten endlich die schläfrige Civilisation; und sie entwickelte sich nun schneller als in anderen Ländern. Jetzt besitzt der selbe Staat, der einst kaum ein paar brauchbare Boote herstellen konnte, riesige Schiffskolosse; wo es früher nur mit großer Mühe gelang, Wolle zu kratzen, werden jetzt Produkte geliefert, die nach den entferntesten Punkten des Erdballs versandt werden; wo man nur die Bibel fand, giebt es jetzt Universitäten und Bibliotheken, auf die das wissenschaftliche Jahrhundert stolz sein kann. Gerade hier, konnte Henry George mit Recht sagen, feierte die Sache der Freiheit ihre höchsten Triumphe.

Auch Genf war vor dem siebenzehnten Jahrhundert eine tote Stadt; auch hier war das gelesenste Buch die Bibel. Dann aber begann der Aufschwung und bald ward es ein Hort der politischen Kultur und der Freiheit.

Aehnliches haben wir bei den Buren gesehen. Sie haben das Stadium des freien Landes überwunden und sind beim patriarchalischen System angelangt. Gern will ich zugeben, daß sie den Eindruck von Barbaren machen; doch wie bei den Virginiern im siebenzehnten und bei den Florentinern im elften Jahrhundert, ist ihr Barbarismus nicht unheilbar wie der der Neger und Beduinen; es ist vielmehr ein Pseudobarbarismus, der von den agrarischen Lebensbedingungen abhängt und verschwinden wird, sobald diese Bedingungen sich ändern. Auch ihre Civilisation wird sich so schnell entwickeln wie vor fünf Jahrhunderten die der Florentiner und vor einem Jahrhundert die amerikanische Kultur. Im Grunde besteht bei den Buren keine Oligarchie; im Gegentheil: alle eingeborenen Bürger haben das Wahl-

recht; das Mandat der Abgeordneten dauert nur vier Jahre und jeder Wähler hat das Recht, selbst gegen den Präsidenten Einspruch zu erheben. Nicht nur der Präsident, sondern auch die Richter und die Offiziere werden durch die Wahl bestimmt. Die kalvinistische Lehre wird streng beobachtet und es herrscht noch jener naive Glaubenseifer, der Großes zu vollbringen vermag, der San Marco und den Glockenthurm des Giotto, den Dom von Como, von Mailand, von Pavia geschaffen hat und der die Presbyterianer zum Siege führte, als sie, die Psalmen Davids singend, gegen den Feind marschirten. Die Religion der Buren ist, wenn sie auch in ihrer Leidenschaftlichkeit zu Uebertreibungen neigt, nicht unduldsam — die Katholiken werden bei der Besetzung der Aemter nicht ausgeschlossen — und sie bringt auch nicht solche kulturfeindlichen Exzesse hervor, wie sie die Engländer in Malta und Kanada dulden; hier versuchen sie nicht einmal, ihnen ein Ende zu machen, weil die Herrschaft der Jesuiten ihrem Interesse entspricht. Allerdings bürden die Buren dem Fremden hohe Steuern auf; doch dafür überlassen sie ihm auch die Ausnutzung ihrer Bodenschätze. Und die Steuern können hoch sein, weil die Einnahmen ganz bedeutend sind; ein gewöhnlicher Arbeiter erhält in Johannesburg bis zu zwanzig Francs Tagelohn.

Die Buren sind Landwirthe, Viehzüchter und Gutsbesitzer in großem Stil, wie viele große Farmer in Australien. Deshalb haben sie auch Zeit, der Ausbildung des Körpers die gehörige Pflege zu Theil werden zu lassen, und gerade in der Kriegskunst haben sie so große Vorzüge gezeigt, daß es ihnen gelang, ihre früheren „Herren" zu besiegen. Man kann aber nur dann in der Taktik und in der Ballistik Erfolge erzielen, wenn man in der Mathematik eine lange und tüchtige Lehrzeit hinter sich hat. Ihre Erziehunganstalten in Blackfontein sind denen des Caplandes weit überlegen und Transvaal, das in einem Vorort von London Platz hätte, giebt jährlich mehr als zwei Millionen Francs für Bildungzwecke aus. Sie halten noch Sklaven, wie es fast immer die Völker thun, die das Stadium des freien Landes erst eben überwunden haben und viele Hilfskräfte brauchen; doch der Glaubenseifer, der sie beseelt, hält sie davon ab, diese Sklaven schlecht zu behandeln. Auch ist ihnen der Genuß alkoholischer Getränke durch ihre Gesetze verboten. Das ist kein übles Zeichen von Kultur.

Krüger ist ultrakonservativ; und als Cecil Rhodes in einer Anwandlung von Großmuth die Gründung der Vereinigten Staaten von Afrika begünstigen wollte, war es gerade Krüger, der sich dagegen auflehnte, zum Theil, weil der Vorschlag von einem Engländer kam — man hat seitdem gesehen, wie berechtigt das Mißtrauen war —, zum Theil auch, weil man von dem alten Buren, der in seinem kleinen, geliebten Staate so viel zu erdulden gehabt hatte, nicht verlangen konnte, er solle sich mit dem Gedanken befreunden, sein

Land in einen großen afrikanischen Staatskörper aufgehen zu sehen. Der Partikularismus, der selbst in Deutschland und Italien noch nicht erloschen ist, siegte über den Patriotismus. Dem Transvaal fehlt die Verbindung mit dem Meer und es nimmt unter den Ländern der Capgegend die zweite oder dritte Stelle ein. Durch seine kriegerische Geschichte aber hat es Anspruch auf eine Vorzugsstellung erworben und man begreift, das es nicht leicht zu bewegen ist, seine Eigenart zu opfern. Trotzdem wird es zur Gründung der Vereinigten Staaten von Afrika kommen. Und gerade die klimatischen Verschiedenheiten, die Unterschiede der Charaktere und der Bodenverhältnisse werden der Entwickelung einer großen Kultur günstig sein, der die unveränderliche Gleichheit aller bestimmenden Faktoren überall Schwierigkeiten bereitet. Der Holländer Kuyper hat ausgerechnet, daß die Buren holländisches, französisches, englisches und schottisches Blut, aber fast keinen Tropfen schwarzen Blutes in den Adern haben. Solche Mischung aus dem Blut der besten Nationen Europas läßt die Annahme zu, daß dieses auserlesene und erprobte, in einem durchaus nicht aufregenden Klima lebende Volk sich zu einem Centrum der Freiheit und höheren Kultur herausbilden wird.

Ich will nun nicht bestreiten, daß gerade England in seiner Verfassung und Geschichte ein herrliches Beispiel von Kultur und Freiheit bietet; doch ich muß auch sagen, daß es neuerdings Anderen — ich erinnere an Armenier und Griechen — nur leere, hohle Worte statt durchgreifender Hilfe bot. Dagegen drängte es Malta mit seinem stolzen, kalten Imperialismus die englische Sprache auf, unterstützte in Kanada die Unwissenheit der Priester, sah die entsetzliche Verarmung Indiens fühllos an und lieferte damit den Beweis, daß es in seiner ungeheuren Selbstsucht und Unverschämtheit dem Romanen nah verwandt ist. Wenn England einsehen wollte, daß es seine Uebermacht nicht nur zur Förderung der Freiheit im Innern, sondern auch nach außen hin benutzen muß, wenn es einsehen wollte, daß es nicht nur für den Aufschwung seiner Industrie, sondern auch für das Aufblühen seiner alten Kolonien zu sorgen hat, dann würde ich dieses große Land gern preisen. Wenn es aber die Schwachen bedrückt und zu vernichten sucht: wodurch unterscheidet es sich dann noch von Rußland, das mit seiner gewaltigen Faust das treue Finland erwürgt, dem es Jahre lang die Freiheit versprach, und das die Polen zwingt, eine Sprache zu reden, die nicht die ihre ist? Und was hat die Freiheit und die Civilisation von einer britisch-imperialistischen Militärmacht zu erwarten?

Diese Arbeit war bereits geschrieben, als die Buren ihre ersten Niederlagen erlitten. Trotzdem fühle ich mich nicht veranlaßt, meine vorhin ausgesprochenen Ansichten zu ändern, sondern hege vielmehr die feste, unerschütterliche Ueberzeugung, daß die Macht der Freiheit erprobte, auserlesene Männer wie

die Buren zum Siege zu führen vermag, selbst wenn sie es mit einer vierzigfachen Uebermacht zu thun haben. Ja, selbst wenn England den Krieg noch ein oder zwei Jahre fortsetzen und durch seine zähe Ausdauer siegen sollte, würde ich sagen, daß die bescheidenen Buren die größten Helden unseres Jahrhunderts sind und den Märtyrerruhm in Anspruch nehmen dürfen, für die Freiheit gelitten zu haben. Und was wird die Folge sein? Wenn man nicht alle Buren, Mann für Mann, hinmordet, wird in einigen Jahren ein neuer Krieg auflodern, der mit dem Siege des Burenvolkes enden wird. Denn sie sind an das Klima, das die Engländer schwer vertragen, gewöhnt und durch neue Verfolgungen und neue Zuchtwahl gestählt. Dann werden sich sämmtliche Afrikander ihnen anschließen. Um dieses Land in Abhängigkeit zu erhalten, müßte England eine stehende Garnison von mindestens 40 bis 50 000 Mann dorthin legen, deren Unterhaltung ungeheure Steuern verschlingen würde; um die nöthigen Steuern aufzubringen und die kleinen Aufstände, die sicher wären, zu unterdrücken, müßte es jede politische und bürgerliche Freiheit vernichten, die das Leben begehrenswerth erscheinen läßt. Dem England der Chamberlain und Rhodes wird der traurige afrikanische Krieg, selbst wenn er siegreich endet, verhängnißvoll werden. Es wird den Sieg zu Wasser und zu Lande künftig allen Siegen des Handels und des freien Austausches vorziehen und anbetend vor dem siegreichen Kriegsherrn niedersinken, der stets eine Gefahr für Verfassung und Freiheit ist. Es hat schon Milliarden für diesen Krieg ausgegeben und wird noch weitere Milliarden ausgeben müssen, um eine immer größere Armee zu unterhalten. Es wird die Unabhängigkeit der Kolonien, deren Bewohner zum Theil antimilitärisch sind, einschränken und — wie Venedig einst — alle möglichen Steuern einführen müssen, die man, wenn die Kriegsflamme schon erloschen ist, weiter erheben wird; es wird zu Kämpfen mit den sich dagegen auflehnenden Volkselementen kommen, neue Bedürfnisse werden sich geltend machen, der Einfluß des Militarismus wird wachsen und unersättlich neue Nahrung verlangen, um seine Macht zu vermehren. So wird es den blutigen Lorber höher schätzen als den in friedlicher Arbeit erworbenen und schließlich auch die Handelsfreiheit aufgeben müssen, die so lange sein Stolz war.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika erscheint der Imperialismus als eine Frauenlaune, die bald schwinden wird, weil sie nicht in das Herz des Landes dringt; die liberalen Parteien sind dort stark genug, um rechtzeitig Halt gebieten zu können. Dem imperialistischen Wahn der Engländer steht keine starke liberale Partei gegenüber und ihr monarchisches und oligarchisches Regirungsystem stützt und fördert jede kriegerische Expansionpolitik. Der Imperialismus wird England schwächen, während die neuen Vereinigten Staaten von Afrika sich — wie in Amerika — auf die Freiheit der Bürger gründen und das Prestige der Briten als Hüter der Freiheit verdunkeln werden.

Turin. Professor Cesare Lombroso.

Multatuli.

Niemand klage heute, daß die Deutschen ihre literarischen Talente verkümmern lassen. Im Gegentheil: am Liebsten möchten sie aus ihren zahmen literarischen Hausthieren Löwen an Genialität machen. Niemals ist so sehr das Bedürfniß nach dichterischen Talenten im deutschen Publikum lebendig gewesen wie gerade jetzt. Es herrscht ein förmlicher Entdeckerwahnsinn. So und so viele Freie Bühnen wurden gegründet, nur die freien Bühnendichter lassen auf sich warten; und Versuchsgesellschaften sprießen üppig aus dem Boden, aber von neuen Versuchern hört man wenig. Weil die großen Originale, die Genies, fehlen, werden die Kleinen, die Eklektiker, die anständig Dichtenden, die regelmäßig produzirenden mittleren Geister um so liebevoller gepflegt... Kein talentirter Gymnasiast, der nicht morgen schon seinen „Entdecker" fände. So wird allmählich eine Literatur heraufgezüchtet, die ungenial ist, von allen möglichen fremden Genies Dies und Das borgt und nur Eins vor der entsetzlich öden Periode der siebenziger Jahre voraus hat, daß sie mit artistisch feineren Mitteln arbeitet. Heute wie damals herrscht zum größten Theil Mangel an jeder Ursprünglichkeit, Fehlen aller inneren Dichternothwendigkeiten; aber, wo früher die vollkommen kulturlose Talentlosigkeit herrschte, da nimmt jetzt die kultivirte, belesene, künstlerisch gebildete Talentlosigkeit ihren Platz ein. Billiger Weise darf man nicht mehr verlangen. . . .

Verlangen? Nein. Aber welch anderes, grandioses Schauspiel, wenn ein ursprüngliches Talent, nicht ein mühsam am Spalier gezogenes Talentchen, in die Oeffentlichkeit tritt, ein von innerer Bewegung Getriebener, ein wirkliches Genie. Solche Vergleiche drängen sich auf, wenn man das Buch „Multatuli" zur Hand nimmt, das sein deutscher Uebersetzer und Biograph im vorigen Winter herausgegeben hat.*)

Multatuli (im Leben: Eduard Douwes Dekker) wurde im Jahre 1820 in Amsterdam geboren. Im Jahre 1860 veröffentlichte er sein erstes Buch, den Roman „Max Havelaar". Ein Autor, der in seinem vierzigsten Lebensjahre in die Oeffentlichkeit trat! Das verbürgte allein schon, daß man es hier mit keinem von Ehrgeiz getriebenen Literaten, mit keinem dieser frisirten Kulturtalente zu thun hatte, die uns ein Ragout durcheinander gewürfelter Eklektizismen als neues Gericht vorsetzen. Wer so spät zur Literatur kommt, Der muß dort Etwas zu suchen haben. Multatuli wartete nicht — wie so viele Andere — vor der Eingangspforte zur Literatur, auf den günstigen Moment lauernd, wo man geschickt über die Schwelle huschen kann...

*) Wilhelm Spohr. Multatuli. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W. 1899.

Erhitzt und glühend eilte er daher, schlug die Thür weit auf und war da! Der Abgeordnete Van Hoevell sagte über „Max Havelaar“: „Dieses Buch ließ ein Schaudern durch das Land gehen“. Im Nu war die Auflage vergriffen. Der Autor, ein beschäftigungloser, entlassener Kolonialbeamter, war mit einem Schlag eine Macht im öffentlichen Leben Hollands geworden. Der unscheinbare arme Teufel entpuppte sich plötzlich als das moralische Genie Hollands. . . Ich halte diesen Roman durchaus nicht für das bedeutendste Werk Multatulis, jedoch als erste Manifestation muß es unerhört gewirkt haben. „Max Havelaar“ oder „Die Kaffee-Auktionen der Niederländischen Handelsgesellschaft“, die Geschichte Eduards Douwes Dekker selbst, ist in einem Enthusiasmus geschrieben, der zu groß ist, als daß er ganz bewußt sein konnte, und, literarisch genommen, von einer instinktiven technischen Genialität. Der Kaffee-Auktionator Droogstoppel in Batavia (Firma: Lest & Co.) begegnet eines Tages in einer Gasse, die etwas anrüchig ist, einem alten Bekannten, der keinen Ueberzieher, sondern nur einen dicken Shawl trägt. Als Herr Droogstoppel am nächsten Tage von der Börse kommt, findet er in seinem Kontor einen Brief mit vielen Schriftstücken. Der Shawlmann — so nennt ihn Droogstoppel immer, denn seine Aufgabe sei es nicht, die Leute berühmt zu machen — bittet ihn darin, die Bürgschaft für die Druckkosten eines Werkes, wenigstens des ersten Bogens, zu übernehmen. Unter den beigeschlossenen Manuskripten findet Droogstoppel eins, das ihn begeistert, denn es heißt: „Bericht über die Kaffeekultur in der Residentschaft Menado“. „Mein Herz ging auf“, berichtet Droogstoppel, „weil ich Makler in Kaffee bin — Lauriergracht Nummer Siebenunddreißig —, und Menado ist eine gute Marke.“ Vielleicht ließe sich der Shawlmann im Kontor verwenden? Jedenfalls brachte ihn das Alles auf einen Gedanken: ein Buch über den Kaffee müßte für den Kaffeehandel von großem Nutzen sein! Ernst Stern, der Sohn der Kaffeefirma Ludwig Stern in Hamburg, den er in der Spekulation, die Firma als Kunde zu gewinnen, in sein Handelshaus aufgenommen hatte, soll ihm helfen. Stern hat ohnedies, wie alle Deutschen, „so einen kleinen literarischen Tick.“ Droogstoppels Tochter Marie soll die Reinschrift besorgen. In der Waschwoche will man Geduld mit ihr haben . . . Das Alles erzählt Droogstoppel selbst in den ersten vier Kapiteln des Buches. Nun kommt die Reihe an Stern, der die nächsten Kapitel schreibt. Das Buch, in diesen ersten Kapiteln trocken, solide, nüchtern wie Herr Droogstoppel selbst, wird jetzt glühend, feurig, lebenswarm wie der junge Stern aus Hamburg. In Sterns erstem Kapitel tritt sofort Luise Rosemeyer auf, Tochter der gleichnamigen Zuckerfirma: Luise, die Stern, der Enthusiast, so gern küßt. Alle Personen in diesen Kapiteln schwärmen aber mit der ganzen Jugendlichkeit, die ihnen ihr Autor leiht, für . . . Max Havelaar, den neuen Vice-Residenten von Lebak. Und

nun beginnt die Wiedergabe von Havelaars Schicksal, der bei seiner Ankunft in Lebak den Schwur that, die eingeborene Bevölkerung vor Mißhandlung und Erpressung zu schützen. Im neunten und zehnten Abschnitt kommt wieder Droogstoppel zu Wort. Er ist mit Sterns Arbeit unzufrieden. Stern tröstet ihn; zum Schluß läuft ohnehin Alles auf Kaffee, Kaffee und nichts als Kaffee hinaus. Uebrigens muß ihn Droogstoppel gewähren lassen, weil er die Firma Ludwig Stern in Hamburg nicht an seine Konkurrenten Busselinck & Watermann verlieren will. Um uns für Sterns „geschmacklose" Ueberschwänglichkeiten zu entschädigen, berichtet er von einer Predigt des Pastors Wawelaar über das Thema: „Die Liebe Gottes, sichtbar in seinem Zorn gegen Ungläubige". Mit größter Entrüstung empört sich der Prediger gegen die Gottlosigkeit der Heiden, die „da brennen und nicht vergehen, denn ewig ist ihre Strafe". Einer jungen Frau wird bei dieser flammenden Schilderung übel. Der versöhnende Akkord im Sermon fehlt nicht: der Niederländer bringt den Heiden die Erlösung, den Glauben. Durch Arbeit soll der Javane zu Gott gebracht werden!... Auch über Luise Rosemeyer macht Droogstoppel einige Bemerkungen, selbstverständlich mehr pädagogischer Art. Im elften Kapitel kommt Stern wieder zu Wort; und damit tritt die Gestalt seiner Begeisterung, seiner gespanntesten Aufmerksamkeit, Max Havelaar, in den Vordergrund. Die ganze innere Zerfressenheit der holländischen Kolonialherrschaft wird entblößt. Ein mattes und verschlafenes Regime, dabei aber werden die ungeheuersten Unmenschlichkeiten an den Javanern verübt; zwar nicht direkt — dafür sind Europäer zu christlich —, aber indirekt ausgeübte Beraubung und Metzelung. Beamte, die sich dagegen sträuben, werden vergiftet oder, wenn Das nicht gelingt, ihrer Posten enthoben; das Raubsystem ist von oben her organisirt. Es kommt so weit, daß auch Havelaar genöthigt wird, sein Entlassungsgesuch zu überreichen. Er muß zurück ins Mutterland. „Havelaar irrte arm, verlassen umher. Er suchte..."

Sterns Berichte sind zu Ende, nicht das Buch. Das letzte Wort hat Multatuli selbst: „Genug, mein guter Stern! Ich, Multatuli, nehme die Feder auf! Du bist nicht berufen, Havelaars Lebensgeschichte zu schreiben. Ich habe Dich ins Leben gerufen. Ich ließ Dich von Hamburg kommen, ich ließ Dich Luisen Rosemeyer küssen... Es ist genug, Stern, Du kannst gehen... Ja, ich, Multatuli, ‚der ich viel getragen habe', nehme die Feder auf... Rettung und Hilfe habe ich gelobt, ich, Multatuli, auf gesetzlichem Wege, wenn es sein kann... auf dem rechtmäßigen Wege der Gewalt, wenn es sein muß... Und Das würde sehr nachtheilig wirken auf die Kaffee-Auktionen der Niederländischen Handelsgesellschaft!... Dir widme ich mein Buch, Wilhelm dem Dritten [König, Großherzog, Fürst, mehr als Fürst, Großherzog und König: Kaiser des prächtigen Reiches, das sich da schlingt um den Aequator wie ein Gürtel von Smaragd!"

Der Lärm, den das Buch verursachte, war ein leerer. Allmählich gewahrte Multatuli, wie Holland auf sein Buch antwortete. Er spie vor diesen Lesern mit den Worten aus: „Publikum, ich verachte Dich mit großer Innigkeit.“ Aber weil es noch immer verhegelte Doktrinäre giebt, die meinen, gerade der Widerstand der stumpfen Welt stärke den Dichter, so sei hier ein anderes Geständniß Multatulis hinzugefügt: „Verachtung des Publikums ist eine der Haupturſachen meiner Gelähmtheit. Ich spreche wie zu einem Tauben.“

Am „Max Havelaar“ ist für uns posthume und nicht holländische Leser das Pamphlet, trotz den Makartfarben der Darstellung, von geringerem Interesse. Die allzu grellen Farben verblassen am Leichtesten. Für den modernen Leser ist der „Havelaar“ als Pamphlet nur noch ein Beweis der moralischen Lungenkraft Multatulis, seiner ethischen Agitationkraft... So seltsam sind die Schicksale eines Werkes! Die Einkleidung des „Max Havelaar“, die dem Dichter selbst am Wenigsten am Herzen lag, wird für den ästhetisch gebildeten Leser das der Bewunderung Würdigste des Buches. Die Steigerung in der Darstellung — Droogstoppel — Stern — Multatuli — zeigt uns die stärkste Technik des Genres. Dabei hat sie nichts Konstruirtes, nichts kalt Gemachtes; sie erhärtet in ihrer umsichtigen Gruppirung der Gestalten ein späteres ästhetisches Bekenntniß Multatulis: „Dichter erschaffen nicht, sie ordnen neu.“ Multatuli hat nie nach den Darstellungformen gesucht. Diese Formen sind ihm vielmehr, wie jedem Dichter, von selbst zugefallen. Jeder Inhalt verlangt seine organisch nothwendige Form. „Suchet des Inhaltes Herr zu werden“, schrieb Multatuli, „die Form wird sich von selbst finden.“ Dadurch, daß der Dichter sein Thema durchdringt, gewinnt er die Form.

„Max Havelaar“ wäre, wie jedes Pathos der Oeffentlichkeit an sich, bei Alledem vielleicht noch kein Beweis für die moralische Genialität des Dichters. Aber daß ihm jedes Milieu, nicht nur das javanische, zum moralischen Problem wurde, ist gewiß ein überzeugender Beweis. Er reist in Europa. Auf einem Bahnhof bemerkt er eine Familie von österreichischen Musikanten, die in ihre Heimath wollen. Ein Mädchen hält einige Münzen in der einen Hand, in der anderen einen Thaler, von dem sie sich aus irgend einem besonderen Grunde offenbar nicht gern trennen möchte. Multatuli bemerkt es und giebt ihr einen anderen Thaler: das Fahrgeld ist komplet ... Dann steigt er rasch in den Zug. Kurz vor Abgang des Zuges stürzen die Musikanten herein, küssen ihn, verschwinden ... Weinend wehrt Multatuli ab. Es läutete, pfiff und er war allein. Diese Menschen waren ihm theuer geworden ... „Sind Das Ihre Verwandten, Herr?“ So fragt ein Reisender, der in der anderen Ecke des Coupés sitzt. „Ja, mein Herr“, antwortet Multatuli, „Das ist meine Familie!“ ... Dieses Gefühl des Zusammenhanges mit allem Lebendigen, diese Verwandtschaft mit allem Menschlichen ist Mul-

tatulis innerſte Kraft. Ganz ähnlich der eben erzählten Epiſode iſt eine Szene aus ſeiner liebenswürdigſten Dichtung: „Seekrankheit“. Ein Herr, den er bald einen Engländer, bald einen Deutſchen, bald einen Schweden nennt, geht auf Deck ſpaziren. Es iſt ein kalter Tag. Die Frau des franzöſiſchen Kapitäns kommt ihm entgegen, ihr Baby ſäugend. „Comment, madame, du temps, qu'il fait“, ſagt der „iriſche Schwede“; und er bedeckt die nackte Bruſt mit ſeinem Reiſeplaid. „Die Frau ſah verdutzt auf. Der Kapitän hatte noch keine Zeit gehabt, ihr zu ſagen, daß die Vertraulichkeit des Fremden etwas Eigenartiges ſei, daß man ihm nachſehen müſſe, à quelqu'un qui vient de si loin. Ce sont peut-être les mœurs de son pays“ ... De son pays, verſtand der Fremde und das Wort klang ihm bitter! Dieſe Allmenſchlichkeit, dieſer innere Kontakt mit allem Lebendigen macht Multatuli zum Dichter. Es giebt Etwas, das im Wörterbuch von Douwes Dekker nicht zu finden iſt, es iſt das Wort: Konvention. Zu keinem lebendigen Weſen hatte er konventionelle — Das heißt: erſtarrte — Beziehungen. Jedes Verhältniß zu Anderen war ihm ein lebendiges. Deshalb duldete er auch nichts Unlebendiges oder gar Mechaniſches an ſich. „Es giebt Dichter, die Verſe machen!“ So äußert er einmal; und ſein ganzer Gegenſatz zu den Handwerkern der Dichtkunſt, den Formenſchleifern und Reimſchmieden, liegt in dieſem verwunderten Ausruf. Er, der wußte, daß man nur in Folge einer außergewöhnlichen Menſchlichkeit ein Dichter ſein kann, hat alle Arten von dichteriſchen Spekulanten mit wenigen Worten von ſich abgethan. Der Geſchicklichkeit, mit der ſich die dichteriſche Mittelmäßigkeit ins Hiſtoriſche, in die Renaiſſance, ins Altgermaniſche, ins Indiſche verkriecht, iſt es gut, Multatulis Axiom entgegenzuhalten: „Jemand, der vorgiebt, er könne auf dem Gebiet der Kunſt Etwas leiſten, muß ſich nicht damit aufhalten, nach Quellen zu ſuchen. Eine tüchtige Amme ſaugt nicht, ſie ſäugt!“ Wie viele gebrechliche Größen, verſchlechterte Volksausgaben nach Nietzſche und Emerſon, werden durch einen ſolchen Hammerſchlag zertrümmert wie: „Propheten machten Schule, aber keine Prophetenſchule brachte Seher hervor.“ Dieſe Sätze ſind Multatulis „Ideen“ entnommen, einem Werk in ſieben Bänden. Es enthält nach des Dichters eigenen Angaben „Alles: Berichte, Erzählungen, einen Roman, ein Drama, Weisſagungen, Erinnerungen, Mittheilungen, Paradoxe.“ Während er die Lieferungen dieſes Werkes in die Welt ſandte, litt er Noth, wohnte in einer Dachkammer und wurde von Verlegern betrogen ... Dabei machte er in ſeinem privaten Leben die außergewöhnlichſten ſeeliſchen Experimente durch, über die nach Erſcheinen ſeiner „Minnebrieven“ zu reden ſein wird. Die letzte Zeit ſeines Lebens verbrachte Multatuli ſorgenfreier. Er hatte ein kleines Häuschen in Deutſchland am Rhein geſchenkt bekommen; da iſt er auch geſtorben. Er war der urſprünglichſte Dichter dieſes Jahrhunderts. Seine Werke kommen un-

mittelbar aus der Seele; meistens fehlt ihnen jede Abkühlung durch technisch-künstlerische Reflexionen. Sein Hauptwerk „Ideen“ nannte er bezeichnend „Die Times seiner Seele“. In einem seiner Briefe heißt es: „Schreiben, Das heißt: Abdruck nehmen von seiner Seele.“ Er konnte auf künstlerische Reflexionen verzichten, denn seine Seele war unerschöpflich.

Wien. Stefan Großmann.

Von zwei Seiten.

Pepino war ein frommer Bauer;
Und jeden Morgen sah man ihn
In tiefer Andacht heil'gem Schauer
In seiner Kirche betend knien.
Ein Stück vom Himmel für ihn war,
Wie ihn gelehrt der gute Frate,
Der reich geschmückte Hochaltar
In seinem bunten Flitterstaate.
Und wenn das Gnadenbild gelacht
Bei all der Kerzen hellem Schein,
Da hat voll Sehnsucht er gedacht:
Wie schön mag wohl der Himmel sein!
Da eines Tags in Prozession
Naht eine große Volksmenge,
Geführt vom Bischof in Person,
Und plötzlich gabs ein wild Gedränge.
In Eile kam der Sakristan,
Und voller Eifer — kaum zu loben —
Hat er den frommen Bauersmann
Schnell hinter den Altar geschoben.
O weh! Was Dem so hoch und hehr,
Von vorn erhaben schien noch kaum,
Von hinten war es kahl und leer:
Ein öder, dunkler, kalter Raum!
Nachdenklich schlich er sich nach Haus:
So ist es mit den Herrlichkeiten?
So schaut das Ding von hinten aus?
Hat gar der Himmel auch . . . zwei Seiten?

Dresden. M. R. Schenck.

Der Papagei.

„Ich begreife nicht, wie Du hier wohnen bleiben kannſt. Den ganzen Tag über bis tief in die Nacht hinein das Geraſſel der Eiſenbahn, das gellende Pfeifen der Lokomotiven . . . Kommſt Du denn da überhaupt zum Arbeiten?“

„Man gewöhnt ſich daran . .“

„Du ſpürſt ſchließlich nichts mehr — vor Ermüdung, Abſtumpfung, aber Deine Nerven . . . Habt Ihr etwa auch kleine Kinder in der Familie? . . . Was ſchreit denn nebenan ſo jämmerlich? Ein Neugeborenes?“

„Nein, der Papagei meiner Wirthsleute. Uebrigens hat er auch ſanftere Töne in der Kehle. Paß mal auf, jetzt wird er gleich ſingen . . . da . . . ‚Ich hatt' einen Kameraden‘ . . .“

„Und die alte heiſere Baßſtimme, die ihm den Kameraden unaufhörlich vorgröhlt?“

„Mein Wirth, ein alter Poſtſchaffner.“

„Der Papagei kommt ja aber über das Wort Kameraden nicht hinaus . . . bleibt er immer an der Stelle ſtecken . . . eine gebrochene Seele . . .?“

„Weiter kann ers bis jetzt noch nicht, aber ich denke, ſo über ein Jahr, da wird ers wohl können.“

„Und ſo lange willſt Du hier noch aushalten? Biſt Du wahnſinnig? Draußen von morgens ſieben bis um Mitternacht die Eiſenbahn, drin der Papagei, der auch von morgens ſieben . . .“

„Bitte, ſechs!“

„Gut für Dich! Alſo von morgens ſechs bis zur ſinkenden Sonne den Kameraden kreiſcht . . . wenn Du Das verträgſt: ich nicht. Ich bin ſchon von den zehn Minuten, die ich bei Dir war, krank; ich muß hinaus in die friſche Luft. Adieu!“

„Bleib doch noch einen Augenblick, ich will Dir auch Alles erzählen. Wie es kommt, daß ich hier immer noch bin, warum ich . . . Mein Gott, ich bin krank, meine Nerven ſind zerrieben, mein Magen iſt ſchlecht und der Geiſt ſchlaff. Siehſt Du hier an den Schläfen das graue Haar? Das Alter, bei meinen Jahren! Und doch . . . eine geheimnißvolle Macht feſſelt mich an dieſes Zimmer. Weißt Du, wer dieſe Macht iſt? Nein? Ich glaube Dir, Du kommſt nicht darauf. Jener Papagei in der Wohnſtube, den ich wie die Peſt haſſe und dennoch manchmal lieben muß —“

„Du wirſt mir unheimlich. Sollte . . .?“

„Nein, Du brauchſt nicht entſetzt von mir fortzurücken, ich bin nicht verrückt, ich bin ganz bei Sinnen . . . Den ich lieben muß, dabei bleibe ich: muß . . . Begreifſt Du? Und darum . . . doch Du verſtehſt mich nicht. Höre mich an!

Du weißt, daß ich vor fünf Jahren hier einzog. Es war am erſten September. Am nächſten Morgen ſaß ich am Schreibtiſch und begann meine Doktorarbeit über den göttlichen Owenus. Ich hatte das Zimmer von einem Bekannten, einem Klavierſpieler, übernommen. Er beruhigte mich über den Lärm der Eiſenbahn vollſtändig durch den Hinweis auf die ſieben Jahre, die er darin zugebracht habe. Er ſah dick und geſund aus, ſeine Nerven hatten durch den Skandal nicht gelitten — warum ſollte ich denn gerade ein Schwächling ſein! Alſo, ich ſchloß mit der Wirthin ab für ein halbes Jahr. Dann machte ich mein Examen und konnte mir eine Wohnung wählen, die mir wirklich gefiel. Der Klavierſpieler hatte nicht

gelogen, er hörte die Eisenbahn nicht, weil er sie durch sein Pauken übertönte, aber ich. . . Da saß ich nun an dem Bureau und konnte keinen vernünftigen Gedanken fassen. Ich war verzweifelt. Meine Wirthin tröstete mich damit, daß der Herr Klavierspieler sich auch daran gewöhnt habe. Ich sollte nur ein Bischen Geduld haben, es würde schon gehen. Und es ging, mußte gehen. Ich zwang mich dazu, — und in den ersten Januartagen war meine Arbeit fertig. Ich athmete auf. Nun kam das Einpauken für das Mündliche und ich verfügte wieder über etwas freie Zeit. Ich nahm meine Spazirgänge durch die Potsdamerstraße wieder auf. . . . Das war mein Verderben. Eines Abends treffe ich einen Freund, der eine sehr elegante Dame am Arme führt. Er stellt sie mir vor, seine Freundin, die Lilli. Wir gehen zusammen in ein Café, plaudern sehr nett mit einander und trennen uns dann mit dem Versprechen, am nächsten Tage einen kleinen Ausflug zu unternehmen. Was brauche ich Dir Das weiter auszumalen? Das Ende kannst Du Dir denken. . . Eines Nachmittags lud ich sie zum Punsch — Das war ihr Lieblingsgetränk — auf mein Zimmer. Sie kam sehr pünktlich, genirte sich anfangs ein Wenig und fiel mir dann mit einer himmlischen Ungezwungenheit, die mich an ihr wahnsinnig machte, plötzlich um den Hals. Seit der Zeit ging kein Tag vorüber, wo sie nicht zu mir heraufschlüpfte. Wir waren sehr glücklich. Ich konnte noch mal so gut arbeiten in dem Gedanken, daß Lilli zur bestimmten Stunde mich besuchen würde. Kaum hatte die Uhr nebenan Sechs geschlagen, so klingelte es in gewissen Abständen: ich wußte dann Bescheid, sprang vom Tisch an die Thür und öffnete. Da war es mir — ich werde nicht sentimental, liebster Freund —, als träte der Frühling ein, der Frühling mit lauen Winden und dem Tirili der Vögel. Sie immer heiter und sonnig, frohe Lieder auf den Lippen. Wir schwören uns, stets zusammenzubleiben und uns lieb zu haben. Damals meinte sie es, glaube ich, auch aufrichtig. Nur manchmal, wenn sie so still wurde und vor sich hinträumte, ahnte ich, daß es nicht ewig so bleiben könnte. Dann sprang sie plötzlich auf, drehte sich graziös auf den Hacken wie im Tanze herum und sang einen Walzer, dessen Refrain ich niemals vergessen werde. Ich höre immer noch ihr: ‚Den Herzen aller schönen Frau'n darf man nicht allzu sehr vertrau'n'. Und der Papagei meiner Wirthsleute fand auch Gefallen an der einschmeichelnden Weise und versuchte, ein paar Noten davon zu behalten. Das machte Lilli unbändiges Vergnügen. Täglich sang sie den Walzer mit ihrer hellen, klaren Stimme, unermüdlich wiederholte sie die Melodie und ruhte nicht eher, als bis das gelehrige Thier fünf Takte sicher hinter einander auswendig konnte. Dann brach sie in ein lautes Gelächter aus, das ihr der aufmerksame Schüler nachmachte und seitdem nicht mehr vergaß. Es war eine lustige Gesangstunde. Eines Tages, es war in den letzten Tagen des April, blieb Lilli aus. Am nächsten Nachmittag kam sie wieder und bat mich unter Thränen um Entschuldigung. Ich wußte, daß es vorbei war. Mit dem Wehen der Frühlingswinde erwachte ihre Zugvogelnatur wieder; den Winter hatte sie bei mir verträumt und nun duldete es sie nicht länger in Berlin, das sie eigentlich haßte. Sie wollte fort. Wohin: Das überließ sie dem Schicksal. Wir trennten uns. .

Ich stürzte mich in die Arbeit, um zu vergessen. Aber der erste Nachmittag — Das kannst Du Dir vorstellen — war für mich furchtbar. Ich durfte nicht daran denken, daß es um sechs Uhr nicht mehr klingeln würde . . . Plötzlich fing

der Papagei an zu singen: ‚Den Herzen aller schönen Frau'n darf man nicht allzu sehr vertrau'n', dann hielt er inne und brach in ein Gelächter aus, in Lillis Gelächter. Mir stand fast das Herz still. Und Das machte er jeden Nachmittag. Und ich ... blieb wohnen, obwohl ich bereits mein Examen hinter mir und nichts mehr hier oben zu suchen hatte. Meine Wirthin ahnte nicht, wer mich an das geräuschvolle Zimmer fesselte; sie wars zufrieden, daß sie die Sommermonate hindurch vermiethete. Endlich kamen sie doch dahinter. Das geschah, als ich im Herbst nun doch kündigen wollte. Am Fünfzehnten, morgens, trat ich in das Zimmer, in dem die Wirthsleute schliefen, um mir den Kaffee zu bestellen. Einen Augenblick blieb ich verlegen an der Thür stehen, dann sagte ich schüchtern: „Liebe Frau, am nächsten Ersten ...", da unterbrach mich der Papagei ...; er sang triumphirend: ‚Den Herzen aller schönen Frau'n darf man nicht allzu sehr vertrau'n'; hier stutzte er, besann sich und lachte plötzlich laut auf. Ich drehte mich um und sprach meinen Satz nicht zu Ende. Hätte die Kanaille nicht gerade in dem Augenblick gesungen, ich glaube, ich wäre schon längst hier heraus. So aber blieb ich wieder einen Monat. Meine Wirthin aber hatte mir angemerkt, an wen ich bei der Melodie dachte, ein grinsendes Lächeln war ihr über das gefaltete Gesicht gelaufen, — jetzt kam ich nicht mehr aus ihren Händen.

Am nächsten Fünfzehnten wiederholte sich die selbe Szene; und so geht es nun schon fünf Jahre; immer, wenn ich die Kündigung aussprechen will, unterbricht mich der Papagei und ... ich schweige. Manchmal, wenn er noch etwas verschlafen ist, ermuntern ihn die Wirthsleute durch Zurufe: ‚Sing doch, Papchen, sing', — und Papchen singt. Er ist mir, als hätte ich mich unglücklich verheirathet und könnte nicht los... Ich habe mich verplempert, mein Freund, und Das um eine Erinnerung, um eine ganz schwache Erinnerung. Was versprach ich einst zu der Zeit, als ich mein Doktorexamen glänzend bestand! Die Welt lag mir zu Füßen ... ich brauchte ihr nur den Nacken zu brechen. Ich that es nicht, konnte es nicht. Hier oben soll ich Etwas schaffen? Mein Gott, ich bin froh, daß ich das tägliche Brot mir zusammenschreibe! Kein Aufschwung, kein Flug zu der Sonne... Ich krieche mit anderen Hunderttausenden auf der platten Erde. Meine Eltern zürnen mir, meine Bekannten meiden mich; sie halten mich für einen Sonderling. Ich falle ab... Du sahst vorhin mein graues Haar. Und kein Mittel giebt es, aus den Fesseln herauszukommen... Hier siech ich langsam hin ..."

„Du thust mir leid. Aber mal wird der Papagei doch das Zeitliche segnen."

„Bei dem Alter, das die Thiere erreichen? Neulich las ich in einer Naturgeschichte, daß Papageien hundertfünfzig Jahr alt werden. Mein Himmel, bis dahin ..."

„Ich bedauere Dich. Aber ... bringe ihn um, vergifte ihn und Du bist frei!"

„Dann singt er ja aber nicht mehr ... und ich kann nicht ohne jene Melodie leben."

„Du bist wahnsinnig!"

„Vielleicht. Doch was thuts? Meine Existenz ist vernichtet, ich bleibe hier und krieche weiter... In der letzten Zeit habe ich aber merkwürdige Gedanken. Ich spiele mit einer Idee. Vorläufig ist sie mir noch fern, aber.... Wie wäre es, da der Papagei nicht stirbt, wenn ich mich tötete?"

Halensee. Erich Urban.

Selbstanzeigen.

Ausgewählte Essais von Montaigne. Deutsch von Emil Kühn. Straßburg. J. H. Ed. Heitz.

Montaigne ist der Erste, der die Kunstgattung des Essai angewendet hat. Seitdem ist sie häufig geworden, in unserem Jahrhundert namentlich, und nicht blos in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern; in England zum Beispiel hat sie in Macaulay einen besonders bedeutenden Vertreter gefunden. Aber der moderne Essai ist etwas ganz Anderes, als was sein Erfinder damit meinte. Der moderne Essai verhält sich auf wissenschaftlichem und schöngeistigem Gebiet zu dem Buche etwa so wie auf dem ihrigen die Novelle zum Roman oder die Ballade zum Heldengedicht, als ein Aehnliches in kleinerem Rahmen zu dem größer Ausgeführten; Montaigne dagegen hat seine Aufsätze Essais genannt, weil er zwar den inneren Drang fühlte, seinen Gedanken dauernden Ausdruck zu geben, zu schreiben, es zu versuchen, sich jedoch für unfähig hielt, ein kunstmäßiges Buch zu Stande zu bringen. Er meinte Das aufrichtig, wie er überhaupt ein durchaus wahrhaftiger Mensch war; aber Gegner, die geneigt sein sollten, aus diesem Bekenntniß Kapital zu schlagen, haben zu bedenken, daß Montaigne den höchsten Maßstab anlegte. Er hatte Leute wie Plato und Xenophon im Auge, nicht aber Zeitgenossen wie den Vielschreiber Pietro Aretino, dessen Bezeichnung als göttlich ihm beim Gedanken an Plato wie Frevel erschien. Ein Irrthum freilich war die Selbstverkleinerung Montaignes dennoch, denn er ist unter den Schriftstellern ein Meister. Daß er fast in jedem seiner Aufsätze verkündet, wie wenig der Mensch wisse, daß er gar nichts recht wisse, hat ihm bei Denen, die „Alles reduziren und gehörig klassifiziren", zur Einreihung in die Zunft der Zweifler (Skeptiker) verholfen. Durch diesen Makel haben sie ihm seinen Spott vergolten; und daß er am Liebsten sich selbst als Beispiel der menschlichen Unwissenheit hinstellt, haben sie benutzt, um ihm den Makel der Oberflächlichkeit anzuhängen. Da er ferner unbefangen Alles bespricht und geradezu benennt, ohne salva venia, die Erscheinungen des Geschlechtslebens zum Beispiel, und er als Edelmann, der die „große Welt" gesehen hat, seine Beispiele gern daraus entnimmt, so muß er weltmännisch gesinnt sein; und nun ist, nicht blos fürs Konversationlexikon, der oberflächliche, skeptisch-weltmännische Philosoph fertig. In Wirklichkeit jedoch ist Montaigne ein homo sui generis, der sich in keine Philosophenschule einzwängen läßt. Und insbesondere ist er kein Skeptiker, sondern ein überzeugter Christ. Wenn es bei ihm so oft heißt: Was ist Wahrheit? so meint er Das nicht im Sinne von Pontius Pilatus, sondern in dem des Apostels, der gesagt hat: Unser Wissen ist Stückwerk; und auch für ihn ist das höchste Leben des Menschen in Glauben, Liebe und Hoffnung beschlossen. Eben so ungerechtfertigt ist der Vorwurf der Oberflächlichkeit. Er ist ein ernster und tiefer Forscher, nur äußern sich bei ihm Ernst und Tiefe anders als bei den meisten Philosophen — muß denn die Weisheit immer Runzeln haben? —; sein Objekt selbst, die Menschenseele, hat kaum eine Falte, in die nicht sein Blick eingedrungen

wäre. Daß er alle Seiten des Menschenlebens, das volle Gesicht unserer Mutter Natur, betrachtet und ohne Ziererei mit Namen benannt hat, mag der Verbreitung seiner Schriften schaden (la mère en défendra la lecture à sa fille), aber bei ernsten Männern ist das Absehen von jeder Schminke eine Empfehlung; Montaignes Absicht war rein; und puro omnia pura.

Montaigne war Katholik und hat seine kirchlichen Pflichten gewissenhaft erfüllt. Den, der darüber geringschätzig die Achseln zuckt oder gar geneigt ist, heuchlerisches Thun anzunehmen, möchte ich auf das Beispiel Moltkes verweisen, der als evangelischer Christ ganz entsprechend gehandelt, uns jedoch in seinen Trostgedanken ein von konfessioneller Enge freies Glaubensbekenntniß hinterlassen hat. Montaigne soll auch zu Moltkes Lieblingsschriftstellern gehört haben. Für seine Person hat Montaigne Duldung geübt; er war im echten Sinne tolerant, aber die Reformation hat er bekämpft, als treuer Diener seiner Könige und Soldat mit den Waffen in der Hand und als Schriftsteller mit Geisteswaffen. Er fand, daß bei den Reformirten die Thaten nicht den Worten entsprächen, er sucht in ihrem Lager vergeblich nach der Duldsamkeit, die sie für sich beanspruchten, und er glaubte, gerade bei den Protestanten von der Vermessenheit, die er an den Philosophen bekämpfte, recht viel zu entdecken. Nicht weniger wirkte bei ihm eine — man könnte sagen: nationale — Abneigung gegen unsinnlichen Kultus mit. Doch mit dem Verhältniß zu Religion und Philosophie ist Montaignes Wesen nicht erschöpft. Es umfaßt Alles, was menschlich und naturgewollt ist: das öffentliche und das persönliche Leben, das in der Fremde und das am eigenen Herd, Leben und Sterben, Vergangenheit und Gegenwart, Staat und Gesellschaft, Sitte und Individualität, äußere und innere Freiheit, Ehe und Familie, Wirthschaft und Büchersaal, Freundschaft und Selbstgenügen, Anschauung, Gedanken und That. Und vor Allem war er Psycholog; seine Seelenkunde ist erstaunlich; darin ist er eine außerordentliche Erscheinung. Auf diesem Felde, auf dem der innneren und der äußeren Erfahrung, und in der Art, wie man ohne jede Künstelei mit Geist, Herz und Geschmack schreiben kann, können Alle von ihm lernen. Als Klassiker hat er ja für alle Zeiten geschrieben, aber die Zeit, der seine Schriften zunächst galten, hat mit unserem Zeitalter besondere Aehnlichkeit. Jeden Augenblick fällt dem Leser diese Aehnlichkeit auf. Die Freiheit, die sich Montaigne gegen die falschen Geistesströmungen seiner Zeit errungen und bewahrt hat, hat für uns etwas Vorbildliches. Er ist im edelsten Sinne zeitgemäß, und was von seinen Schriften im Ganzen gilt, gilt auch von Einzelheiten. So hat er keine einzige spezifisch politische Abhandlung geschrieben, aber politische Bemerkungen findet man bei ihm in Menge, bald kurz zusammengedrängt, bald ausgeführt, immer werthvoll und sehr oft so, daß ihre „Aktualität" überrascht. Die treffende Bemerkung, die schließliche Zusammenspitzung einer Gedankenfolge in wenige Worte, das Schlagwort: Das ist es, wofür er am Meisten bekannt ist und anerkannt wird. Jeder, der ihn überblättert, findet solche Stellen leicht heraus und erklärt den Verfasser für geistreich; und diesen Genuß kann sich auch Jeder, der etwas Französisch versteht, leicht verschaffen. Aber dadurch wird der Leser Montaigne nicht gerecht, denn in ihm steckt mehr, nicht nur Konfekt und Würze, sondern nahrhafte und stärkende, ja erhebende Geisteskost in Hülle und Fülle. Um den ganzen Mann zu genießen, bedarf es der Arbeit, denn der Gedankengang hat

bei Montaigne schweren Gehalt und er hat seine eigene Sprache, die gleichfalls schwer ist. Der modernisirte Montaigne ist nicht Montaigne; und der Originalmontaigne will studirt sein. Ich will zufrieden sein, wenn der Leser meiner Uebersetzung von zwanzig ausgewählten Essais außer Treue und Verständniß noch die Freude anmerkt, auch ihm in unserer Muttersprache einen Mann näherzubringen, der mir fast auf jeder Seite aus der Seele gesprochen hat.

Rheinbischofsheim. Dr. Emil Kühn.

Lamettrie. Sein Leben und seine Werke. Ferd. Dümmler, Berlin.

Die alte, täglich bestätigte Erfahrung von der untergeordneten Rolle der Einsicht, der Erfahrung, der Vernunft und des Verstandes bei Vorherrschaft menschlich-allzumenschlicher Dinge hat, je nach deren geistiger Stimmung und natürlicher Anlage, sehr variirend auf die Menschen gewirkt. Die Einen, Besten, ringen nach Klarheit und tragen den tiefen Drang in sich, unverdrossen weiter zu arbeiten an der Förderung des Guten, auch wenn das Gute in noch so weite Fernen gerückt scheint. Den Anderen ist ein solcher Standpunkt zu hoch, eine solche Philosophie zu ideal, zu streng. Sie sagen sich von vorn herein, daß Ideale nicht zu verwirklichen und Niederlagen nicht zu vermeiden sind. Wenn die Menge siegt und die Dummheit regirt, so wollen sie wenigstens nicht auf das Recht verzichten, über die Thorheit der Welt zu lachen, mit den plumpen Gewinnern im Hazardspiel des Lebens ihren Spott zu treiben und das Schicksal, das sich nicht unterjochen läßt, zu ironisiren. Besonders stark ist diese Neigung bei den Franzosen hervorgetreten. Die äußeren Verhältnisse, die gesellschaftlichen wie die politischen, waren ganz dazu angethan, diesen nationalen Charakterzug in Julien Offray de Lamettrie (1709 bis 1751) auszubilden, zu verschärfen und bis zur Virtuosität zu steigern. Ihm, der stets von naturwissenschaftlichen und theologischen Feinden belagert, verfolgt und mit dem Tode bedroht war, schärfte sich der Verstand; aber diese Umgebung war, weil sie nicht aus ehrlichen Feinden, sondern aus Charlatanen, Tartuffes und blinden Fanatikern bestand, wenig dazu angethan, seine Achtung vor den Menschen zu fördern. Doch der Starke forderte mit unerschütterlichem Muth die größten seiner Antagonisten heraus und sie sahen sich bald einem Gegner überliefert, vor dessen erbarmungloser Satire die ihre in Stücke brach wie vor der toledanischen Klinge ein verrostetes Rapier. War seine Leidenschaft erst entfesselt, so sparte er auch die vergifteten Angriffe nicht, die gleich Partherpfeilen trafen. Und war er auf die Defensive beschränkt, so blieb er bis zuletzt auf der Bresche und seine Geschosse hagelten auf den Feind herab, so lange es einen Stein zu vertheidigen gab. Ich habe in meinem Buche in einem besonderen Abschnitt die Urtheile zusammengestellt, die über Lamettrie gefällt wurden und die heute noch in Umlauf sind. Das Gesammtbild ergab, daß Lamettrie zu jenen impertinenten Nullindividuen gehört, die zur Plage der Menschheit auf der Erde ihr schändliches Dasein fristen. Dem gegenüber wollte ich zeigen, daß, wenn Goethe, Darwin, Haeckel und andere bedeutende Evolutionisten genannt werden, der Name Lamettries als der ihres Vorgängers genannt werden muß. Ehe ich mit Lamettrie vertraut wurde, kannte ich Schlossers „Weltgeschichte für das deutsche Volk". Als ich hier las: „Alle Schriften La-

mettries sind auf widrige Weise mit trostlosen Lehren des Lasters angefüllt und diese werden mit der unverschämten Heftigkeit eines Narren vorgetragen", war ich überzeugt, das Gegentheil müsse wahr sein. Während meines Lamettrie-Studiums erkannte ich bald, daß weder die Philosophen noch die Historiker sich einmal die Mühe genommen hatten, die Werke Lamettries gehörig durchzuarbeiten, sondern daß sie Alle irgend ein altes Vorurtheil weiterschleppten, ohne es einer Prüfung zu unterziehen. Ich machte es mir daher zur Pflicht, einen Menschen zu rehabilitiren, der im Kreise der Diderot, Voltaire, Maupertuis einer der Bedeutendsten war. Heute, nachdem Friedrich Albert Lange und Du Bois-Reymond manches prachtvolle Wort über Lamettrie gesagt hatten, konnte ich es wagen, mein Werk zu veröffentlichen. J. E. Poritzky.

Gesammelte Erzählungen und Märchen von Goethe. Stuttgart 1900. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Die vorliegende Sammlung enthält die Erzählungen und Märchen Goethes, die nicht einzeln erschienen, sondern in größeren Werken — Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit, Wanderjahre — verstreut sind. Da der Herausgeber die Erfahrung gemacht hatte, daß selbst gründliche Goethe-Kenner nicht gleich anzugeben wußten, wo diese oder jene Novelle stehe, und daß die meisten Erzählungen nicht nach Gebühr gekannt und gewürdigt sind, schien es ihm ein Bedürfniß, sie aus ihrem ohnehin sehr lockeren Zusammenhang mit den eben genannten Werken herauszulösen und sie in einem Bande zu vereinigen. Es bedurfte hierzu nur weniger, geringfügiger Aenderungen. Die ersten drei Erzählungen sowie das Märchen sind den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter entnommen. Sie erschienen zuerst in der von Schiller herausgegebenen Zeitschrift „Die Horen" 1795. Die einzelnen Geschichten tragen keine Titel, doch ergaben diese sich ganz von selbst. (Am dreiundzwanzigsten Dezember 1794 schreibt Goethe an Schiller: „Ich will nun auch an die Gespenstergeschichten gehn"; und am achtundzwanzigsten Oktober 1794 erinnert ihn Schiller an die Idee, „die Geschichte des ehrlichen Prokurators aus dem Bokkaz zu bearbeiten". Die Wunderlichen Nachbarskinder sind den Wahlverwandtschaften, der Neue Paris Dichtung und Wahrheit, alle folgenden Erzählungen den Wanderjahren entnommen. Die Novelle Sankt Joseph der Zweite ist hier nach dem ersten Druck im Taschenbuch für Damen 1810 wiedergegeben; eben so das Märchen Die neue Melusine nach seiner ersten Fassung im Taschenbuch für Damen 1817 und 1819 (mit dem in keiner späteren Ausgabe enthaltenen Vorwort Goethes), die übrigen Erzählungen nach der 1829 erschienenen Ausgabe der Wanderjahre. Die Ergebnisse der kritisch-korrekten weimarer Goethe-Ausgabe (besonders werthvoll in der Novelle Der Mann von fünfzig Jahren) sind bei allen Erzählungen dankbar benutzt worden. Innigen Dank auch dem Meister Hans Thoma für die Erlaubniß, sein Bild „Die Flucht nach Egypten" der Sammlung voranstellen zu dürfen.

München. Hermann Levi.

Burne-Jones.*)

Nicht vom Leben des Künstlers Burne-Jones, nicht von dem Boden, auf dem seine Kunst gewachsen ist, soll hier die Rede sein, nicht von seiner Entwickelung, auch nicht von seinen Werken im Einzelnen; nur einige seiner Eigenschaften sollen berührt werden, die Jeder beim Betrachten der Blätter sofort nachprüfen kann, insbesondere zwei: sein Temperament und sein Verhältniß zur Dichtkunst.

Wenn wir nur oberflächlich vom Temperament eines Malers reden, denken wir vielleicht an große Leinwandflächen, an gluthvolle Farben und an stark erregte Vorgänge auf den Bildern. Das Alles aber hat mit dem eigentlichen Malertemperament wenig zu thun. Dahinsprengende Husaren im Bilde legen an sich noch kein Zeugniß ab für einen temperamentvollen Künstler; im Sinn ihres Schöpfers sprengen sie vielleicht dahin; im Beschauer wissen sie oft keinen Funken von Leben zu erwecken. Es gab wohl Künstler, bei denen höchste Erregung in den Stoffen sich mit der entsprechenden Darstellungskraft des Künstlers, der sie meisterte, paarte. Rubens war solch ein Mann. Sein „Jüngstes Gericht", sein „Höllensturz" reißt uns in den Taumel seiner Leidenschaftlichkeit mit hinab. Das neunzehnte Jahrhundert hat kaum einen Maler, bei dem das feurige Allegro der Darstellung sich mit höchster Lebendigkeit in den Vorwürfen zusammenfindet. Delacroix hatte Anlage, ein solcher zu sein, war aber überreizt und kultivirte zu sehr das Grausige; Piloty, dem man eine verhaltene Gluth nicht absprechen kann, kam über das Theatralische in seinen Bildern nicht hinaus; und Stuck, der unter den Neueren das „allegro con fuoco" noch am Besten beherrscht, verliert sich zu leicht in dekorative Spielereien. Und doch hat das neunzehnte Jahrhundert viele temperamentvolle Maler aufzuweisen. Wir suchen und finden eben das Temperament, auch wenn die Maler ruhige Vorgänge darstellen. Dem Maler bedeutet Temperament Intensität und Energie der Auffassung. „Auffassung": wie ist leider gerade dieses Wort in der Zeit unserer Väter gemißbraucht worden! In der cornelianischen Zeit verstand man darunter die überlegene „Bildung", die der Künstler für sich allein gepachtet zu haben glaubte. Mit Hilfe dieser Bildung wurde der Mensch aus seiner Erdensphäre herausgerückt und in eine ideale Höhe erhoben, wo das „Schöne, Große, Edle und Wahre" angeblich zu finden war. Jede Pose, jede Geberde, jeder Gesichtsausdruck der handelnden Menschen sollte „groß" sein. Das nannte man dann Auffassung. Aehnlich war es bei den späteren Historienmalern; Größe der Auffassung, sprechender Ausdruck wurde überall erstrebt; die Wirkung war aber nur, daß wir, die Nachgeborenen, jetzt nichts als leeres Pathos und Theaterpose in diesen Bildern finden. Auffassung war auch das Schlagwort der Volks- und Sittenmaler. „Wie fein ist Das beobachtet! Welch köstlicher Humor!": so hörte man die Kritiker jener Maler ausrufen, deren Beobachtungsgabe nicht schärfer war als die jedes gewöhnlichen Menschen. Die neueste Aesthetik verlangt, vielleicht mit Recht, die Auffassung des Künstlers solle der Art nach keine andere sein als die des Alltagsmenschen;

*) Geschrieben bei Gelegenheit einer Ausstellung von neunzig Photogravuren nach den Hauptbildern des Künstlers in der berliner Photographischen Gesellschaft.

nur muß sie sehr viel stärker sein. Sie soll sich nicht vordrängen, sondern den Beschauer unmerklich auf die Höhe des Gewollten und des Erreichten führen.

Zwei deutsche Meister, deren Lebenswerk wir jetzt, obgleich sie noch leben, überschauen können, haben im höchsten Sinn Temperament gezeigt: Menzel und Boecklin. Was Boecklin uns Deutschen ist, der Künstler, der die in Vielen unklar lebenden Phantasievorstellungen deutlich gestaltet hat, Das ist für die Engländer Burne-Jones. Er ist am Ende seines Lebens in den breiteren Massen des englischen Volkes populär geworden. Er hat all Das ausgesprochen, was seit Jahrzehnten an Ideen unter einem Häuflein von Malern, Dichtern und Aesthetikern lebendig war und immer weitere Kreise ergriff. Er hat aus sich selbst und aus seinem Wesen herausgeschaffen und in den englischen Kunstfreunden den Glauben geweckt, dies Alles hätten sie längst vorher gedacht und empfunden. Und so ist Burne-Jones der glücklichste Vertreter der ganzen präraffaelitischen Malerschule geworden. Uns Deutschen ist ja Vieles in seiner Kunstweise fremd, viel spezifisch Englisches ist darin, wie ja auch Puvis de Chavannes eigentlich nur den Franzosen und Boecklin nur den Germanen ganz verständlich sein mag; in dem Gesammtbilde seiner Leistungen erkennen wir aber ein echtes Malertemperament. Niemals tritt er uns aufdringlich und überlegen entgegen. Mit schlichter Einfachheit trifft er stets den überzeugenden Ausdruck für Das, was er zu sagen hat. Und er hatte Etwas zu sagen.

In keinem Jahrhundert haben sich die Maler so oft und so gern an die Dichtung angelehnt wie im neunzehnten. Ganze Malerschulen sprießen hervor, die mit einer Literaturschule verschwistert sind. In früheren Jahrhunderten ist der Einfluß der Dichter auf die Maler nicht so sichtbar. Nur Dante hat ihn in höherem Maße auf die Frühitaliener ausgeübt. Nie auch ist der Stoff zu Bildern so oft der Dichtung entlehnt worden wie in unserer Zeit. Homer und Dante, Shakespeare und Cervantes, Goethe und Schiller — um nur die Gipfel zu nennen — liefern in beispielloser Fülle die Stoffe zu Bildern. Das ist auch ein Beweis für die neue Spezies des Bildungphilisters, der „schrecklich viel gelesen hat" und der nun gern das Gelesene auf den Bildern der Ausstellungen wiederfindet. In früheren Jahrhunderten scheint neben den biblischen Stoffen nur eine begrenzte Anzahl mythologischer Geschichten in den Malerköpfen lebendig gewesen zu sein, die immer wiederkehren und sich durch Ueberlieferung vererben: Venus und Adonis, Danae, Diana und Kallisto u. s. w. Welche Fluth von Situationen und gemalten Altschlüssen dringt nun aber in unserem Jahrhundert in das Gebiet der Malerei ein! Die meisten dieser Bilder haben nur den Werth mittelmäßiger Illustrationen in riesigen Formaten; sie sind schon der Vergessenheit anheimgefallen und werden in der Entwicklungsgeschichte der Malerei keine Rolle spielen. Große Künstler wollen mehr sein als bloße Interpreten und Illustratoren. Auch Rossetti und Feuerbach haben Bilder gemalt, in denen Dante eine Rolle spielt. Sie aber waren erfüllt vom Geist Dantes, waren in seiner Sphäre erwachsen und gaben ihn, als er auf ihren Bildern erschien, als etwas Eigenes, Starkes, Persönliches.

So schafft auch Burne-Jones. Nach historischer Treue im Kostüm oder Typus der Menschen fragt er nicht; er hat viel aus alten Sagen und Legenden geschöpft, aber immer war ihm der Stoff nur eine Anregung, Eigenes zu geben,

etwa wie unserem Klinger Brahms ein Anreger war. Auch Burne-Jones malt klassische Geschichten, uralte Stoffe, wie Amor und Psyche, die Perseus- und die Pygmalion-Sage; aber unter seinen Händen werden sie neu. Er fragt und grübelt nicht, wie Circe am Besten darzustellen sei, sondern er malt sie auf seine besondere Weise, ein Moderner für Moderne. Seine Menschen haben etwas animalisch Sicheres, zum Beispiel das Menschenpaar, das im Garten Pans auf dem hügeligen Waldboden sitzt. Sie leben in unserer Phantasie lange noch fort, wenn uns die Bilder längst aus den Augen entschwunden sind. Sie klingen nach; sie bereichern uns. Das gilt namentlich für die Hauptbilder, „Liebe unter Ruinen", „Chant d'Amour", „Venusspiegel", „Die goldene Treppe"; in ihnen giebt uns der Maler selbständige Dichtungen.

Das Schöne kann nicht gelehrt werden; man muß es erleben. Und in der Einsamkeit, fern vom Geräusch der Welt, findet man es am Ehesten. In vornehmer Zurückgezogenheit hat Burne-Jones geschaffen. Nicht im Kampf gegen die Menge. Er trägt das „odi profanum vulgus" in seinem Künstlerwappen. Wie ein großer Künstler steigt er nicht zu der Menge herab, sondern wartet, bis sie zu ihm hinansteigt. Sein Hauptschaffen scheint dem Kunstgewerbe gewidmet; er macht Entwürfe für Kirchenfenster und Gobelins. Daneben reifen langsam seine Bilder. Stellt man sein Schaffen neben das eines Realisten, zum Beispiel neben Ford Madox Brown, so merkt man, daß die Kluft zwischen Realisten und Idealisten nicht so groß ist, wie man glaubt. Sie finden sich zusammen in der höchsten Aufgabe, die die Geschichte der Kunst kennt. Man sieht, daß es schließlich nicht darauf ankommt, ob man äußeres oder inneres Leben darstellt. Aus der Nähe betrachtet, scheinen sie sehr verschieden; tritt man nur ein Wenig weiter zurück, so sieht man das Wesensähnliche.

Grunewald. Wilhelm Werckmeister.

Deroute.

Am hochragenden Bau der Haussespekulation hat sich ein Steinchen gelockert. Das sollte nichts auf sich haben, denn es ließe sich rasch ein Ersatzstück schaffen. Aber das Publikum ist nicht börsenreif. Es ist von Angst gepackt und läuft, statt den Bau zu stützen, davon. So freilich kann sich nur die Gefahr des Einsturzes mehren. Allerdings: das Reichsmarineamt wird in ein paar Wochen einige Mitglieder in die Industriebezirke entsenden und sich davon überzeugen, inwieweit die Eisenwerke für die Beschaffung von Schiffsmaterial lieferungfähig sind. Das wird die Spekulation von Neuem ermuthigen; und wenn sie nicht den nachträglichen Spott fürchtet, wird sie gar von Neuem für die Begründung etlicher Flottenvereine in ostpreußischen Dörfern ein paar tausend Mark stiften. Natürlich nur, wenn sie glücklich um die Erhöhung der Börsensteuer herumkommt. Die Aussichten sind trübe. Des Herrn Müller-Fulda haben sich inzwischen einige berliner Börsenmakler liebevoll angenommen und ihm einige Kenntnisse im Börsen- und Maklerwesen beizubringen gesucht. Er war entsetzt über die traurige Lage des Standes und des Geschäftes, von der er sich bis dahin kein rechtes Bild gemacht hatte. „Ihr habt Recht, Leute," so etwa soll er den Besuchern gesagt

haben; „kein neuer Stempel, wenn nicht die halbe Börse an den Bettelstab gebracht werden soll! Aber das Verhängniß ist zu weit vorgeschritten, als daß ich es noch aufhalten könnte. Die Mehrheit wird leider für eine verstärkte Besteuerung der Börsenumsätze eintreten und ich kann dieses verderbliche Beginnen nicht hindern!" Also Herr Müller, der Vater des neuen Mosaiksteuersystems. Er folgt allerdings nur den Spuren der preußischen Regirung, die einen Gesetzentwurf zur Besteuerung der Waarenhausumsätze hartnäckig vertheidigt und nachher durch einen verantwortlichen Minister in köstlicher Naivetät verkünden läßt, es handle sich nur um einen Versuch, über dessen Unzulänglichkeit wohl nirgends ein Zweifel bestehe. Traurig ist es, daß ein starkes Volk auf dem Wege zur Weltmacht zu solchen Experimenten sein Blut hergeben muß. Gegen diese Tendenz mag Einspruch erhoben werden; sie ist beschämend und verhängnißvoll zugleich.

Daß unsere Gesetzgeber gar nicht den Widerspruch herausfühlen! Die deutschen Börsen sollen in ernsten Zeiten wichtige wirthschaftliche und patriotische Aufgaben erfüllen: für die finanziellen Bedürfnisse der Staaten und Gemeinden vorsorgen, den Geld- und Effektenmarkt reguliren und uns von den ausländischen Börsen unabhängig machen, ja, uns den Wettbewerb auf dem Weltmarkt ermöglichen. Und der Organismus, dem diese wichtigen Funktionen zufallen, wird durch andauernde Maßregelungen saft- und kraftlos gemacht, geknebelt und geschunden. Die Leiter der Reichsbank erheben warnend den Finger: „Vorsicht, denn bei der jetzt schon vorhandenen Anspannung ist für den Herbst eine ganz ungewöhnliche Geldtheuerung zu erwarten!" Trotzdem wird die Börse systematisch geschwächt. Der Ernst der Zeit befiehlt, die im Jahre 1894 eingeführten Stempel wieder abzuschaffen, zumal sie auch ihren praktischen Zweck, die Füllung des Reichssäckels, nicht erreicht haben. Immerhin waren bisher goldene Zeiten. Jetzt wendet sich aber das Blatt. Während der letzten Wochen sah es manchmal bös in der Börse aus. Das Publikum, das sich standhaft gegen die Einsicht, die Konjunktur schwinde dahin, gewehrt hatte, sandte einen Verkaufsauftrag nach dem anderen. Die Banken, die sonst den getreuen Eckart gespielt und sich unablässig gegen eine Ueberschätzung der Kaufkraft gewandt hatten, übernahmen eine andere Rolle und suchten den Sturz der Kurse durch Rückkäufe aufzuhalten. Umsonst. Alle Berufskunst ist vergeblich, wo elementare Gewalt sich Bahn bricht. Den Zünftigen blieb nichts Anderes übrig, als umzuwenden und sich selbst vom Strom der Unzünftigen ins Meer tragen zu lassen. Diese Entwickelung, die am elften Mai die gefährlichste Form annahm, wäre nicht nöthig gewesen; denn das Industriegebäude, der Tempel und das Wahrzeichen der Konjunktur, wankt noch nicht. Die Börse vermag aber die wilde Bewegung nicht zu hemmen; die Börse ist durch Schicksalsschläge nervös und widerstandsunfähig geworden.

Die Männer vom Fach gehen nach London. Sie ziehen ihre Kundschaft mit sich und wollen sicher sein, wenn in Deutschland, wo der Regulator der Geldkraft Bruchstellen zeigt, die Krisis naht. Die Verwaltungen selbst der glänzendsten inländischen Unternehmen haben jetzt damit zu thun, die über den Kurssturz der Aktien besorgten Aktionäre zu beschwichtigen. Jede Post bringt neue bängliche Anfragen. Die stereotype Antwort lautet: „Eine Begründung für den Kursrückgang unserer Aktien ist in den Verhältnissen unseres Unternehmens nicht zu finden. Wir haben im Gegentheil auch im abgelaufenen Geschäfts-

jahr mit gutem Erfolge gearbeitet; Störungen in der Produktion oder im Absatz sind nicht eingetreten und stehen auch nicht zu befürchten. Die Verhältnisse der Börse und des Geldmarktes bieten die einzige Erklärung für die in unseren Aktien stattfindenden Verkäufe." Wo junge Aktien ausgegeben und von einem Finanzkonsortium übernommen sind, wirft die Bankengruppe eilig diese Werthe auf den Markt, nur, um rasch zu Geld zu kommen, denn der Uebergang neuer Papiere in festen Besitz vollzieht sich nur noch langsam; der „Ausverkauf der Gesammtbestände", mit dem reklamelüsterne Banken noch manchmal gern prahlen, steht nur auf dem Papier. Selbst Elektrizität-Werthe entgehen nicht dem allgemeinen Schicksal der Börsenpapiere, nämlich: unbeliebt zu werden. Die früheren Aktionäre der Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, die ihren Besitz gegen Schuckert-Aktien umgetauscht haben, drücken den Markt durch Verkäufe. In einem schon bedenklichen Umfang werden von industriellen Gesellschaften, statt der Aktien, Obligationen ausgegeben, — ein deutliches Zeichen des Umschwunges. Dadurch sollen auch die höheren Börsensteuern, die auf Aktien lasten, erspart werden. Wenn es möglich ist, wird den Kommunen, die sich der Arbeit der Elektrizitätgesellschaften bedienen, überlassen, den Geldbedarf selbst auf dem Anleihewege aufzubringen. Das ist am Billigsten. Für die Union war schon Stimmung gemacht; ihr, hieß es, werde der Bau und Betrieb der elektrischen Bahn Brüssel-Antwerpen übertragen werden. Diese Erwartung war vorschnell, denn die belgische Kammer ließ das ganze Projekt fallen, weil sie verhüten will, daß eine ausländische Firma die elektrischen Einrichtungen liefere. So blickt denn die deutsche Industrie etwas weiter: nach Südafrika. Zwar trägt es nicht zum Nutzen der Minen bei, daß der Transvaalkrieg, an den vielleicht auch die Transvaalbahn wird glauben müssen, nach mehr als halbjähriger Dauer noch immer nicht sein Ende erreicht hat. Schon werden aber die Vorbereitungen getroffen, um neue Minengerechtsame in Matabele-, Maschona- und Manica Land zu erhalten und auszunutzen, sobald nur die wirthschaftlichen Zustände in Südafrika wieder ein normales Aussehen genommen haben. Der Bedarf an Minenmaschinerien muß ja freilich, wenn die Ruhe im Lande hergestellt ist, wachsen. Damit ist aber noch nicht erwiesen, daß auch die Rentabilität der Minen sich bessern wird; jedenfalls ist es nicht für die ersten Jahre zu erwarten, in denen erst noch die Spuren des Krieges zu verwischen sein werden. Aber dem Muthigen lacht das Glück: im nördlichen Theil Deutsch-Südwestafrikas ward ein bedeutendes Kupferlager entdeckt, dessen Ausbeutung sich die Diskontogesellschaft nicht entgehen lassen will. Vernünftiger Weise hat sie sich mit englischen Technikern, besonders mit der londoner Exploration Company und mit der South West Africa Company verbunden; dadurch vertheilt sich das Risiko. Leider liegt Otavi, wo die Kupferlager gefunden sind, fern von jedem brauchbaren Verkehrswege; es muß erst eine Bahn nach der Tigerbai oder gar eine Verlängerung nach dem Transvaal mit einer Abzweigung nach dem nördlichen Rhodesia gebaut werden. Zunächst gilt es, durch eine besondere Expedition Land, Leute und Material genau auszukundschaften. Auch die Deutsche Bank und Bleichröder, die durch andere Interessen an Südafrika gefesselt sind, leihen der Diskontogesellschaft dabei gern ihre Mitwirkung; denn wenn dieses eine Unternehmen, die Ausnutzung der Otaviminen, glückt, werden neue Untersuchungen angestellt werden, um weitere Berg-

werksunternehmen zu begründen. Wo sich zu einer Minenausbeutung noch ein Bahnbau gesellt, da ist ein Riesenkapital erforderlich; die neue Gesellschaft in Deutsch-Südwestafrika soll mit einem Grundvermögen von 40 Millionen Mark ausgestattet werden. Das Publikum pflegt den Unternehmen am Lautesten zuzujubeln, deren Struktur es am Wenigsten erkennen, deren Ergehen es am Wenigsten kontroliren kann. Daher die Vorliebe für exotische Werthe, der ja auch die verschuldeten Staaten gern entgegenkommen; daher auch die Kauflust für Minenaktien. So lange sie das erwartete Gold liefern, ist das Publikum zufrieden; treten aber Störungen im Bergwerksbetriebe ein und ergeben sich sonstige Zufälle, denen jede Mine ausgesetzt ist, so daß eine kostspielige Anlage über Nacht, weil nämlich die Förderung versagt, vollständig werthlos werden kann, dann wüthet der vornehmste Pöbel gegen den Bankier, der ihm das Papier empfohlen hat. Um sich solche Unannehmlichkeiten zu ersparen, pflegen die Minenverwaltungen und ihre Geldmänner die Heimlichkeit zum Prinzip zu erheben. Das dauert aber nicht lange. Das Erwachen des Publikums ist nachher um so trauriger. So mußte die Lake-View-Mine zeitweise ihre Goldausbeute vermindern; an die beruhigende Erklärung der Leitung, daß nach einigen Monaten wieder Alles in Ordnung sein werde, glaubt kein Mensch. Jeder giebt seinen Besitz an dem Minenpapier um ein Butterbrot weg und ... kauft sich eine neue westaustralische Mine, obgleich deren Markt schon sehr oft dem Publikum schlimme Denkzettel hinterlassen hat. Die Motten umflattern eben zu gern das Licht.

Man sollte es bei den jetzigen Geldmarktverhältnissen nicht für möglich halten: das französische Publikum zeigt Neigung, eine neue russische Anleihe aufzunehmen. Dabei wird Paris Portugal die Mittel zur Bezahlung der vom berner Schiedsgericht festgesetzten Delagoa-Bahn-Entschädigung vorstrecken müssen. Natürlich werden sie sich eine anständige Deckung sichern, wahrscheinlich Konzessionen für den Betrieb der portugiesischen Tabakgesellschaft; die Regirung weiß selbst noch nicht, wie sie das Geld aufbringen soll, und wird jedenfalls auf jede ihr gestellte Bedingung eingehen, um nicht offiziell als bankerott erklärt zu werden. An die Reorganisation der Finanzen, an der Deutschland lebhaft interessirt ist, denkt Portugal nicht im Ernst; einiges Geplänkel mit deutschen Unterhändlern macht einen guten Eindruck, ist aber unverbindlich. Auch Spanien zeigte noch vor Jahresfrist Spuren einer gewissen Großmuth und sprach von einer Ordnung des Anleihe- und Schuldendienstes; die französischen Besitzer der spanischen Rente zeigen aber ein so energisches Bemühen, den Kurs ihrer Papiere zu „halten", daß Spanien einstweilen auf eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse, die sicher nicht von Dauer sein können, verzichtet. Die Balkanländer sind merkwürdig ruhig. Sollten sie nur eine günstige Gelegenheit abpassen, um sich mit neuem Geldbedarf zu melden? Die ungarische Kronenrente, die schon an die deutschen Börsen gebracht ist, mag vorläufig genügen, — um so mehr, als es bei uns an ausländischen Werthen nicht fehlt. Wenn das Kursgebäude so locker gefügt ist, daß ihm jede spekulative Mache amerikanischer Faiseure auf dem Markt der Eisenaktien gefährlich wird, und wenn das Publikum, das bisher ein Muster optimistischer Auffassung bot, bei jedem zarten Fächeln des Windes, der noch kein Vorbote des Sturmes zu sein braucht, in Zuckungen geräth, so wäre es ein verderbliches Wagniß, die deutschen Börsen mit neuen Papieren zu belasten, deren Umsatz bei den hohen Steuern doch beschränkt bleiben müßte.

Lynkeus.

Notizbuch.

Hermann Levi ist gestorben. Seit ein paar Jahren war er nicht mehr Dirigent der münchener Oper; auch die bayreuther Festspiele hat er im vorigen Jahre nicht mehr dirigirt. Aber er ruhte nicht, begnügte sich nicht mit dem behaglichen Pensionärdasein des wohlhabenden Mannes von sechzig Jahren. In diesem Heft finden die Leser von ihm eine Selbstanzeige, die er in einer Stunde aufflackernder Kraft mit seinen Grüßen mir vom Krankenbett senden ließ. Sie zeigt, womit er sich zuletzt beschäftigte; er hatte vorher das Textgewand der Meisterwerke Mozarts von Flecken gereinigt und reihte nun goethische Perlen an ein sauberes Schnürchen. Den Größten treu und bescheiden zu dienen, war seines Lebens Lust; daß er einem der Größten ein wahrer Helfer sein durfte, blieb seines Lebens Glück. Es reizte ihn nicht, selbst das Genie zu spielen, sich aufzuputzen und vor dem verehrlichen Publiko zu paradiren. Er hätte es gekonnt; wer „Parsifal" unter Levis Leitung gehört hat, weiß, daß es keinen stärkeren und feineren Dirigenten gab, keinen, der mit mehr rhythmischer Klarheit und Energie des Meisters Absicht zum Ausdruck brachte und die Polyphonie des wagnerischen Orchesters zur Einheit zwang. Seinen Namen aber hörte man selten, wenn von den berühmten Dirigenten geredet wurde, und die Berliner hat er, als er nach Bülow das Philharmonische Orchester leitete, nicht interessirt. Der kleine Mann mit dem früh grauen Hebräerkopf, in dem ernste Augen leuchteten, war zu vornehm für den modernen Musikgeschäftsbetrieb; er wollte nicht durch „originelle Auffassungen" und „geniale Einfälle" glänzen, sondern ein stiller und treuer Diener am Werk des Meisters sein. Das war er dem Werk aller Meister, alter und neuer; seine große Liebe aber, sein Erlebniß war Richard Wagner. Der geniale Zauberer hatte ihn ganz gefangen, mit Haut und Haar; der Wagnerkult war ihm eine persönliche Herzenssache und noch 1894 sah ich an Wagners Grab in seinem strahlenden Auge Thränen. Er liebte den Erwecker Wotans kritiklos, blind gläubig, wie glückliche Menschen die Götter lieben, und empfand jeden Zweifel an seinem Gott als schmerzende Beleidigung. So selbstlos und ergeben liebte er ihn, daß ers ohne Klageruf hinnahm, als Wagner ihm sagte, den Parsifal, das aus evangelischem Bewußtsein entstandene Musikdrama von der Erlösung des geläuterten Christenmenschen, könne er den Juden nicht dirigiren lassen. Und es war der höchste Triumph seiner Kunst, als Levi dann doch vom Meister zum Leiter der ersten Parsifal-Aufführung berufen wurde, weil für das ungeheure Werk kein anderer Verwalter von solcher Zuverlässigkeit, künstlerischen Treue und Feinheit zu finden war. Lenbach, der in seinen hellsten Stunden ein großer Psychologe ist, hat seinen Freund Levi als Apostel gemalt. Ein wundervolles Bild, das den ganzen Mann giebt. Ein Apostel war er, wollte er sein; doch die leidenschaftliche Liebe zu seinem Meister hinderte ihn nicht, auch Anderen gerecht zu werden, und die völlige Hingabe raubte ihm nicht die Persönlichkeit. Ein gütiger, warmer Mensch von einer im heutigen Deutschland seltenen Bildung ist seinen Freunden entrissen worden, ein neidloser Mensch, der jedes fremde Verdienst froh anerkannte und dem nicht nur die Musik, nach Beethovens Wort, Feuer aus der Seele schlug. Levi las viel und las gut; in ihm war das literarische Interesse eben so stark wie in seinem Antipoden Bülow und er empfand jegliche Kunstäußerung, wie es nur ein Künstler vermag. Zwei große Künstler, Lenbach und Hildebrand, werden uns seinen entlebten Evangelistenkopf im Bilde bewahren... Wagners Wesen war sicher nicht fleckenlos. Seinem Allzumenschlichen aber

muß sich auch Menschengröße gesellt haben; sonst hätte er nicht einen so treuen und reinen Vasallen wie Hermann Levi gefunden und an sich gefesselt.

* * *

Herr Dr. Steiner erbittet die Aufnahme der folgenden Zeilen:

In dem Aufsatz: „Der Kampf um die Nietzsche-Ausgabe" behauptet Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche: „Von den drei Herren, die mich mit ihren Angriffen verfolgen, Dr. Fritz Koegel, Dr. Rudolf Steiner und Gustav Naumann, hat jeder den leidenschaftlichen Wunsch gehabt und die seltsamsten Versuche gemacht, alleiniger Herausgeber der Nietzsche-Werke zu bleiben oder zu werden oder wenigstens als Mitarbeiter betheiligt zu sein." So weit sich dieser Satz auf mich bezieht, ist er völlig aus der Luft gegriffen und kann nur den Zweck haben, meinem im „Magazin" (10. Februar 1900) enthaltenen Angriff auf das Nietzsche-Archiv häßliche, persönliche Motive unterzuschieben, die mir so fern wie möglich lagen. Es ist einmal meine Ueberzeugung, daß die Verwaltung des Nachlasses Friedrich Nietzsches jetzt nicht in sachgemäßer Weise gehandhabt wird. Frau Foerster-Nietzsche erklärt, ich wolle mich nur rächen, weil mein „leidenschaftlicher Wunsch", im Herbst 1896 Nietzsche-Herausgeber zu werden, sich nicht erfüllt hat. Ich muß auf diese Behauptung erwidern, daß ich niemals mich um die Stelle eines Nietzsche-Herausgebers beworben habe, daß ich einen solchen Wunsch Frau Foerster-Nietzsche auch nicht einmal angedeutet habe. Wohl aber habe ich im Herbst 1896 alle Mühe aufwenden müssen, um die fortwährenden „seltsamsten Versuche" der Frau Foerster-Nietzsche, mich zum Nietzsche-Herausgeber zu machen, abzuwehren. Später, nach dem Abgange Dr. Koegels vom Nietzsche-Archiv, wurde mir durch Freunde der Frau Foerster-Nietzsche wiederholt nahegelegt, daß es im Interesse der „Sache Nietzsches" sei, mich zum Herausgeber seiner Werke zu haben. Ich betonte allem Drängen gegenüber, daß von mir nichts unternommen werden wird, um diese Stellung zu erhalten. Wenn aber von der Verwaltung des Nietzsche-Archivs an mich herangetreten werde, so ließe sich, nach der vollkommenen Ordnung des Verhältnisses zu Dr. Koegel, über die Sache reden. Es wurden Verhandlungen möglich, nachdem ein Freund der Frau Förster-Nietzsche aus dem Nietzsche-Archiv an mich die telegraphische Aufforderung gerichtet hatte, zu solchen Verhandlungen von Berlin nach Weimar zu kommen. Im Anschluß an diese Verhandlungen schrieb ich dann am siebenundzwanzigsten Juni 1898 den Brief, aus dem Frau Foerster-Nietzsche einige Sätze anführt, in der Absicht, dadurch mein Verhalten in dem Konflikt, den sie im Herbst 1896 mit Dr. Koegel und Gustav Naumann hatte, als ein unkorrektes hinzustellen. Dieser Brief ist nicht etwa eine spontane Gefühlsäußerung von mir, sondern er ist geschrieben auf Wunsch der Frau Foerster-Nietzsche. Ihr Verhältniß zu mir war durch die erwähnten Konflikte, in die sie mich gegen meinen Willen hineingezogen hat, zerstört. Es hätte dem gesetzlichen Vertreter Friedrich Nietzsches, Herrn Oberbürgermeister Dr. Oehler, sonderbar erscheinen müssen, wenn Frau Foerster-Nietzsche mich, trotz dem vollständigen Bruch, zum Herausgeber gemacht hätte. Sie wollte, daß durch irgend eine schriftliche Kundgebung von mir eine Brücke zu einem neuen Verhältniß gebaut werde. Ich hatte damals aus dem Drängen der Freunde der Frau Foerster-Nietzsche und aus deren eigenen Vorstellungen den Eindruck, daß ich nothwendig gebraucht werde, und ent-

schloß mich, der Sache ein Opfer zu bringen. Daß ein zu dem angedeuteten Zweck und auf Wunsch der Frau Foerster-Nietzsche geschriebener Brief nicht unhöflich abgefaßt werden konnte, versteht sich wohl von selbst. Ich habe so höflich wie möglich geschrieben; aber auch nicht ein Wort, das ich nicht aus voller Ueberzeugung schreiben konnte. Der Brief enthält auch nichts, was meinem sonstigen Verhalten in der ganzen Angelegenheit widerspricht; ich wollte darin nichts der koegelschen Ausgabe Abträgliches sagen. Das geht gerade aus den Sätzen hervor, die Frau Foerster-Nietzsche citirt. Sie war auch von dem Inhalt meines Briefes so wenig befriedigt, daß sie mir am dritten Juli 1898 schrieb: „Der Brief ist sehr schön empfunden, aber ich bin nicht ganz befriedigt." Was Frau Foerster-Nietzsche geschrieben haben wollte, konnte ich eben, nach meiner Ueberzeugung, nicht schreiben. Deshalb konnte es auch zu meiner Berufung nicht kommen. Später wurde dann von mir im Nietzsche-Archiv in Gegenwart der Frau Foerster-Nietzsche und eines Dritten noch einmal ein für Dr. Oehler bestimmter Brief konzipirt. Es blieb aber bei dem Konzept, weil ich mittlerweile endgiltig eingesehen hatte, daß ich Frau Foerster-Nietzsche nicht „ganz befriedigen" konnte. Für mich war damit die Sache vollständig erledigt. Ich habe also niemals an irgend einem „Kampfe um die Nietzsche-Ausgabe theilgenommen." Ich besitze noch das Konzept eines Briefes, den ich im Sommer 1897 an Frau Foerster richtete, als von ihr der Versuch gemacht wurde, mich für die Ausgabe zu gewinnen. Ich schrieb ihr damals: „Ich kann nicht anders, als ihn (Dr. Koegel) heute wie immer für den geeignetsten Herausgeber halten, und ich bin der Ansicht, es liege im Interesse der Ausgabe, daß er sie allein zu Ende führe." Es ist auch nicht richtig, daß Frau Foerster-Nietzsche jemals von mir ein Urtheil über Dr. Koegels Arbeit am zwölften Bande der Nietzsche-Ausgabe verlangt hat. Sie hatte überhaupt niemals ein Recht, ein solches Urtheil zu verlangen. Ich stand nie in irgend einem offiziellen Verhältniß zum Nietzsche-Archiv. Und es entspricht nur dem Stil, in dem Frau Foerster-Nietzsche glaubt, die Menschen, die ihr nahestehen, behandeln zu können, wenn sie sagt: „Ich habe ihn (Dr. Steiner) mit einer unverdienten Milde behandelt." Sie hatte mich überhaupt in keiner Weise zu „behandeln". Ich habe ihr Gefälligkeiten erwiesen, weil ich zu ihr in einem freundschaftlichen Verhältniß stand. Sie spricht in einem Ton, als wenn ich in irgend einem Dienstverhältniß zu ihr gestanden hätte. Eben so unrichtig ist die Behauptung, Dr. Koegel hätte mir mit einem Duell gedroht, um mich einzuschüchtern. Eine solche Drohung hat Dr. Koegel mir gegenüber nie ausgesprochen. Es ist thöricht, zu sagen, ich hätte durch einen Brief, den Dr. Koegel an einen Dritten richtete, und von dem ich nichts wußte, eingeschüchtert werden können. Mein Kampf gegen das Nietzsche-Archiv ist ein durchaus sachlicher. Ich bin völlig unbeeinflußt durch irgend einen Wunsch, Nietzsche-Herausgeber zu werden. Ein solcher Wunsch hat nie bestanden.

Dr. Rudolf Steiner.

Die Antwort der Frau Förster-Nietzsche lautet:

Es scheint mir unwesentlich, daß Herr Dr. Steiner durchaus beweisen will, ich hätte ihm die Stellung angeboten, er habe sie aber gar nicht in Betracht gezogen. Ich weiß nicht, ob es irgendwo Menschen giebt, die es für möglich halten,

daß ich einen Herausgeber ins Auge fasse, der überhaupt nicht will; hatte doch damals bereits Herr Geheimrath Rohde mir empfohlen, mich an einen seiner Schüler zu wenden. War es also nicht Dr. Steiner, so wählte ich einfach einen anderen wissenschaftlich Gebildeten. Seit dem Frühjahr 1894 war es aber Dr. Steiners leidenschaftlicher Wunsch, Nietzsche-Herausgeber zu werden; und als ich, die damals gar nicht daran denken konnte, ihn zu wählen, weil er noch am Goethe-Archiv angestellt war, Herrn Dr. v. d. Hellen anstellte, der gerade seine Thätigkeit am Goethe-Archiv beschloß, hat Herr Dr. Steiner Herrn v. d. Hellen eine schreckliche Szene gemacht und ihm in der peinlichsten Weise vorgeworfen, daß er ihm diese Stellung, für die er prädestinirt gewesen wäre, weggenommen habe. Daß nun zwei Jahre später, als ein Ersatz für Herrn v. d. Hellen gesucht wurde, der zu meinem großen Bedauern durch Dr. Koegels Handlungweise aus dem Nietzsche-Archiv verscheucht worden war, Dr. Steiner sich eifrig um diese Stellung bewarb, wird Jeder, der die Verhältnisse kannte, nur zu gut begreifen; um so mehr, als der Herr damals stellunglos war. Hätte er mir nicht mit Thränen in den Augen erklärt, er würde „es für das größte Glück seines Lebens halten, Nietzsche-Herausgeber zu werden", so hätte ich gar nicht an ihn gedacht, sondern einen der mir von Autoritäten empfohlenen Gelehrten gewählt. Heute bin ich glücklich, daß der Wunsch des Herrn Steiner nicht erfüllt worden ist; der gewissenhafte Ernst, den der Herausgeber haben müßte, scheint ihm jetzt gänzlich zu fehlen. Was soll man von einem Gelehrten sagen, der keck immer behauptet, Dr. Koegel sei der geeignete Herausgeber gewesen, ohne überhaupt den Versuch gemacht zu haben, die vorliegenden Manuskripte mit den herausgegebenen Bänden zu vergleichen? Seine Wissenschaftlichkeit giebt Dr. Steiner damit preis; er will nur die Zuverlässigkeit seines Charakters dadurch retten, daß er so hartnäckig für Dr. Koegel eintritt. Er hat im Dezember 1896, um sich vor dem Duell und der Feststellung seiner wissenschaftlichen Doppelzüngigkeit zu schützen, vor Zeugen behauptet, er halte Dr. Koegel für allein zum Herausgeber geeignet und habe deshalb nie nach dieser Stellung gestrebt. Jetzt fährt er nun fort, das alte Lied zu singen, um die besonders vom Dr. Koegel bezweifelte Biederkeit seines Charakters zu beweisen. Uebrigens war der von mir neulich erwähnte Brief vom siebenundzwanzigsten Juni 1898, wie sein Gesammtinhalt beweist, eine durchaus spontane Gefühlsäußerung des Dr. Steiner. Und der von ihm an den Vormund meines Bruders gerichtete Entschuldigungbrief lautete schon in dem vorliegenden Anfang ganz anders; er ist am achten Juli geschrieben und Herr Steiner versprach vor einem glaubwürdigen Zeugen genau, in welchem Sinn er den folgenden Theil abfassen wollte. Durch das Eingreifen eines hiesigen Bekannten des Dr. Steiner ist die Absendung des Entschuldigungschreibens und dadurch auch die Anstellung Steiners im Nietzsche-Archiv verhindert worden. Auf diese paar Bemerkungen möchte ich mich heute beschränken. Ich kann also alle meine Angaben aufrechterhalten; ihre Richtigkeit wird auch noch von anderer Seite bewiesen werden.

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

* * *

Herr Karl Jentsch schreibt:

Große Geschäfte wird der frühere Pfarrer Naumann nicht machen; er mag sein nationalsoziales Netz zur Rechten oder zur Linken auswerfen: Fische gehen nicht

hinein. Aber man begegnet dem Manne immer gern einmal, denn er hat Sinn fürs Himmlische und einen scharfen Blick für die Dinge dieser Welt und seine neueste Schrift, „Demokratie und Kaiserthum", worin er seine Ansichten im Zusammenhange darstellt, liest sich recht gut. Freilich: Christus und Belial mit einander zu vertragen, wird ihm nicht gelingen. Mit Christus und Belial meine ich nicht etwa den Kaiser und die Sozialdemokraten, sondern den wirklichen Christus und den Kapitalismus. Der Politiker in ihm hat längst den Pfarrer umgebracht; und wenn er diesen noch einmal lebendig machen will, wird es ein kalvinistischer Pfarrer sein müssen, der statt des Neuen Testamentes und der Bergpredigt das Alte Testament predigt und seinen Gläubigen ein irdisches Gelobtes Land, Reichthum, Kindersegen und Ausrottung aller Feinde des auserwählten Volkes verheißt. Und der scharfe Blick wird hie und da überscharf, so daß er, gleich allen Parteimännern, mehr sieht, als da ist. So ist es ja vollkommen richtig, daß unser ganzer jährlicher Volkszuwachs in die Industrie strömt — sogar mehr als dieser, denn die landwirthschaftliche Bevölkerung bleibt nicht nur stationär, sondern nimmt ab —, daß wir deshalb exportiren müssen und daß wir zur Herstellung vieler Exportartikel Rohstoffe brauchen, die im Auslande wachsen, daß wir auch unsern Nahrungmittelvorrath durch Einfuhr ergänzen müssen. Aber in dem Grade, wie sichs Herr Naumann einbildet, sind wir, vorläufig wenigstens, noch nicht vom Auslande abhängig. In einem Vortrage, den er am vierten Dezember 1899 im wiener Sozialpolitischen Verein hielt, sagte er nach dem übereinstimmenden Bericht der Neuen Freien Presse und der Arbeiterzeitung: „In Deutschland haben wir keinen einzigen anderen Massengebrauchsstoff außer Kohle und Erze. Alles Andere: Holz oder Wolle, selbst Fleisch, Reis, Baumwolle, Petroleum, kurz, alle Massengebrauchartikel müssen von außen zugeführt werden, damit wir nur leben können." Die paar Körnlein Weizen und Roggen, die bei uns wachsen, rechnet er nicht und den Thüringer Wald hat er bei seinen Agitationreisen in Thüringen nicht gesehen. Mehr über diese ungeheuerliche Uebertreibung zu sagen, wäre überflüssig; ich führe sie nur zur Charakteristik der Flottenschwärmer an, die ja beständig mit solchen Uebertreibungen arbeiten. Was aber Naumanns Zukunftträume anlangt, so wird ja ein Theil davon wahrscheinlich verwirklicht werden: wir werden nach fünfzig, vielleicht schon nach dreißig Jahren ein reines Industrie- und Krämervolk wie die Engländer sein. Zweifelhafter ist es schon, ob dann die Arbeiter versöhnt den Großindustriellen und dem Kaiser in den Armen liegen werden, und noch zweifelhafter, ob dann seine Forderung erfüllt sein wird: „Bauerngut an Bauerngut bis an die russische Grenze!" So weit nämlich wie in England will er es mit unserer Landwirthschaft nicht kommen lassen, schon um unserer herrlichen Armee willen nicht, wobei er nur den kleinen Umstand übersieht, daß alle Militärstaaten, die die Weltgeschichte kennt, Bauernstaaten gewesen sind, daß bisher alle Handelsstaaten zu Lande ohnmächtig waren und daß wir die Ersten in der ganzen Weltgeschichte sind, die sich einbilden, land- und seemächtig zugleich sein zu können. Recht hat er ja, wenn er beschreibt, wie die Landwirthschaft in der Nähe einer Stadt am Besten gedeiht, wie gerade nur in solcher Lage die feineren Produkte, die am Meisten bringen, Aussicht auf stetigen Absatz haben und wie eine gewerbliche Bevölkerung die beste Kundin der Landwirthschaft ist; nur vergißt er wohlweislich, hinzuzufügen: Und umgekehrt, denn damit würde er den Ausfuhrhandel für überflüssig erklären, wenigstens den Theil davon, der zur Bezahlung solcher Nahrungmittel und Rohstoffe dient, die auch bei

uns wachsen. Richtig ist es auch, daß in Gegenden vorherrschender Latifundien die Kleinstadt mit ihrem Gewerbe nicht gedeiht, weil auf einem Großgut von 5000 Morgen weniger Menschen hausen als auf 50 Bauergütern von je 100 Morgen und weil diese Menschen, eine Rittergutsbesitzerfamilie und etwa hundert Arbeiterseelen, schlechtere Kunden des Handwerkers und Krämers sind als 250 bäuerliche Seelen, zu denen noch mindestens eben so viele Arbeiterseelen kommen. Das ist eine der Ursachen, weshalb gerade die Uebervölkerung unseren Osten entvölkert, wie ich schon oft gezeigt habe; denn die Uebervölkerung zwingt den Zuwachs, sich auf Gewerbe und Industrie zu verlegen, diese entwickeln sich dort, wo sie schon vorhanden sind, weiter, bringen Geld und das Geld zieht die wenigen Leute vollends an, die dem ungewerblichen Osten noch geblieben waren. Deshalb ist ja die innere Kolonisation ein ganz richtiger Gedanke. Leider — Das übersehen Leute wie Naumann — ist es weit leichter, Bauergüter zu zerstören, als neue zu gründen, namentlich in Gegenden, wo der Boden nicht umsonst zu haben ist und die Regirung in Beziehung auf Gebäude, Straßen, Kulturmittel, wie Kirchen und Schulen, Forderungen erhebt und Vorschriften macht, an die im amerikanischen Urwald und selbst im Innern Rußlands Niemand denkt. Am Wenigsten aber ist für dieses Werk der inneren Kolonisation unsere Zeit geeignet, wo es sich nicht mehr darum handelt, neue Bauern zu schaffen, sondern vielmehr darum, die noch vorhandenen am Leben zu erhalten. So lange nur über niedrige Getreidepreise geklagt wurde, bin ich den Uebertreibungen des Bundes der Landwirthe entgegengetreten. Machen ein paar tausend verschuldete Rittergutsbesitzer Bankerott: desto besser für die innere Kolonisation, denn Das schafft wohlfeilen Boden; so durfte man damals sagen; den Bauern ruinirt eine Reihe wohlfeiler Jahre nicht. Aber jetzt handelt es sich um ein Uebel, das auch den Bauern ernstlich bedroht, ja, ihn noch mehr als den Rittergutsbesitzer, denn er kann sich nicht, wie der größere Herr, mit Wanderarbeitern behelfen, er braucht Knechte und Mägde und die hat er nicht mehr; die werden ihm von der Industrie, von den Kanal- und Bahnbauten, von den Schiffswerften, von den elektrischen und Pferdebahnen der Städte, von den Bergbahnen, von dem Nadel-, Ansichtkarten- und sonstigen Luxus, wozu Industrie und Börse das Geld liefern, und vom Militär entzogen. Jetzt forcirt nun vollends die Regirung die Entwickelung der Industrie, fügt dem Heer eine ebenbürtige Marine hinzu und fordert mehr Leute für deren Bemannung, für Kolonialschutztruppen, für den Bau von Kriegsschiffen und von Kanälen, verstärkt dadurch die Anziehungskraft des rheinisch-westfälischen Kohlengebietes und der Seestädte, namentlich der an der Nordsee; da ists denn doch lächerlich, gleichzeitig von der Besiedelung Ostelbiens mit neuen Bauernfamilien und kleinstädtischen Gewerbetreibenden zu träumen. Zwei seiner Wünsche wird Herr Naumann erfüllt sehen: er wird Deutschland im Goldglanze seiner Industrie- und Handelsherrlichkeit schauen und der Anblick altadeliger Grundherrn wird sein demokratisches Auge nicht mehr beleidigen; aber Freude wird er an diesem schönen Bilde trotzdem nicht erleben, denn die eine Hälfte seines Programms schlägt die andere tot.

* * *

Ein in Natal lebender Leser der „Zukunft" schreibt, um die Sittlichkeit der Buren sei es nicht so gut bestellt, wie Herr Jentsch glaube. Im Transvaal und im Oranje-Freistaat gebe es nur wenige Burenfamilien, die sich im Lauf der Zeit „rein" gehalten haben; den meisten sei schwarzes Blut leicht nachzu-

weisen, Burenbastarde liefen zu Tausenden umher und Incestfälle seien namentlich in abgelegenen Gegenden sehr häufig. Das müsse jeder Kenner von Land und Leuten bestätigen. Vielleicht meldet sich von ihnen noch einer zum Wort.

* * *

In der vorigen Woche sagte ich hier, durch den berliner Festlärm sei die politische Lage nicht im Geringsten verändert worden und Graf Goluchowski werde ein etwa entstehendes Mißtrauen der Russen bald beseitigen. Diese Annahme ist schnell bestätigt worden. Beim Empfange der Delegationen hat Kaiser Franz Joseph am zwölften Mai in Budapest gesagt: „Die politische Lage der Monarchie hat in den letzten Monaten keine Aenderung erfahren". Und gleich nach der Erwähnung des „intimen Verhältnisses" zum Deutschen Reich sprach er von dem „steten Einvernehmen mit dem russischen Reich in allen den näheren Orient betreffenden Fragen". Auch Graf Goluchowski konstatirte, der politische Status sei unverändert und zwischen Wien und Petersburg herrsche volle Uebereinstimmung. Die Brüllbyzantiner sollten nun eigentlich etwas kleinlaut werden und sich im Kämmerlein fragen, welches Ungeheure erreicht worden sei. Das thun sie natürlich nicht, sondern füttern den Kater mit albernen Zeitunglügen. Im sauberen Berliner Tageblatt lasen sie ja erst neulich, die russische Regirung sei durch die „grandiose spontane Manifestation" ganz verstört und finge nachgerade an, einzusehen, daß, „dank der auf der Höhe ihrer Zeit stehenden Gestalt Kaiser Wilhelms", das deutsche Reich wieder, wie in Bismarcks Tagen, die Führung Europas an sich gerissen habe. Eine allerliebste Entdeckung, nicht wahr? Und fast noch netter war in demselben bedrängten Patriotenblatt die Erörterung der Frage, wen der Kaiser gemeint haben könne, als er in einer Tafelrede von der Dankbarkeit sprach, die er im Volk zu finden glaubt. Die Konservativen bestimmt nicht; denn „es ist unvergessen, wie die Konservativen die Arbeit des Souverains gedankt haben, als sie das arbeitfördernde, Reichthum versprechende Kanalwerk zu Grabe trugen. Sie wollten es nicht nur unmöglich machen, sondern mit dem Odium des Lächerlichen bedecken". Auch von der auswärtigen Politik des Reiches seien sie nicht so begeistert, wie jeder gute Patriot es sein müsse. Und im Centrum, in dem die Agrarier mächtig seien, gebe es auch viele unsichere Kantonisten. Die wahre Dankbarkeit sei nur bei den Liberalen zu finden, die aber auch nächstens, wenn sie sich nur erst geeinigt haben, alle anderen Parteien wie Spreu wegfegen werden. Das Alles hat das Maifest enthüllt. Es ist unbegreiflich, daß es trotz Alledem noch Leute giebt, die den hohen politischen Werth der „grandiosen spontanen Manifestation" nicht zu schätzen vermögen.

* * *

Es war zu erwarten, daß nun auch der achtzehnjährige Kronprinz, aus dessen „milden Zügen" bekanntlich die Hoffnung auf ein liberales Regiment spricht, in den Zeitungen spaziren geführt werden würde. Das Treiben hat schon begonnen. Flinke Reporter berichten „fesselnde Aeußerungen" des jungen Herrn, „dessen bestechende Liebenswürdigkeit allgemein entzückt." Eine Probe aus der Vossischen Zeitung, dem Stammblatt der berliner Demokratie: „Der Kronprinz besuchte am Mittwoch die Baumblüthe in Werder. Er war im Civilanzug und traf zu Pferde in der Inselstadt ein. Er wußte dort sehr gut Bescheid, da es schon in seinen frühesten Jugendjahren zu dem alljährlichen Frühjahrsprogramm der kaiserlichen Prinzen gehörte, vom Neuen Palais zur Baumblüthe nach Werder zu fahren. Zu seiner Begleitung sprach der

Kronprinz seine Freude über die Blüthenpracht aus, die in diesem Jahre ganz besonders prächtig ist und eine gute Obsternte erwarten läßt." Es wäre entsetzlich, wenn diese Aeußerung dem deutschen Volk unbekannt geblieben wäre.

* * *

Aber die berliner Demokratie kann, wenn es sich um ihre heiligsten Güter handelt, auch mannhaft sein und sich in alter trotziger Kraft zeigen. Herr Dr. Lueger, der Bürgermeister von Wien, hat im Namen der wiener Bevölkerung in einer Depesche der berliner Stadtverwaltung für den festlichen Empfang des Kaisers von Oesterreich gedankt. Es ist üblich, solche Höflichkeiten höflich zu beantworten, und Herr Kirschner hat den lieben magyarischen Deutschenschindern für ein ähnliches Telegramm sehr herzlich gedankt. Aber Herr Lueger ist Antisemit und mit solchen Leuten verkehren freisinnige Männer nicht. Deshalb wurde die Depesche nicht beantwortet, sondern nur „zur Kenntniß genommen." Es giebt noch Rückgrat in Berlin.

* * *

An den Ankerplätzen der Torpedoflotte dauern die patriotischen Feste fort. Dem Hauptfest dieser Woche aber bietet die glückliche Stadt Wiesbaden den Schauplatz. Von diesem Fest wird gewiß Manches zu erzählen sein. Die Berichterstattung hat im herrlichsten Stil begonnen und uns zunächst gemeldet, was gegessen wird. Herr von Hülsen, Dichter, Coupletsänger, Prestidigitateur und Intendant, hat es für passend gehalten, urbi et orbi mitzutheilen, mit welchen Gerichten er an seinem Tisch den Deutschen Kaiser zu bewirthen gedenkt. Hier das Menu:

Schildkrötensuppe	1893er Moet Chandon
Kerbelsuppe	Heidsieck Monopol
*	
Rheinzanderschnitten	1891er Chateau Belair 1895er Liesener Niederberger
*	
Kalbskeule mit Bechamelkartoffeln Rinderschmorstück mit Bratkartoffeln und geschmorten Gurken	1897er Brauneberger
*	
Geschlagene Gänseleber	1875er Chateau Margaux, Schloßabzug
*	
Französisches Masthuhn Salat und Dunstobst	1883er Markobrunner Auslese

*

Stangenspargel

*

Gartenerdbeeren mit Schlagsahne

*

Käsestangen.

Außerdem wird Webers Oberon in neuer Zubereitung servirt; die Textbeilage stammt aus der bewährten Kunstküche von Joseph Lauff & Co.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Mai 1900.

Barnum.

Phineas Taylor Barnum ist in Berlin eingezogen. Am Kurfürstendamm, auf wilmersdorfer Gebiet, hat er mit amerikanischer Geschwindigkeit seine Zeltstadt erbaut und die Bewohner der Reichshauptstadt und ihrer Vororte strömen in dichten Massen seit dem sechzehnten Mai in seine Leinwandwelt. Das war ein großer Tag. Stunden lang stockte morgens der Verkehr. Menschen jeden Alters, Geschlechtes und Standes hatten die Straßen besetzt, fragten nicht nach Geschäft, Bureauzeit und Schule und harrten gierig der Dinge, die kommen sollten. Sie kamen. Zwanzig, dreißig Wagen, Prunkwagen mit dickem Goldstuck und Spiegelscheiben, jeder mit sechs Pferden bespannt, innen gezähmte Wildnißthiere, auf dem Verdeck menschliche Mißgebilde. Reiterschwärme, Männlein und Weiblein hoch zu Roß, Gepanzerte, Burgfräulein, Prinzen und Prinzessinnen aus dem Märchen, Lanzknechte, Ritter im bunten Sammetwams. Auch gelbe, braune und schwarze Menschen in orientalischer Tracht. Und sehr viel Musik, Fahnen, Blumengewinde, Baldachine und Wimpel. Ein im weltstädtischen Weichbild wunderlich wirkender Jahrmarktsaufzug. Kein einziges hübsches Kostüm, keine durch stilisirte Herrichtung, Schönheit oder gute Haltung auffallende Gestalt, kaum ein paar besonders werthvolle Rassepferde. Jede Einzelheit hatte beinahe Jeder in deutschen Circusgebäuden und Schaubuden schon besser gesehen. Gleißender Humbug ohne eine Spur exotischer Ueppigkeit. Aber die Masse ward durch Masse gezwungen. So viele Menschen und Thiere

hatte man noch nie in einem Zuge erblickt; in welcher Riesenarche mochte der Manager dieses Gewimmel übers Weltmeer gebracht haben? Und die sechs oder sieben Extrazüge, die, wie in den Zeitungen erzählt worden war, die Horde nach Berlin geführt hatten! Und die Buntheit der ganzen Schaustellung, der Goldstuck, die silbern schimmernden Rüstungen, die indischen, japanischen, arabischen Gewänder, Sammet, Seide, Perlen und Flitterstaat jeglicher Art!... Die Gaffer im Spalier waren höchst befriedigt. Mancher schwenkte den Hut und rief Hurra, als zöge ein bewunderter Held, ein vom Ruhm gekrönter Herrscher in die Vaterstadt ein. Wenn die ängstliche Polizei nicht der Elephantenheerde den Platz im Zuge verweigert hätte, wäre es zu stürmischen Ausbrüchen des Volksjubels gekommen.

Phineas Taylor Barnum ist seit neun Jahren tot. Dennoch darf man sagen: er ist in Berlin eingezogen. Den Mann kannten wir nicht mehr; er gehörte einer früheren Generation. Wir wissen nur noch, daß er eine Weltgeschichte des Humbug und ein Buch über die Kunst, reich zu werden, geschrieben hat, daß er Temperenzler, Volksredner und Show-Unternehmer größten Stils war, ein schwarzes Frauenzimmer als hundertundsechzigjährige Amme Washingtons ausstellte, als Manager der Sängerin Jenny Lind Millionen erwarb, die er in abenteuerlichen Spekulationen wieder verlor und noch einmal zurückgewann, und schließlich in seinem orientalischen Feenschloß Iranistan im Staate Connecticut starb. Der Mann ist längst vergessen; sein Name aber ward in das Bereich der Legende entrückt. Er giebt uns den Begriff des frechen Reklamemachers, des Weltbetrügers, der aus dem Schacht der menschlichen Dummheit Märchenschätze schürft. Ist dieses Urtheil nicht ungerecht gegen den Mann? Wir können uns jetzt ja in seines Lebens letzter Schöpfung umschauen. Das ist kein Schwindel. Das ist die klug ersonnene Leistung eines Mannes, der seiner Zeit voraus war und wirklich wußte, wie man es heutzutage anstellen muß, um das große Ziel zu erreichen: to make a fortune. Die Leistung eines genialen Erkenners der Volkspsyche, ihrer Bedürfnisse und triebhaften Wünsche. Staatsmännern, Politikern, Volkswirthen und Philanthropen ist der Besuch der Show am Kurfürstendamm zu empfehlen. Sie werden vielleicht ein Ekelgefühl, doch sicher, wenn sie offene Augen haben, auch Belehrung heimtragen.

* * *

Die Völker langweilen sich. Von dieser Wahrnehmung ging Barnum aus. Daß sie wirklich oder scheinbar an der Gestaltung ihres politischen

Schicksals mitarbeiten dürfen, hat ihnen ein Weilchen Vergnügen gemacht. Das ist vorbei; heute ist Jeder froh, wenn die Politik ihn nicht auf dem Geschäftswege hemmt. Business: heißt die Losung. Die Leute, die vom Morgen bis zum Abend ihre Nerven schinden, um den Konkurrenten zu überholen, den Kunden zu überlisten, brauchen nach der Arbeit und dem Substanzverlust des Tages eine starke Reizung. Theater? Ein unsicheres, oft genug enttäuschendes Unternehmen. Die Zugkraft der Virtuosen dauert nicht lange; und die Massen sind für solches Elitevergnügen nicht zu haben, weil ihnen die Kaufkraft und der Snobtrieb fehlt. Nur mit Massen aber ist in Demokratien Großes zu erreichen, nur den Massenkonsum wird ein kluger Goldsucher besteuern. Eine Menge ist leichter vergnügt als ein Häuflein, in dem Einer sich vor dem Anderen der Heiterkeit schämt. Ein Unternehmen, von dem Erkleckliches zu hoffen ist, darf heutzutage nicht klein, nicht für einen kleinen Kreis bestimmt sein. Es muß dem Anspruch einer demokratischen und großkapitalistischen Zeit genügen, muß den Aermeren zugänglich sein und beim ersten Blick die Gewißheit geben, daß Installirung und Betrieb beträchtliche Summen kosten. Wie aber lockt man die Menge herbei? Nur keine Furcht: die alten Lockmittel wirken noch immer; man braucht sie nur ein Bischen zu modernisiren. Zunächst muß der Glaube verbreitet werden, ein Unerhörtes, Unerschautes sei zu erwarten. Das besorgt die Presse. Natürlich will sie dabei verdienen, mit theuren Inseraten, vielen Freibillets und anderen Gunstbeweisen gefüttert sein. Dafür streut sie pünktlich die Notizen aus, die ihr der Manager schickt. Das genügt aber nicht; denn gegen Annoncen und Reklamen ist der Zeitungleser längst abgehärtet. Den Erfolg verbürgt nur die Propaganda von Mann zu Mann. Also ein Straßenaufzug. Der darf freilich nicht dem Marktritt armsäliger Meßbanden gleichen, wo zwei verblühte Mädchen mit gelbem Fett, ein schwammiger Herkules mit seinem Söhnchen, ein Possenreißer und drei grobknochige Tricotritter für das Vergnügen der Einwohner sorgen müssen. Nein: es muß kribbeln und wibbeln, daß Jeder gleich merkt: in die Sache ist ein großes Stück Geld gesteckt worden. Alles recht bunt, fremdartig, grell. Die Gewänder sind schon verblichen, die Rüstungen beulig, die Klepper müde; thut nichts: dem Muthigen lacht das Glück. Wer bedenkenlos wagt, die vermoderten Schätze der Rumpelkammer im hellen Sonnenlicht spaziren zu führen, wird auf den Beifall nicht lange zu warten haben. In dicht gedrängten Volkshaufen lebt eine suggestive Kraft, die jede kritische Regung rasch niederzwingt. Man steht seit Stunden, hat sich sein Plätzchen im Drang gewahrt und will nicht als ein Gefoppter nach

Hause schleichen, sondern stolz nachher den Zechbrüdern erzählen, was sie am Stammtisch versäumt haben. Sogar Schutzleute waren dabei, wohl zwei Dutzend allein zu Pferde; und Musik, Fahnen, goldene Wagen, eine Kinderschaar, Löwen und Leoparden und gewiß dreihundert Pferde, eher mehr noch als weniger. Crescit eundo. Gesprächsstoff für eine Woche. Wie all die Zweibeiner und Vierbeiner wohl hergeschafft worden sein mögen und was die Geschichte wohl täglich an Futter und Lohn fressen mag? Ein bunter Fleck in der grauen Alltagslangweile. In dieser Stimmung läßt das Volk sich ohne Widerstand das Geld aus der Tasche ziehen.

Es drängt an die Kassen, erlegt froh den Tribut und hofft auf ein Wunder. Das findet der gläubige Sinn auch. Ists nicht ein Wunder, daß ein Armloser mit den Zehen schreiben und zeichnen, ein hübscher Hinduknabe ohne Leib, Arme und Beine leben und lachen kann, ein Elephant sich von einem schmächtigen Burschen prügeln läßt, den er mit einem Tritt zu Brei quetschen könnte? Man möchte hundert Augen haben, um Alles zu sehen: die farbigen Flitterkostüme, die scheusäligen Mißgestalten, das fauchende, fressende, arbeitende Gethier. Und Alles ist so wundervoll zwecklos und widernatürlich! Auf einem Menschenschädel werden harte Steine zerklopft; ein Mädchen steckt sich einen scharfen Degen tief in den Schlund; ein Elephant läßt ein Glockengeläut rhythmisch ertönen; Hunde boxen nach der Kunst und ein Schwein tanzt auf den Hinterfüßen durch den Manegesand. Es ist, als sei die Aufgabe gestellt, Jeden thun zu lassen, was seiner Wesensart am Meisten widerstrebt. Das hohe Ziel ist ohne Menschen- und Thierquälerei nicht zu erreichen. Aber die Qual der einzelnen Kreatur bleibt im Festgetöse unbemerkt. Die Musikanten spielen einen lustigen Kavalleriemarsch, Reiterinnen im kurzen Rock sprengen einher und drei-, viertausend Europäer äußern klatschend ihr Frohgefühl. „Ja", spricht zu einem Landpfarrer, der erstaunt in dieses Vergnügen der Christenheit blinzelt, im Ton weltmännischer Ueberlegenheit ein Berliner, „ja, mein verehrter Herr, der Weg zur Kultur wird eben keinem Geschöpf des Sechstagewerkes bequem gemacht. Die Natur will überwunden sein. Und Mißgriffe kommen auch auf den höheren Stufen vor, wo die Empfindlichkeit doch viel größer ist. Immerhin hat für mich ein Schauspiel, das die Macht der menschlichen Intelligenz zeigt, etwas Erhebendes. Sehen Sie, wie diese siebenzig Pferde dem leisesten Wink und Ruf des Dresseurs gehorchen. Wie der Kerl seine Nerven in der Gewalt hat! Das macht ihm so leicht keiner nach. Ein geborener Massenbändiger. Dabei aus ganz kleinen Verhältnissen. Alles durch

Begabung und Fleiß erreicht. Glauben Sie nur: Talente ſetzen ſich heute durch. Es iſt ja traurig, daß es ſo Vielen ſchlecht geht; aber wer wirklich was kann, braucht nicht Straßenbahnſchaffner mit achtzig Mark Monatsgehalt zu werden. Jedem nach ſeiner Kraft. Auf dieſem Grundſatz beruht unſere ganze Geſellſchaftordnung. Aber da will man unter den Menſchen die Verſchiedenheit der Begabung und Rechte leugnen, da ſoll in der höchſten Spezies Alles gleich gemacht werden! Als ob Natur und Kultur nicht eine ſtrenge Gliederung nach Bildung und Beſitz forderten, als ob eine monarchiſche Spitze der Staatspyramide . . ." Trara! Eine neue Nummer. Auch dafür hat der ſelige Barnum geſorgt, daß eine Nummer ſchnell auf die andere folgt. Etwas muß immer zu ſehen ſein. Die Zuſchauer dürfen nicht zur Beſinnung kommen. Er kannte ſeine Leute. Der Mann, der das Buch über the humbugs of the world geſchrieben hat, war kein gewöhnlicher Schaubudenbeſitzer.

* * *

Er iſt zu früh geſtorben. Wenn er ſeinen europäiſchen Triumph noch erlebt hätte, dann wäre er gewiß von einem Interviewer über ſeine Weltanſchauung befragt worden und hätte uns aus der Schatzkammer ſeiner Weisheit ſicher manches Kleinod geſpendet. Es kommt ſo ſelten vor, daß ein großer Organiſator zugleich auch ein Philoſoph iſt. Phineas Taylor Barnum muß beide Talente vereint haben; ſonſt wäre ihm nicht die ſchwere Löſung des Räthſels gelungen: wie man Völker amuſirt. Fahnen, Muſik, Aufzüge, bunte Budenwunder: das Alles können die Europäer ihm nachmachen. Aber er hat ſein Geſchäft faſt ein halbes Jahrhundert lang mit Erfolg getrieben und es nährt heute noch ſeine Erben. Ob man mit der Barnumkunſt, die ſich abgucken läßt, ohne Erläuterung in Europa ſo lange auskäme? . . . Die Geſchichte iſt manchmal abſcheulich ungerecht. Auf ihren Blättern führt der Mann aus Connecticut den Namen des Schwindelkönigs, während er mindeſtens doch neben Machiavelli genannt werden ſollte. Denn er hat ein politiſches Syſtem erſonnen und Allen, die in ſeiner Spur wandeln wollen, den Weg zur Herrſchaft über ein glückliches Volk erleichtert.

Mein Uebertritt zur Sozialdemokratie.*)

Eigentlich bedarf es gar vieler Beweise für meinen Uebertritt nicht. Wer meine Vergangenheit etwas kennt, weiß: mein ganzes Leben ist Anlaß und Motiv dazu. Denn in meinem ganzen Leben hat der Arbeiter und sein Schicksal mir wie ein Mittelpunkt meines Denkens und Wollens vor Augen gestanden. Meine Jugend schon habe ich im Kreise kleiner und kleinster Leute verbracht. Fast alle meine Verwandten sind noch heute Arbeiter oder Handwerker. Als ich dann meine Universitätstudien beendet hatte, ward ich Pfarrgehilfe in einem lausitzer Weberdorf; fast zwei Jahre lang war die elende Bevölkerung dieses Ortes Gegenstand meiner Beobachtung, meiner Arbeit, engen Zusammenlebens. Dann habe ich in Chemnitz drei Monate gearbeitet: wiederum waren Arbeiter meine einzigen Lebens- und Arbeitgenossen. Dann war ich drei Jahre lang Sekretär des Evangelisch-Sozialen Kongresses in Berlin: auch in diesem Amt war es mein heißes Bemühen, die Leiter und Mitglieder jenes Kongresses zu möglichst weitgehender Parteinahme für die große deutsche Arbeiterbewegung und insbesondere für die Landarbeiter fortzureißen. Als ich darauf Pastor wurde, war es eine beinahe reine Arbeitergemeinde, die ich übernahm: wiederum drei Jahre lang habe ich in ihr und ausschließlich für sie gewirkt, gepredigt, gekämpft. Schließlich ging ich von ihr, nur, weil ich als Pastor nicht frei und ungehindert genug war, der Arbeiterbewegung so zu dienen, wie ich wollte. So gründeten wir, Naumann, ich und einige Andere, den nationalsozialen Verein; mit ihm hoffte ich, endlich zu meinen Zielen zu kommen: auf eigenen Wegen den Kampf der aufsteigenden Arbeitermassen und nur ihn rücksichtlos und nachdrücklich zu fördern. Auch Das mißlang: die Nationalsozialen sind unter Naumanns Führung andere Wege gegangen; nicht die bedingungslose, wenn auch selbständige Unterstützung des kämpfenden Proletariats, sondern seine Erziehung zu sogenannter nationaler Gesinnung ist eins ihrer obersten Ziele geworden. Dadurch rückten sie weit ab von seiner Seite, stellten sich mindestens zwischen die zwei Lager der kapitalistischen und der proletarischen Volksschichten, — thaten einen Schritt, den ich nimmermehr mitmachen konnte. So stand ich wieder allein; wollte ich mir selbst, meinem Lebensziel und meiner Vergangenheit treu bleiben, so blieb mir nur noch Eins, das Letzte, übrig, wogegen ich mich lange innerlich gesträubt hatte: Sozialdemokrat zu werden. Diese Konsequenz mache ich nun öffentlich zur That, nachdem ich es für richtig gehalten habe,

*) Das Nachstehende ist eine Rede, die ich, wenn auch nicht wort-, so doch sinngetreu in zwei Volksversammlungen in Chemnitz gehalten habe. Es ist deshalb vielleicht populärer ausgefallen als die meisten Aufsätze, die in diesen Blättern erscheinen. Doch wollte ich nichts ändern.

ein Jahr lang still zu sein. Heute stelle ich mich den Arbeitern als einen ihrer jüngsten Parteigenossen vor.

Es sind im Ganzen vier Hauptgründe, die mich schließlich zum Eintritt in die sozialdemokratische Partei veranlaßt haben. Der erste ist mein christlicher Glaube. Ich erkläre nämlich gleich hier, an erster Stelle, daß ich auch als Parteigenosse mein evangelisches Christenthum — so wie ich es verstehe — nicht aufzugeben gesonnen bin, daß ich auch als Sozialdemokrat Christ in meinem Sinne bleiben werde. Auf Grund des Satzes im Parteiprogramm: Religion ist Privatsache. Ich weiß: Das wird Manchem meiner neuen Parteifreunde ein geringschätziges Lächeln abnöthigen, meine religiöse Position wird ihnen als etwas Minderwerthiges, als ein Stück Erbe meiner Vergangenheit, als dieser Vergangenheit zerbrechliche Eierschale erscheinen. In Manches Geist taucht bei dieser Erklärung vielleicht gar die Gestalt des unglücklichen Kandidaten von Waechter auf und er sieht in mir dessen Nachfolger und Ebenbild. Da aber täuscht er sich. Zwischen mir und Waechter besteht auch religiös ein großer Unterschied. Waechter wollte auch als Genosse nicht nur Christ, sondern auch Prediger und Prophet sein; mir liegt Das ganz fern. Ich habe für immer mein Predigeramt aufgegeben. Ich sehe in der sozialdemokratischen Partei nur eine politische Partei. Wer in ihr arbeiten will, muß es irgendwie als Politiker thun: so will und kann auch ich mich in ihr nur als Politiker bethätigen. Das schließt freilich nicht aus, daß ich gelegentlich auch einmal von meinen religiösen Anschauungen rede. Aber ich werde es immer nur unter zwei Bedingungen thun: entweder, wenn sie angegriffen werden, um sie zu vertheidigen, oder, wenn ich direkt aufgefordert werde, sie darzulegen. Im Uebrigen bleiben sie mein persönliches Eigenthum. Und keine Geringschätzung wird sie mir rauben. Denn ich habe die felsenfeste Ueberzeugung, im Punkte der Religion auf dem richtigeren Wege zu sein als eine große Zahl meiner neuen Parteigenossen.

Doch wie Dem auch sei: Thatsache ist, daß eben meine religiösen Ueberzeugungen mich mit zum Sozialdemokraten gemacht haben. Auch Das wird Manchem vielleicht als eine neue Wunderlichkeit erscheinen. Dem aber, der nun genauer zusieht, wandelt sich diese Wunderlichkeit in eine Nothwendigkeit.

Bekanntlich hat der Stifter der christlichen Religion, Jesus von Nazareth, den ganzen Inhalt seiner Lehre gelegentlich in den einen Satz zusammengefaßt: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und Deinen Nächsten wie Dich selbst. Daraus geht zunächst Eins hervor: alle Religion war ihm Liebe. Keine besondere, von anderen unterschiedene Weltanschauung, keine neue Wissenschaft, keine verstandesmäßige Lehre, kein Dogma, kein Wissen. Nichts als eine einzige Stimmung, ein einziges Gefühl, das höchste und beglückendste, über das der Mensch verfügt: Liebe. Und zwar Liebe nach zwei Richtungen,

Liebe zu Gott und zu den Menschen. Von der ersten ist hier nicht weiter zu reden. Nur von der zweiten. Diese aber ist für Jesus die Konsequenz aus jener. Und zwar die unbedingte, Alles entscheidende Konsequenz. Ja, Liebe zu Gott gilt ihm überhaupt nichts ohne Nächstenliebe. Nächstenliebe ist ihm geradezu der sichtbare Ausdruck der anderen, ihr Prüfstein und ihre Bethätigung. Alle Religion in seinem Sinne, so weit sie unter Menschen zum Ausdruck kommt, muß Nächstenliebe sein. Das ganze Leben Derer, die religiös sein wollen wie er, soll von nichts Anderem als dieser Nächstenliebe erfüllt sein. Sie allein soll ihr Denken, Fühlen, Wollen, ihr Thun und Leiden bestimmen bis zum letzten Athemzug. Er giebt dafür keine Verhaltungmaßregeln im Einzelnen. Er überläßt es Jedem, in jeder einzelnen Situation des Lebens und jedem einzelnen Menschen gegenüber selbst sein Verhalten zu bestimmen, seine Entschlüsse zu fassen. Aber stets und allein soll ihn dabei die Nächstenliebe leiten.

Wenn man Dem ein Wenig nachdenkt: welch eine edle und ungeheure Anforderung, über die hinaus es keine größere an Menschen zu stellen giebt! Und dabei doch keine übermenschliche, keine unausführbare. Es ist äußerst interessant, zu beachten, wo Jesus selbst die Schranke dieser Nächstenliebe sieht und auch zieht: bei der Liebe der Menschen zu sich selbst. Nächstenliebe soll nicht größer sein als Selbstliebe, weil sie es ja doch nicht vermöchte; aber freilich auch nicht geringer. Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst. Du sollst in ihm Dich selber wiedersehen und lieben. Du hast das volle Recht, das Beste, Schönste, Höchste in der Welt, geistige, sittliche und materielle Güter, für Dich zu erstreben und zu erwerben; denn Du hast das natürliche Recht, Dich zu lieben. Lieben aber heißt, glücklich machen und glücklich sein. Und wahrlich — wer wollte es leugnen! — nur Der ist wahrhaft glücklich, der auch im harmonischen Besitz möglichst aller menschlichen Güter, geistiger, sittlicher und materieller, ist; der sie genießt, indem er sie erwirbt. Aber freilich: Du hast dieses Recht nur, wenn Du zugleich die Pflicht erfüllst, auch den Anderen zu gönnen, zu erstreben und zu verschaffen, was Du Dir gönnst. Denn Du hast die Pflicht, sie zu lieben wie Dich selbst, sie glücklich zu machen wie Dich selbst. Sie Alle sind Du selbst. Du bist sie. Du darfst das Höchste haben, aber nur mit ihnen. Und nur, indem Du es für sie, für Alle erringen hilfst, darfst auch Du daran Theil haben, der Du nur ein Glied, ein Stück, ein Theilchen der Gesammtheit und nur durch diese lebendig bist. Das ist es, was, in Worten von heute, die Nächstenliebe Jesu lehrt. Es ist nichts Anderes als echter Egoismus und voller Altruismus neben- und in einander, in gesündester Verbindung. Es ist mit einem einzigen modernen Wort: die Solidarität Aller. Und wer ein ganzer und ehrlicher Jünger Jesu sein will, muß sich mit ihr erfüllen

und an ihrer Verwirklichung auch arbeiten. Diese Solidarität in Gesinnung und That: sie muß Ziel und Inhalt der Nächstenliebe jedes ernsthaften Christen von heute sein. Das aber heißt unter den heutigen Verhältnissen: alle seine Kräfte, über die man verfügt, seine Nerven, seine Bildung, seinen sozialen Einfluß und seine soziale Existenz rastlos und furchtlos dafür einsetzen, daß endlich einmal aller Noth und Dürftigkeit in jeder Gestalt ein Ende gemacht, daß allmählich allen Menschen voller Antheil an allen Gütern der Kultur gegeben wird und Alle, die Menschenantlitz tragen, wirklich auch volle, gesunde und harmonische Menschen zu werden vermögen. Und selbst wenn er ganz allein in dieser Arbeit stände, auch dann dürfte er sich in ihr nicht beirren lassen.

Das aber ist nicht einmal der Fall. Der Christ von heute steht mit seinem Ideal der Solidarität nicht mehr allein wie Jesus einst. Er hat heute Tausende und Abertausende von Gesinnungsgenossen, — freilich nicht in kirchlichen Kreisen. In diesen herrscht heute allgemein ein ganz anderes Ideal von Nächstenliebe, die sogenannte christliche Wohlthätigkeit. Es ist vielmehr die Sozialdemokratie, die mit ihm das selbe Ziel auf ihre Fahne geschrieben hat. Freilich aus ganz anderen Motiven als er. Nicht aus religiösen; nicht, weil es eine der höchsten sittlichen Forderungen Jesu ist, sondern, weil es das Heil und die endliche, die allein dauernde Erlösung für die Massen des Proletariates ist, das heute noch in hundertfacher Engigkeit und Abhängigkeit schmachtet. Aber was thut die Verschiedenheit der Motive? Nicht auf die Motive kommt es an, sofern diese nur gut, berechtigt, sittlich erlaubt sind. Was aber ist edler, sittlicher, berechtigter, als daß der in Noth und Gebundenheit befindliche Mensch sich dieser Noth und Gebundenheit endlich entledigen will? Noch dazu, wenn er Das zu erreichen sucht nicht dadurch, daß er Andere an seiner Stelle in Noth und Gebundenheit stürzt, sondern dadurch, daß er die Abhängigkeit und Gebundenheit, die drückt, überhaupt beseitigt und die Abhängigen und Gebundenen nur zu der Höhe, Freiheit und Kraft, die die Anderen schon haben, emporhebt? Daß er, mit anderen Worten, eine Gesellschaft schaffen will, in der Alle, die Menschen sind, ein gleich glückliches, gleich menschenwürdiges, Geist, Leib und Charakter befreiendes Dasein leben? Für dieses Ziel aber kämpft die Sozialdemokratie ununterbrochen schon seit mehr denn fünfunddreißig Jahren. Sie hat kein anderes als dieses. Ungezählten ihrer Anhänger ist es schon Trost und Kraft, die Quelle immer neuer Lebenshoffnung geworden. Es ist die Alles treibende Gewalt der ganzen Bewegung, ihr Stolz, ihr sie über Alle und Alles erhebendes Ideal. Wahrlich: die heilige Solidarität Christi und aller seiner ehrlichen Jünger, in der Sozialdemokratie hat sie ihre moderne Auferstehung gefeiert. Und weil ich um diese Thatsache nicht herum komme, schon deshalb mußte ich schließlich

den Schritt thun, den ich gethan habe: um meines Christenthumes willen, so wie ich es verstehe, mußte ich Sozialdemokrat werden.

Doch Das ist nur mein erstes Motiv. Ein zweites tritt dazu: die Sozialdemokratie hat nicht nur das selbe Ziel der Solidarität Aller wie ein echter und aufgeklärter Christ, sie hat auch alle Eigenschaften, die nöthig und geeignet sind, dies Ziel endlich einmal zu erreichen.

Dazu gehört in allererster Linie ihre Wissenschaft. Sie giebt der Partei die eigenartigen geistigen Waffen, mit denen sie immer wieder siegreich kämpft. Sie führt den Beweis der Wahrheit, der Nothwendigkeit, der Durchführbarkeit des Sozialismus. Die ganze bisherige Menschheitgeschichte verwendet sie zu diesem Beweis. Und zwar, indem sie zum ersten Male die ganze Menschheitgeschichte konsequent als eine einzige Geschichte von Klassenkämpfen versteht, die von Stufe zu Stufe die geknechteten Klassen von Fesseln befreiten, die Privilegirten von Vorrechten entbanden und in immer rascherem Tempo die heutigen Verhältnisse vorbereiteten, auf denen die künftige, auf der Solidarität Aller ruhende Gesellschaft mit Nothwendigkeit erstehen muß. Damit schuf sie die sogenannte materialistische Geschichtauffassung. Mit einem Schlage ist durch sie das natürlichste und hellste Licht über die ganze bisherige Menschheitgeschichte gegossen; nun erst erscheint diese in einem großen Zusammenhange, von einem großen Sinn und Zweck erfüllt: als die geschlossene, immer wachsende Vorbereitung auf die neue solidarische Gesellschaft, als ein einziger überwältigender Beweis ihrer Wahrheit und Nothwendigkeit. Und Niemand, der einfach und ohne Vorbehalte denkt, vermag sich dieser Argumentirung zu entziehen. Sie ist für alle Zeiten schlagend geworden. Hierin sehe ich die dauernde und praktische Größe der materialistischen Geschichtauffassung, wobei es gar nicht in Betracht kommt, ob man sie eingeschränkt oder uneingeschränkt gelten lassen will. In beiden Fällen und Formen ist und bleibt sie die Apologie des kommenden Sozialismus aus der Gesammtheit der Geschichte und so eine der wuchtigsten Waffen des kämpfenden Sozialismus unserer Tage.

Andere, gleich wuchtige, holt sich die sozialistische Wissenschaft aus der Gegenwart, gewinnt sie durch die Kritik des Kapitals und Kapitalismus. Sie ist die erste und einzige, die das wahre Wesen Beider entschleiert und damit Beide zugleich tötlich getroffen hat. Und zwar, indem sie die Lehre vom Mehrwerth und die Lehre von der Alles revolutionirenden Tendenz des Kapitalismus fand. Durch die Mehrwerththeorie zeigte sie, wo die Quelle der ungeheuren, immer und scheinbar immer unwiderstehlicher wachsenden Kraft des Kapitals zu suchen ist; aber zugleich zeigte sie diese Quelle als eine trübe Quelle der Ungerechtigkeit, die einzig und allein aus der Tiefe der Arbeit gespeist wird. Die Arbeit allein ist die Quelle allen Reichthums;

ihr allein gebührt also der volle Arbeitertrag. Mit dieser einen Lehre hat sie das Verhältniß von Kapital und Arbeit, von Unternehmerthum und Arbeiterklasse umgekehrt. Aus den kapitalistisch Herrschenden hat sie für alle Zeiten, die sie noch existiren werden, Angeklagte und Angegriffene gemacht, aus den Beherrschten Ankläger und Angreifer, die erfüllt sind von dem unerschütterlichen Bewußtsein der Gerechtigkeit ihres Angriffes, ihrer Forderungen, ihrer sozialistischen Ideale, der Richtigkeit ihrer Taktik, der Sicherheit ihres endlichen Sieges, der Schwäche und Unhaltbarkeit der Position ihrer Gegner. Dabei verschlägt es absolut nichts, daß diese Mehrwerththeorie insofern unfruchtbar ist, als aus ihr sich kein neues, positives, das kapitalistische ersetzendes ökonomisches System, vor Allem nicht das sozialistische Wirthschaftsystem, entwickeln läßt. Für diese Entwickelung sorgt vielmehr ganz von selbst der selbe Kapitalismus, dessen Lebenskraft die Mehrwerththeorie für immer gebrochen hat. Und zwar kraft der unaufhörlich und Alles revolutionirenden Tendenz, die die sozialistische Wissenschaft als seinen zweiten Hauptzug an ihm festgestellt hat. Danach ist es das weder mehr zu bestreitende noch auch aufzuhaltende Verhängniß des Kapitalismus, daß er trotz seiner ungeheuren Kraft doch nicht im Stande ist, sich selbst, als Kapitalismus, in seinen verschiedensten Ausgestaltungen und Organisationen zu erhalten, zu befestigen, zu verewigen. Vielmehr, wie er in seinem Beginn alle überlieferten Produktion- und Gesellschaftformen zersetzte und ihre Reste noch heute zersetzt, so zerstört er heute auch schon wieder die Organisationen der Produktion, die er selbst anfangs an Stelle jener ins Leben rief, um nun abermals neue, gewaltigere als die ersten zu errichten. Und jede neue gewaltigere Organisationform aus seinen Händen enthält immer mehr und immer lebenskräftigere Keime und Ansätze einer Produktion, auf die er weniger Einfluß hat. Kraft seiner revolutionären Tendenz mußte er einst Alles atomisiren, was ökonomisch organisirt war; kraft der selben revolutionären Tendenz muß er heute die nicht mehr atomisirbaren Atome konglomeriren, ja, die Konglomerate konglomeriren. Damit schlägt er in sein Gegentheil um: aus dem revolutionären Kapitalismus wird der stationäre Sozialismus geboren. Welch ein neuer Beweis für die Naturnothwendigkeit des Sozialismus, welche Quelle von Siegesgewißheit, von Erkenntniß des Wesens der gegenwärtigen Oekonomie, von sicherer Erfassung der Wege, die zum letzten Ziel zu gehen sind!

Und auch dies Endziel: welche Klarheit empfängt es durch diese eben charakterisirten neuen Erkenntnisse der sozialistischen Wissenschaft! Aus dem Nebel der Utopie, der Traumwelt, des rein ethischen, religiösen, instinktiven Ideals wird der Gedanke der Solidarität Aller herabgeholt auf den Boden der Wirklichkeit und in ein logisch nothwendiges, faßbares ökonomisches Prinzip umgewandelt: an die Stelle der Konkurrenz tritt die Zusammenarbeit, an die

Stelle der ökonomischen Anarchie die Ordnung und Planmäßigkeit in Produktion und Konsumtion, an die Stelle des privaten Besitzes an Produktionmitteln das gemeinschaftliche Eigenthum, an die Stelle der Klassengesellschaft und Klassenherrschaft eine Gesellschaft sozial und politisch Gleichberechtigter und auch Gleichgestellter, die soziale Demokratie. Die Sozialisirung der Gesellschaft und die Demokratisirung des Staates heißt das nunmehr verstandesmäßig definirte und systematisch erwiesene Endziel.

Aber die Sozialdemokratie hat nicht nur die Waffen, sie hat auch die Kämpfer für den Kampf um die Verwirklichung dieses Endziels. Ja, sie allein hat sie. Oder wo wären sie sonst zu finden? In den anderen politischen Parteien? Die arbeiten alle, alle an der Verhinderung, nicht an der Verwirklichung des Sozialismus. Oder in den christlichen Gemeinden und Kirchen? Wir wissen, wie sie gemeinhin über Solidarität und Sozialismus denken. Ganz andere Kreise, ganz andere Menschenmassen und auch eine ganz andere Menschenart sind dazu nöthig. Dazu gehören Menschen, die ökonomisch, politisch und geistig noch entbehren, ohne durch diese Entbehrungen entnervt zu sein; die ökonomisch, politisch und geistig abhängig sind, aber diese Abhängigkeit als unwürdige Knechtschaft bitterlich empfinden. Dazu gehören Menschen, die keinen glühenderen Wunsch haben als den, aus dieser zehnfachen Abhängigkeit endlich ganz herauszukommen, und die zugleich den Muth und die Kraft haben, für diese Unabhängigkeit zu kämpfen; die, weil sie noch entbehren und nicht allzu viel zu verlieren haben, auch bereit sind, Alles, zuletzt sich selbst zu riskiren. Menschen, die in Allem, was sie denken, thun und lassen, gezwungen sind, sich nicht auf sich allein, sondern auf ihre Lebens- und Arbeitgenossen mit zu verlassen, die nur in der Masse und mit der Masse sich mächtig fühlen und die deshalb, fast ohne ihr Zuthun, von Natur schon irgendwie sozialistisch und demokratisch gerichtet sind. Menschen, die, weil Theile der Masse, mit der Masse Disziplin zu halten verstehen; Menschen endlich, die, so zahlreich sie auch immer schon waren, doch das Bewußtsein und die Gewähr in sich tragen, daß sie noch immer zahlreicher, mächtiger, massenhafter und darum sieghafter werden. Das aber sind allein die modernen Lohnarbeiter. Ihre ganze Klassenlage prädestinirt sie, sie allein, zu Kämpfern um das sozialistische Endziel. Und wahrlich, sie machen dieser Prädestination treulichst Ehre. Wenn man heute Etwas von der Sozialdemokratie mit Sicherheit behaupten kann, so ist es, daß das ganze deutsche Proletariat ihr gehört. Die deutsche Lohnarbeiterschaft, so weit sie bereits politisch aufgeklärt ist, ist eine einzige geschlossene Phalanx, über die sie als die stets schlagbereite Kerntruppe ihres Heeres verfügt. Sie hat die Kämpfer, die sie braucht, und immer neue wachsen ihr zu mit dem täglich wachsenden Proletariat.

Dazu kommt dann die Taktik, die sie bisher verfolgt hat. Und zwar kann man bei ihr von einer dreifachen Taktik reden, wobei jede Art die zwei anderen ergänzt und unterstützt. Zunächst war ihre Taktik eine Taktik des Klassenkampfes. Diese besteht bekanntlich darin, daß die Partei in all ihrem politischen Handeln sich auf eine einzige Gesellschaftklasse, die der Lohnarbeiter zu Lande und in den Städten, stützt. Die, für die sie arbeitet, bilden auch die Macht, die sie braucht, um die Früchte ihrer Arbeit zu erreichen. Und sie besteht weiter darin, daß Alles, was sie erreichen will, sie auf dem Wege des politischen Kampfes zu erreichen sucht. Sie macht sich keine Illusionen über das innerste Wesen der übrigen Gesellschaftklassen. Sie weiß: so sehnsüchtig und leidenschaftlich das Proletariat in die Höhe drängt, so leidenschaftlich und zäh sucht die Kapitalistenklasse die von ihr besetzten Höhen sich zu erhalten. Sie weiß, alles freundliche Bitten da oder dort, alles Paktiren und Diplomatisiren zwischen ihnen ist zwecklos. Nur der Kampf hat zwischen ihnen Statt und berechtigten Zweck. Und in dem Kampf erreicht Der seinen Zweck, der schließlich der Stärkere bleiben wird. Dem entsprechend ist auch stets das Verhalten der Partei im Reichstag, in der Presse, in der Agitation gewesen. Ueberall stand und steht sie allein. Ueberall sucht sie alle Handlungen der Gegner festzunageln als Handlungen von Gegnern, auch da, wo scheinbar alles mögliche Gute geboten wird. Sie hat dies Gute immer noch als Danaergeschenke erweisen müssen. Hinter jedem Vortheil, den man ihr entgegenbrachte, lauerten zehn Vortheile, die dem Gegner zufielen. Selten hat sie sich auf Kompromisse eingelassen. Wo sie es that, geschah es, um verhängnißvolle Absichten des Gegners zu pariren, um gerade den Kampf gegen ihn mit verstärkten Kräften fortsetzen zu können. Und die Wirkungen dieser Klassenkampftaktik sind heute schon überall sichtbar: sie hat es bewirkt, daß die Wahrheit über unsere ökonomischen und sozialen Zustände bekannt wurde; sie hat diese Zustände bis in den letzten Winkel hinein beleuchtet; sie hat deren ganzen Schmutz, das ganze Elend, die ganze Unzulänglichkeit blosgelegt; sie hat den ganzen bitterbösen Kontrast zwischen Dem, was ist, und Dem, was scheint, enthüllt. Sie hat weiter bewirkt, daß die einzelnen politischen Parteien sich als Das entpuppt haben, was sie in Wirklichkeit sind, was stets alle politischen Parteien waren: Interessenvertretungen einzelner Gesellschaftklassen in der Arena der Politik; daß sie nackt nun einander gegenüber stehen und sagen müssen, was sie in Wirklichkeit wollen. Sie, die Taktik des Klassenkampfes, hat den politischen Kampf selbst immer mehr zu einem Klassenkampf gemacht. Immer mehr dreht es sich um die eine und höchste Sache: Erhaltung oder Beseitigung der heute herrschenden Gesellschaftordnung, um die eine letzte Doppelfrage: Kapitalismus oder Sozialismus, Absolutismus oder Demokratie. Diese Klassenkampftaktik hat die Sozialdemokratie selbst aus der Reihe und Qualität der

übrigen, üblichen Parteien herausgehoben, hat sie in das Centrum des politischen Lebens gerückt, um das es sich bewegt, an dem alle anderen Parteien, an dem alle Aktionen der Regirung, an dem alle neuauftauchenden geistigen, sozialen und politischen Bewegungen immer ausschließlicher sich orientiren müssen. Sie hat bereits den Gedanken des sozialistischen Endziels zu einem wichtigen politischen Prinzip gemacht; sie wird ihn einst schließlich auch zum höchsten und eigentlich einzigen emporheben.

Und neben der Taktik des Klassenkampfes steht die der praktischen Reformarbeit. Sie ist die Konsequenz des zweiten Theils des Parteiprogrammes und sie verfolgt keinen anderen Zweck als den, die proletarischen Massen, die die Taktik des Klassenkampfes und der Druck ihrer Klassenlage in die Reihen der Partei treibt, zu immer treueren Anhängern und immer leistungfähigeren Kämpfern für das sozialistische Endziel zu machen. Daher die intensive Betheiligung der Sozialdemokratie an den bestehenden staatlichen Versicherungeinrichtungen, den Gewerbe- und Schiedsgerichten. Daher die unermüdliche Arbeit in den Gewerkschaften, die Schöpfung von Arbeitersekretariaten, die Errichtung von Gewerkschafthäusern. Daher das unwiderstehliche Emporwachsen von Arbeiterkonsumgenossenschaften, daher alle mühsälige Einzelarbeit sozialdemokratischer Vertreter in Schul- und selbst Kirchenvorständen, in Gemeindevertretungen und Einzellandtagen. Und auch hier ist die Wirkung ganz so, wie sie gewollt ist. Man vergleiche das Proletariat von vor zwanzig und dreißig Jahren mit dem von heute: es ist gesünder, geistig reger, selbstbewußter, willensstärker, kampfesfreudiger denn je. Alle praktische Reformarbeit hat es, zur größten Enttäuschung der Gegner, nicht von seiner Klassenkampftaktik, alle Einzelerfolge und Einzelverbesserungen haben es nicht von dem Letzten und Höchsten, von dem sozialistischen Endziel, abgebracht.

Und endlich die dritte Art der Taktik, die die Sozialdemokratie stark und immer stärker macht: die Taktik der unbedingten Gesetzlichkeit. Wir wissen, daß die Anfänge der Partei in den französischen Revolutionen der letzten hundert Jahre und in der deutschen von 1848 und 1849 ruhen. Die Sozialdemokratie ist in ihren Ursprüngen eine revolutionäre Partei im wahren, im massiven Sinne dieses Wortes. Aber sie hat diesen relativ niedrigen Begriff des Revolutionären zu vergeistigen, zu vertiefen, zu adeln verstanden. Sie ist heute revolutionär nur im Hinblick auf das Endziel und in der Kraft ihrer neuen Wissenschaft. Sie hat diese Begriffswandlung freilich nicht aus Opportunismus vollzogen, sondern in der nüchternen Erkenntniß der politischen Sachlage, die sich gerade als Produkt jener Revolutionen herausgebildet hat. Deren Ergebniß ist die „bürgerliche Freiheit", die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, das allgemeine Wahlrecht, das Koalitionrecht, Freizügigkeit, Preßfreiheit, Bildungfreiheit, Freiheit der Berufswahl,

Freiheit und Recht der eigenen Ueberzeugung, bis zur Religionfreiheit. Alle diese Rechte und Freiheiten sind — formell wenigstens — Jedem durch das Gesetz verbürgt. Sie zu gebrauchen, bis in ihre letzten Konsequenzen hinein zu gebrauchen: Das ist die ganze sozialdemokratische Taktik der Gesetzlichkeit. Denn eben diese konsequente Ausnutzung aller bürgerlichen Rechte, und insbesondere ihre sinngemäße und unbedingte Anwendung auf das moderne ökonomische Gebiet, führt tief in sozialistische Organisation selbst hinein. Den Gegnern aber bleibt nur Zweierlei übrig: entweder sie bleiben auch auf dem Boden der Gesetzlichkeit: dann müssen sie die sozialdemokratische Arbeit nicht nur gewähren lassen, sondern selbst das Hineinwachsen in den Sozialismus mitfördern. Oder sie wollen weder selbst daran mitarbeiten noch die Sozialdemokratie daran arbeiten lassen, sie vielmehr daran hindern: dann verhindern sie sie an der Ausübung der ihnen verliehenen staatsbürgerlichen Rechte, dann übertreten sie das Gesetz, setzen sich ins Unrecht, die Sozialdemokratie aber ins Recht und machen sie noch obendrein zur Märtyrerin. Nichts aber wirkt sieghafter, nichts agitatorischer als Märtyrerthum. So fördern sie wiederum die Sozialdemokratie, die nur den Boden der Gesetzlichkeit zu behaupten braucht. Besonders eindrucksvoll wurde Das, als Bismarck gesetzlich und ausnahmegesetzlich zugleich gegen sie vorging, als er das Sozialistengesetz und die Sozialgesetzgebung gegen sie inaugurirte und die Partei auch da ruhig, abwartend, gesetzlich blieb: niemals war sie gestärkter als in der Mitte der neunziger Jahre, nachdem beide Gesetze ihr Ende gefunden hatten; beide hatten ihr unendlichen Nutzen gebracht. So ist die Taktik der Gesetzlichkeit in jedem Falle eine unüberwindliche Fechtweise, die nothwendige, unerläßliche Ergänzung jener beiden anderen Arten, die wir vorher erörterten, alle drei zusammen aber ein neues großes Unterpfand dafür, daß die Sozialdemokratie und nur sie die endliche Verwirklichung der neuen solidarischen Gesellschaft herbeiführen kann und wird.

Und schließlich ein letztes Unterpfand dieses endlichen Sieges durch sie sind ihre bisher errungenen Erfolge. Wenn man denkt: eine Partei mit diesem schwindelnd kühnem Ideal, mit einem wissenschaftlichen Apparat, dessen Handhabe die höchsten geistigen Anforderungen stellt, mit einem Menschenmaterial, das, geschichtlich angesehen, nicht auf den Höhen, sondern nur erst in den Niederungen der Kultur zu leben im Stande ist, Gegnern gegenüber, die über alle Macht des Geistes, des Geldes, politischer Vorrechte, der Tradition, der geheiligten Ueberlieferungen verfügen, — diese Partei, allein auf sich gestellt, vor fünfunddreißig Jahren ein winziges, armes, mehr verspottetes als verfolgtes Häuflein und heute die stärkste Partei Deutschlands, die Ruferin im politischen Kampf, die Furcht der Feinde, die wissen, daß sie siegen wird. Damals eine Partei mit kaum 50000, jetzt eine solche mit über 2 Millionen Stimmen. Damals ohne Geld und jegliche finanzielle

Unterstützung, jetzt mit einem Jahresbudget von 340000 Mark Einnahme und 243000 Mark Ausgabe, mit einem Parteivermögen, das die Existenz der Bewegung unbedingt sichert. Vor dreiundzwanzig Jahren aller ihrer Gewerkschaften beraubt, heute mit einer gewerkschaftlichen Organisation von beinahe 500000 Mann, der Elite der deutschen Arbeiterschaft. Vor dreiundzwanzig Jahren ohne Presse, heute im Besitz von 87 politischen und 58 gewerkschaftlichen Blättern. Vor dreiundzwanzig Jahren in ihrer Organisation zersprengt, heute eine Organisation, die vielleicht nur noch die des modernen deutschen Militarismus an Straffheit und innerer Haltbarkeit übertrifft. Und diese deutsche Sozialdemokratie von heute Hand in Hand mit den Schwesterparteien aller anderen Kulturländer: wohin man blickt, Sieg, Vorwärtsdringen, starkes und doch organisches Wachsthum der Sozialdemokratie. Fürwahr: sie allein ist die Macht, die das — ganz gleich, ob christlich oder egoistisch gewollte — Endziel einer solidarischen Gesellschaft aller Menschen zu erreichen vermag. Und weil ich Das sehe, muß ich, der ich das Endziel will, auch die Partei wollen, die allein den Weg dahin führt. Ich muß auch deshalb ihr Anhänger, muß Sozialdemokrat werden.

Aber auch noch ein Drittes hat meinen Entschluß bestimmt: die Vaterlandsliebe. Wir Alle lieben das Land unserer Väter, darin wir geboren sind, dessen Sprache wir sprechen, dessen Luft wir athmen, dessen Theil wir sind, wie Baum und Strauch, Wald und Wiese, Vogel und Fisch. Wir lieben das Volk, dessen Blut auch in uns, unseren Frauen und Kindern rollt, das denkt wie wir, das empfindet wie wir, von dem wir uns nur in der Noth loslösen. Was mich persönlich betrifft, so darf auch ich für mein ganzes bisheriges Leben echte nationale Gesinnung, echten Patriotismus in Anspruch nehmen. Schon die Erziehung hat auch bei mir dafür gesorgt. Und in der Harmlosigkeit der Jugend läßt man gerade dies Stück Erziehung zum Patriotismus gern und freudig an sich vollziehen. Es ist freilich nur ein Kinderpatriotismus. In rosigem Licht, groß, schlachtenfroh und ruhmreich, wurde da die Vergangenheit unseres Volkes Einem vorgeführt, ruhmreicher als die aller anderen, fehlerlos, makellos seine Gegenwart, an Ruhm überreich seine Zukunft. Was Wunder, daß man erfüllt ward von lodernder Liebe zu Volk und Vaterland, daß man sein Glück, seinen Ruhm, seine Herrlichkeit mit aller Macht mit mehren zu helfen gelobte? Freilich: dann kam das Leben mit seinen langsam, aber sicher ernüchternden Erkenntnissen; kritischer Sinn und vorurtheillose Forschung thaten ihre Pflicht. Da verflog allerdings jene schülerhafte Geschichtauffassung; ihre letzten Reste hat schließlich Karl Marx auch mir gründlich zerstört. Aber was blieb, bis auf den heutigen Tag, ist die treue Liebe zum deutschen Volk, ohne Chauvinismus, die Bereitschaft, ihm zu dienen, ehrlicher Patriotismus. Und eben dieser Patriotismus auch hat mich heute in die Reihen der Sozialdemokratie hineingetrieben.

Es giebt in unserem heutigen Deutschland eine doppelte Art von Patriotismus: den der herrschenden Klassen und den der Sozialdemokratie. Der erste findet vielleicht seinen charakteristischsten, jedenfalls augenfälligsten und einseitigsten Ausdruck in den Kreisen der sogenannten Alldeutschen. Ihnen erscheint ganz Deutschland im Grunde als ein stehendes Heerlager. In ihren Augen hat Deutschland schließlich nur eine wahre Aufgabe: unter allen Umständen sich auszudehnen an Länderbesitz, an Kolonien und Handelsemporien; nur einen Beruf: Großmacht, Weltmacht, die erste Großmacht der Welt zu werden. Alle wahre Politik ist ihnen schließlich auswärtige Politik, die immer mit Kriegen rechnen muß, die nicht zaudert, Kriege zu beginnen, wo immer ein üblicher Anlaß und eine Aussicht auf Erfolg sich bieten. Innere Politik dagegen gilt ihnen mehr oder weniger als Nebensache, nur als Instrument zur Stärkung der Machtmittel nach außen. Dem gegenüber steht der andere, in meinen Augen der höhere, der einzig richtige und wirkliche Patriotismus, der, den auch ich meine und heute allein noch für mich gelten lassen kann. Dieser sieht nicht nach außen, sondern vor Allem nach innen, in den Volksorganismus hinein. Nicht die äußere, sondern die innere Politik ist ihm die Hauptsache. Ihm gilt als oberste Pflicht, im Vaterland selbst Alles in Ordnung zu bringen und zu halten, durchgreifende Hilfe zu schaffen. Er sieht mit großem, ehrlichem Auge die Verwirrung, die das wirthschaftliche Leben bei uns anrichtet, den steigenden Reichthum dort, die bleibende soziale Engigkeit und Gebundenheit hier, die Zerreibung des Mittelstandes, die sozialen Verschiebungen aller einzelnen Schichten, das Versinken Ungezählter in das Proletariat. Er sieht, wie die so neu geschichteten Massen ruhelos vorwärts, nach oben drängen, er sieht ihre Organisationbestrebungen, ihre Zähigkeit, ihre Treue im Kampf, er sieht mit ihnen das schöne Ziel, das ihnen vorschwebt, um dessen Verwirklichung ihr Dichten und Trachten geht: endlich, endlich einmal ein in allen seinen Gliedern freies, gesundes, starkes, aufrechtes, glückliches Volk zu schaffen. Und er setzt alle Kraft darein, dies Ziel auch zu erreichen. Er weiß: darin ist auch der Schutz des Vaterlandes nach außen gesichert; alle auswärtigen Beziehungen ergeben sich dann ganz von selber, wenn auch ganz andersartig als heute, aus der Frucht seiner ersten und höchsten Arbeit im Innern, als deren selbstverständliche, aber doch nur als deren Begleiterscheinungen.

Und eben diesen Patriotismus hat heute wieder vor Allem die Sozialdemokratie. Ihre gesammte Geschichte, ihr Programm, ihre Arbeit zeugen davon. Auf die innere Politik vor Allem hat sie sich konzentrirt, auf die innere Politik auch alle anderen Parteien stets zu drängen versucht. Sie hat nie ein anderes Ziel gehabt als dieses: das eigentliche Volk ökonomisch, politisch, geistig zu heben, frei und stark zu machen. Ja, ihr Marxismus, ihr Endziel, die Soziali-

sirung der Gesellschaft und die Demokratisirung des Staates, ist nichts Anderes als der planmäßig und wissenschaftlich formulirte Ausdruck dieses Patriotismus. Für dieses Ziel, in diesem Patriotismus hat die Partei seit Jahrzehnten rastlos geschafft, gekämpft, geduldet. In diesem Patriotismus haben Hunderttausende von ihrer Kärglichkeit gewaltige Opfer gebracht, haben Tausende ihr Bestes, ihre bürgerliche Ehre, ihren Frieden, ihre Behaglichkeit eingesetzt, sind Hunderte zu Märtyrern geworden. Das Höchste aber und Größte an solchem echten Patriotismus leistet die Partei wohl damit, daß sie, gerade um ihn endlich zur dauernden Geltung und Herrschaft zu bringen, unerbittlich alle Ausgaben für auswärtige Machtpolitik, für Heer und Marine, ablehnt und ruhig alle Angriffe, alle Verdächtigungen und Schmähungen darob hinnimmt. So finde ich mich auch von meinem patriotischen und nationalen Standpunkte aus heute in den Reihen der sozialdemokratischen Partei wieder; auch meine Vaterlandsliebe hat mich in sie hineingedrängt.

Endlich: auch gegen die überall jetzt in Deutschland herrschende Reaktion, die ich hier nicht ausführlich zu schildern brauche, wird nur die Sozialdemokratie siegreich kämpfen können. Dazu aber braucht sie jeden Mann und jeden Groschen, dazu kann sie auch mich gebrauchen, der ich, wie sie, wie jeder Sozialdemokrat, die Freiheit liebe und die Gebundenheit hasse, den Fortschritt fordere und allen Rückschritt verachte. Und so drängt nicht nur mein Christenthum, nicht nur mein Patriotismus, auch nicht nur die imponirende, stetig wachsende Macht des Sozialismus, so drängt mich auch mein Freiheitsinn in die Reihen der sozialdemokratischen Partei hinein. Von nun an gehöre ich ihr unlöslich an, von nun an marschire ich bei ihr in Reihe und Glied. Und wahrlich: es soll nicht das letzte Glied, es soll die vorderste Reihe sein, in der man mich künftig finden mag.

Zehlendorf. Paul Goehre.

Natascha.

Ich war damals in einer sehr unangenehmen Lage: eben war ich in der Stadt angekommen, kannte keine Seele, hatte kein Geld in der Tasche und keine Unterkunft. Nachdem ich in den ersten Tagen alle Kleidungstücke verkauft hatte, die ich irgendwie entbehren konnte, ging ich aus der Stadt nach dem Schiffshafen. Sonst herrschte da ein reges, arbeitsames Leben; jetzt, in den ersten Oktobertagen, lag Alles schon öde und verlassen da.

In unseren Kulturzuständen ist seelischer Hunger leichter zu befriedigen als leiblicher. Man irrt durch die Straßen: überall Häuser, die von außen gar nicht übel aussehen und innen wohl auch ganz nett eingerichtet sind. Das kann in uns erfreuliche Gedanken über Architektur, Hygiene und noch über viele andere

Dinge erwecken. Man begegnet gut gekleideten Menschen. Alle sind höflich und gehen uns aus dem Wege, um uns zartfühlend an die traurige Thatsache unserer Existenz möglichst wenig zu erinnern. Ach Gott, die Seele des hungrigen Menschen nährt sich immer besser als die des satten. Daraus kann man einen interessanten Schluß auf die Seele der Satten ziehen.

... Der Abend rückte heran. Es regnete und ein schneidender Nordwind pfiff über die leeren Kähne und die kleinen Kramläden hin und stieß gegen die mit Brettern vernagelten Fenster der Gasthäuser. Die Wellen rollten geräuschvoll über den Ufersand, schleuderten weiße Schaumspritzer in die Höhe, überschlugen sich und verschwanden in der trüben Ferne. Der Fluß schien die Nähe des Winters zu ahnen und floh aus Furcht vor den Eisfesseln, die ihm der Nordwind noch in dieser Nacht anlegen konnte. Der Himmel war schwer und finster und unablässig fielen kleine, kaum sichtbare Regentropfen nieder. Zwei zerbrochene häßliche Besen aus zusammengebundenen Reisern und ein umgekippter Kahn daneben vervollständigten das trostlose Bild ... Alles ringsum öde; der Himmel weint endlose Thränen und mir droht der eisige Tod.

Und ich war damals achtzehn Jahre alt!

Ich suchte nach etwas Eßbarem zwischen den Kähnen, irgend welchen Speiseabfällen. Da sah ich plötzlich eine auf dem Boden zusammengekauerte weibliche Gestalt, deren regenfeuchte Kleider fest an den Schultern klebten. Ich blieb stehen und sah, daß sie im Sande ein Loch grub, um sich unter einen der Kähne zu wühlen. „Was machst Du da?“ fragte ich und kauerte mich neben sie.

Sie schrie leise auf und sprang hastig in die Höhe. Jetzt, als sie dastand und mich mit den weitgeöffneten, grauen angstvollen Augen ansah, bemerkte ich, daß das Mädchen in meinem Alter war und ein angenehmes Gesichtchen hatte, das leider durch zwei blaue Flecke verunstaltet war. Die Flecke waren von bemerkenswerther Symmetrie, — je einer von gleicher Größe unter den Augen und ein etwas größerer auf der Stirn, gerade über dem Nasenbein. Man sah, sie waren das Werk eines Künstlers, der sich gut darauf verstand, menschliche Physiognomien zu entstellen.

Das Mädchen sah mich an und die Angst wich langsam aus seinen Augen. Jetzt schüttelte es den Sand von den Händen ab, rückte das Kopftuch aus Kattun zurecht und sagte: „Du willst wohl auch essen? Nu ... wühle mal ... meine Hände sind müde. Dort“ — sie wies nach dem Kahn hin — „ist vielleicht Brot ... oder gar Wurst ... Aus dem Kahn ist noch Etwas zu holen ...“

Ich fing zu wühlen an. Sie wartete ein Weilchen, sah mich an, setzte sich dann neben mich und half mir.

Schweigend arbeiteten wir. Ich kann jetzt nicht mehr sagen, ob ich damals an das Strafgesetzbuch, an die Moral, das Eigenthumsrecht und alle die schönen Dinge dachte, die man nach der Ansicht kompetenter Leute immer im Kopfe hat. Ich glaube, ich war mit meiner Unterminirungarbeit so beschäftigt, daß ich vollständig alles Andere vergaß; ich dachte nur daran, was wohl im Kahn zu finden sein würde.

Es wurde Nacht. Die nasse, kalte, unheimliche Finsterniß um uns herum wurde immer undurchdringlicher. Das Geräusch der Wellen klang dumpfer, der Regen trommelte lauter und schneller auf die Bretter des Kahnes ...

„Hat er einen Boden oder nicht?“ fragte meine Gefährtin leise. Ich verstand nicht, wovon sie sprach, und schwieg.

„Ich frage: hat der Kahn einen Boden? Wenn er einen hat, so quälen wir uns vergeblich. Wir machen ein Loch und da sind vielleicht dicke Bretter ... Wie kriegt man die los? Es wäre besser, das Schloß abzubrechen ... Das Schloß ist nur schwach.“

Gute Gedanken tauchen selten in Frauenköpfen auf, aber, wie man sieht: es kommt doch vor. Ich schätzte gute Gedanken immer und suchte den Rath auszunutzen. Ich fand das Schloß, rüttelte daran und riß es zugleich mit den Ringen heraus ... Meine Gefährtin wand sich wie eine Schlange und schlüpfte durch die viereckige Oeffnung des Kahnes. Von drinnen rief sie erfreut:

„Du bist ein Prachtkerl!“

Ein kleines Lob einer Frau wirkt mehr als ein ganzer Dithyrambus eines Mannes, sei er auch so feurig wie alle antiken und modernen Reden zusammen. Aber ich war damals weniger gut gestimmt als heute; ohne das Kompliment meiner neuen Freundin zu würdigen, fragte ich nur: „Ist was da?“

Sie fing an, eintönig aufzuzählen, was Alles sie entdeckt hatte.

„Ein Korb mit Flaschen... Leere Säcke... Ein Schirm... Ein eiserner Eimer...“

Das war nun doch nichts Eßbares. Ich fühlte, wie meine Hoffnungen schwanden... Aber plötzlich rief sie freudig aus:

„Aha! Da ist es ...“

„Was?“

„Brot ... Ein Laib ... Aber es ist naß ... Nimm!“

Zu meinen Füßen rollte ein Laib Brot und hinterdrein meine erfolgreiche Freundin. Ich hatte schon ein Stückchen abgebrochen, steckte es in den Mund und kaute ...

„Na, gieb mir mal! ... Nun müssen wir aber weg von hier. Wohin könnten wir gehen?“ Sie sah prüfend nach allen Seiten in die Finsterniß. „Da ist ein umgestürztes Boot. Wollen wir dahin?“

„Komm!“ Und wir gingen, brachen unterwegs immer von Neuem Etwas von unserem Raub ab und stopften uns den Mund ... Der Regen wurde noch stärker, der Fluß brüllte, von irgendwo drang ein langer, spöttischer Pfiff herüber, — als ob da Einer, der vor Niemand Angst hat, auf alle irdische Ordnung pfiffe, auf diesen häßlichen Herbstabend und auf uns, seine beiden Helden ... Das Herz zog sich schmerzlich zusammen bei diesem Pfeifen; trotzdem aß ich gierig, eben so das Mädchen, das an meiner linken Seite ging.

„Wie heißt Du?“ fragte ich sie.

„Natascha!“ antwortete sie kurz und schmatzte dann laut.

Ich sah sie an, starrte dann in die Finsterniß; und es schien mir, als ob die ironische Fratze meines Schicksals mich räthselhaft und kalt angrinste.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Regen klopfte unaufhörlich gegen das Holz des Kahnes, der Wind pfiff und sauste durch das Loch im Rumpf. Das Klopfen des Regens vermischte sich mit dem Rauschen der Wellen und es war, als ob man über dem umgestürzten Boot ein Stöhnen höre, — ein langes, endloses, schweres Stöhnen

der Erde, die sich gegen diesen ewigen Wechsel des leuchtenden, warmen Sommers und des kalten, nassen Herbstes zu empören schien. Und der Wind fuhr immer wieder über das verwüstete Ufer und den aufschäumenden Fluß dahin, fuhr dahin und sang seine Klagelieder.

Der Raum unterhalb des Kahnes war gar nicht bequem: es war dort eng, feucht und durch den durchlöcherten Boden sickerten kleine, kalte Regentropfen... Wir saßen schweigend da und zitterten vor Kälte. Ich versuchte, einzuschlafen. Natascha lehnte sich mit dem Rücken an den Rand des Kahnes und drückte sich zu einem Knäuel zusammen. Sie stützte die Arme auf die Knie und das Kinn auf die Hände und sah starr in den Fluß hinein, mit weit aufgerissenen Augen ... Sie sahen sehr groß aus in dem weißen Fleck, den ihr Gesicht bildete, und über den blauen Flecken unter ihnen. Sie saß bewegunglos da; und diese schweigende Bewegungslosigkeit meiner Nachbarin flößte mir Furcht ein. Ich wollte mit ihr sprechen, wußte aber nicht, womit ich anfangen sollte.

Da begann sie selbst. „Ist Das ein verfluchtes Leben!" sagte sie deutlich, Silbe für Silbe, und aus ihrer Stimme klang eine tiefe Ueberzeugung.

Aber es war keine Klage. In dem Ton lag zu viel Gleichgiltigkeit für eine Klage. Es klang einfach, wie wenn ein Mensch nachgedacht hat, so gut, wie er kann, und zu einem Schluß gekommen ist, dem nicht zu widersprechen ist. Deshalb schwieg ich. Sie aber saß da, als ob sie mich gar nicht bemerkte.

„Wenn man doch krepiren würde!" sagte Natascha wieder, diesmal leise und nachdenklich. Und wieder hörte man in ihren Worten keine Klage. Sie kam mir vor wie ein Mensch, der über das Leben nachgedacht hat und zu der ruhigen Ueberzeugung gelangt ist, daß man nichts Anderes thun könne, um sich vor der Ironie des Lebens zu schützen, als zu „krepiren."

Diese Klarheit des Denkens verursachte mir einen heftigen Schmerz und ich fühlte, daß ich anfangen würde, zu weinen, wenn ich weiter schwieg .. Und Das wäre eine Schande gewesen, — vor einer Frau, die selbst nicht weinte. Ich entschloß mich, mit ihr zu reden.

„Wer hat Dich geprügelt?" fragte ich, da ich nichts Klügeres und Zarteres zu fragen wußte.

„Wer? Na .. Paschka ...", antwortete sie fest und laut.

„Wer ist Das?"

„Mein Geliebter ... ein Bäcker".

„Prügelt er Dich oft?"

„Wenn er angetrunken ist, dann prügelt er ... Oft!"

Sie rückte plötzlich an mich heran und fing an, von sich, von Paschka und von ihrem eigenen Verhältniß zu ihm zu erzählen. Sie „eine von den Mädchen, die die Straße ablaufen, die ..." und er „ein Bäcker mit rothem Schnurrbart und spielt gut auf der Harmonika". Er besuchte das „Haus" und gefiel ihr sehr, weil er ein lustiger Mensch war und sich sauber kleidete. Er hat eine „Poddewka" *) für fünfzehn Rubel und seine Stiefel haben Metallbeschläge. Als er ihr Beschützer wurde, fing er an, ihr das Geld abzunehmen, das ihr andere Gäste für Näschereien gaben, und nachdem er sich für das Geld betrunken

*) Ein Ueberrock mit vielen Falten im Taillenschluß.

hatte, fing er an, sie zu prügeln, „Das ginge noch"; aber er „bandelte" vor ihren Augen mit anderen Mädchen an . . .

„Ist Das nicht eine Beleidigung für mich? Ich bin nicht schlechter als die anderen . . . Der Lump hat mich also zum Besten! Vorgestern bat ich meine Wirthin, mir zu erlauben, auszugehen; ich komme zu ihm und finde dort die betrunkene Dunjka. Und er that sehr gemüthlich mit ihr. Ich sage ihm: ‚Gemeiner Kerl, Du, gemeiner Kerl, Du Lump!' Er prügelte mich gründlich durch. Mit den Fäusten, packt mich an den Haaren, kurz . . . Na, Das würde noch nichts schaden! Aber da hat er mir Alles zerrissen . . . Was macht man nun jetzt? Wie gehe ich so zur Wirthin? Alles hat er zerrissen: das Kleid, das Jäckchen . . Es war noch ganz neu . . . Auch das Tuch hat er mir vom Kopfe heruntergerissen . . . Gott! Was soll ich jetzt machen?" stöhnte sie plötzlich mit klagender, stockender Stimme.

Der Wind heulte und wurde immer stärker und kälter . . . Meine Zähne klapperten. Sie schauderte auch vor Kälte und rückte so nah an mich heran, daß ich in der Finsterniß den Glanz ihrer Augen sehen konnte.

„Was seid Ihr Alle für Schweinekerle, Ihr Männer! Ich könnte Euch Alle zertreten, zu Schanden machen. Wenn irgend Einer von Euch krepirte, würde ich ihm noch ins Gesicht spucken, nicht mal Mitleid mit ihm haben! Gemeine Schweine! Dreht Euch, wedelt mit dem Schweif wie feige Hunde; und wenn eine Närrin nachgiebt, na, dann ist die Sache fertig. Dann setzt Ihr ihr gleich den Fuß auf den Nacken. Verfluchte Bande, die Ihr seid . . ."

Sie hatte ein große Auswahl an Schimpfwörtern; aber in all dem Geschimpf lag keine Kraft. Aus der „verfluchten Bande" hörte ich weder Bosheit noch Haß heraus. Ueberhaupt war der Ton, in dem sie redete, ruhig und entsprach nicht ihren Worten. Dennoch machte ihr Stöhnen auf mich einen stärkeren Eindruck als die überzeugendste Rede oder ein noch so pessimistisches Buch, von denen ich nicht wenige bis dahin und noch bis zum heutigen Tage gelesen habe. Das kommt daher, daß die Agonie eines Sterbenden immer viel natürlicher und stärker wirkt als die genaueste und noch so künstlerische Beschreibung des Todes.

Mir wurde schlecht. Gewiß war es noch mehr die Folge der Kälte als der Reden meiner Nachbarin. Leise stöhnte ich und klapperte mit den Zähnen.

Und beinahe in dem selben Augenblick fühlte ich zwei kalte, kleine Hände, — eine berührte meinen Hals, die andere legte sich auf mein Gesicht — und ich hörte zugleich eine zitternde, weiche, einschmeichelnde Stimme fragen:

„Was ist Dir?"

Ich war bereit, zu glauben, daß mich irgend ein Anderer fragte und nicht Natascha, die eben alle Männer für gemeine Hunde erklärt hatte und ihnen den Untergang wünschte. Aber sie sprach schon wieder hastig:

„Was ist Dir? Du, ist Dir etwa kalt? Frierst Du? Na, Du bist mir Einer! Sitzt da und schweigt . . . wie ein Stück Holz! Du hättest mir doch schon längst sagen sollen, daß Dir kalt ist . . . So . . . lege Dich auf die Erde . . . Strecke Dich aus . . . und ich lege mich auch hin . . . so! Jetzt umfasse mich . . . fester . . . Nun, so, jetzt ist Dir wahrscheinlich warm . . . Und nachher werden wir uns mit dem Rücken gegen einander legen . . . Wir werden schon die Nacht zubringen . . . Was? Du hast wohl angefangen, zu trinken? Man hat Dich aus Deiner Brotstelle gejagt? . . . Schadet nichts!"

Sie tröstete mich, ermuthigte mich ... Wie viel Ironie gegen mich lag in dieser Thatsache! Denken Sie! Ich war ja zu jener Zeit ernst um das Schicksal der Menschheit bemüht, ich träumte von der Reorganisation des sozialen Körpers, von politischen Umwälzungen, las kluge Bücher und suchte mich zu „einer großen gesellschaftlichen Kraft" auszubilden. Mir schien sogar, daß ich meine Aufgabe zum Theil schon erfüllt hätte. Jedenfalls ging ich damals in meinen Vorstellungen über mich so weit, daß ich mich für eine nothwendige Größe hielt, befähigt, eine geschichtliche Rolle zu spielen. Und nun erwärmte mich ein käufliches Weib mit seinem Körper, — ein unglückliches, verprügeltes Geschöpf, das keinen Platz im Leben hatte und dem zu helfen, mir erst einfiel, als es mir selbst geholfen hatte. Ach, ich war bereit zu glauben, daß das Alles mit mir im Traum geschehe, in einem thörichten, schweren Traum ...

Das aber konnte ich nicht lange glauben, denn auf mich fielen die kalten Regentropfen nieder, an meine Brust drängte sich die warme Brust eines Weibes, mein Gesicht fühlte ihren Athem, der zwar einen leisen Branntweingeruch verbreitete, aber doch belebend auf mich wirkte. Der Wind heulte und stöhnte, der Regen klopfte auf den Kahn, die Wogen plätscherten und wir Beide drückten uns, vor Kälte zitternd, fest an einander. Alles war bittere Wirklichkeit; und ich bin überzeugt, daß Niemand je einen schwereren und schrecklicheren Traum gehabt hat, als diese Wirklichkeit für mich einer war.

Und Natascha fuhr fort, über irgend Etwas zu reden; sie sprach schmeichelnd und theilnehmend, wie nur Frauen reden. Unter dem Einfluß ihres naiven Geplauders entzündete sich in meinem Innern ein kleines Flämmchen und brachte in meinem Herzen Etwas zum Schmelzen. Dann strömten Thränen aus meinen Augen; sie säuberten mein Herz von Bosheit, Wehmuth, Dummheit und Schmutz, die sich in dieser Nacht in mir angesammelt hatten; Natascha aber redete auf mich ein: „Nun, höre auf, mein Guter, Lieber, heule nicht! Höre auf! Gott wird helfen, es wird Dir schon besser gehen, Du wirst wieder eine Stelle bekommen ... Und all Das ..."

Sie küßte mich. Das waren die ersten Küsse eines Weibes, die mir das Leben brachte ... Und es waren die schönsten Küsse, die ich kennen gelernt habe, denn sie kamen aus reiner Menschlichkeit.

„Nun, heule doch nicht, Du verdrehter Kerl! Ich werde Dir morgen Etwas verschaffen, wenn Du kein Unterkommen hast ..." Wie im Schlaf hörte ich ein leises, überzeugendes Flüstern.

... Bis zum Morgengrauen lagen wir an einander gepreßt ...

Als es tagte, krochen wir unter dem Kahn hervor und gingen in die Stadt. Dann trennten wir uns freundschaftlich und ... sahen uns nie wieder, obgleich ich ein halbes Jahr lang in allen öffentlichen Häusern diese liebe Natascha suchte, mit der ich einst jene Herbstnacht zugebracht hatte.

Wenn sie schon gestorben ist, — wie gut für sie! Möge sie sanft ruhen! Lebt sie, so sei Friede mit ihr! Möge in ihrer Seele nie das Bewußtsein ihrer Schande erwachen ... Es wäre ein furchtbarer und fruchtloser Schmerz.

Maxim Gorkij.

Der britische Sudan.

Das Ende des Chalifa, des früheren Herrschers des Gebietes südlich von Wady Halfa, schließt einen Abschnitt in Afrikas Geschichte, der wie ein Kapitel aus „Tausend und eine Nacht" anmuthet, aber auch den Uebergang zu einem neuen Abschnitt, zum Erwachen des mit Feuer und Schwert verwüsteten Sudan, bildet. Der unglückliche Verlauf des italienischen Feldzuges gegen Abessinien brachte die „egyptische Frage" wieder in den Vordergrund. England mit seiner weitausschauenden und skrupellosen Weltpolitik hatte die Lahmlegung Frankreichs durch Deutschland im Jahre 1871 zur Inszenirung der Politik benutzt, deren einzelne Phasen das Bombardement von Alexandrien 1882, der Fall Khartums 1885, Omdurman, Faschoda, das englisch-französische Abkommen von 1898 und das Ende des Chalifa 1899 waren. Nachdem diese Politik mit Omdurman bereits zu Gunsten Englands entschieden worden war, konnte es nicht überraschen, daß die mit der egyptischen Frage zusammenhängende südafrikanische Frage zur Entscheidung geführt wurde. Diese Entscheidung wird nun nächstens fallen und England muß Alles daran setzen, die zweite der beiden Niederlagen, die der britischen Afrikapolitik seit zwanzig Jahren beschieden waren, auszugleichen, nachdem die im Norden Afrikas den britischen Waffen zugefügte Schlappe durch Lord Kitchener und Colonel Wingate ausgewetzt worden ist.

Der Sudan mußte erst für Egypten verloren gehen — er durfte keine Provinz Egyptens und keinen Theil der Türkei bilden —, ehe England die Hand danach ausstrecken konnte. Der Madhismus hätte im Anfang mit geringen Opfern unterdrückt werden können, der Pascha Abd-el-Kadr, der egyptische Gouverneur des Sudan, ein in Wien erzogener ausgezeichneter Soldat, war im Jahre 1883 nach mehreren Erfolgen nah daran, einen Hauptschlag zu führen: da wurde er auf Betreiben Englands abberufen und alle bereits errungenen Vortheile gingen verloren. Der Madhi besetzte die Provinz Kordofan. Damals sogar hätte ein energisches Vorgehen die kritische Lage noch halten können; aber England wahrte nur den Schein und ließ das aus Gesindel bestehende egyptische Heer, die früheren Rebellen Arabis Pascha, im September 1883 zwecklos gegen Karthum vorrücken. Die völlige Vernichtung dieser Truppen und ihrer vierzig europäischen Offiziere bei Birket am fünften November 1883 machte dem Feldzug ein Ende. Den so schmählich geopferten Offizieren war ihr Schicksal von vorn herein klar gewesen. Scherif Pascha, der egyptische Ministerpräsident, der der Aufgabe des Sudan nicht zustimmen wollte, trat zurück und der Chedive ernannte den General Gordon, der 1884 von England mit dem Auftrag entsandt wurde, die egyptischen Beamten und Garnisonen aus den Sudanprovinzen nach Kairo zu führen, zugleich zu seinem Kommissar mit unbeschränkter Vollmacht. Die englische Regirung hatte dem General Unterstützung zugesichert. Als Gordon in Egypten eintraf, erfuhr er aber, daß es nicht zu seinen Aufgaben gehören sollte, militärische Expeditionen zu unternehmen, daß seine Mission vielmehr rein friedlicher Natur sei. Er zögerte nicht, mit geringer Begleitung nach dem Sudan aufzubrechen, — und damit beginnt die Tragoedie, die in Khartum ihren vorläufigen Abschluß fand. Daß Gordon das Spiel der englischen Regirung durchschaute, beweisen seine Depeschen und sein Tagebuch.

Sir Baring — der englische „Rathgeber" des Chedive — überzeugte sich, daß Gordon den Sudan von Egypten nicht losreißen, sondern eher noch fester an Egypten knüpfen wollte. Die Entführung Emins Pascha durch Stanley war eine besondere Phase in diesen Peripetien. Gordons unfreiwillige Thatenlosigkeit ließ die Macht des Madhi lawinenartig anschwellen. In seinem Tagebuch heißt es: „Man mag es drehen, wie man will: drei hervorragende, unleugbare Thatsachen existiren. Ihrer Majestät Regirung weigerte sich, Egypten zu helfen, hinderte Egypten, sich selbst zu helfen, und weigerte sich, es einer anderen Macht zu erlauben . . . Ich hasse Ihrer Majestät Regirung, weil sie den Sudan verläßt, nachdem sie alle seine Unruhen hervorgerufen hat. . . Unsere Ehre bindet uns, die Garnisonen zu befreien; und nach meiner Ansicht ist es niederträchtig, es nicht zu thun; aber Regirungen begehen Niederträchtigkeiten: man vergleiche die Burenangelegenheit. . . Es ist traurig, daß wir den Madhi jetzt, da sein Stern im Untergehen ist, durch das Aufgeben Khartums von Neuem in die Höhe bringen. . ." Am sechsten Dezember 1884 schreibt er: „Morgen sind es zweihundertundsiebenzig Tage oder neun Monate, daß wir in diesem beständigen Elend und in dieser beständigen Angst leben. . ." Am vierzehnten Dezember 1884: „Wenn das Expeditioncorps nicht in zehn Tagen eintrifft — und ich verlange nicht mehr als zweihundert Mann —, so wird die Stadt fallen. Ich habe mein Bestes für die Ehre unseres Vaterlandes gethan! Lebt wohl!" Nicht zehn Tage, sondern anderthalb Monate vergingen, ehe die Ersatzexpedition eintraf. Too late! Was hätte Gordon gesagt, wenn er im vorigen Jahre aus dem besseren Lande, in dem die gefallenen Helden wohnen, dem Geschrei des Pöbels hätte lauschen können, der sein „Gordon gerächt!" durch die Straßen Londons brüllte, als die Nachricht von der Niederlage des Chalifa bei Omdurman bekannt wurde! Die Gedächtnißfeier bei den Ruinen Khartums glich mehr einem Bußgottesdienst als einem Siegesfest.

Bis zu der endgiltigen Besiegung des Chalifa am zweiten September 1898 drang aus dem Sudan nur ab und zu Kunde in die Welt hinaus. Erst durch Pater Ohrwalder, Sir Rudolf Slatin und Karl Neufeld hat man erfahren, wie das Land unter der Geißel des Mahdismus blutete. Seit Omdurmans Einnahme ist noch mehr als früher der englische Wille in der Verwaltung und der Armee allein maßgebend. Seit Faschoda ist es unnütz, mit einer Aufrollung der „egyptischen Frage" zu rechnen. Das englisch französische Nil-Abkommen hat die Stellung Englands in Egypten und im Sudan ein- für allemal befestigt. Die Umsicht des Sirdar Lord Kitchener, der an König Menelik von Abessinien die Hunderte von abessinischen Gefangenen, die so lange in den Ketten des Chalifa geschmachtet hatten, zurücksandte, hat den Negus gewonnen. Die Einrichtung einer militärischen Regirung im Sudan unter Lord Kitchener als Generalgouverneur beweist die Geschicklichkeit der Engländer, in Verwaltungfragen den Bedürfnissen einer gegebenen Lage zu entsprechen. Geräuschlos hat der britische Offizier im Sudan seine Arbeit geleistet; die Gouverneure der einzelnen Provinzen, Soldaten von Beruf, vereinigten in ihrer Hand das Amt des Richters und Oberhauptes. Trotzdem ein Strafgesetzbuch in englischer Uebersetzung nicht vorhanden ist, sind die meisten der Fälle, die von den Offizieren abzuurtheilen waren, nach gesundem Menschenverstand entschieden worden. Selbst komplizirte Landstreitigkeiten sind von diesen militärischen Richtern schnell und auch wohl gerecht beigelegt wor-

den. Schnelligkeit und Gerechtigkeit in der Handhabung der Justiz aber machen in einem neu eroberten Gebiet, wo der Begriff „Gerechtigkeit" bisher unbekannt war, einen Eindruck, den man nicht unterschätzen darf.

„The Soudan may now be declared open!" Mit diesen Worten schloß der Sirdar Lord Kitchener die Depesche, in der er dem Lord Cromer den Tod des Chalifa meldete. Damit hat der Sirdar die mühevolle Arbeit langer Jahre gekrönt. Als auf den Ruinen Karthums, nah dem Platze, wo Gordon — wie Neufeld erzählt — als Soldat sein Leben theuer verkaufend gefallen ist, im vorigen Jahre die Gordon-Gedächtnißfeier stattfand, stieg die britische Flagge eine halbe Sekunde vor der egyptischen am Mast empor. Das symbolisirt gewissermaßen die politische Lage am Nil: England hat die Führung und Egypten folgt. Mit dieser Thatsache hat man fortan zu rechnen. Die Mächte, vor Allem Frankreich, haben der neuen Ordnung in Egypten und im Sudan, wenn nicht ausdrücklich, so doch thatsächlich zugestimmt. Und es ist keine Frage, daß, wenn England morgen, durch äußere oder innere Ursachen gezwungen, sich vom Nil zurückzöge, die französische Republik nicht in der Lage wäre, seinen Platz einzunehmen. Ein Madagaskar oder Tunis am Nil könnten die Mächte im Interesse ihres Handels nicht dulden. Französische Staatsmänner haben niemals ein höheres Recht in der Kontrole Egyptens als England verlangt. Das Aeußerste war das Verlangen gleichen Rechtes. Dieses Rechtes haben sich die Franzosen aber trotz der Warnung Gambettas begeben und gestattet, daß England seine Hand „kraft des Rechtes der Eroberung" auf den Sudan legen konnte.

An dieser Stelle ist es nöthig, kurz an das englisch-französische Abkommen vom Frühjahr 1899 zu erinnern. England war nicht sowohl materieller als politisch-militärischer Vortheile halber entschlossen, das obere Nilbecken zu erwerben und den Nil vom Meere bis zu den großen Seen zu halten. Das Land jenseits des Weißen Nils ist zum größten Theil ein Fieberherd, aber es ist auch der Distrikt, aus dem Egypten die kriegerischsten und tüchtigsten seiner schwarzen Truppen beständig bezogen hat. Das Uebereinkommen hat die Grenzlinie vom französischen Kongo nach Tripolis gezogen. Frankreich hat nördlich und östlich vom Tschadsee freie Hand bekommen. Großbritannien hat dagegen alle Ansprüche auf eine territoriale Verbindung zwischen Niger und Nil aufgegeben und damit ist der Traum englischer Kolonialenthusiasten, eine britische Eisenbahn von Sokato nach Karthum zu bauen, ins Wasser gefallen. Das deutsch-englische Uebereinkommen vom Jahre 1890 hat die Linie vom Kap nach Kairo durchschnitten, das englisch-französische Uebereinkommen vom Jahre 1899 schnitt die Linie zwischen Nil und Niger entzwei. Die neue Konvention rundet ein französisches Kolonialreich von Algier nach Senegambien am Atlantischen Ocean, nach der französischen Elfenbeinküste am Golf von Guinea, im Osten bis zu der alten Sudangrenze und im Süden bis zum Tschadsee und den umliegenden Provinzen ab. Dafür gaben die Franzosen ihre Absichten betreffs des Planes „vom Senegal zum Sudan" und von da nach Abessinien in aller Form auf. Die britische Herrschaft am Nil wurde anerkannt, die französischen Posten im Bahr-el-Ghazal zurückgezogen. Der interessanteste Punkt der Konvention ist die Herstellung kommerzieller Gleichberechtigung. Seine große praktische Bedeutung wird in einigen Jahren klar hervortreten und angesichts der Schutz- und Vorzugs-

Zollpolitik Frankreichs ist die Anerkennung des Prinzips der „offenen Thür" an sich schon bedeutend genug. Jedenfalls hat sich die extreme britische Theorie, daß Frankreich keine Rechte besäße, die ausgekauft werden mußten, und daß Marchand mit seinem Marsch nach Faschoda keine Ansprüche für sein Land geltend gemacht habe, für die Kompensationen zu schaffen waren, als falsch erwiesen. Es ist ein nicht zu unterschätzender Preis, den Großbritannien gezahlt hat. Dadurch, daß Frankreich eine breite Verbindunglinie vom Mittelmeer zum Atlantischen Ozean erhielt, wurde seine Stellung in Westafrika ungeheuer gekräftigt, die Isolirung der britischen Besitzungen vollständig und Frankreich erhielt eine erste Option auf neue Auftheilungen in den westlichen Gebieten, einschließlich Marokko und Tripolis, falls diese auf den internationalen Markt geworfen werden.

Schwierigkeiten mögen noch bei der genauen Abgrenzung zwischen Wadai und Dar Fur entstehen. Der gegenwärtige Zustand der früheren egyptischen Provinz Dar Fur und der Zustand Wadais ist in ziemliches Dunkel gehüllt. In Afrika sind die Eingeborenenstaaten selten klar umgrenzt. Sie verschieben sich je nach der Macht des Herrschers oder entsprechend der Stärke oder Schwäche der Nachbarstaaten.

Es bleibt abzuwarten, ob Frankreich oder England aus dem Gewonnenen mehr zu machen wissen wird. Der Erfolg hängt da weniger von den Regirungen als von der privaten Initiative und Unternehmungskraft ab.

Sicher ist wohl, daß man der thatsächlichen Annektirung des Sudans durch England über lang oder kurz entgegensehen kann. Ist dem Sultan doch schon geantwortet worden: „Wir sind keine Vasallen des Sultans. Auch erobern wir keine Provinzen, um sie unter seine Herrschaft zu bringen."

Die gemischten Tribunale werden im Sudan den englischen Plänen nicht hinderlich sein; „denn diese Tribunale, sagt Sir John Scott, der frühere juristische Berather des Chedive, „wurden durch ein Dekret eingesetzt, das ihre Jurisdiktion nicht weiter südlich als bis Assuan erstreckte." Hiergegen haben die Mächte seiner Zeit nicht protestirt und England hat keine Veranlassung, die ihm in Egypten so lästige Kontrole im Sudan freiwillig zuzulassen.

Die am zwanzigsten Januar 1899 in Kairo zwischen der britischen und der egyptischen Regirung unterzeichnete Konvention hat eine bestimmte Grenze zwischen Egypten und dem Sudan geschaffen, die von dem durch Wady Halfa gehenden zweiundzwanzigsten Breitengrad gebildet wird.

Englands Verhältniß zu Egypten kann sich auf verschiedene Weise ändern. Vor Allem durch Beseitigung der noch bestehenden Beschränkungen des britischen Einflusses: der Suzerainetät des Sultans und des jährlich von Egypten der Türkei zu leistenden Tributes; der Kapitulationen, nach deren Wortlaut die Ausländer in Egypten egyptischer Gerichtsbarkeit nicht unterworfen sind; der Einrichtungen, durch die die europäischen Mächte eine Stimme in der Verwaltung der egyptischen Finanzen haben. Das sind Einrichtungen, die auf dem Vorhandensein einer großen egyptischen Schuld beruhen. Der Tribut an die Türkei kann eingestellt werden, wenn Großbritannien nicht erlaubt, daß die Egypter zum Wohl der Türkei weiter Steuern zahlen, und wenn es den Tribut für eine durch Gegendienste der Türkei nicht gerechtfertigte Belastung Egyptens erklärt. Die Finanzkontrole der Mächte würde verschwinden, wenn die egyptische Schuld von Großbritannien

übernommen würde. Großbritannien kann Geld billiger als Egypten erhalten, und wenn es von der Transaktion keinen Vortheil hätte, würde doch der egyptische Steuerzahler davon profitiren. Die Uebertragung der Schuld würde von der Annektirung Egyptens begleitet sein; und damit würden die Finanzkontrole und die Kapitulationen von selbst hinfällig.

Sollten sich auf diesem Weg unüberwindbare Hindernisse aufthürmen, was ich für den Fall, daß der Krieg in Südafrika für Großbritannien glücklich verläuft, nicht glaube, so steht eine bequeme Rückzugslinie offen: das britische Sudan-Reich. Als Herren des oberen Nils vermögen die Briten das Delta und seinen Reichthum zu erschöpfen, sobald die von ihren Ingenieuren jetzt in Angriff genommenen Werke beendet sein werden. Die Eisenbahn von Berber nach Suakin wird den Sudan mit dem Rothen Meer verbinden. Müßte Kairo aufgegeben werden, so würde eine Ruine aufgegeben, ohne daß die Briten selbst Etwas opferten.

Viel haben die Briten am Nil gethan, was sie besser unterlassen hätten; Vieles haben sie unterlassen, was sie besser gethan hätten Wer aber wird trotzdem das Werk einer Politik nicht bewundern, das von verschiedenen einander folgenden Regirungen wie mit einer Hand und in einem Geist aufgebaut worden ist?

Am siebenundzwanzigsten November stand im „Standard": „Das Gesetz der Kompensation hat auf sonderbare Weise in Egypten gewirkt. Es ist unmöglich, zu sagen, ob, wenn sich der Madhismus niemals erhoben hätte, die britische Okkupation auf so fester Basis wie jetzt ruhen würde."

Zugleich mit dem Ende des Chalifas und der Lösung des Sudanproblemes kam die Nachricht, daß die Mission des Sir Rennel Rodd in Rom beendet sei. Seine Konferenz mit dem Marquis Visconti-Venosta, mit Signor Martini, dem Königlichen Kommissar für Erythräa, und mit Lord Currie, dem britischen Botschafter in Rom, hat zu einem Uebereinkommen über die Abgrenzung des Sudans gegen Erythräa geführt. Die Festlegung der Grenze ist im Prinzip bestimmt worden und die Schlußdetails werden nach der Rückkehr der britischen und italienischen Kommissare nach Afrika erledigt werden. Damit wäre auch nach dieser Seite hin das britische Herrschaftgebiet abgegrenzt.

Ein drohender Faktor für die britische Herrschaft bleibt freilich Abessinien. Die Sudangrenze vom Weißen und Blauen Nil bis zu den großen Seen und das Hügelland der Ugandagrenze sind immer für einen Einfall von dem abessinischen Hochland aus offen. Ein feindliches Abessinien wäre ein Dorn im britischen Fleisch, da zu der hervorragend günstigen Lage Abessiniens noch seine starke Rüstung und die Befähigung seiner Bevölkerung zu irregulärer Kriegsführung kommt. Gegenwärtig beherrscht der England freundlich gesinnte Negus Menelik hier die Lage. Menelik wünscht, mit allen europäischen Mächten auf gutem Fuß zu stehen. Er kennt die Bedeutung Abessiniens und das Beispiel Japans hat auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Sein Ziel ist die Zusammenfassung seines losen Feudalstaates zu einer starken centralisirten Monarchie. Dieses Ziel strebt er mit friedlichen Mitteln und mit Gewalt an. Seine Behandlung des Rebellen Ras Mangascia und dessen Ersetzung durch Ras Makonnen als Herrscher von Tigré, das unmittelbar an italienisches Gebiet stößt, und die nachfolgende feierliche Aussöhnung beweisen Das hinreichend. Zugleich bedeutet diese kluge Handlungweise die Beseitigung eines Rivalen, mit dem der

Ras Makonnen, wenn er auch siegreich war, sich an Bedeutung doch nicht messen kann. Ras Mangascia ist ein Sohn des Königs Johannes. Der Anspruch Ras Mangascias auf den Thron war im Falle des Todes von Menelik unbestreitbar. Er beging den Fehler, seine Stärke zu überschätzen und vor der Zeit loszuschlagen. Er wurde besiegt. So lange Menelik lebt, sind weitere Unruhen kaum zu erwarten. Es fragt sich nur, was nach seinem Tode geschehen wird, wie weit er seinem Volk im Urtheil und in der Kultur vorauf ist und ob sein Werk Bestand haben wird. Einstweilen hat England an seiner Flanke einen Herrscher, mit dem es wie mit einem civilisirten Staatsoberhaupt verhandeln kann. Um aus dieser günstigen Situation den größten Nutzen zu ziehen, thäte es gut daran, die Grenzlinie definitiv festzulegen. Unbestimmte Grenzen sind die gefährlichsten Quellen von Streitigkeiten. Deshalb müßte England Schritte thun, um das Herrschaftgebiet des Negus nach dem Nil hin in den noch gänzlich unerforschten Distrikten zwischen dem Blauen Nil und dem Sobat abzustecken. Wie nöthig im Interesse Englands eine solche Grenzregulirung ist, läßt ein bezeichnender Satz der „Saturday Review" vom zweiten Dezember 1899 erkennen: „Gegenwärtig macht Menelik Anrechte geltend auf die Provinzen Dar Fertits — südlich von Ghezireh — und Beni Schangul (wo Gold vorkommen soll). Natürlich können wir Das nicht zulassen." Besonders die eingeklammerte Bemerkung ist charakteristisch.

Nach Süden zu wird zunächst die Verbindung mit Uganda angestrebt, wo dank dem deutsch-englischen Sansibarvertrag britische Streitkräfte stehen. Diese Vereinigung hat Colonel Martyr kürzlich vergebens versucht, doch wird in nicht zu langer Zeit auch dieser Versuch gelungen sein. Ein praktisches Resultat würde allerdings damit nicht eher zu erreichen sein, als bis das Problem des „Sudd" im Weißen Nil gelöst ist. Dieser „Sudd" (Schlammwasser) hat zu dem verringerten Wasserstand des Nils beigetragen, der im vorigen Jahre niedriger war als seit zwölf Jahren. Große früher überschwemmte Landstrecken sind in Folge Nachlassens der Wasserzufuhr aus den abessinischen Nebenflüssen des Stromes unbebaut geblieben. Die schon so stark durch den letzten Sudankrieg in Anspruch genommene egyptische Staatskasse hat sich jetzt entschlossen, 10000 egyptische Pfund an die Beseitigung des Schlammes zu wenden. Diese Summe bedeutet aber natürlich nur eine erste Rate und muß ganz bedeutend vermehrt werden, wahrscheinlich auf 600000 Pfund, wenn eine systematische Nilregulirung stattfinden soll. Wenn der „Sudd" einmal beseitigt ist und das jetzt der Schiffahrt und Ueberschwemmung gefährliche, oberhalb der Vereinigung mit dem Bahr-el-Ghazal befindliche Hinderniß nicht mehr besteht, wird der Nil mehr als je die große Handelsstraße nach Centralafrika bilden. Dann wird der Damm bei Assuan, zu dem im Januar 1899 der Grundstein gelegt wurde, den Strom aufhalten und auf seiner Südseite ein 670 Quadratmeilen bedeckendes Reservoir bilden, einen See, dreimal so groß wie der Genfer See, der 1000 Millionen Tonnen Wasser halten wird und von dem man erwartet, daß er 25000 Quadratmeilen Wüstenland zu Ackerland machen werde. Zur Zeit des niedrigen Nilstandes wird er seine Schleußen öffnen und stündlich 54000000 Tonnen Wasser abgeben. Die malerischen, aber gefährlichen Katarakte — richtiger: Stromschnellen — werden durch schiffbare Kanäle vermieden werden. Die Gefahr eines „schlechten Nil" wird verschwinden und der Ackerbau im Nilthal mit mehr Erfolg als vielleicht

irgendwo in der Welt betrieben werden können. Die Zuckerernte glaubt man an Ertrag verdreifachen zu können, während auf den Morgen ein Pfund Baumwolle mehr als in Amerika geerntet werden kann. Der Damm wird dem eben so genügsamen wie fleißigen Fellachen seinen Wasserbedarf sichern. Das Uebrige thut die nie aussetzende Sonne. Gleichzeitig bildet der Damm eine mächtige Nilbrücke und eine unerschöpfliche Quelle der Elektrizität wird durch das Werk geschaffen. 250 Meilen von Kairo, bei Assiut, wird ein anderer Damm die Strömung ferner reguliren und das Wasser auf die Höhe des mittelegyptischen Kanalnetzes bringen. Außer den Italienern stellen die Egypter die meisten Menschen zu diesen Arbeiten. Die Arbeiter verdienen den für egyptische Verhältnisse hohen Tagelohn von 1 Shilling. Ein Vergleich der alten, noch nicht zu lange abgeschafften Frohnarbeit, die solche unproduktiven Steinhaufen wie die Pyramiden herstellte, mit der Arbeit am Damm zu Assuan und an den Eisenbahnen im Sudan drängt sich da unwillkürlich auf.

Ein wissenschaftlich und ökonomisch wichtiges Unternehmen verdient besondere Erwähnung: die egyptische Regirung hat sich in diesem Frühjahr entschlossen, den Fischbestand des Nils durch Gelehrte untersuchen zu lassen. Die Kenntniß von den Nilfischen ist zur Zeit noch sehr ungenügend. Seit 1869, wo zweiundachtzig Arten bekannt waren, hat man nur acht neue Arten gefunden, — eine Zahl, die in Anbetracht des gewaltigen Wasserweges und der sehr verschiedenen physikalischen Bedingungen, die die verschiedenen Theile seines Laufes charakterisiren, nicht als annähernd erschöpfend bezeichnet werden kann. Der Kongo-Freistaat hat bereits früher eine solche Untersuchung im Kongo erfolgreich in Angriff genommen. Eine Reihe von Stationen soll angelegt werden, die sich in Zwischenräumen vom Delta bis nach Lado und von da so weit südwärts wie möglich vertheilen. Eine Untersuchung der physikalischen Gestaltung des Nils bei jeder Station soll damit verbunden werden. Im ersten Jahre wird die Untersuchung bis Wady Halfa, im zweiten bis Berber, im dritten bis Sobat und, wenn die Bedingungen günstig sind, durch den „Sudd" bis Lado und Dufile und schließlich bis zum Albert Nyansa durchgeführt werden. Das Ergebniß dieser Forschungen wird in einer Fortsetzung der beiden vom Dr. Anderson herausgegebenen Werke über die Zoologie Egyptens niedergelegt werden. Das Studium der Lebensbedingungen der Nilfische ist von höchster wirthschaftlicher Bedeutung.

Die Erschließung des Sudan eröffnet dem Archäologen und Egyptologen ein reiches Feld der Thätigkeit. Vor mehr als fünfzig Jahren entsandte die preußische Regirung den 1884 gestorbenen Professor Lepsius und dieser Gelehrte hat sich um die Kenntniß der egyptischen Alterthümer für immer verdient gemacht. Inzwischen waren die Ruinen stark vernachlässigt worden und erst Dr. Budge von der orientalischen Abtheilung des Britischen Museums unternahm nach den erfolgreichen militärischen Sudanexpeditionen von 1897 und 1898 eine neue Expedition, über deren Resultate er einen interessanten Bericht abgestattet hat. Zum ersten Male hat er eine gründliche Schilderung der Sudan-Pyramiden gegeben, die von den egyptischen beträchtlich abweichen. Sie sind niedriger und haben einen Kern von Rollsteinen, der mit behauenen Steinen besetzt ist. Diese äußeren Steine sind klein und daher sehr verführerisch zur Verwendung als Baumaterial, — eine Verführung, der kein großer Widerstand geleistet worden ist. Nur

die Pyramiden in den Bergen fern vom Nil haben sich erhalten. Bei Gebal Barhal sind die Ueberreste des von Ramses dem Zweiten etwa 1338 vor Christus erbauten Tempels und spätere Tempelruinen erforscht worden. Südlich von diesem Gebirge liegt das Pyramidenfeld und die Spuren der alten biblischen Stadt Napata (Noph) werden heute durch das Dorf Senam abu-Dôm bezeichnet. Die Pyramiden wurden nicht unter römischer oder griechischer Herrschaft, sondern von eingeborenen Königen früher Dynastien erbaut. Die Mumienkammern sind nach dem Modell derer des altegyptischen Kaisereiches angelegt. Die Pyramiden von Nuri sind älteren Ursprungs als die von Gebal Barhal und fallen der Zeit nach mit dem mittelegyptischen Reich zwischen der zwölften und achtzehnten Dynastie zusammen. 1898 wurden die Pyramiden bei Merani durchforscht. Dr. Budge kommt zu der Schlußfolgerung, daß der enge Verkehr, der zwischen den Egyptern und den Bewohnern des Sudan bestand, zum Erbauen von Tempeln und Gräbern im Sudan nach dem Muster der egyptischen führte. Diese Expeditionen, die nur als Rekognoszirung zu betrachten sind, lassen den archäologischen Reichthum des Sudan ahnen und weisen auf die Möglichkeit weiterer Forschungen hin, die zur Lösung gewisser dunkler Probleme egyptischer Archäologie beitragen werden.

Große Eisenbahnpläne sind im Sudan und von da nach Süden in der Ausführung begriffen. 1896 wurde der Eisenbahnbau im Sudan in Angriff genommen und heute sind schon 587 englische Meilen Schienenweg nördlich der Atbarabrücke im Betrieb, während südlich der Brücke 122 Meilen vollendet sind. Es ist die Frage, ob bei den ausgezeichneten Wasserwegen nicht zu verschwenderisch mit der Anlage von Eisenbahnen vorgegangen wurde. Da fast die ganze Bevölkerung am Strome wohnt, kann der mit der Verwaltung und dem Sicherheitdienst verbundene Verkehr vom Strom und von Kanonenbooten aus besorgt werden. Eisenbahnen bedeuten schwere Ausgaben, die doch auf den Fellachen am letzten Ende zurückfallen. Aber die Bahnverbindung wird die arme Gegend um Khartum mit Getreide aus Gedarif, von den Ufern des Blauen Nils, der Kornkammer Egyptens, versorgen. 300 Pfund — ein Ardeb — kosteten im vorigen Jahre in Khartum 32 Shilling, während der Preis in Gedarif nur 4 Shilling betrug und nach der Ernte sogar auf 2 Shilling zurückging. Durch eine Bahn würde ein Ausgleich geschaffen. Die Entfernung zwischen Khartum und Gedarif beträgt nur 122 englische Meilen.

Seit dem vierten Januar 1900 geht wöchentlich ein Luxuszug nach Khartum. Ein kleines Hotel wird die Touristen in Khartum beherbergen. Dieser Touristenverkehr muß einstweilen den Mangel an Güterverkehr ersetzen. Khartum und Umgegend dürften bald ein fashionabler Winteraufenthaltsort für Engländer werden. Die Reize Kairos genügen den Leuten nicht mehr. Gesundheitlich ist Kairo auch gar nicht so sehr zu empfehlen; dann ist eine Nilfahrt auf Dampfschiffen vulgär geworden: die macht heute schon fast ein Jeder. Die Hieroglyphen sind keine unbekannte Sprache mehr und leichter zu verstehen als manches moderne Gedicht; die Mumien haben eine schreckliche Familienähnlichkeit und die Papyri sind nur Listen von Namen solcher Leute, von denen man nichts gehört hat und auch nichts hören will, wenn man nicht gerade Egyptologe ist. Die Pyramiden gar sind überhaupt nichts mehr als ein Vorwand für Pikniks. Während die Amerikaner sich so stellen, als studirten sie egyptische Antiquitäten mit großem

Interesse — sie halten Das für nöthig, um gebildet zu erscheinen —, sind die Engländer ehrlich genug, einzugestehen, daß die alten Scharteken sie langweilen. Außerdem existirt die alte vergnügte kosmopolitische „Society" von Kairo nicht mehr, in die man leicht Eingang finden konnte. So ziehen die englischen Touristen mit Cook nilaufwärts, durchaus nicht zum Kummer Derer, die unmodern genug sind, sich liebevoll in das Studium der egyptischen Geschichte und des heutigen egyptischen Volkes zu versenken. Nur einen Wunsch den nilaufwärts Strebenden auf die Reise: möge der Friede der Kreatur, die unter dem Chalifa Schonung hatte und sich ohne Schaden für die Menschen im Sudan vermehren konnte, durch sie nicht gestört werden und möge es nicht dahin kommen, daß Elephant, Giraffe, Zebra und Strauß von englischen Offizieren und Sportsmen ausgerottet werden, während den Sudanesen das Waffentragen verboten ist!

In Kurzem wird die Eisenbahn bis Sobat gehen, von da weiter und weiter südwärts gelangen und das historisch gewordene Faschoda passiren, bis sie die Küsten des Victoria-Nyanza erreicht und mit der Ugandabahn vereinigt werden kann: dann mit der Linie Cecils Rhodes. Das englisch-deutsche Uebereinkommen hat das Schema vom Kap nach Kairo ermöglicht. Ob es nicht eine Chimäre ist, bleibt der künftigen Generation vorbehalten, zu entscheiden. Schon erkennen die Pflanzer in Britisch-Centralafrika, daß die Eisenbahn oder ihre Besitzer den ganzen Arbeitmarkt vom Sambesi bis zum Tanganjika und von Bangweolo zum Nyassa-Distrikt kontroliren werden, daß die südafrikanische Mineninduſtrie Löhne zahlen kann, die für die Pflanzer unerschwinglich sind und daß die Bahn ihnen leicht die Arbeiter wegführen und so die aufblühenden Pflanzungen in Centralafrika vernichten kann. Außerdem vermag eine französische Konkurrenzbahn die britische wenigstens für die halbe Distanz arg zu schädigen. Frankreich hat sechzigtausend Mann in Tunis und Algier stehen, es kann losschlagen, ohne die See zu kreuzen, und schon dieser strategische Vortheil legt den Gedanken an eine französische Bahn zum Tschadsee nah.

Der Augenblick, wo der Chalifa in staunenswerthem Fatalismus, ohne mit der Wimper zu zucken, den Lohn für seine Thaten empfing, kann als der eigentliche Beginn der Civilisirung des Sudan gelten. Civilisiren heißt, dem Barbarismus abgewinnen. Das schöne Bild, das Lord Rosebery vor Kurzem von der Zukunft entwarf, wo „der alte Strom wie nie zuvor durch Gegenden fließen wird, die von einem civilisirten, zufriedenen und fleißigen Volke bewohnt sein werden", wird aber von den Lebenden nicht selbst geschaut werden. Erwarten, daß Lord Kitchener — oder sein Stellvertreter Colonel Wingate — den Sudan umwälzen wird, hieße, voraussetzen, daß eines Mannes Leben für ein Werk genüge, das sich über viele Generationen erstrecken muß. Lord Kitchener wird zufrieden sein, wenn es ihm gelingt, die Grundsteine zu legen, auf denen im Laufe der Zeit weiter gebaut werden kann. Es ist schwer, den rechten Maßstab für ein Land zu finden, das uns vor einem Jahrhundert noch gänzlich unbekannt war und dessen großes Stromgebiet erst bei Lebzeiten der gegenwärtigen Generation bis zu den Quellen erforscht worden ist. Den Stämmen am Sobat hat der Generalgouverneur zunächst Gehorsam beizubringen. Die Auswahl der zur Autorität Berufenen spielt natürlich eine gewichtige Rolle. Die primitiven Rassen der Bahr-el-Ghazal- und Sobat-Distrikte werden schwerer zu behandeln sein als die Moslim, mit denen die Briten schon anderswo Erfahrungen gemacht haben.

Die Boten des Handels, des Islam und des Christenthumes werden am oberen Nil zu wirken beginnen. Von einer Propaganda mit dem Schwert für Mahommed kann natürlich keine Rede sein. Manche Theoretiker stellen für solche Stämme, wie sie in Centralafrika leben, den Mohammedanismus über das Christenthum. Die Frage ist für den Sudan von praktischem Interesse; Heidenthum und Mohammedanismus sind hier bereits in Kontakt mit einander getreten. Um sich zu vergewissern, was vom Mohammedanismus zu erwarten ist, darf man aber nicht nach Egypten gehen, weil dort vor Eindringen der Lehren Mahommeds seit Jahrhunderten das Christenthum bestand und lange Berührung mit europäischer Civilisation stattgefunden hatte. Günstiger für das Studium dieser Frage sind die Bedingungen in Haussaland, wo der Mohammedanismus ohne christliche Einwirkungen gedeihen konnte, weil der Weg durch die Sahara oder das Niger-Delta nahezu versperrt war. Von der Abschaffung barbarischer Gebräuche und Einführung einer erhöhten Kultur, Beschränkung des Mißbrauches geistiger Getränke — den Einflüssen, die man dem Mohammedanismus gern zuschreibt — ist in Haussaland nichts zu bemerken. Je bessere Mohammedaner die Haussas wurden, desto niedriger ward die Stellung der Frau. Die Regirung ist nicht besser geworden, als sie vor dem Eindringen des Mohammedanismus war. Die erste Predigt der Lehre Mahommeds war der Beginn der Sklavenjagden. Die Hauptindustrie der Haussas, die Indigofärberei, bestand schon vor neunhundertundfünfzig Jahren in Kano. Neue Industrien haben die Mohammedaner nicht eingeführt. Eine Besserung im Alkoholmißbrauch datirt erst vom Jahre 1886, wo die Royal Niger-Company Regirungrechte erhielt und den Schnapshandel beschränkte. Unter den Mohammedanern ist Trunksucht oft verbreiteter als unter den Heiden. Die Anhänger Mahommeds pflegen sich damit zu entschuldigen, daß der Prophet ein ganz anderes Getränk als den heute gebrannten Schnaps verboten habe. Hätte er diesen gekannt, dann würde er ihn — sagen sie — nicht verboten haben. C. H. Robinson, Lehrer der Haussasprache an der Universität Cambridge und ein sehr kompetenter Beurtheiler, hält die Rolle des Mohammedanismus im Centralsudan für ausgespielt. Wer Wissmanns Ansichten über die Araber kennt, wird geneigt sein, Dem beizupflichten. Mögen die christlichen Missionare sich politischer Thätigkeit enthalten und in dem Sinne arbeiten wie Bonifazius, der die Germanen lehrte, daß Arbeit nicht minder männlich sei als Kampf, und der als erster christlicher Pionier von England die durch römische Legionen nicht zu bezwingenden Germanen besiegte. Die Missionare müssen mit den Offizieren zusammen die Eingeborenen Gehorsam und nützliche Arbeit lehren, dann werden sie ihre Schuldigkeit thun; von politischen Rechten, billigem Schnaps und sektirerischen Lehren mögen die Eingeborenen verschont bleiben.

Durch die Dezimirung der Bevölkerung in Folge von Krieg, Hungersnoth und Krankheiten liegen früher üppige Gegenden heute wüst und verlassen da und deshalb ist auf einen Handel in großem Maßstab zunächst nicht zu rechnen. Die früher auf eine Million Kantar gerechnete Ernte feinen weißen Gummis betrug im Jahre 1898 nur zehntausend Kantar. Nicht große Handelssyndikate sondern energische kleinere Händler und Kaufleute scheinen zunächst hier am Platze zu sein. Die Entdeckung von Gold in größeren Mengen würde das Land mit einem Schlage heben. Bisher wird es in Senaar nur in geringen Mengen gefunden.

Die Eingeborenen holten sich mit sehr primitiven Mitteln ihr Gold meist aus der Region des Blauen Nil bei Rosaires. Gesuche um Minenkonzessionen sind schon in beträchtlicher Zahl eingelaufen. Die Entscheidung über alle solche Anträge steht, wie bemerkt werden mag, nicht den gemischten Tribunalen von Egypten, sondern der neuen Regirung des Sudan zu. Es ist, wie aus dem letzten Bericht Lord Cromers über Egypten und den Sudan hervorgeht, wahrscheinlich, daß Konzessionen, die Monopole irgend welcher Art bedeuten würden, nicht bewilligt werden. Der selbe Bericht sagt, daß kultivirbares Land beschränkt bleibt, bis Kapital in Kanälen angelegt ist, und daß der Mangel an Bevölkerung im Sudan vorläufig sehr groß ist.

Weiter möge aus dem Bericht Sir W. Garstins, des Unterstaatssekretärs für die öffentlichen Arbeiten, der den Weißen und Blauen Nil hinaufgereist ist, angeführt werden, daß wahrscheinlich ein halbes Jahrhundert vergehen wird, ehe der Sudan wieder so dicht bevölkert sein kann, wie er es vor 1820 war, und daß die Mischung von Araber- und Negerblut eine indolente Rasse erzeugt hat, die die Arbeit scheut. Die Fruchtbarkeit der südlichen Sudanprovinzen duldet eine faule Bevölkerung; nur ein schnelles Anwachsen der Volkszahl würde zur Arbeit zwingen. Nördlich von Khartum dagegen können die Bewohner sich nur durch anhaltende Arbeit ernähren. Hier ist ein Aufblühen des Landes und Handels eher zu erwarten als im Sudan. Das Klima südlich des fünfzehnten Breitengrades ist äußerst ungesund.

Major Maxse, der den Sobat-Distrikt erforscht hat, rühmt zwar die Ertragsfähigkeit des Bodens, glaubt aber für die nächsten Jahre auch noch nicht an einen Export. Er schlägt Anbauversuche, zum Beispiel mit Indigo und Chinarindenbaum, vor. Wenn ein gutes Bauholz in den Wäldern am Blauen Nil gefunden würde, das sich stromabwärts flößen ließe, könnte es eine Quelle reicher Einnahmen werden. Der Ebenholzbaum und Acacia arabica, die den weißen Gummi liefert, sind dagegen beide zum Flößen zu schwer. Forstmänner dürften hier eine Zukunft haben. Von der Lage des Volkes sagt der Major, daß Armuth nicht vorkomme, Jeder habe so viel Getreide, wie er brauche, ferner Ziegen und Kühe. Karl Neufeld prophezeit dem Sudan eine große Zukunft, besonders glaubt er an seine Mineralschätze, an Gummi, Straußenfedern, Elfenbein und Ebenholz. Er zieht ehrliche Händler den Spekulanten und Gründern vor. Mr. Cope, der den Sudan in einer Handelsmission bereist hat, betont, daß in einem Lande, wo Alles gebraucht werde, die Aussichten des legitimen Handels nothwendig gut sein müssen. Manchesterwaren würden großen Absatz finden. Baumwollindustrie könne an Ort und Stelle betrieben werden. Professor Schweinfurth hat die Ansicht ausgesprochen, die Engländer besäßen nicht mehr den früheren Unternehmungsgeist und würden aus ihrer Eroberung nicht den entsprechenden Profit für sich ziehen.

Wie wahr Das ist, kann Jeder sehen, der über die von Amerikanern gebaute Atbarabrücke in von Amerikanern gelieferten Eisenbahnwagen, die von amerikanischen Lokomotiven gezogen werden, fährt. Trotz allen Bemühungen der britischen Handelskammer in Egypten, die unermüdlich auf die im Handel mit Egypten und mit dem Sudan unerläßlichen Punkte aufmerksam macht, beharren die britischen Fabrikanten in insularem Eigensinn darauf, Preislisten zu versenden, die weder die Maße in Metern und Centimetern noch die Preise in Francs und Centimes angeben, und Geschäftsreisende auszusenden, die sich ohne einen Dolmetscher

nicht verständlich machen können. Sie passen sich den Bedürfnissen der Kunden nicht an und gewähren keinen Kredit. Nichtenglische Häuser geben sich unendliche Mühe, zu erfahren, wohin der Geschmack der Eingeborenen neigt, und Leute zu beschäftigen, die eine gewisse Zeit die Sprache und Handelsbedingungen des Landes studirt haben. Britische Häuser sind häufig gezwungen, Ausländer als Agenten zu beschäftigen.

Der Einfluß der in Egypten lebenden 15 000 Franzosen, 38 000 Griechen, 24 000 Italiener u. s. w. auf den Handel darf nicht unterschätzt werden, zumal französische Kultur und Sprache unter den zehn Millionen Bewohnern Egyptens, besonders in den gebildeten Klassen und auch in der Amtssprache, eine große Rolle spielen. Als zu Beginn dieses Jahres der Vorschlag gemacht wurde, in Egypten einen anglikanischen Bischofssitz mit einem Kostenaufwand von zwanzigtausend Pfund Sterling zu errichten, da außer dem Okkupationheer vierzehntausend Briten in Egypten seien, machte sich der Daily Chronicle weidlich darüber lustig und erinnerte daran, daß die große Masse dieser „Briten" Malteser seien und daß die Minorität sich aus Hindus, Griechen, Syriern u. s. w. zusammensetze, die behaupten, ihre Vorfahren seien auf die eine oder andere Weise „Briten" geworden, obgleich sie weder von der englischen Sprache noch von englischem Gesetz eine Ahnung haben, und die das Privilegium genießen wollen, britische Unterthanen zu sein. „Die eigentlichen Briten in Egypten zählen ausschließlich der Okkupationarmee höchstens zweitausend Mann". In Khartum sollen die jungen Araber in der Gordon-Schule Englisch lernen. Der Ehrgeiz des Egypters ist es, in eine amtliche Stellung zu gelangen, und wenn der Generalgouverneur des Sudan wünscht, daß die Söhne der Araberscheiks im „Gordon-College" erzogen werden, so dürfte sich die von der Kenntniß orientalischer Ansichten getragene Erwartung, daß die Scheiks ihre Söhne dorthin schicken werden, wohl erfüllen.

Nach den Maximen eines Augustus, dessen Idee von der Regirung der römischen Welt die war, daß sie zum Wohl der Bewohner des römischen Reiches bestehen müsse, und der den Pomp der Autorität, Titel und Gepränge vermied, nicht in der Art seiner Nachfolger, die ihre Stellung zur Befriedigung persönlicher Launen und zu ihrer Bereicherung mißbrauchten, muß England am Nil vorgehen. England hat zu den Kosten der Wiedereroberung des Sudan nur mäßig beigetragen. Die Reorganisation des Sudan wird gewaltige Summen erfordern. Es wäre im höchsten Grade ungerecht, wenn diese Last auf die egyptischen Fellachen fiele, zumal die Stellung Englands im Nilthal zum Mindesten ungewöhnlich ist. Die Interessen der Eingeborenen dürfen durch England nicht geschädigt werden. Wenn Lord Cromer glaubte, England könne in die Lage kommen, Egypten aufgeben zu müssen, als er an der jetzt vollendeten Aufrichtung eines britischen Sudan-Reiches am oberen Nil mit dem Seehafen Suakin mit so beharrlicher Energie arbeitete, und wenn er sich deshalb der Wiedereroberung des Sudan durch Egypten und der Anknüpfung von Handelsbeziehungen zwischen den zwei Ländern so lange widersetzte, so müßte im Interesse der das untere Nilthal bebauenden Fellachen, wenn jener Fall einträte, die Verfügung Englands über den Nil selbst eingeschränkt werden, etwa nach dem Muster der Donauschiffahrtakte.

London. August Hornung.

Englische Malerei.

Wie kurzlebige Moden wechseln rationalistische und pietistische, naturalistische und symbolistische Strömungen in der Kunst. Diese auffällige Thatsache sollte den Kritiker zum Objektivisten erziehen, der nur registrirt, nicht Partei ergreift. Sie reifte den glücklichen Eklektizismus Goethes: er war trotz allen Vorwürfen der Eiferer stolz, daß ihn „kein Dogma beschränke."

Die englische Malerei steht heute im Zeichen der Romantik. Aehnlich wie die deutsche Literatur im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, wurde auch sie aus der Opposition des Gemüthes gegen verflachende Vernunftmäßigkeit und aus verstärktem Nationalitätgefühl heraus geboren. Die Künstler besannen sich in einer Zeit anekdotischer Banalitäten auf die Schätze der Vergangenheit. Von den üblichen Roman- und Theatermotiven wandten sie sich dem intensiven Fühlen der mittelalterlichen Epik und Legenden zu. Es war keine passive Tendenz, sondern eine zum Pathos gesteigerte Gefühlsenergie, die der Nährboden dieser mystischen Renaissance wurde. Alle geheimen Beziehungen des Sinnlichen und Uebersinnlichen, tief wurzelnde Grübeleien über die Seelenräthsel, die den modernen Menschen beschäftigen, und altruistische Zeitforderungen waren an ihrer Entstehung mitbetheiligt. Dieser Triumph des Präraffaelitismus ist ein halbes Jahrhundert alt, wirkt aber noch heute nach. Man mag den Geist dieser Kunst im Zeitalter des Verkehrs als ungesund und weltabgewandt tadeln, man mag ihre Gestaltenwelt angekränkelt finden und den Kopf darüber schütteln, daß gerade das Volk des „matter of fact" eine so paradox künstlerische Ausdruckweise schuf: unabhängig von dem Für und Wider der Parteien wird diese Epoche ihren Werth behaupten, weil sie, von großen Persönlichkeiten getragen, große Werke hervorbrachte.

Als Gustav Doré nach England ging, sagte er zu seinen Freunden: „Mir werden sich viele Bande mit der Heimath lösen." So geht es auch nach ihm beinahe jedem Kunstbeflissenen, der vom Kontinent nach England kommt. Der Engländer spricht wenig, aber man kann auf ihn die Anpreisung des Matrosen anwenden, der seinen Papagei mit der Versicherung empfahl: he does not talk, but he is the very devil to think. Peinliche Gewissenhaftigkeit der Technik und Subtilität der Darstellung charakterisiren die ganze heutige Malerei. Das blos Impressionistische, die oberflächliche Verve sind verpönt; und Gründlichkeit gilt als das erste aller künstlerischen Gebote. Es war symptomatisch, daß Whistler in seinem Prozeß gegen Ruskin den Kürzeren zog. Der Urtheilsspruch des Richters betonte den Gedanken: Nichts Flunkerhaftes für die Kunst Englands!

Eine gewisse Feierlichkeit ist allen den großen Meistern des Inselreiches gemeinsam. Die lauten Effekte, das ungezügelte Lachen, die heftige Geberde gelten als ästhetische Verstöße. Selbst Herkomer, der Bewegliche, Vielseitige, zügelt sein impulsives Naturell durch weise Reflexion. Auf seinem letzten großen Gemälde, „Die Begrüßung der Königin durch die Veteranen des Krimkrieges",

schimmern die feuerrothen Uniformen, leuchten die grünen Festguirlanden, aber nur ehrfürchtige Innigkeit spricht aus den Zügen der alten Soldaten. Und der König von Bushey, das Haupt einer ganzen Malerkolonie, der Kunstdozent, Schauspieler, Musiker, Kunstschriftsteller und Kunsthandwerker, zeigt die selbe Note ruhiger Gemessenheit in allen seinen Hauptschöpfungen. Der Silberprunkschild, der kürzlich auch in Berlin berechtigtes Aufsehen machte, giebt in den farbenprächtigen und tief gefühlten Emailbildern einen Niederschlag seiner Lebensphilosophie über die vergängliche Stunde, die so viel des Erhabenen und Niedrigen vorüberziehen sieht. Die selbe Gehaltenheit zeigt Alma-Tadema, gleichviel, ob er nun eine Staatsaktion der Merovingerzeit, ein Winzerfest oder ein Bacchanal im alten Rom darstellt. Er führt längst den Beinamen des „Malers der Ruhe". Frederik Leightons und Albert Moores statuarische Schönheittypen sind akademische Vorbilder geworden. Von Burne-Jones' Gestalten hat man einst gesagt: sie lauschen dem Schweigen, „sie wünschen viel, sie hoffen wenig, sie fordern nichts." Holman Hunt hat sich fern von dem londoner Getriebe, aus Palästina, dem Land seiner Liebe, das Motiv seines neusten Bildes geholt. In das Heiligthum seines Herzens ist niemals die Unrast der Mitwelt gedrungen.

Abseits vom Wege, doch allen Zeitregungen gespannt lauschend und geliebt wie kein Zweiter, steht der dreiundachtzigjährige George Frederick Watts. Noch immer sendet er seine gemalten Ideen zum Fortschrittswerk der Menschheit in die Welt hinaus. Das Liebesevangelium, dem er drei Menschenalter hindurch in unwandelbarer Treue gedient hat, ist auch der Vorwurf seiner letzten Schöpfung. Sie zeigt den Genius der Liebe, der, triumphirend, über Zeit und Raum hin seine Jubelbotschaft kündet. An den Wänden der New-Gallery hat er in diesem Jahr seine „Widmung" angebracht, einen Appell an die eitle Damenwelt, die Singvögel nicht der Mode zu opfern. Auch im Portrait zeigte er die alte, ungebrochene Kraft. Die New-Gallery und die Royal Academy wiesen Proben davon in den Bildnissen von Lord Roberts und Gerard Balfour auf. In seiner Seccomalerei, über die ein trübender Dämmer häufig Unklarheit breitet, bewies er dennoch stets die durchdachte Methode, die ihn vor Allem auszeichnet. Wie breit auch der Raum ist, den dieser Allegoriker der Darstellung elementarer Leidenschaften einräumt, ein Zug vornehmer Gehaltenheit eignet seiner ganzen Formenwelt. Robert de la Sizeranne meint: „Zwischen dem Gewöhnlichen und dem Seltenen wählt der englische Künstler immer das Seltene." Und er resumirt: „Diese Kunst macht uns viel trauriger, aber auch viel weiser."

Die großen Lebenden, die Watts ,Holman Hunt, Tadema, Herkomer, entwickeln sich aus der Eigenart ihrer Persönlichkeit weiter. Allen diesen Meistern ist das Wunder gelungen, die Vornehmheit zu populariſiren. Sie Alle vernahmen Ruskins Appell an das künstlerische Gewissen: „Die große Kunst muß bis zum Aeußersten Delikatesse besitzen. Fast jede Regel duldet irgend welche Ausnahme, nur diese nicht, diese absolut keine." Die englische Kunst hat eben so wie die englische Geschichte Jakobiner gekannt, aber niemals Sansculotten. Längst vor irgend einer Sezession hat sich in London der große Abfall der Revolutionäre von den Akademikern vollzogen. Aber auch hier offenbarte sich der vornehme und ruhige Charakter dieser Künstler. Die Metapher von den beiden Brüdern, die das gleiche Ziel auf verschiedenem Wege erstreben, mit der Max Liebermann die Berliner

Sezession eröffnete, wurde in London vor Jahrzehnten in die That umgesetzt. Burne-Jones, der die Rebellion für die Seele aller lebendigen Kunst erklärte, wurde trotzdem zum Mitglied der Akademie berufen und Sargent wurde ehrenvoll ausgezeichnet. Dafür baten die Führer der Progressisten Watts, Tadema, Richmond und einige andere Akademiker zu sich in die New-Gallery. Allmählich wird die Alleinherrschaft des Präraffaelitismus durchbrochen. Für die junge Schule tritt der Indo-Engländer Byam Shaw als Nachfolger Rossettis auf. Den alten Balladenstil und Mittelalterlichkeit vertreten noch Abbey und Young Hunter.

In der Bilderschau der großen vorjährigen Akademie-Ausstellung gebürt dem Portrait der Ehrenplatz. Seine Meister, die Herkomer, Orchardson, Ouleß, Solomon J. Solomon, Briton Rivière, Fildes, bekennen einen Kanon äußerster Einfachheit. Das dekorative Beiwerk schrumpft zusammen oder wird gänzlich fortgelassen und alle Kraft auf die Persönlichkeit selbst konzentrirt. Freilich, wo ein Künstler wie der jetzige Akademiepräsident Sir Edward Poynter Baumhintergrund, Marmorbank, Pelz, Atlaskissen und selbst ein Schoßhündchen für sein Damenbild nicht verschmäht, ist die Feinheit der Ausführung ein wahres Fest für das Auge. Immerhin ist Das nur eine Ausnahme. Die pomphaft erhöhten Gestalten der Gainsborough und Lawrence sind endgiltig verschwunden.

In der Landschaft haben Murray, Leader, East eine Reihe von Naturausschnitten gegeben, die in souverainer Freiheit der Linien, in warmer Leuchtkraft des Kolorits daran gemahnen, daß es eben England war, das einen Turner hervorbrachte. „Wenn es gegen die Natur ist," rufen wir mit Goethe, „ist es zugleich höher als die Natur!" Eine schwer definirbare, zugleich verhüllende und verklärende Atmosphäre umgiebt die Gegenstände dieser Kunst; aus dem Dämmer taucht etwas Visionäres auf. Die Franzosen malen die Landschaft wahrer, die Engländer schöner.

Uebrigens wird England in neuster Zeit auch von Paris aus beeinflußt. Man kann Das seit einigen Jahren an der Wahl der Stoffe beobachten. Neben den Kultus des Seelenvollen in christlicher oder heidnischer Vergangenheit tritt die Betonung des Alltagslebens. In der neu eröffneten Nationalgalerie britischer Kunst hängen Rossettis mystisch verzückte Beata Beatrix und Frank Bramleys erschütternder Vorgang aus dem Fischerleben, Watts Allegorien und Frank Holls stimmungvolle Farm-Interieurs mit ihren geistreichen Beleuchtungeffekten. Carolus Duran hat auf Sargent und Solomon eingewirkt; und die Vereinigung realistischer Kraft mit lyrischem Stimmungsgehalt ist von der Schule von Barbizon auf die Schöpfungen Clausens, La Thangues und Stotts übergegangen. Der Arbeiter, der Landmann treten neben Dantes Traumerscheinungen und die Helden der Tafelrunde. Vor anderthalb Jahrhunderten hatte England schon seinen Hogarth, den großen Satiriker, Moralisten und Realisten. Der Engländer scheint nicht veranlagt, zu lange bei den Lotussessern zu träumen.

Jarno Jessen.

Sturmsignale.

Unsicherheit und Schwankungen sind in der Börsenbewegung das einzige Prinzip geworden. Und dabei liegt kein innerer Grund vor, plötzlich so in Angst zu gerathen. Die letzten Wochen haben kein neues Moment gebracht, das auf den Kurs Einfluß haben dürfte. Das sicherste Zeichen dafür, daß die Zeit der wahnsinnigen Hausse vorbei ist, bieten die Erschütterungen, denen der Preisstand der Industriepapiere von einem Tage zum anderen ausgesetzt ist. Daraus erkennt man die ungesunde Lage des Marktes dieser Werthe. Die Besitzer sind zu schwach, um Bewegungen nach unten aushalten zu können, waren also von vorn herein nicht berechtigt, sich an dem Kauf solcher Papiere zu betheiligen. Wer finanziell fest genug steht und besonnen genug ist, um als börsenfähig zu gelten, Der kann seinen Besitzstand auch gegen die Contremine vertheidigen und läßt nicht sofort seine Position im Stich. So aber führen die feigen Abgaben geradezu eine Desorganisation des Marktes herbei. Nun sieht man auch, welche Verantwortung die Leute auf sich geladen haben, die selbst in den Zeiten gewagtester Ueberladung der Börse mit Verpflichtungen gewinnsüchtiger, aber wenig potenter und wenig urtheilsfähiger Elemente unablässig das Feuer schürten. Der Ruf: Sauve qui peut, der jetzt durch die Börsenräume gellt, ist die natürliche Folge des Kampfes, der in sieghaftem Eifer, aber ohne zwingenden Grund und ohne Rüstzeug begonnen wurde. Die Mahnung zur Zurückhaltung, die in diesen Blättern oft genug ausgesprochen wurde, begegnete im größten Theil der Börsenpresse höhnischem Lachen. Jetzt ist dort die Verlegenheit um so größer. Es giebt zwar immer noch Leute, die ihre Rentenpapiere gegen Industriewerthe eintauschen; aber Das geschieht doch nur, weil sie deren Kursstand nach dem jüngsten Sturz für so niedrig halten, daß sie wieder eine Erholung und dann Gewinn erhoffen. Ohne diese neuen Käufe hätte sich die Abwärtsbewegung schneller vollzogen. Die Positionenlösungen nehmen schon die Form von Zwangsverkäufen an. Manche Wechselstuben glauben sich durch die bedrohliche Kursentwickelung verpflichtet, das Konto der Kunden einer peinlichen Revision zu unterziehen, und fordern, wo es irgend möglich ist, neue Nachschüsse. Wer sie nicht leisten konnte, wurde rücksichtlos zu Abgaben gezwungen. Die Banken wollten sich eben vor dem Sturm sichern. Dadurch wurde der Markt entlastet und eine kleine Besserung erreicht. Daß aber die Zuversichtlichkeit wiederkehrt, nachdem das Mißtrauen sich einmal in den Köpfen festgesetzt hat, ist nicht zu erwarten. Wahrscheinlich wird es im Sommer noch schlimmer werden. Man beachte nur, wie ängstlich jetzt schon jeder Nachricht entgegengeharrt wird, die aus den deutschen, belgischen, englischen und amerikanischen Montanbezirken an die Börse dringt! Mit wahrer Gier stürzt sich die Haussespekulation, die sich um den Lohn ihrer Mühe betrogen sieht, auf jede freundliche Meldung über die industriellen Verhältnisse. Aber das Frohlocken, mit dem sie sie aufnimmt und Denen, die an einen unaufhaltsamen Niedergang der Kurse glauben, vorzeigt, deutet nicht auf innere Ruhe, sondern auf einen ungesunden Fieberzustand. Von beiden Spekulantengruppen, der, die hohe, und der, die niedrige Kurse herbeisehnt, wird vergessen, daß Industrie-Markt und Markt der industriellen Werthe verschiedene Dinge sind. Wenn es den Bergwerken und Hütten gut geht, sind natürlich auch ihre Aktien ein

gutes, Gewinn bringendes Papier und finden willige, auf hohe Dividende hoffende Abnehmer. Wenn aber die glänzendsten Gewinnchancen, die sich doch übrigens nicht täglich erneuern und verbessern können, in einem übermäßig hohen Kurs bereits kapitalisirt und also für die Dauer — obwohl Niemand an eine solche Dauer glauben kann — festgelegt sind, so mag die befriedigende und lohnende Beschäftigung des Unternehmens selbst andauern, ja, sich erhöhen: der Kurs der Aktien kann trotzdem sinken, ohne ein Mißverhältniß zwischen den Chancen der Gesellschaft und dem Werthstand ihrer Papiere zu erzeugen. Ich behaupte, daß zwischen beiden Maßen trotz der gewaltigen Preisermäßigung der führenden Montanwerthe noch jetzt das richtige Verhältniß nicht vorhanden ist, daß es erst durch neue beträchtliche Kursminderungen herbeigeführt werden kann. Freilich läge es im Interesse einer ungestörten Abwickelung des Börsengeschäftes, daß sich dieser Prozeß langsam und allmählich vollzieht. Jeder Freund der Börse wird die Rückkehr zu normalen Verhältnissen, die eine überspannte Kauf- und Gewinnsucht uns geraubt hat, wünschen. Der nur, der die Börse noch tiefer ins Verderben stürzen will, wird gewaltsam den Kurssturz aufzuhalten und durch neue Kaufaufträge die Illusion an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen suchen. Was wir wollen, glauben wir gern; deshalb finden die Stimmen leicht Gehör, die noch immer von herrlichen Aussichten schwatzen. Diese Hoffnungseligen beachten die Leichen nicht, die ihre Rosse niederstampfen, — und die Toten sind still. Wir erleben das alte Schauspiel, das wir nur in unkultivirten Ländern abscheulich finden, in unserer eigenen Heimath: der Pöbel wendet sich angesichts des großen Sterbens gegen die Aerzte, die doch jetzt nicht helfen können, deren hygienische Vorschriften früher aber unbeachtet blieben, so daß die Seuche schrecklicher wüthen kann, als wenn sie durch Schutz- und Vorsichtmaßregeln gehemmt worden wäre. Diese Begleiterscheinung der Börsenbewegung ist traurig. Und doch liegt kein Grund vor, wie immer wieder betont werden muß, nun auch plötzlich an das „Ende aller Dinge" zu glauben.

Noch ist die Lage der Industrie nicht so, daß sie um Aufträge betteln muß; im Gegentheil: sie könnte sehr zufrieden sein, wenn Beschäftigungsgrad und Preise die heutige Höhe behielten. Freilich deuten alle Zeichen darauf hin, daß ihr bald der Athem ausgehen wird, weil sie sich zu schwere dauernde Lasten aufgebürdet hat, die nur in Zeiten einer Hochkonjunktur zu tragen sind. Es fehlt uns allmählich an Geld, um die Anlagen in vollem Betrieb zu erhalten. Möchte man endlich mit dem Märchen aufhören, daß einer nur auf spekulative Absichten ausgehenden Partei, Haussiers oder Baissiers, die Kraft verliehen sei, die dazu gehört, die industriellen Verhältnisse zu beeinflussen, und daß die sogenannten Börsenmanöver, als deren Folge die jetzige Kursentwickelung gern hingestellt wird, auf „Informationen" aus den Montanrevieren begründet sind. Wenn den Versicherungen der Syndikate und ihrer Schildträger zu glauben ist, daß die Lage der Hütten und Zechen gerade jetzt glänzender als je sei, dann muß es doch sehr merkwürdig erscheinen, daß trotzdem — fern von der berliner Börse mit ihren Faiseurs und böswilligen Baissiers — im Herzen der deutschen Montanindustrie, wo ihre Koryphäen das Wort führen, sich ein noch stärkeres Mißtrauen gegen die Montanwerthe geltend macht als an den Tagesbörsen. Den unwiderlegbaren Beweis dafür liefert ein Vergleich der Notirungen der düsseldorfer Montanbörse innerhalb der letzten vier Wochen. Da diese Börse nur in Zwischenräumen von mindestens acht Tagen

abgehalten wird und hier kein Aktienmißbrauch getrieben werden kann, so können nur innere, von Tageseinflüssen unabhängige Gründe für die Preisbemessung maßgebend sein. Nach dem amtlichen Kurszettel notirten in Düsseldorf die Kuxe der wichtigeren Gewerkschaften

	an der Börse vom 19. April:	an der vorletzten Börse vom 10. Mai:	an der letzten Börse vom 17. Mai:
Borussia	3000	2750	2500
Carolus Magnus	8800	8400	8100
Dahlhausen	2600	2500	2300
Dorstfeld	14400	13150	12050
Eintracht	8525	8400	8200
Ewald	21100	20600	20400
Friedrich der Große	12825	12100	10600
General Blumenthal	20400	19900	19500
Graf Schwerin	10400	9400	9100
Julius Philipp	3375	2750	2575
Königin Elisabeth	21000	20100	19300
König Ludwig	14450	13450	12050
Lothringen	14700	14800	14300
Mont Cenis	16700	16500	15400
Siebenplaneten	4475	4275	4100

Das sind denn doch Kursrückgänge von einem solchen Umfang, daß auch die bisher Blinden endlich sehend werden sollten. Diese Sprache der Thatsachen übertönt die Aeußerungen gefälliger Werkleiter, die in den Gewerken- oder Generalversammlungen die Möglichkeit einer Herabminderung der Ausbeute oder Dividende weit von sich weisen. Ich will gern glauben, daß, wie es im Jargon der Reklamewuth von sonst sehr strengen und gewissenhaften Leuten ausposaunt wird, sämmtliche Werke, die dem einen oder anderen Syndikate angehören — und welches Unternehmen der Montanindustrie gehört heute nicht einem Syndikat an! — „bis in die zweite Hälfte des nächsten Jahres hinein mit Aufträgen stark versorgt und so reichlich mit Spezifikationen für sofortige Lieferung und Lieferung in den nächsten Monaten versehen sind, daß trotz dem Aufgebot aller Kräfte jetzt und auch für die nächste Zeit den Anforderungen nicht entsprochen werden kann, daß die Marktlage nach wie vor durchaus gesund ist und die Machinationen der nach unten arbeitenden Börsenunternehmung mit dem thatsächlichen Stande des Geschäftes nichts gemein haben." Das wissen wir ja längst. Das ist uns sehr häufig, sobald nur Jemand eine Anfrage an den Direktor eines größeren Unternehmens richtete, wiederholt worden. Die Absichtlichkeit aber, mit der es uns in die Ohren geblasen wird, wirkt allmählich doch recht sonderbar. Die Wettermacher der Börse bemühen sich, möglichst oft solche „fachmännischen" Stimmungberichte zu verbreiten, um dann ein neues Haussespiel beginnen zu können. Vierundzwanzig Stunden lang nährt sich die Börse von der Erklärung eines Gruben- und Hüttendirektors, daß seines Erachtens mit einer noch recht langen dauernden günstigen Konjunktur zu rechnen sei; die Kurse steigen, fallen am nächsten Tage aber nur um so tiefer. Daß aber eine solche Erklärung in dem selben Augenblick abgegeben wird, wo die Generalversammlung gebeten wird, die Ausgabe neuer Aktien im

Betrage von mehr als 5 Millionen Mark zu genehmigen: darauf wird nicht geachtet. Die neuen Mittel werden ohne Weiteres bewilligt, da ja für sie der Herr Direktor, der doch die Verhältnisse am Besten kennen muß, eine überaus reichliche Verzinsung in Aussicht stellt. Wenn sich diese Erwartung einst nicht erfüllt, darf deshalb gegen den Direktor kein Vorwurf erhoben werden, denn er konnte doch nicht in die Zukunft blicken, sondern nur gegen die Aktionäre selbst, die für ihre Leichtgläubigkeit dann einen verdienten Denkzettel erhalten. Den Börsen scheint jede Urtheilsfähigkeit entschwunden und man muß ernstlich fürchten, daß sie, trotz allen Sturmsignalen, das nahende Unwetter unvorbereitet finden wird.

Lynkeus.

Zwei Theaterkritiker.

Am elften April wurde Herr Ludwig Speidel, der bekannteste wiener Theaterkritiker, siebenzig Jahre alt. Es gab ein großes Getöse. Das Jubiliren ist jetzt des deutschen Landes so der Brauch. Leute, um die sich Jahrzehnte lang kein Mensch gekümmert hat, werden plötzlich, wenn ihrer Kraft bester Theil verbraucht ist, aus ihrem Eckchen geholt, in festlichem Zuge auf den Markt geschleift und vor der Quiritenschaar mit dem Lorber gekrönt. Wenn sie vor dem Feiertag sterben, tobt der Wonnechor sich am offenen Grabe aus. Speidel hat seine Apotheose erlebt. Ihm wurde, ehe er noch starr und steif zwischen vier Brettern lag, gesagt: Du bist der größte deutsche Stilist, der größte Kritiker und Aesthetiker; Du bist ein Dichter und der größte Herrscher über das Wort, der je in unserem Lande lebte; Du bist ein Zeus, dessen Donner und Blitz uns zu ehrfürchtiger Andacht stimmt; Deiner Sprachgewalt ist kein Maß, Deiner kritischen Einsicht keine Grenze gesetzt; Du bist weltberühmt und wir preisen uns selig, da uns vergönnt ward, im Dunstkreis Deines Genius athmen zu dürfen. Und so weiter. Dem Gefeierten wurde angst und bang. Daß die Mimen ihm huldigten, daß ein würdeloser Theaterdirektor, der vor jeder Hofschranze mit dem Steiß Devotion wedelt, den mächtigen Kritiker voll Inbrunst beleckte, war nicht wunderbar. Aber der Veitstanz der lieben Kollegen! Herr Speidel gab sich Mühe, in all dem Lärm nüchtern zu bleiben, und sprach schließlich stammelnd: Ihr guten Leute übertreibt wohl ein Bischen. „Ich bin ein Feuilletonist. Und das Feuilleton ist die Unsterblichkeit eines Tages." Das war ein Witz, — kein guter, doch einer, den man unter zehn besseren Wortwitzen Herrn Oskar Blumenthal verzeihen würde. Aber in dem schlechten Witz steckte auch eine ganze schlechte Aesthetik, ein falsches Werthurtheil und ein Mangel an Selbsterkenntniß. Das Feuilleton ist eine Kunstgattung; eine kleine, gewiß, aber eine, in der das starke Ingenium Großes zu leisten ver-

mag. Montaigne, Leſſing und Sainte-Beuve waren Feuilletoniſten und haben auf dem geiſtigen Lebensweg ihrer Völker eine unverwiſchbare Spur hinterlaſſen. Schopenhauer, Renan und Nietzſche haben Feuilletons geſchrieben, die noch lebendig und wirkſam ſein werden, wenn alle Dramen und die meiſten Epen unſeres Vierteljahrhunderts längſt vergeſſen ſind. Menzel iſt gerade in ſeinen feinſten Sachen nur ein malender Feuilletoniſt. Und Speidel brauchte nicht mehr zu ſein, um der Jubelhymnen würdig zu ſcheinen.

Aber er iſt eigentlich gar kein Feuilletoniſt. Ihm fehlt die architektoniſche Kraft und Feinheit, die man braucht, um auf ſchmalem Grund ein kleines Kunſtwerk zu bauen. Er iſt ein geſcheiter Mann von ſtarker Empfindungfähigkeit, launiſcher Phantaſie und einem ungewöhnlich kräftigen Gefühl für den Reiz reiner deutſcher Sprache. Er hat, wenn ſein ſchwerfälliges Weſen von der Macht eines Dichters oder Darſtellers gepackt und aus der Trägheit gerüttelt wurde, ſeinem Empfinden manchmal wundervolle Worte gefunden, knappe, wuchtige, unverbrauchte Worte, hinter deren anſchaulicher Schilderung man ein Menſchenherz pochen hörte. Manchmal, nicht immer. Auch böſe Sätze ſind ihm entſchlüpft. Ein paar Beiſpiele aus den letzten Wochen: „Man ſpielte bei offener Szene und markirte den Anfang der einzelnen Akte durch einen Glockenſchlag. Wichtiger als dieſe mehr äußerlichen Dinge war die allgemeine Steigerung des Tempos, die ſchon im Hinblick des Trägers der Hauptrollen im Intereſſe eines einheitlichen Stils durchgeführt wurde. Das Burgtheater hat an dieſem denkwürdigen Abend gleichſam eine Ehe mit dem modernen Bühnenſtil eingegangen, die hoffentlich nicht unfruchtbar ſein wird.“ Das iſt doch ziemlich ſchlimm, auch als ſtiliſtiſche Leiſtung. Speidel weiß ja, daß immer „bei offener Szene geſpielt“ wird, und er hofft nicht, daß der „moderne Bühnenſtil“ dem Burgtheater ein Kind machen, ſondern, daß er das Burgtheater verjüngen, moderniſiren werde. Auch ſonſt kommen im Alltagsdienſt Flüchtigkeiten und Banalitäten bei dem alten Herrn vor. Aber er entſchädigt an Feiertagen. Zweimal, dreimal in jedem Jahr iſt er ein ſtarker Stilmeiſter. Dann ſpricht er ſchlicht und gewaltig, wie Einer, den der Erdgeiſt der Heimath reden lehrte, dann kann er, in ſeinen beſten Stunden, zart ſein und männlich bleiben. Von der Luderwirthſchaft unſerer Zeitungſprache hebt er ſich ab wie der Tronjer vom dunklen Hunnenhaufen.

Den Kritiker Speidel kann ich leider nicht hoch ſchätzen. Er hat nie einen Schwachen geſchützt, nie eines Mächtigen Willkür befehdet. Er hätte es gekonnt, denn er iſt, als Kritiker der Neuen Freien Preſſe und des wiener Fremdenblattes, ſeit Jahrzehnten in der öſterreichiſchen Hauptſtadt eine Macht. Ihm wäre es möglich geweſen, den Geſchmack des Publikums zu läutern, die Sitten ſeiner Berufsgenoſſen zu beſſern und werthvollen Werken den Weg zu ebnen. Für Hebbel, für Anzengruber, für Ibſen und manchen Kleineren konnte er eintreten, konnte dafür ſorgen, daß Wien auch unter veränderten poli-

tiſchen Umſtänden eine Kunſtkulturſtätte blieb. Nichts davon hat er gethan. Wo Großes ſich zum erſten Mal ſeinem Blick bot, da hat er es faſt immer bekämpft, mit rohem Wort, oft mit ſchnödem Witz. Wagners Nibelungendrama nannte er eine Affenſchande des deutſchen Volkes. Ueber das dritte Stück der Tetralogie ſchrieb er: „Die Siegfried-Muſik iſt, im Ganzen genommen, ein wiederkäuendes Ungeheuer, mit einem widerwärtigen Aufſtoßen der Leitmotive behaftet. Der muſikaliſche Gehalt der Oper iſt ein bettelarmer, das dramatiſche Intereſſe verſchwindend klein.“ In der „Götterdämmerung“ wittert er einen „unſauberen Geiſt, der ſich nur in der gröbſten Sinnlichkeit gefällt“, und „ſchwört ſich insgeheim, dieſen Roſenkranz der Enttäuſchungen nicht wieder abzubeten.“ Und gar der Triſtan! „Nur ein Gedankenloſer oder Unempfindlicher kann dieſe ewig aufgeregte Muſik, dieſes gewohnheitmäßige Außerſichſein, dieſe angenagelte Ekſtaſe auf die Dauer ertragen.“ Dieſe Sätze hat Herr Großmann in der wiener Arbeiterzeitung den Jubelnden ins Gedächtniß zurückgerufen; es wäre leicht, hundert ähnliche Proben hier anzuführen. Auch Eduard Hanslick, der wirklich ein Feuilletoniſt, an guten Tagen ſogar ein ſehr feiner, iſt, hat ſich arg an Wagner verſündigt; aber er hat eine beſtimmte Vorſtellung vom muſikaliſch Schönen, muſikaliſch Möglichen, eine künſtleriſche Weltanſchauung und wehrt ſich mit der Leidenſchaft des Gläubigen gegen den Eroberzug einer ſeinem kritiſchen Beſtreben feindlichen Macht. Wo iſt Speidels künſtleriſche Weltanſchauung? Noch konnte ſie Keiner entdecken. Der eigenſinnige Herr überläßt ſich ganz ſeiner Laune, ſeiner Zufallsſtimmung. Der Jugend des Herrn Hauptmann gab er Jahre lang Ruthenſtreiche. Ueber „Einſame Menſchen“ ſagte der Sechzigjährige: „Neuraſtheniſcher Iffland. Ein Gouvernantenſtück gewöhnlicher Art“. In der Komoedie „Kollege Crampton“ findet er nicht eine Szene, „die Iffland und Benedix nicht beſſer gemacht hätten.“ Und der Dichter gehört ihm zu den „Leuten, die ſich mit Wolluſt ins Gemeine wühlen.“ Plötzlich, über Nacht, ein anderes Bild. Herr Schlenther, der ſich auf den Umgang mit Kritikern verſteht, hat den Großmächtigen beim Schoppen erleuchtet; und nun erfahren die Wiener, daß die Mären vom Rautendelein und vom Fuhrmann Henſchel im Wunderreich des Genius gewachſen ſind. Man könnte Bogen mit ſolchen betrübenden Beiſpielen füllen. Der Direktor Burckhard wurde als ganz unfähig, als die Schande des Burgtheaters von Speidel unermüdlich geſtäupt; als der ſo um ſeine Autorität Gebrachte endlich entlaſſen wird, ſchreit der Kritiker, der ihn vorgeſtern in den Abgrund verdonnert hatte, die Entlaſſung ſei ein Akt roher Willkür und ſchädige fürchterlich das k. k. Kunſtinſtitut. An Mitterwurzer, dem mächtigſten Menſchenſpielertalent der letzten Jahrzehnte, hat Speidel das Schlimmſte gethan. Er ſpürte nicht, daß dieſe reiche Perſönlichkeit der Mittelpunkt eines neuen Burgtheaters werden konnte, und ſchlug, unter dem Jauchzen der alten Garde,

mindeſtens einmal in jedem Monat auf den jungen Umſtürzler ein. Dadurch wurde der Mann, deſſen Weſenheit niemals recht harmoniſch geweſen war und der nun die ruhige Sicherheit des Schaffens verloren hatte, in die grellſten Uebertreibungen gehetzt: Mitterwurzer wollte um jeden Preis glänzen, gegen den wüthenden Deſpoten der Neuen Freien Preſſe das Publikum für ſich gewinnen, — und ſo fiel er in die tollſten Schrullen einer krankhaft erregten Effekthaſcherei, die nur mit dem Ungewöhnlichen, unerhört Senſationellen noch wirken zu können wähnte. Nach Jahren kam er ans Burgtheater zurück, aus dem ihn die Feindſchaft des Allgewaltigen vertrieben hatte; und nun pries Speidel den mit dem Spiel ſpielenden Virtuoſen als den größten Mimen des Weltenalls ... Daß Speidel unbeſtechlich iſt und nie nach Gunſtbeweiſen und Nebeneinnahmen gelangt hat, mag ihn von manchem Kollegen unterſcheiden; aber daß er ſein Urtheil nicht wie ein Schuft an den Meiſtbietenden verſchachert, giebt einem Kritiker noch nicht den Anſpruch auf Unſterblichkeit. Er ſoll und will Führer ſein; wer aber wird ſich einem Führer anvertrauen, der ſich mit grauem Haar noch ſo häufig verirrt?

Speidels Artikel, die in Umfang und Inhalt an Notizbuchblätter erinnern, ſind faſt immer leſenswerth; doch keinen einzigen kenne ich darunter, den ich den kritiſchen Studien von Herman Grimm und Ulrich von Wilamowitz auch nur vergleichen dürfte, und manchen, der dem Staunenden nur die Frage entſtehen ließ, wie es denn möglich ſei, daß eines ſo geiſtreichen Mannes Auge nicht unter die Oberfläche der Erſcheinungen zu dringen vermochte. Speidel ſieht im Burgtheater zwei Dramen Molières und merkt „eine allgemeine Steigerung des Tempos“. Er ſetzt ſich auf ſeinen Richterſtuhl und ſchreibt, der „moderne Bühnenſtil“ ſei ins alte Kunſthaus eingezogen. Er weiß nicht, daß Molière in ſeinem pariſer Hauſe ſeit Jahrzehnten — und wahrſcheinlich noch länger — in dieſem Stil geſpielt wird und daß die Meininger, mit der Sitte, in den klaſſiſchen Poſſen den Vorhang nicht fallen zu laſſen, vor einem Vierteljahrhundert auch den Molière-Stil der Comédie-Française nach Deutſchland importirt haben. Natürlich kommt er auch nicht zur Erörterung der Gründe, die dieſen Stil ſchufen; und ſie ſind doch leicht zu erkennen. Erſtens ſpricht der Franzoſe überhaupt ſchneller als der Deutſche; zweitens fordert Molières Typenwelt, mit ihren langwierigen Entwickelungen uns heute einfach ſcheinender Situationen und ihren ausführlichen Charakteranalyſen ein beſchleunigtes Tempo; und drittens werden die Leiter weltſtädtiſcher Bühnen von dem Wunſch gedrängt, ihrem Publikum, das hohe Preiſe bezahlt, an einem Abend möglichſt viel vorzuführen. Solche Erwägungen, die man mit einem hier freilich ein Bischen protzig klingenden Wort ſoziologiſche nennen könnte, liegen Speidel ganz fern; wenn man ihn hört, muß man glauben, das Theater ſei ein Ding an ſich, deſſen Lebensbedingungen im Wechſel der Zeiten

ſtets unverändert bleiben. Als das neue Burgtheater eröffnet wurde, fand er, mit vollem Recht, in dieſen rieſigen Prunkbau ſei die Intimität des alten Hauſes nicht hinüberzuretten, und rieth, allen Ernſtes, den Millionenpalaſt, deutſcher Schauſpielkunſt zum Heil, raſch wieder niederzureißen. Das wurde in prachtvoll perſönlichem Stil vorgetragen und es war eine Luſt, dem Zornausbruch des Alten zu lauſchen. Nur: einen Kritiker hörte man nicht. Der hätte ſich nicht mit dem Symptom, ſondern mit der Urſache beſchäftigt und den Aufhorchenden geſagt: Hier ſchließt ein Kapitel, hier will und muß nun ein Neues werden. Für ein Komteſſentheater, für das Schauſpielhaus einer in Kulturgemeinſchaft lebenden Oligarchie iſt kein Raum mehr. Der intimen Spielkunſt, die mit leiſen Mitteln wirkte und ſich bei Grillparzer, Bauernfeld, Scribe und Augier am Wohlſten fühlt, hat das Sterbeglöckchen geläutet. Das Burgtheater muß ſich wandeln, wenn es mit großkapitaliſtiſchen Schauunternehmungen, die ringsum geſchaffen werden, den Wettbewerb wagen will. Greint deshalb nicht, liebe Leute, ſondern ſchickt Euch in die Zeit und ſorgt nach Kräften dafür, daß vom guten Alten das Rettbare uns erhalten bleibt, daß die völlige Verpöbelung uns erſpart wird und daß die lebensfähigen Reſte unſerer beſonderen wieneriſchen Kunſtkultur nicht von der Horde der Zeitgemäßen niedergetrampelt werden. Solches zu ſagen, war nicht nach des Zürnenden Sinn. Er verhüllte ſein Haupt und ſeufzte beim Biertopf über den Untergang ſeines Burgtheaters.

Francisque Sarcey hätte anders gehandelt. Er hätte dem Publikum, dem Architekten und dem Direktor, den Dramatikern und den Mimen Vorleſungen gehalten, unendlich lange. Er hätte wie ein Bourgeois und wie ein Profeſſor geredet, aber mit ſeiner derben Vernunft ſchließlich durchgeſetzt, daß alle Betheiligten ſich in die neuen Verhältniſſe fügten. Er war als Perſönlichkeit viel ärmer als Speidel, ſchrieb ein waſſerklares Durchſchnittsfranzöſiſch und gab ſich gern als einen Philiſter, in deſſen Weſen keine Spur des dem wiener Notizengenie eigenen muſiſchen Reizes zu finden war. Als Theaterkritiker aber iſt er höher zu ſchätzen als der hitzige Schwabe. Er nahm ſeinen Beruf ſehr ernſt, ging vierzig Jahre lang, wenn ihn nicht Krankheit zurückhielt, jeden Abend in ein Theater und ſtampfte montags ſeinen Feuilletonweg, ohne nach Schimpf und Spott zu fragen. Beide Arten öffentlicher Anerkennung hat er in vollen Zügen geſchlürft. Ein ganzes Volk, dem das Theater ein wichtiger Theil des nationalen Lebens iſt, las ſeinen Sarcey; im kanariſchen Santa Cruz gipfelte, zu meinem Staunen, des franzöſiſchen Konſuls Klage über ſeine Verbannung in dem Jammerruf, er könne den Lundi des Temps nun immer erſt ſehr ſpät genießen. Schon lange aber gehörte es auch zum guten Ton, den armen Francisque zu verhöhnen. Den Wohlwollenden war er der alte Onkel, den Anderen eine vorſintfluthliche Verſteinerung, ein dickköpfiger Schädling, ein fettes Hinderniß auf dem Wege zu neuen Kunſthöhen. Er trug Ruhm und üble Nachrede mit gleicher Gelaſſenheit auf weich gepolſterten Schultern. Das

große, zahlende Publikum, das er nicht verachtete, dem er durch die Gemeinsamkeit des Instinktes verbunden war, hörte bis zuletzt gläubig auf sein lobendes oder tadelndes Wort, Direktoren, Regisseure und Spieler suchten bei ihm Rath und Lehre: die Sektirer mochten nur nach Belieben spotten, die Allerneusten ihn zum Türkenkopf auf der Stange machen, nach dem man mit Bolzen schießt. Jede Polemik war ihm willkommen. Er hatte das neidenswerthe Talent, sich nie zu ärgern, und konnte in der Replik seine beste dialektische Kunst zeigen. Sonst redete er, wie ihm der Schnabel gewachsen war, nannte jedes Ding ohne Umschweife beim Namen und wehrte den Vorwurf der Banalität gemüthlich und ohne Groll mit der Antwort ab, jede dem schlichten Menschenverstand einleuchtende Wahrheit scheine dem Literaturdandy und dem Kunstsnob banal. Launen, geniale oder alberne Einfälle gab es bei ihm nicht; man wußte stets, woran man mit ihm war, und wurde niemals enttäuscht. Er vereinte die Fröhlichkeit eines früh mit Voltaires und Le Sages Weltweisheit genährten Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts mit der pedantischen Gewissenhaftigkeit eines kleinen Beamten, der bis zum letzten Wank seine Pflicht thut. So kannten wir ihn; so finden wir ihn im ersten Band seiner Feuilletonsammlung wieder, die sein Schwiegersohn Adolphe Brisson unter dem Titel Quarante ans de théâtre herausgegeben hat. Das Buch ist der Mann, wird auch Deutsche den Mann lieben lehren. Als Handbuch der Theaterkunde verdient es das höchste Lob.

Als Sarcey Theaterkritiker wurde, sah er große Muster vor sich. Die beliebtesten Lundistes waren damals: Theophile Gautier, Jules Janin, Fiorentino und Paul de Saint-Victor, ein Dichter und drei Journalisten ersten Ranges. Der Neuling studirte sie sorgsam, spürte den Gründen ihrer Erfolge nach, bewunderte sie und . . . hütete sich, sie zu kopiren. Ganz zufrieden war er mit Keinem von ihnen, auch nicht mit Jules Lemaître, der mit der Anmuth seiner eleganten Seele später die pariserische Welt und ihre fernsten Provinzen eroberte. Für Sarcey waren sie Alle zu sehr Literaten, Artisten, Elitemenschen. Sie wollten durch den Glanz und die Eigenart ihres Stiles wirken und als Schöpfer im Reich des Feuilletons gefeiert sein. Das war ihr Ziel, das Theater nur Mittel zum Zweck. Deshalb sprachen sie in ihren Kritiken über alle möglichen Dinge, über Politik, Geschichte, Religion, wirthschaftliche, gesellschaftliche, literarische Wandlungen, — sprachen von steiler Höhe herab zum tief unten wimmelnden Haufen. Sarcey schüttelte den bärtigen Kopf. Komische Leute! Ihre Aufgabe war doch nicht, die politische, religiöse, soziale oder literarische Geschichte Frankreichs zu schreiben, auch nicht, die Kraft ihrer Phantasie und die Feinheit ihrer Sprachkunst bewundern zu lassen. Dazu war in Revuen Raum und Gelegenheit. Der großen Leserschaar einer Tageszeitung hatten sie nur vom Theater zu erzählen; wie es da gemacht wird, gemacht werden soll und muß. Darüber sollten sie reden, einfach, sachlich und klar. Und vor-

her sollten sie das Theater von der untersten Versenkung bis zum höchsten Schnürboden durchforschen, die Bühnenvorgänge, das Spiel und das Publikum genau beobachten und erkennen lernen, daß es in diesem bunten Bereich nichts Unwichtiges, nichts der kritischen Werthung Unwürdiges giebt. So verstand er sein Handwerk; und so hat ers geübt. War kein neues Stück zu besprechen, dann sah er sich ein altes an, prüfte das früher gefällte Urtheil zum zweiten und dritten Male, lauschte eifrig auf die Art, wie ein naiver Zuschauerkreis das Drama aufnahm, und rügte, mit unerbittlicher Strenge namentlich stets im klassischen répertoire, jede ungenügende Nothbesetzung und Nachlässigkeit. Wenn seine geliebte Comédie auf Gastreisen ging, reiste er mit und fand ein immer neues Vergnügen daran, zu sehen, wie die Meisterwerke Molières, Racines, Corneilles und Mussets auf das Publikum der Provinz und des Auslandes wirkten. Und wenn er bei vierzig Grad Hitze in keinem Schauspielhause mehr Stoff fand, dann nahm er alte Theaterbücher vor, vergrub sich acht Tage lang in Geoffroy oder Gautier und erzählte am nächsten Montag, was er da gefunden habe. In solcher Beschränkung auf einen einzigen Gegenstand erwuchs er zum Meister. Er fühlte und dachte fast immer wie das Publikum; aber sein Gefühl entstand meist früher als das der unberathenen Menge und er sah seine wesentlichste Aufgabe darin, sich selbst und Andere über die Ursachen seines Fühlens und Denkens aufzuklären. Weder ein Pöbelspielhaus noch ein Esoterikertheater wollte er, sondern eine Bühne für Frankreichs gebildetes Bürgerthum. Das sollte Stücke sehen, über die es lachen oder weinen konnte, verständliche Stücke, die kein Nebelwall dem gallischen Geist sperrt. Dieses Publikum war nun einmal da, es erhielt mit seinem Gelde die Theater und Sarcey vermaß sich nicht, es zu ändern. Unverdrossen rief er den Kollegen zu: Auf uns kommt es gar nicht an, mes enfants; wir bezahlen nicht und haben kein Recht, unsere Blasirtheit, unsere persönlichen Neigungen der Menge aufzudrängen, die drei, sechs oder zehn Francs ausgegeben hat, um von Neun bis Zwölf sich in einer Scheinwelt zu 'amusiren; wir haben nur die Gesetze zu suchen, die vor einem solchen Publikum den Erfolg eines Dramas sichern. An Gesetze glaubte er inbrünstig und war stolz, als er solchen Glaubens Spur auch in Lessings Dramaturgie fand . . . Er hatte seinen Standpunkt nicht auf den Höhen der Kunst gewählt und man kann sich leicht eine feinere und fruchtbarere Art der Theaterkritik denken. Aber er war ehrlich, unbeirrbar im Urtheil, kannte sein Fach gründlich und waltete seines Amtes mit einem priesterlichen Ernst, von dem die behäbige Jovialität seines Wesens sich sehr ergötzlich abhob. Leckerbissen hat er nie aufgetischt und Niemand dachte daran, ihn, wie Speidel, als stilistischen Künstler zu feiern. Er war ein — übrigens gar nicht etwa dem Neuen feindlicher — Hüter der Tradition; und wir sollten, statt ihn zu verspotten, wünschen, daß auch den verwahrlosten deutschen Bühnen ein Inspektor von solcher Sachkenntniß und emsigen Redlichkeit erwachsen möge. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Juni 1900.

Lex Hompesch.

I. Die Freisinnigen.

Der freie Geist hat das fein ersonnene Spiel der Dunkelmänner zu Schanden gemacht. Das Licht hat die Finsterniß besiegt. Schon schienen schwarze Schatten sich auf Deutschlands Gaue herniederzusenken, schon gab, weil er die Morgenröthe nicht mehr zu schauen hoffte, mancher wackere Streiter den Kampf auf und fast sah es aus, als sollte Wissenschaft, Kunst, freie Forschung und freies Wort von neuen Inquisitoren geknebelt werden. Torquemadas lachende Erben bereiteten den Scheiterhaufen und weideten sich in Gedanken schon an der Qual der Opfer, die bald von lodernden Flammen umzüngelt sein würden. Da erscholl aus den Reihen des freisinnigen Bürgerthumes in Stadt und Land der Weckruf: Auf die Schanzen! Die besten Männer, die im wahrsten Sinn des Wortes Edelsten der Nation, eilten vor die Front. Künstler, Gelehrte und Dichter verließen die Arbeitstuben und Werkstätten und traten freudig in das vorderste Glied der Schaar, die entschlossen war, gegen die Macht der Finsterniß den Kampf aufzunehmen. Die Jesuitenschüler und ihre bethörte protestantische Gefolgschaft war an Kopfzahl stärker. Was aber bedeutet die Zahl gegen den Geist? Die öffentliche Meinung sprach und die Mucker zerstoben wie Spreu vor dem Winde. Afflavit et dissipati sunt. Es waren herrliche Tage und mit Befriedigung blicken wir auf sie zurück. Die Großmuth der Sieger hat dem Feinde die ärgste Demüthigung erspart. Aber die Giftzähne sind dem Ungethüm ausgebrochen

und es wird dem Lande nicht mehr ſchaden. Freilich: das Zerrbild eines Rechtsbegriffes, das uns dem Gelächter Europas auslieferte und dem dennoch Herr Nieberding ſeinen Segen gab, prangt nun auf den vorher ſo ſauberen Blättern unſeres Strafgeſetzbuches. Der Deutſche wird ſich daran gewöhnen müſſen, daß es, nach dem Spruch eines lichtfeindlichen Konzils, Schriften, Darſtellungen und Abbildungen giebt, die „ohne unzüchtig zu ſein, das Schamgefühl gröblich verletzen“. Die Feder ſträubt ſich, dieſe Worte niederzuſchreiben. Aber ſie werden tote Buchſtaben bleiben. Der Paragraph, der ſie enthält, wird vielleicht nie zur Anwendung kommen. Nur in den Lehrbüchern wird er fortleben und von den ſtaunenden Nachfahren als ein Monument von unſrer Zeiten Schande betrachtet werden, wenn die unbeſtrittene Herrſchaft des Liberalismus erſt ſonnenhellere Tage heraufgeführt hat. Und auch vor dem Verbot „öffentlicher Ankündigungen, die dazu beſtimmt ſind, unzüchtigen Verkehr herbeizuführen“, brauchen freie Männer nicht zu zittern. Wer ſah in vornehmen bürgerlichen Blättern je ſolche Ankündigungen? Die Leiter dieſer Blätter werden dafür zu ſorgen haben, daß in den Anzeigen der Maſſeuſen nie die Worte „ärztlich geprüft“, in den Annoncen, die eine ehrbare Annäherung zweier Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes ermöglichen ſollen, nie die Worte „zwecks ſpäterer Heirath“ fehlen. Schlimm genug, daß im zwanzigſten Jahrhundert der Preſſe, die als ſtärkſte Kulturmacht längſt anerkannt iſt, Tribulationen dieſer Art zugemuthet werden dürfen. Solche Betrachtungen ſollen uns aber die Freude an dem unter ſchweren Opfern erfochtenen Sieg nicht trüben. Die Hauptſache iſt: die Aergerniß erregende, gröbliche Verletzung des Schamgefühls durch eine nicht unzüchtige Handlung bei öffentlichen Schauſtellungen, Vorträgen und Aufführungen kann nicht beſtraft werden; und eben ſo wenig die öffentliche, geſchäftlichen Zwecken dienende Ausſtellung der von der Roerenſippe ſtigmatiſirten Schriften und Bilder. Dieſen Triumph kann Niemand uns rauben. Und ihn dankt Deutſchland ſeinem frei geſinnten Bürgerthum, dankt es den ſelben Schichten, die das einige Reich und die Grundlagen ſeines wirthſchaftlichen Wohlſtandes geſchaffen haben. Vor fünf Jahren, als das Geſpenſt der Umſturzvorlage verſcheucht worden war, ſprach unſer Rudolf Virchow zu Paul Langerhans, dem jetzigen Ehrenbürger der Stadt Berlin, der auch damals gerade ein Jubiläum gefeiert hatte: „Sie haben die große Leiſtung vollbracht, die plötzlich wie eine große Erweckung über ganz Deutſchland ging und den Volksgeiſt zum erſten Male wieder entzündete, wie lange nicht zuvor; wie ein Blitz ging da plötzlich ein Licht auf über die Tiefe der Situation, in die

wir gekommen sind." So könnte auch heute der Vater der modernen Medizin wieder zu freisinnigen Führern sprechen, wenn auch Magistrat und Stadtverordnete diesmal vorsichtig genug waren, nach mancher üblen Erfahrung von der Absendung einer Petition Abstand zu nehmen. Die Namen Müller-Meiningen und Schrader-Anatolien verdienen einen Ehrenplatz neben dem unseres greisen Langerhans, den, als einen der unentwegtesten Bekämpfer der bismärckischen Mißwirthschaft, selbst der Fürst zu Hohenlohe eben erst zum achtzigsten Geburtstag beglückwünscht hat. Die Schergen der Reaktion haben gesagt, der Liberalismus sei tot. Nun: die Totgesagten pflegen am Längsten zu leben. Wer wollte leugnen, daß der Liberalismus das Volksschutzgesetz, die Umsturzvorlage, das Zuchthausgesetz und die Lex Heinze zu Fall gebracht hat? Wer wagt, zu bestreiten, daß die entschiedene Linke sich als Fels von Erz bewährt hat, an dem die Machenschaften der Finsterlinge beider Konfessionen gescheitert sind? Wohl wissen wir, daß nicht alle Männer, die in diesem schweren Kampf an unserer Seite fochten, schon im strengsten Parteisinn liberal sind, daß sogar die Strafrechtslehrer, deren Erklärung so wuchtig wirkte, nicht sämmtlich freisinnig sind. Im Geiste aber gehören sie Alle zu uns und die Stunde kann nicht mehr fern sein, wo sie auch äußerlich an die Partei Anschluß suchen, die allein den Muth und die Kraft hat, dem Sturmlauf der vereinigten Reaktionäre Widerstand zu leisten. War es nicht ein freisinniger Mann, der Vertrauensmann der freiheitlich gesinnten Bürgerschaft der Reichshauptstadt, der dem bedrohliche Form annehmenden Ausstand der Straßenbahnbediensteten ein Ende machte? Trotzdem die Strikenden die Kündigungfrist nicht eingehalten und sich damit eines Theiles ihrer Rechte begeben hatten, trat der Oberbürgermeister für die Erfüllung ihrer berechtigten Wünsche ein. So wird man den Freisinn immer auf der Seite der Wahrheit, der Freiheit und Gerechtigkeit finden, immer erkennen, daß er die Schwachen zu schützen, die Gewaltthat abzuwehren, das Gemeinwohl über das Sonderinteresse zu stellen vermag. Und die Zeit muß kommen, wo man auch an der maßgebenden Stelle erkennt, daß kein Grund mehr vorliegt, die wichtigsten Verwaltungposten einer rückständigen Gesellschaft zu reserviren, die sich nicht scheut, die hochfliegenden Pläne des Monarchen durch eine Frondeurpolitik zu bekämpfen, und aus Oberpräsidien und Ministerien eine Partei zu verbannen, die an Treue zu Kaiser und Reich sich von keiner anderen überbieten läßt. Bis dieses Ziel aber erreicht ist, gilt es, das Pulver trocken zu halten. Die Nachteulen werden ihren Angriff erneuen und sie sollen uns gerüstet finden. „Sich wehren bringt Ehren": diese Losung hat uns zum

Siege geführt. Und wir wissen, daß dieses Sieges auch Kaiser und Kanzler sich freuen, die Beide ihre Unlustgefühle über die Lex Heinze nicht verborgen haben. Und wir wissen auch, daß wir nicht daran denken, dem Volk die Religion rauben zu wollen, ja, daß wir bessere Christen sind als die klerikalen Volksfeinde, bessere Christen und bessere Patrioten. Wir lassen Jeden nach seiner Fasson selig werden; und nicht von uns hat man je Rufe gehört wie die: Kein Kanitz, keine Kähne! Ohne Lex Heinze keine Flotte! Weit über den zunächst sichtbaren Erfolg hinaus hat der jetzt erstrittene Sieg bleibende Bedeutung. Er ist ein im höchsten Sinne klärendes Ereigniß. Im heiligen Geist einer wahrhaft liberalen Weltanschauung können wir diesmal unseren Lesern den Pfingstgruß entbieten und den Dunkelmännern ins Antlitz rufen: „Die Wissenschaften, die Künste blühn, es ist eine Lust, zu leben!"

II. Das Centrum.

...Wie Vielen mag die Abstimmung unmöglich gemacht worden sein! Ist es doch eine Thatsache, daß Sozialisten und Liberale die Thüren umlagerten und unsere Freunde ihre Ellbogen brauchen mußten, um überhaupt in den Saal zu gelangen. Aber der Versuch, uns mit so erbärmlichen Mitteln einzuschüchtern, ist gründlich fehlgeschlagen und heute können wir rufen: Die Lex Heinze ist tot, es lebe die Lex Hompesch! Wir haben erreicht, was zunächst zu erreichen war. Nie haben wir, die selbst erfahren mußten, wie weh Gewalt thut, daran gedacht, der Roheit der Obstruktionisten mit Roheit zu begegnen. Die Herren haben ihren Willen gehabt und das Centrum hat seine Macht keine Sekunde mißbraucht. Die Gasse wurde gegen uns mobil gemacht, allerlei Förderer der Unzucht traten als „Künstler", „Gelehrte" und „Schützer der Freiheit" auf, und da die Regirung, in deren Geist wir doch arbeiteten, nicht einen Finger rührte, um uns Hilfe zu bringen, schien manchem Kleingläubigen das Spiel schon verloren. Diese Furcht war unbegründet. Aus unseren Reihen ging der Antrag hervor, der zum Gesetz erhoben wurde, und gerade die Bestimmung, gegen die am Lautesten gezetert worden war, blieb bestehen. Ja, Ihr Herren Atheisten und Amoralisten: es wird nach dem Reichsstrafgesetzbuch jetzt doch Dinge geben, die, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen! Damit mögen Eure „Rechtsautoritäten" sich abfinden. Wir begnügen uns einstweilen mit dem Verdienst, die Sittlichkeit der deutschen Jugend vor Anfechtung bewahrt zu haben. Alles Uebrige wird sich finden; wir werden die Waffen nicht niederlegen. Und es wird sich zeigen, wie dumm und gemein das Gerede von einem „Kuhhandel" war,

auf den es das Centrum abgesehen haben sollte. Nur sachliche Erwägungen waren und sind für uns maßgebend. Mag immerhin von einer „Niederlage" geredet, mögen unsere Vorkämpfer in den Koth gezerrt werden: die Leute, die den Parlamentarismus geschändet haben, werden nicht lange jubeln. Schon jetzt zittern sie vor der Möglichkeit, das Centrum könne die Flottenvorlage ablehnen und damit eine Auflösung des Reichstages heraufbeschwören. Wo würden ohne unsere Unterstützung die namhaftesten Schweinereifreunde bei den Wahlen bleiben? Oder wollen die fetten Dividendenliberalen mit den Umsturzmännern einen Herzensbund schließen? Du lieber Himmel! Ja, wo sie im Dreck sich fanden, da verstanden sie sich, nach dem Wort ihres Lieblingspornographen, gleich; sonst aber hats mit der Einigkeit gute Wege. Haben wir nicht erlebt, wie mitten in dem Kampf um das Sittlichkeitgesetz die Verbündeten wegen des Straßenbahnausstandes einander in die Haare geriethen? Der Mannesstolz der Aktionäre bäumte sich gegen die Tyrannei der rothen Garde; und da das Portemonnaie dieser Sippschaft wichtiger ist als jedes sittliche Ideal, da sie außer ihrem Geldschrank nichts Heiliges anerkennen mag, fehlte schon jetzt nicht viel an dem Zerfall der „freiheitlichen" Wacht an der Spree. Herr Kirschner rettete mit einem schwächlichen Kompromißvorschlag die Situation. Auf wie lange? Die Arbeiter werden Rechenschaft dafür fordern, daß ihre Vertreter, um eine Afterkunst zu retten, von der das Proletariat zu seinem Heil nichts hört und sieht, die Interessen der Aermsten unter den Armen preisgaben. Das katholische Volk aber wird nie vergessen, was es den Männern schuldig ist, die in heißer Feldschlacht für seine heiligsten Güter, ohne sich von Schimpf und Spott schrecken zu lassen, die sturmerprobte Centrumsfahne zum Sieg geführt haben.

III. Die Sozialdemokraten.

Es war eine fröhliche Hatz. Und daß unsere Genossen von der ersten Minute bis zum Halali die Führung hatten, ist eine Thatsache, die das klassenbewußte Proletariat mit Stolz erfüllen muß. Hatte nicht ein blaublütiger Prinz warnend gerufen, man solle sich hüten, der vaterlandlosen Rotte den Nimbus einer Kulturpartei zu lassen? Der arme Schächer! Als ob es nicht lange schon feststünde, daß die Kultur, die Wissenschaft und die Kunst nur einen Hort noch hat: die völkerbefreiende Sozialdemokratie! Wir sind stark genug, um uns das Vergnügen gönnen zu dürfen, daß jetzt die vereinigte Pfaffenschaft vom Scheitel und von der Tonsur mit einem Schein von Berechtigung sich rühmen kann, einen Theil ihrer Beute heimgetragen

zu haben. Mag sie sich an dem Popanz eines Rechtsbegriffes ergötzen, der von der Verletzung des Schamgefühles durch eine nicht unzüchtige Handlung faselt. Solchen Spuk fürchten wir nicht. Wir haben für die Freiheit der Kunst und der Wissenschaft gekämpft und gesiegt, die mit uns im Bunde sind, wenn auch von ihren verblendeten Vertretern manche noch der Lockpfeife der Reaktion folgen. Wir sind auch nicht so thörichte Ideologen, daß wir uns im Triumphgefühl etwa über die Elemente täuschten, die sich unserem Sturmlauf angeschlossen haben. Wir wissen, was von den „Liberalen" zu halten ist, die unseren Sieg jetzt als ihren ausposaunen, wissen, daß wir eine einzige reaktionäre Masse uns gegenüber haben. Die Leute, die heute das Maul am Weitesten aufreißen, werden morgen mit den Heinzemännern gemeinsam vor den Machthabern auf dem Bauch rutschen und sich in der Bekundung ihres Hurrapatriotismus nicht genug thun können. Haben sie nicht schon beim Strike der Straßenbahner eine klägliche Rolle gespielt? Da zeigte es sich wieder einmal, daß der liberale Hase im kapitalistischen Pfeffer liegt. Nie hätte die Brutalität der Ausbeuter so schrankenlos wüthen können, wenn die Ausgebeuteten, die leider nur zum geringsten Theil organisirt sind, an der Partei einen Rückhalt gefunden hätten, die immer behauptet, der Freiheit zu dienen, und die sich, sobald sie zu sozialen Problemen Stellung nehmen soll, des Vaters der Spar-Agnes würdig zeigt. Ist nicht auch aus den Reihen dieser Partei das Geschrei nach Strikebrecherschutz zu hören gewesen? Hat die von dieser Sippe fabrizirte öffentliche Meinung nicht entschuldigende Worte für die Straßenbahngesellschaft gefunden, die alljährlich Millionengewinne einsteckt und ihre Lohnsklaven hungern läßt? Weit weisen wir den Gedanken von uns, wir könnten mit Mehrwerthdieben und ihren Soldknechten jemals ein Bündniß schließen. Wir können sie nicht hindern, uns nachzulaufen, unserer Parole zu folgen und auf dem von uns siegreich behaupteten Schlachtfeld herumzumarodiren. Jede Gemeinschaft mit ihnen und ihren wissenschaftlichen „Leuchten" aber lehnen wir ab. Wenn wir die Bourgeoisie nicht einfach verfaulen lassen, wenn wir in ihre Zänkereien überhaupt eingreifen, so geschieht es wahrlich nicht aus Furcht vor der Reaktion. Eine Partei, die mit Bismarck fertig geworden ist, zittert nicht vor den Rheinbaben, Posadowsky und ähnlichen Säkularmenschen. Nein: es geschieht, um unseren Brüdern und den noch Zweifelnden zu zeigen, wo allein noch unsere Kultur in den Tagen des Molochismus, Brotwuchers und Marinismus Schutz und Stütze finden kann, welche Partei einzig die Macht hat, dem zwischen Weihwedel und Säbel geschlossenen lichtfeindlichen Bund die Spitze zu bieten. Und so wenig wir geneigt sind,

uns, als eine Partei der Wissenschaft, Illusionen hinzugeben, so sicher wir sind, daß die Kämpfe sich, heftiger als je, wiederholen werden: einstweilen, glauben wir, wird dem Pfaffengelichter der Buckel von unseren Streichen so brennen, daß die Herren nach neuen Schlägen so bald nicht wieder Lust spüren werden. Deshalb darf das Proletariat sich des Sieges freuen, den es, wie alle früheren Siege, allein und aus eigener Kraft errungen hat, und, während die Scheitel- und Tonsurmänner wehmüthige Choräle plärren, in stolzer Freude sich auf das Weltpfingstfest vorbereiten, das am Tage der endgiltigen Befreiung aus kapitalistischer Frohn von Allen gefeiert werden wird, die im Glauben an die erlösende Kraft der Entwickelung nicht einen Augenblick wankten.

IV. Die Konservativen.

... Uns kann es ja nur willkommen sein, wenn der Parlamentarismus sich selbst widerlegt und es Allen klar wird, daß so nicht weiter regirt werden kann. In dem Kampf selbst hat unsere Partei nicht im Vordertreffen gestanden, sondern sich darauf beschränkt, mit nachdrücklichem Ernst auf die Gefahren hinzuweisen, denen die sittliche Volksgesundheit in den großen Städten — auf dem Lande liegen die Verhältnisse bekanntlich anders — ausgesetzt ist. Im Uebrigen hat gerade sie in mäßigendem Geist versöhnlich zu wirken gesucht und kein Hehl daraus gemacht, daß ihr der Wortlaut der Paragraphen, gegen die von den Rothen aller Schattirungen gehetzt wurde, nicht unanfechtbar erscheint. Und dieses Bemühen ist nicht vergeblich geblieben. Wenn eine Verständigung erreicht worden, wenn es gelungen ist, alles Wesentliche aus der Fassung der Kommission in das Gesetz zu retten, so dürfen wir, ohne uns zu überheben, behaupten, daß uns von dem Ruhm dieses Sieges der christlichen Weltanschauung der größte Theil gebührt. Wir haben, dem Lärm der Gasse zum Trotz, die Staatsautorität vor Flecken bewahrt. Das schien uns um so nöthiger, als gerade neuere Ereignisse wieder bewiesen haben, wie weit die Unbotmäßigkeit der Massen bereits gediehen ist. Wäre es nach dem Wunsch unserer „Freisinnigen" gegangen, dann herrschte noch heute vielleicht in den Straßen der kaiserlichen Residenz der Janhagel, der den Ausstand der Straßenbahnbediensteten zum Vorwand nahm, um zu zeigen, auf wie fruchtbaren Boden die Lehren gefallen sind, die ihm seit Jahrzehnten die verbündeten Demokraten und Juden predigen. Unsere Anschauung hat, mit des Allmächtigen Hilfe, gesiegt. Möge nun auch die Regirung endlich einsehen, wo ihre wahren Freunde, wo die einzig festen Stützen unserer Staats- und Gesellschaftordnung zu finden sind und wie dringend es nöthig ist, mit

allen Mitteln die Schichten wirthschaftlich zu stärken, die allein in bedrohlicher Zeit im Stande sein werden, Thron und Altar gegen Stürme zu sichern.

V. Ein Wilder.

Gott sei Dank, daß die Geschichte endlich vorüber ist! Das Geschwätz und Gelärm war nicht mehr auszuhalten. Und wenn man nun zurückblickt: wie winzig ist das Mäuslein, das die kreißenden Berge geboren haben! Die Herren Schönstedt, Leonrod und die übrigen bundesstaatlichen Justizminister brauchen sich nur hinzusetzen und, ohne daß ein Sterbenswort in die berühmte Oeffentlichkeit sickert, an die Staatsanwaltschaften die Aufforderung zu richten, in der Anwendung der Unzuchtparagraphen künftig recht streng zu sein, — dann erreichen sie mehr, als mit der unverwässerten Lex je zu erreichen war. Das gerade ist ja das Schlimme, daß die Gegner des Rebarbarisirungversuches ihren gerechten Zorn an der falschen Stelle austobten und daß in der Menge Derer, die sich geistig nur von Zeitungsfutter nähren, nun der Glaube entstanden ist, Forschung und Kunst seien im Reich der Denker und Dichter frei, weil der Tingeltangelparagraph ganz und der Schaufensterparagraph zur Hälfte beseitigt ist. Dabei sind in der Spreestadt der Intelligenz eben erst zwei Theaterstücke verboten worden, schlicht und behend, von der löblichen Polizei. Und wehe dem Kunsthändler, der wagen wollte, manchen Goya oder Rops ins Fenster zu stellen! Ach nein: die Dinge liegen genau, wie sie vor dem Heinzelärm lagen, und wir werden noch unser blaues Wunder erleben. Trotzdem kann das Geschrei vielleicht ein Bischen nützen. Daß sich schließlich allerlei merkwürdige Leute, um ihre Namen der sensationellen Sache zu verknüpfen, in die Lärmbude drängten und albernes Zeug faselten, ist am Ende kein Unglück. Auch gescheite Leute haben ja geredet und werden sich, wenn sie wieder reden, hoffentlich nicht mehr vom Zeitungstil anstecken lassen. Die liebe Regirung, die sich in dieser Sache ganz auf gewohnter Höhe zeigte und es mit keiner Partei verderben wollte, hat jedenfalls einmal gesehen, daß doch nicht Alles gemacht werden kann, daß manchmal sogar die friedfertigsten, loyalsten Leute sich zusammenrotten und ruhestörenden Lärm verüben. Sehr lehrreich wars, zu beobachten, wie solche Stimmungen entstehen; wenn die Sache noch eine Weile gedauert hätte, dann wäre die Heinzemehrheit für den Kurssturz der Industriepapiere, für den Maifrost und die amerikanische Eisenkonkurrenz verantwortlich gemacht worden. Und weshalb dauerte die Sache nicht noch länger? Weshalb blieb den deutschen Regirungen die bittere Nothwendigkeit eines kontrolirbaren Glaubensbekenntnisses erspart?

Alle Bünde der Erde hätten nichts vermocht und alle Drommeten der öffentlichen Meinung wären echolos verhallt. Aber die Sozialdemokraten nahmen sich der Sache an und ihnen allein ist der Sieg zu danken, — wenn überhaupt von einem Siege geredet werden darf. Sie konnten sagen: Uns kümmert dieses Gezänk nicht; wir lehnen natürlich das ganze unmoderne Gesetz ab, denken aber gar nicht daran, hier zum letzten Nothwehrmittel der Obstruktion zu greifen, das wir in Kämpfen von unendlich höherer Bedeutung, das wir im Kampf gegen Sozialistengesetz und Umsturzvorlage nicht angewandt haben. Wir denken um so weniger an eine Gemeinschaft mit Euch, als Ihr freiheitlich schwadronirenden Bourgeois in der Angst um Euer Klasseninteresse den Arbeitgeberparagraphen, das für uns wichtigste Stück des Bratens, unter den Tisch geworfen habt und wir längst wissen, daß beim Centrum für soziale Bedürfnisse immer noch eher als bei Euch Verständniß zu finden ist. So haben sie nicht gesprochen, sondern vorgezogen, sich als Kulturstützen den Gebildetsten der Nation zu empfehlen. Ob diese Taktik der Theorie vom Klassenkampf entspricht, mögen Gelehrte entscheiden. Sicher ist, daß die Sozialdemokraten den sogenannten Sieg und den kompromißlichen Ausgang herbeigeführt haben. Auf Tod und Leben mochten sie, im Hinblick auf bald vielleicht nöthige Wahlverwandtschaften, sich nicht mit dem Centrum verfeinden; deshalb opferten sie das Prinzip, sträubten sich nicht gegen die Lex Hompesch und ließen den vorher als das Ungeheuerlichste vom Ungeheuerlichen befehdeten Satz von den Schriften und Bildern, die, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzten, ins Gesetz aufnehmen.

Und nun? Nun wird, wie bisher, mit den geltenden Strafgesetzen alles Wünschenswerthe gründlich besorgt werden. Fünf Männer werden „thatsächlich feststellen", daß ein Buch oder Bild das „Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung gröblich verletzt", und werden den Sünder der sühnenden Pön zuführen; das Uebrige wird die Censur und die Ordnungpolizei prompt erledigen. Es ist ja sehr hübsch, daß sechzehn Ordentliche Professoren des Strafrechtes in einer durch Phrasenlosigkeit von dem Brimborium der Volksversammlungjuristen angenehm abstechenden Erklärung davor gewarnt haben, das Vertrauen in die Rechtspflege noch mehr zu erschüttern. Aber warum richtete sich dieser Protest gerade gegen den auf den Namen des Herrn Heinze getauften Gesetzentwurf? Die Rechtslehrer meinten, wenn er angenommen würde, „wären Verurtheilung oder Freisprechung völlig von dem subjektiven Empfinden des Richters abhängig." Das gilt für sehr viele Paragraphen des Strafgesetzbuches, die dennoch unangefochten

bleiben; wäre es anders, dann könnte nicht in den meisten Prozessen nach Schluß der Beweisaufnahme bei den sachkundigsten Hörern ein banger Zweifel über das zu erwartende Urtheil entstehen. „Völlig vom subjektiven Empfinden des Richters abhängig" ist auch die Entscheidung, ob Einer gemordet, einen Meineid geleistet, gestohlen, gepfändet, beleidigt, Unzucht oder Unfug verübt hat; und dieses subjektive Empfinden ist bei Vorsitzenden und Referenten sehr oft schon nach dem Aktenstudium, bevor sie den Angeklagten noch gesehen haben, vorhanden. Daß künftig etwa für ein bestimmtes Verbrechen unter allen Umständen, ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit des Verbrechers, eine bestimmte Strafe verhängt werde, können moderne Kriminalisten doch wohl nicht wünschen; sie würden von Ferri und seiner positiven Schule als Zopfjuristen verhöhnt werden... Wie leichtfertig, mit welchem geringen Aufwand an Witz sind in den langen Monaten des Kampfes doch die schwierigen Probleme erörtert worden, auf die es hier ankommt! Man hat sich begnügt, an der Oberfläche herumzustochern. Und für die politiciens war Alles nur ein Geschäft, die Gelegenheit zu einer Parteiremonte. Aus dem Freisinnslager schallt natürlich das lauteste Gebrüll; die toten Männer hoffen, endlich wieder eine zugkräftige Losung erwischt zu haben. Beim Strike der Schaffner und Fahrer der berliner Straßenbahn war für sie nichts zu fischen. Ihre Kommunalvertreter, die längst schon die Straßenbahn verstadtlicht haben müßten, haben der Gesellschaft durch die Forderung des theuren Akkumulatorenbetriebes das Leben sauer gemacht. Daher die verminderte Dividende, der Lärm in der Generalversammlung, die schlechte Löhnung der Fahrer und Schaffner. Die Aktionäre wollen ihre Millionen doch gut verzinst sehen: plectuntur Achivi. Und als die Bedrückten, die nicht einsehen wollten, daß die gebietenden Kapitalisten das heilige Recht auf den Löwentheil des Gewinnes haben, sich nun zusammmenthaten und mit rühmlichem Muth die schwere Kraftprobe wagten, da heischten die liberalen Männer ihnen zu, sie hätten sich, weil sie ohne Kündigung die Arbeit niederlegten, selbst ins Unrecht gesetzt. Das Mitgefühl des aktienlosen Publikums regte sich und der Wind drehte die Wetterfahne; aber es war zu spät. Die Wagenführer und Schaffner, die sich in der gemeinsamen Aktion zum ersten Male als eine Macht gefühlt hatten, setzten einen Theil ihrer Forderungen durch; doch weder ihnen noch den dem kurzen Kampf Zuschauenden war der Glaube einzubläuen, dieser kleine Erfolg sei dem Liberalismus zu danken, der, wo er in den Kommunen herrscht, selbst oft in den kläglichsten Lohndrückerpraktiken schwelgt. Die armen Leute, die einander nach den Schlachttagen wie Brüder begrüßten, gehören von

nun an den sozialdemokratischen Gewerkschaften. Es ist das Schicksal der Scheinradikalen, von wirklich Radikalen überrannt zu werden. So wird es auch gehen, wenn auf das Maivergnügen der Obstruktion der ernsthafte Kampf folgt, — der Kampf um die Weltanschauung, die allein das Ziel der sittlichen und ästhetischen Erziehung bestimmen kann. In der Streiterschaar von gestern wird dann Mancher fehlen, der, unter schweigender Zustimmung einer hochwohlweisen Regirung, gegen ein paar unbeträchtliche Paragraphen sich zu zetern getraute, dem offiziellen Zwangschristenthum aber fromm seine Reverenz machen wird. Die der Obstruktion Unterlegenen brauchen nicht zu verzagen; sie haben sich im verstopften Parlament anständig benommen und haben die Konsequenz und den Muth ihrer Meinung für sich. Sie können sich auf die Geschichte vom Baum der Erkenntniß, vom Apfel und Sündenfall berufen und Augustinus für sich zeugen lassen, der ein feinerer Kopf war als Schrader, Müller und Langerhans und dennoch vor „sinnlichen Bildern" und vor dem durch Naturerforschung erzeugten Uebermuth die sündige Menschheit eindringlich gewarnt hat. Die Ernüchterung wird nicht ausbleiben und es wird sich zeigen, daß wir nicht am Ende, sondern am Anfang des Kampfes stehen, der entscheiden soll, ob Deutschland eine Renaissance oder eine Gegenreformation zu erwarten hat. Solche Kämpfe sind siegreich nur von im Glauben Einigen durchzuführen. Und wo ist unter den jetzt zur Maienfehde Verbündeten die Einheit der Weltanschauung? Die Herren Stoecker und Roeren, Stumm und Spahn können sich, trotz dem Gegensatz des Bekenntnisses, leicht verständigen. Aber Menzel und Vollmar, Anton von Werner und Sudermann, Mommsen und Singer? Nicht einmal in ihren Kunstanschauungen können sie einig werden. Das wird an Tagen holder Trunkenheit übersehen. Aber süßen Weines voll sein, heißt noch nicht, der pfingstlichen Weihe des Heiligen Geistes theilhaftig werden. Mancher mag sich freuen, daß es gelungen ist, einer zaghaften Reichstagsmehrheit den Willenskanal zu verstopfen. Doch kein Wacher soll sich darüber täuschen, daß die unendlich größere Aufgabe noch zu bewältigen ist: dem neuen Bedürfniß die neue Ethik zu schaffen und zwischen dem kommandirten Bekenntniß und dem vom Interesse gelenkten Empfinden die dunkle, nur dem Heuchlerwandel wohlgefällige Kluft auf deutschem Boden für immer zu schließen.

Amerikanische Universitäten.

Die „Zukunft“ hat in den letzten Jahren viel mehr als andere deutsche Zeitschriften ihr Interesse den amerikanischen Zuständen zugewandt und so Verständniß für die Thatsache gezeigt, daß wirkliche Vertrautheit mit den amerikanischen Verhältnissen für den Deutschen von Jahr zu Jahr wichtiger wird. Der Herausgeber hat sich dabei offenbar bemüht, im höchsten Maße Unparteilichkeit walten zu lassen; Optimisten und Pessimisten, Theoretiker und Praktiker, nationale und kosmopolitische, gelehrte und ungelehrte Geister hatten das Wort. Schließlich aber wurde auch Solchen Redefreiheit gewährt, die das Land nicht kennen; mir scheint, daß damit die Unparteilichkeit denn doch zu weit getrieben wird. Gewiß hat es einen literarischen Reiz, einmal einen Mann, der die amerikanischen Verhältnisse nicht, dagegen irgend etwas Anderes, zum Beispiel Gehirnanatomie, sehr gut kennt, über das ihm unbekannte Gebiet plaudern zu hören; es fragt sich aber, ob damit nicht nach anderer Richtung ernste Gefahren verknüpft sind.*)

Zu dieser letzten Gruppe gehörten Professor Forels Beiträge, die unter dem Titel „In Nordamerika“ im Februar und März in der „Zukunft“ erschienen. Ich erhebe nicht den geringsten Vorwurf gegen Forel, den ich als einen der prächtigsten und erfrischendsten Kollegen verehre. Es ist nicht seine Schuld, daß man heute von Jedem, der einmal den Ozean durchdampft hat, sofort ein paar Essays über die neue Welt zum Besten der alten Welt erwartet. Noch weniger aber ist es seine Schuld, daß seine Sommerfahrt ihm keine Gelegenheit bot, das Land und seine Leute kennen zu lernen. Er hatte wahrlich genug andere Dinge hier zu thun. Forel ist bekanntlich ein Führer auf drei sehr verschiedenen Gebieten; er ist erstens ein bedeutender Gehirnanatom und Psychiater, zweitens der schweizer Führer der Temperenzbewegung und drittens der beste Kenner und bedeutendste Erforscher der

---

*) Sind solche Gefahren wirklich sichtbar? Und kann Herr Professor Münsterberg mir im Ernst verargen, daß ich einen Mann ersten Ranges — dafür halte ich Forel, seit ich „Gehirn und Seele“ kenne — reden ließ, als er den Wunsch äußerte, seine amerikanischen Eindrücke deutschen Lesern mitzutheilen? Der Herausgeber einer Zeitschrift darf sich nicht das Amt eines Bakelschwingers anmaßen; er kann auch nicht die Richtigkeit aller Thatsachen kontroliren und verifiziren, die ein Mitarbeiter anführt. Er muß sich mit einem allgemeinen Vertrauen zu der Persönlichkeit begnügen, der er den Raum zur Verfügung stellt. Und ists denn ein so fürchterliches Unglück, wenn Forel irrige Angaben gemacht hat? Ihnen danken wir ja die Freude, jetzt den lehrreichen Artikel seines Kollegen von der Harvard-University lesen zu dürfen. M. H.

Ameisen. Alle drei Interessen erfüllten seine Amerikafahrt. Er kam zunächst direkt nach Kanada, um einen Temperenzlerkongreß mitzumachen. Dann fuhr er geraden Weges nach Worcester, einer kleinen Stadt, in der ein tüchtiges pädagogisch-psychologisches Seminar besteht, das sein zehnjähriges Stiftungfest feierte und Forel und ein paar andere auswärtige Gelehrte aus dem Spezialgebiet des Seminars nach amerikanischer Sitte zu Festvorträgen eingeladen hatte. Hier hielt er seinen psychiatrischen Vortrag; und nach ein paar Tagen ging es von Worcester direkt im Schnellzug nach Nord-Karolina, dessen Ameisenfauna nun an die Reihe kam. Von dort fuhr er dann nach Washington, Philadelphia und Boston, wo überall wegen der Ferien das wissenschaftliche Leben stockte; nirgends hielt er sich lange auf. Dann trat er die Heimfahrt an. Bei solchem Reiseprogramm außer dem nordkarolinischen Ameisenvölkchen auch noch so nebenbei das Yankeevölkchen zu studiren, geht denn doch wohl kaum an; und wenn Forel trotzdem nun auf Grund seiner Eindrücke über das Geistesleben, über Wissenschaftpflege und Universitäten in den Vereinigten Staaten sich dem Herkommen gemäß auslassen muß, so ist er nicht zu tadeln, weil so ziemlich jeder Satz zufällig den Thatsachen widerspricht. Jeder beliebige Deutsche, der ein paar Postkarten daran wendet, sich einen Stapel Drucksachen von hiesigen Instituten kommen zu lassen, kann sich in Berlin am Schreibtisch sehr viel gründlichere Eindrücke verschaffen, als Jemand, der nach solchem Rezept zur Zeit der Schul- und Universitätferien mit dem Land in Berührung kommt. Man stelle sich nur einmal vor, daß ein Amerikaner, der Europa kennen lernen will, mit dem Schiff nach Schweden fährt, um einen Antialkoholkongreß mitzumachen, von dort ohne Aufenthalt nach einer kleinen österreichischen Stadt reist, um bei einem Seminarstiftungfest einen Vortrag zu halten, von da wieder ohne Aufenthalt nach Rumänien fährt, um die dortigen Ameisen zu studiren, dann geraden Weges vom nächsten Hafen zurück nach New-York eilt und dort nun in einer vielgelesenen Zeitschrift Aufsätze über europäisches Universitätleben veröffentlicht, — auf Grund seiner „Eindrücke."

Nun wird ja täglich so viel Falsches in der Welt gedruckt, daß es sinnlos wäre, überall mit Berichtigungen hinterher zu laufen. Der Fall, der mich hier beschäftigt, gehört aber zu einer besonderen Gruppe. Wer den Deutschen falsche Berichte über das Geistesleben der Amerikaner und den Amerikanern entsprechende Entstellungen des deutschen Lebens auftischt, verletzt nicht nur die historische Wahrheit, gegen deren Verletzung der Zeitungleser abgestumpft ist, sondern er schädigt praktische politische und nationale Interessen, deren kräftige Förderung wir uns angelegen sein lassen sollten. Wie sehr auch jede deutsche Partei im Hader der inneren Politik den anderen Parteien Selbstsucht und Gewinnsucht vorwerfen mag: der Deutsche, der aus

weiterer Entfernung auf sein Vaterland blickt, fühlt doch deutlich, daß in der deutschen Politik die instinktiven Gefühle der Volksseele schließlich die Gestaltung beherrschen und daß ethische und ästhetische Sympathien und Antipathien stärker sind als alle selbstsüchtigen Motive. Es giebt nur ein Volk, für das im höchsten Maße das Selbe gilt: das Volk unter dem Sternenbanner. Das Vorherrschen der Gefühlsimpulse mag beim Amerikaner leicht in schwächliche Sentimentalität und in Hysterie ausarten: aber daß der Amerikaner durchaus von idealistischen Impulsen beherrscht wird, kann Niemand verkennen, der mit dem Lande wirklich tiefere Fühlung gewonnen hat und nicht auf kontinentale Zeitungen angewiesen ist. Die Vereinigten Staaten werden mit Deutschland immer befreundet bleiben, sobald der Durchschnittsamerikaner für den Deutschen ethische Sympathie hat, und keine Fleischbeschau wird da im Wege stehen; und wenn der Deutsche seine Flotte verzehnfachen wollte, so würde der Amerikaner Das ehrlich willkommen heißen, wie er das Starke und Gesunde als Ausdruck des kraftvollen Fortschritts überall willkommen heißt, vorausgesetzt daß er für den deutschen Mann inneren Respekt empfindet. Daß es mit diesem inneren Respekt der beiden Völker für einander nicht gar zu herrlich bestellt ist, weiß man leider recht gut. Auf beiden Seiten ist eine leichte latente Antipathie vorhanden, die sich in den beiden Fällen auf ganz verschiedene Charakterzüge bezieht und nur das Eine gemeinsam hat, daß sie aus Unkenntniß und aus längst unberechtigt gewordenen Vorurtheilen herstammt. In der Zeit des spanischen Krieges drohte die Antipathie, bösartig zu werden; später hat sich Das dann wieder ausgeglichen, aber das Gleichgewicht bleibt vorläufig noch ein labiles, und wer da mitwirkt, diese gehässigen Vorurtheile hier oder drüben fahrlässig zu verstärken, Der stört das praktische Einvernehmen mehr, als irgend eine wirthschaftliche Gesetzgebung es thun könnte. Wer aber daran glaubt, daß Deutschland und die Vereinigten Staaten durch den vollen Einklang ihres innersten Wesens berufen sind, Hand in Hand zu gehen, und daß diesen beiden gesundesten aller Völker die Zukunft gehört, Der wird sich nicht die Mühe verdrießen lassen, die allergröbsten Verzerrungen und Entstellungen auf beiden Seiten ein Wenig zu korrigiren.

Er wird vor Allem die Karikaturen auslöschen, die bestärkend auf jene latenten Vorurtheile einwirken. Wenn hier in Boston oder New-York irgend Jemand behauptet, daß die Deutschen keine Musik haben oder daß es um ihre chemische Industrie schlecht steht oder daß das deutsche Bier nicht zu trinken ist oder daß die deutsche Armee keine Disziplin hat, so ist Das sehr harmlos und gleichgiltig, denn das Publikum weiß es besser. Wenn dagegen im Januarheft des vielgelesenen Cosmopolitan der frühere Generalkonsul in Berlin, Charles de Kay, unter dem Titel „Eindrücke aus Berlin“ erzählt,

daß „der Norddeutſche äußere Formen hat, die weniger als nichts bedeuten, weil ſie den falſchen Eindruck wirklicher Bildung machen, während darunter nur Pöbelhaftigkeit ſteckt“, oder daß „die berliner Bevölkerung auf den Straßen einen niedrigen, gemeinen Eindruck macht, gemein nicht nur in Kleidung und Ausdruck, ſondern in ihrer ganzen Natur, mit allen Zeichen einer Bevölkerung, die lange geknechtet wurde“, oder daß „ſelten Jemand auf der Straße den Hut zieht, wenn der Kaiſer vorbeireitet“; oder wenn in einem anderen Magazin neulich erzählt wurde, daß die Deutſchen mit Vorliebe dunkle Wollhemden tragen, die ſie nie waſchen, ſondern nur einmal wöchentlich ausklopfen; oder wenn in einem ernſthaften Journal geſagt wird, daß die deutſche Frauenbildung um mehr als ein Jahrhundert hinter Amerika zurückſteht und in den Ehen die deutſche Frau wie ein Dienſtbote behandelt wird; oder wenn ein amerikaniſcher Pariſſchwärmer verkündet, in ganz Berlin exiſtire kein Gemälde von künſtleriſchem Werth, — ja, in ſolchen Fällen liegt es anders. Solche „Eindrücke“ von Augenzeugen ſchaden wirklich, weil ihnen das Vorurtheil weit entgegenkommt. Daß der Deutſche knechtiſch und geknechtet, roh und unſauber und innerlich ideallos iſt: Das iſt eben Dogma der Maſſe; und bis ſolche Vorurtheile langſam verſchwunden ſind, iſt die Verbreitung nicht nur, ſondern auch die Duldung ſolcher Artikel ein ſchwerer Fehler. Es iſt mir ſeit Jahren ſo zur Gewohnheit geworden, hier im Lande mit Wort und Schrift den Verleumdern des Deutſchthumes rückſichtlos entgegenzutreten, daß ich es geradezu als Pflicht empfinde, zuweilen im deutſchen Vorurtheilsgebiet das Selbe zu thun. Und auch da wieder wird es keinen Menſchen ſtören, wenn ein Amerikareiſender nach Hauſe kommt und berichtet, daß die Verkehrsmittel in Amerika primitiv ſind, die Induſtrie ſchwächlich, die öffentliche Wohlthätigkeit mangelhaft und daß die Verbreitung von Zeitungen geringer iſt als in Deutſchland. Er würde keine Gläubigen finden. Wenn aber Jemand fabulirt, daß die Rechtspflege hier unſicher ſei, daß der Amerikaner kein Verſtändniß für Kunſt und Wiſſenſchaft habe oder daß der Privatmann von Dollarſucht und Heuchelei erfüllt ſei, dann wird es Zeit, ſolchem fahrläſſigen Mißbrauch der Unkenntniß entgegenzutreten, denn in ſolchen Richtungen bewegen ſich bekanntlich die Vorurtheile. Dabei muß dann allerdings auch noch immer zwiſchen Berichten und Beurtheilungen unterſchieden werden. Der Mann, der hier berichtet, daß ganz Berlin kein anſtändiges Bild beſitzt, drängt dem Leſer nur ein ungerechtes Urtheil auf; wenn er aber erzählt hätte, daß in der Nationalgalerie nur Oelfarbendruckbilder und Photographien hängen, ſo würde Das doch ſchon wieder in eine andere Kategorie gehören. Gerade von dieſer Art aber iſt Forels Reiſebericht; der deutſche Forſcher glaubt, Oelfarbendrucke geſehen zu haben, wo die Sachkenner Oelbilder finden.

Ich beſchränke mich in meinen Betrachtungen heute auf Das, was

Forel über die amerikanischen Hochschulen sagt, und ich benutze gern die Gelegenheit, hier und da über die unmittelbare Aufgabe der Berichtigung hinauszugehen, weil ich weiß, daß gerade auf diesem Gebiet die Unkenntniß der Verhältnisse verblüffend ist. Ich gehe daher hier gar nicht auf die kulturhistorisch interessante Frage ein, ob wir überhaupt ein Recht haben, das intellektuelle Leben der beiden Nationen dadurch zu vergleichen, daß wir die Universitäten allein in Betracht ziehen. Der Amerikaner könnte behaupten: selbst wenn seine Universitäten irgendwie hinter den deutschen zurückständen, so besitze sein Volksleben dafür andere Faktoren geistiger Kultur, die in Deutschland viel schwächer entwickelt sind, und die Gesammtleistung sei deshalb doch gleichwerthig. Er würde darauf hinweisen, daß die höhere Bildung der amerikanischen Frau mehr zur Hebung des geistigen Niveaus beiträgt, als es irgend eine Verbesserung der Männeruniversitäten vermöchte, und daß die amerikanische Bibliothek als Erziehungmittel sich zur deutschen Bibliothek wie ein Schnellzug zur Postkutsche verhält. Mit amerikanischem Bibliothekwesen und amerikanischen Mädchencolleges würde die Nation also vielleicht den Bildungvergleich auch dann aushalten können, wenn die Universitäten wirklich so wären, wie Forel sie sieht.

Er leitet seine Betrachtungen mit den folgenden Sätzen ein: „Bekanntlich sind die amerikanischen Hochschulen privater Natur und den Dotationen reicher Bürger zu danken. Daher sind sie auch höchst ungleichwerthig. Manche waren sogar früher auf Schwindel hin gegründet... Diese Institute sind echt amerikanisch und illustriren so recht den amerikanischen Geist. Ihr Zweck ist vornehmlich ein praktischer. Der Amerikaner will rasch Thatsachen und Erfolge sehen. Für Theorie und reine Wissenschaft fehlt ihm noch der Sinn so ziemlich durchgehend... Er hat noch keine Zeit gehabt, einzusehen, daß die Wissenschaft eine Schöne ist, die für sich selbst geliebt und gepflegt sein will, und daß ihre Unterordnung unter materielle praktische Ziele eine Herabwürdigung, ja, eine Prostitution bedeutet. Das begreift ein heutiges Yankeegehirn noch nicht oder nur ausnahmweise." Da muß ich zunächst einmal fragen, was Forel eigentlich unter amerikanischen Hochschulen versteht. Wer die Verhältnisse eines Landes kennt, kann sich ja nur schwer vorher zurechtkonstruiren, wie weit das Mißverständniß eines Fremden gehen mag. So las ich gerade heute in einer der besten amerikanischen Zeitungen ein Feuilleton über deutsches Studentenleben, aus Jena datirt, von einem jungen Mann, der offenbar schon lange deutsche Universitäten besucht und der nun berichtet, daß der deutsche Student am Ende seiner Universitätstudien das Staatsexamen macht, um nur ein Jahr, statt zweier, in der Armee dienen zu müssen. Ich muß also die verschiedensten Möglichkeiten in Erwägung ziehen. So ist es denkbar, daß Forel sich das Wort high school mit Hochschule übersetzte,

und in diesem Fall hätte seine Charakterisirung manches Richtige. In der That wird auf den high schools keine höhere wissenschaftliche Forschung betrieben. High schools nennt der Amerikaner im Gegensatz zur grammar school diejenige Schule, die sich im öffentlichen Volksschulsystem an die Elementarschule anschließt; sie hat einen vierjährigen Kursus und umfaßt hier im Osten des Landes etwa das Gebiet, das der Quarta, Tertia und Untersekunda eines deutschen Gymnasiums entspricht; andere high schools entsprechen etwa der deutschen Bürgerschule und in den weniger entwickelten Theilen des Landes ist das Niveau Dessen, der die high school durchgemacht hat, sicher nicht höher als das eines deutschen Tertianers. Ich vermuthe aber, daß der Irrthum, in den Forel verfiel, doch ein anderer, prinzipiell freilich ähnlicher, war. Er wird wahrscheinlich nicht high school mit Hochschule, wohl aber University mit Universität übersetzt und geglaubt haben, wenn ihm Jemand vielleicht Etwas über Ohio University berichtet, so beziehe sich Das auf die amerikanischen Universitäten. Die Sache liegt aber anders. University kann nach amerikanischem Sprachgebrauch jedes Unterrichtsinstitut genannt werden, das über dem Niveau der high school steht. Da, wie gesagt, die high schools etwa einer deutschen Tertia und Untersekunda entsprechen, so würde ein Institut, das die Schüler, die aus der high school kommen, für drei oder vier Jahre aufnimmt, um ihnen etwa Primanerbildung zu geben, sich getrost University nennen dürfen, während die höchsten Institute, die den besten deutschen Universitäten vollkommen gleichwerthig sind, ebenfalls zur University-Kategorie gehören. Viele Institute der ersten Art nennen sich Colleges; auf der anderen Seite macht sich eine gewisse Tendenz bemerkbar, den Namen University mit Vorliebe auf die Institute anzuwenden, die außer dem College auch noch die vier höheren Fakultäten umfassen. Aber so lange eine große Zahl der winzigsten und unbedeutendsten Colleges sich University nennen, ist die Differenzirung der Bezeichnung aussichtlos. Wer nur für ein paar Ferienwochen sich das Land ansieht und seine Informationen auf den Bädeker beschränkt, mag dadurch ja zunächst recht konfus werden und er mag sich wohl nach der bequemen Einheitlichkeit der deutschen Eintheilung in Realschule, Gymnasium und Universität zurücksehnen; aber wenigstens sollte ihn die Thatsache, daß Deutschland nur zwanzig Universitäten hat, während in Amerika etwa fünfhundert Institute das Anrecht auf die University-Kategorie haben, von vorn herein darüber aufklären, daß es sich nicht um vergleichbare Dinge handelt. Der Reisende sollte außerdem aber Zweierlei bedenken. Erstens, daß eine Bezeichnung nicht als Wegweiser für Ausländer berechnet und daher unbedenklich ist, sofern nur Niemand im Lande selbst über den Sinn der Bezeichnung unklar ist. Ein Fremder mag ja verwirrt werden, wenn er sieht, wie ganz verschiedenartige Dinge sich in Deutschland

als Akademie bezeichnen; die berliner Akademie der Wissenschaften fühlt sich aber wohl kaum durch die Existenz der Singakademie oder Schneiderakademie herabgesetzt. Hier in Boston, der geistig führenden Stadt des Landes, wirkt die Harvard-Universität, die älteste, größte und bedeutendste Hochschule der Vereinigten Staaten; und doch hat es noch keinen Menschen gestört, daß in der selben Stadt ein kleines Institutchen für Knaben und Mädchen existirt, das sich Boston University nennt. Der Fremde sollte aber zweitens bedenken, daß solche Benennungsgebräuche meist tiefere Ursachen haben und daher nicht einfach beseitigt werden können. Da alle Unterrichtsangelegenheiten Sache der sechsundvierzig Staaten und nicht der Vereinigten Staaten sind und da diese Staaten Kulturunterschiede aufweisen, die größer als die zwischen Preußen und Korsika sind, so wäre es widersinnig, einen einheitlichen Maßstab anzulegen; eine schablonenhafte Gleichförmigkeit ließe sich innerhalb eines einzelnen Staates durchführen, nicht aber, wenn sechsundvierzig Legislaturen mitsprechen, deren Kulturniveau so sehr verschieden hoch liegt. Es hat sich daher als der einzige unter diesen Umständen geeignete Ausweg erwiesen, auf äußere Gleichförmigkeit vollkommen zu verzichten und die Unterrichtsinstitute individuell zu behandeln; jedes Institut hat seinen Namen; und nur dieser Name, nicht aber der Zusatz University, entscheidet, mit welcher Klasse von Lehranstalt man es zu thun hat. Kein Amerikaner würde davon sprechen, daß er vier Jahre auf der Universität war; denn, wenn er nicht zufügt, auf welcher Universität, weiß Niemand, ob er die Bildung eines Primaners oder die eines philosophischen Doktors erworben hat. So wird es möglich, daß jene fünfhundert Institute eine ganz langsam abgleitende Skala darstellen, bei der vielleicht nicht zwei Institute auf genau gleicher Stufe stehen; nur dadurch kann sich das höhere Unterrichtswesen stetig und segensreich dem Bildungniveau jeglichen Landestheiles anpassen und stetig mit dem Lande wachsen. So ist es auch mit den höchsten Instituten gegangen, die vor fünfundzwanzig Jahren unendlich weit hinter deutschen Universitäten zurückstanden und durch das System der gleitenden Skala im Stande waren, ihre heutige Höhe ohne jeden plötzlichen Sprung, nur durch stetiges Heben der Aufnahmebedingungen, der Dozenten und Lehrmittel zu erreichen. Selbst die zwölf höchsten Institute, die wir im deutschen Sinn des Wortes Universitäten nennen können und die sich kürzlich unter dem Vorsitz von Eliot, dem genialen Präsidenten der Harvard-Universität, zu einem Universitätenverband vereinigt haben, um gewisse administrative Fragen einheitlich zu behandeln, selbst sie repräsentiren sehr ungleiche Stufen in dieser Skala, und zwar nicht nur in dem Sinne, in dem die Universitäten von Berlin und Leipzig über denen von Greifswald und Rostock stehen, sondern in dem Sinn, daß die Aufnahmebedingungen ungleich und nicht bei allen Universitäten alle Fakultäten

vertreten sind. Dabei zeigt sich — und Das weist auf den historischen Zusammenhang mit dem alten College hin — die entschiedene Tendenz, Das, was wir in Deutschland die philosophische Fakultät nennen, als die eigentliche Substanz der Universität zu betrachten. Ein Institut wie Princeton, das nur philosophische und theologische Fakultäten außer dem vorbereitenden College besitzt, wird rückhaltlos als Universität im höheren Sinne anerkannt, während eine Kombination von medizinischer, juristischer und theologischer Fakultät niemals eine Universität in diesem Sinn darstellen würde. Jene zwölf leitenden Institute sind Harvard in Boston (oder Cambridge, einer Vorstadt Bostons, die sich zu Boston wie Charlottenburg zu Berlin verhält), Johns Hopkins in Baltimore, Yale in New-Haven, Columbia in New-York, Cornell in Ithaka, University of Chicago in Chicago, Leland Stanford in San Francisco, University of California in Berkeley, Princeton in Princeton, University of Michigan in Ann Arbor, University of Wisconsin in Madison und University of Pensylvania. „Clark-University“ in Worcester, wo Forel seinen Vortrag hielt, ist durchaus keine Universität, sondern ein Seminar für Psychologie und verwandte Gebiete mit fünf Docenten und zwanzig Studenten, während z. B. Harvard 448 Dozenten und 4091 Studenten hat. Das schließt nun aber nicht aus, daß, wie einige dieser führenden Institute in einigen Richtungen sehr unentwickelt sind, nun wieder andere, im Ganzen niedrigere Anstalten auf einigen Gebieten sehr Vortreffliches leisten und hervorragende Lehrkräfte haben. Unordnung kann aus Alledem nicht erwachsen; denn erstens können diese Institute wohl Titel verleihen, aber keine staatlichen Anstellungen sichern, so daß, wenn eine Stadt einen Lehrer anstellt oder ein Staat einen Arzt oder Rechtsanwalt zuläßt, es in erster Linie darauf ankommt, von welchem Institut er seine Titel hat; Jemand, der in Nebraska zugelassen wird, kann deshalb noch nicht in Massachussets ankommen. Zweitens ist der Austausch zwischen den einzelnen Anstalten systematisch geregelt. Kommt Jemand, der vier Jahre lang ein College durchgemacht oder eine der auf Collegeniveau stehenden Universitäten absolvirt und als Ergebniß der vierjährigen Arbeit den Titel Bachelor erhalten hat, nun hierher nach Harvard, um sich für den philosophischen Doktor vorzubereiten, so würde Alles davon abhängen, von welchem Institut er kommt. Bringt er den Bachelor zum Beispiel von Columbia-College, so braucht er noch drei Jahre in der Graduate School (Philosophischen Fakultät), ehe er zum Doktor zugelassen wird; hätte er dagegen Amherst-College absolvirt, so würde er noch vier Jahre nöthig haben; und hätte er seine Studien vier Jahre lang auf der kleinen Ohio-University oder hundert anderen ähnlichen Universitäten absolvirt, so würde er trotz dem Bachelortitel noch fünf Jahre in Harvard brauchen, ehe er zum Doktor zugelassen wird, zwei Jahr im Harvard-College und drei

Jahre in der Graduate School.“ | Bequemer ist es in diesem Fall freilich, dann einfach eine deutsche Universität zu beziehen, wo man aus Unkenntniß über die wahre Sachlage den Studenten, der eine amerikanische University durchgemacht hat, nach zwei Jahren, manchmal auch nach einem Jahr, zum Doktorexamen zuläßt und ihm so den Titel wenigstens zwei Jahre früher giebt, als er ihn vielleicht in Harvard erlangen könnte. Das Resultat ist, daß die Deutschen über die schlechten amerikanischen Universitäten, statt über ihre Unkenntniß der Verhältnisse, spotten und daß hier im Lande der deutsche Doktor immer mehr im Ansehen herabsinkt.

Wer sich diese dem schnellen und stetigen Fortschritt des ganzen Landes aufs Beste angepaßten Verhältnisse erst einmal klar gemacht hat, wird besser verstehen, welche Tragweite Forels Betrachtungen zukommt. Wenn er sagt, daß manche von den amerikanischen Hochschulen auf Schwindel hin gegründet wurden und geschlossen werden mußten, während andere aus Blutarmuth starben, so hätte er eben hinzufügen müssen, daß sich Das natürlich nicht auf Universitäten beziehen kann, sondern auf Schulen. Daß hier und da, im Westen besonders, zu viele kleine Privatschulen gegründet wurden, die dann vielleicht wegen Mangels an Schülern eingingen, mag schon sein. Das hat aber doch wahrlich nichts mit dem Universitätwesen des Landes zu thun. Daß solche Schulen auf Schwindel basirt wurden, habe ich übrigens nie gehört; es hätte da nur noch der Hinweis auf die käuflichen „Dr. Philadelphiae-Diplome“ gefehlt, die auf deutsche Eitelkeit spekulirende Betrügerei eines mit keiner Universität verbundenen Privatgauners, der dafür ins Zuchthaus kam. Daß unter den fünfhundert Colleges die schwächsten eingehen und zusammenfließen, ist für die Hebung des Unterrichtswesens nur wünschenswerth. Ich will nun in den folgenden Betrachtungen von diesen vielen hundert Mittelschulen, die kein denkender Amerikaner mit deutschen Universitäten vergleichen wird, gänzlich absehen und nur von den Instituten sprechen, die den Anspruch erheben, Universitäten im deutschen Sinne des Wortes zu sein.

Forel sagt, daß sie, echt amerikanisch, nur den praktischen Zielen zustreben. Da wäre zu fragen, ob sich Das auf die Studenten oder auf die Dozenten bezieht. Was nun zunächst die Studenten betrifft, so hätte ich nur gewünscht, daß Forel ein paar Wochen später gekommen wäre, als die Ferien vorüber waren. Er hätte dann sicher den kleinen Abstecher von Worcester nach Boston nicht gescheut und ich hätte mich mit Vergnügen für die Liebenswürdigkeit revanchirt, mit der mich Forel vor ein paar Jahren in seinem züricher Institut herumführte und in seinen Hörsaal mitnahm. Ich hätte ihn in mein Psychologiekolleg mitgenommen, das ich dreimal wöchentlich halte, und er hätte da dreihundertundfünfzig junge Leute im Alter von neunzehn bis vierundzwanzig Jahren angetroffen und sich doch vielleicht gefragt,

welches praktische Interesse so viele Studenten veranlassen kann, sich einem so rein theoretischen Fragenkreis, wie es die Psychologie ist, zuzuwenden. Ich hätte ihn ferner in mein Kolleg für Vorgeschrittene mitgenommen und er würde gesehen haben, daß, während in Deutschland das Psychologiestudium im Vorlesungsaal überall auf ein elementares Kolleg beschränkt ist, sich hier noch achtzig Studenten finden, die nach Erledigung jenes großen Kollegs noch weiter in die Psychologie eindringen. Und dann wäre er vielleicht in mein Seminar gekommen, wo über zwanzig der älteren Studenten sich mit selbständigen Untersuchungen über die philosophischen Probleme der Psychologie befassen, oder in das psychologische Laboratorium, wo achtzehn Herren mit selbständigen psychologischen Experimentalarbeiten beschäftigt sind. Und gerade so oder ähnlich sieht es in den meisten anderen Fächern aus. Die Statistik zeigt, daß der Kollegienbesuch in den praktischen Naturwissenschaften hier in Harvard weit hinter den humanistischen Disziplinen zurücksteht. Von einer stärkeren Betonung des praktischen Elementes innerhalb der einzelnen Disziplinen ist nirgends die Rede. Der beste Maßstab ist vielleicht das Maß theoretischer Kenntnisse, die zum Doktorexamen verlangt werden. Es unterliegt bei mir keinem Zweifel, daß der Doktor hier in Harvard höher steht als an irgend einer deutschen Universität; er entspricht einem Mittelding zwischen deutschem Doktor- und Habilitationexamen, ersetzt zum Theil auch das deutsche Staatsexamen. Ich muß mit Beschämung gestehen, daß ich meinen philosophischen Doktor in Leipzig summa cum laude mit einem Maß von Fachkenntnissen machte, auf die hin wir hier in Harvard keinen Studenten durchkommen lassen würden. Zufällig bin ich gerade jetzt Vorsitzender einer Kommission, die sich mit der Reform der hiesigen Doktoratsvorschriften zu befassen hat; ich habe daher die beste Gelegenheit, vergleichende Studien anzustellen, und höre dabei fortwährend von den Kollegen den Wunsch, nur ja nichts zu thun, was den Harvard-Doktor auf das Niveau des deutschen Doktors herabdrücken könnte.

Ich vermuthe aber, daß Forel mehr an die Dozenten als an die Studenten dachte, als er davon sprach, daß rein theoretischer Wissenschaftbetrieb noch in kein Yankeegehirn hineingehe. Nun sind diese Dinge ja sehr schwer zu bemessen und nur vollste Sachkenntniß giebt dem Urtheil irgend welchen Werth. Wie ich mit Vorliebe hier auf Harvard exemplifizire, weil ich da eben die Verhältnisse am Besten kenne, obgleich ich mehr als fünfzig universities im Lande besucht habe, so gehe ich vielleicht auch am Besten von meinem Spezialfach, der Psychologie und Philosophie, aus. Daß bei historischem Rückblick Deutschland in diesen Fächern alle übrigen Länder überragt, ist ja selbstverständlich; aber es fragt sich ja nicht, was Kant und Hegel geleistet haben, sondern, was heute geleistet wird; und da scheint es mir un-

zweifelhaft, daß ein unparteiischer Berichterstatter die Leistungen der amerikanischen Gelehrten sehr wohl mit den deutschen vergleichen kann. Dem deutschen Publikum sind die Namen von Wundt und Paulsen, Windelband und Eucken, Stumpf und Lipps sicher geläufiger als die Namen von James und Royce in Harvard, von Ladd in Yale, von Baldwin in Princeton, von Stanley Hall in Clark, von Dewey in Chicago, von Cattell in Columbia und so weiter; das amerikanische Publikum kennt natürlich die hiesigen Namen besser. Das also ist kein Beweis. Daß aber die fachmännischen Leistungen der hiesigen Kollegen so wesentlich unbedeutender seien, kann ich nicht zugeben. Daß kein Helmholtz unter ihnen ist, weiß ich; die Helmholtze sind jetzt aber auch in Deutschland wohl recht rar. Die psychologischen Laboratorien sind hier weitaus fleißiger als die deutschen und im Durchschnitt unvergleichlich besser entwickelt; die drei Fachzeitschriften, die Psychological Review, Philosophical Review und American Journal of Psychology, sind den entsprechenden deutschen Fachzeitschriften durchaus gleichwerthig. Royces neuestes Buch „Die Welt und das Individuum" scheint mir das beste philosophische Buch der letzten Jahre zu sein. Ich bin bei diesem Beispiel ins Detail gegangen, um nicht genöthigt zu sein, solche Frage, wie es gewöhnlich geschieht, nur mit Allgemeinheiten zu erledigen. Ich kann nicht beurtheilen, ob in anderen Disziplinen der fachmännische Vergleich eben so günstig ausfallen würde; die deutschen Fachmänner sind dabei nicht immer die besten Richter, selbst wenn sie sich bemühen, ganz unparteiisch zu sein; sie kennen einfach die amerikanische Literatur nicht. Es ist ganz lächerlich, in wie wenigen Exemplaren amerikanische Zeitschriften und Werke über den Ozean gehen; und immer wieder höre ich die Klage, daß deutsche Forscher Arbeiten veröffentlichen, die sie nicht gedruckt haben würden, wenn sie die einschlägigen Arbeiten der Amerikaner gekannt hätten. Das ist eine leicht erklärbare Nachwirkung früherer Zeiten, wo die wissenschaftliche Forschung hier wirklich noch in den Kinderschuhen steckte; jetzt ist es aber einfach unverzeihlich. Auch ohne Fachmann zu sein, weiß ich, daß auf einigen Gebieten die Forschung hier noch sehr spärlich gedeiht; in anderen Gebieten ist mir nicht nur von Amerikanern, sondern auch von deutschen Forschern gesagt worden, daß die amerikanischen Arbeiten zu den besten gehören und hier und da Deutschland zu überflügeln drohen. Am Wenigsten entwickelt scheint mir die rein theoretische Medizin und Chemie, also gerade diejenigen Gebiete, von denen die Praxis am Unmittelbarsten Früchte ernten kann. In der Medizin steht übrigens Harvard hinter Johns Hopkins in Baltimore zurück. Gerade die tüchtigsten medizinischen Forscher, wie zum Beispiel Weir Mitchell, sind überhaupt nicht Universitätleute. Dagegen sagte mir erst vor wenigen Tagen Sir Charles Tupper, der berühmte Führer der Konservativen in Kanada, daß die juristische Fakultät von Harvard jetzt allgemein

als die bedeutendste Juristenfakultät der Welt betrachtet werde. Wie weit die Sachkenntniß dabei über das englisch-amerikanische Sprachgebiet hinausgeht, vermag ich nicht zu beurtheilen.

Ich gehe zu einem anderen Vorwurf Forels über. Er sagt, daß die amerikanischen Hochschulen privater Natur sind; ihre Abhängigkeit von den Spenden und auch von den Launen ihrer Stifter sei „eine böse Seite des Systems." Das klingt ja sehr gruselig; und Mancher mag Mitleid mit den Professoren empfinden, die da von den Launen der Geheimen Kommerzienräthe Harvard und Yale abhängig sind, — offenbar zwei reichen bostoner oder new-yorker Bankiers, die sich so zum Vergnügen eine Privatuniversität halten und uns mit ihren Launen chikaniren. Thatsächlich aber starb der Herr Harvard im Jahre 1635 und in den zweihundertundsiebenzig Lebensjahren konnte sich seine Schöpfung aus einer Vorschule für Prediger zu einer der größten Universitäten mit über viertausend Studenten nur dadurch entwickeln, daß sie eine Regirungform besitzt, auf der ein solches „privates" Institut unendlich fester ruht als auf dem schwankenden Boden staatlicher Politik. Yale wurde 1701, Princeton 1747 gegründet. Harvard wird von zwei Körperschaften verwaltet. Die erste ist die „Korporation", zu der außer dem Präsidenten der Universität noch sechs auf Lebenszeit gewählte Männer gehören; dieser Board ergänzt sich selbst und wählbar ist Jeder, der vier Jahre auf der Harvard-Universität war. Zu diesem Board zu gehören, gilt als eine der höchsten Ehrenstellen im Lande. Der zweite Board besteht aus dreißig Männern, von denen jährlich je sechs auf fünf Jahre gewählt werden; Wähler sind sämmtliche frühere Studenten der Universität. Keine Verwaltungmaßregel oder Anstellung und Entlassung kann ohne das Zusammenwirken dieser beiden Behörden erfolgen, in denen so ziemlich die hervorragendsten Männer des Staates sitzen. Daß damit eine Sicherheit und Stetigkeit der Entwickelung garantirt wird, wie sie in einer Republik kein „staatliches" Institut haben kann, ist klar. Nun sind ja freilich mehrere der anderen führenden Universitäten in der That jungen Datums und ihre Entwickelung war, besonders in Chicago und Leland Stanford, von den Millionenschenkungen von Privatmännern abhängig; mir ist aber kein Fall bekannt, wo das Geld dem Geber irgend einen Einfluß auf das innere Leben der Universität, etwa auf Anstellungen und Aehnliches, gestattete; kein Universitätpräsident würde solche Einmischung erlauben. Ueberall sind Vertrauensbehörden die administrativen Leiter und überall würde die Einmischung der parteipolitischen Behörden als eine Schädigung empfunden werden.

Ich gehe nur noch auf einen Punkt der Abhandlung Forels ein: das Verhältniß der amerikanischen Wissenschaft zur deutschen. Forel sagt ganz richtig, daß der amerikanische Gelehrte meist deutsch spricht und daß die deutsche

Wissenschaft großen Einfluß auf das Geistesleben der Amerikaner ausgeübt hat. In der That ist, während die äußere Form der Universitäten zunächst aus England herüberkam und sich erst in den letzten fünfundzwanzig Jahren, seit der Importation des deutschen Doktortitels, an das deutsche Muster anlehnte, der Geist der Universitäten schon seit fünfzig Jahren durch Männer bestimmt worden, die in Deutschland studirt und Enthusiasmus für deutsche Wissenschaft herübergebracht haben. Langsam aber haben sich die Verhältnisse verschoben; und wenn Forel hinzufügt, daß der Amerikaner einen „unbegrenzten inneren Respekt vor dem deutschen Gelehrten" habe, so trifft Das leider heute nicht mehr zu. Der Amerikaner, der die amerikanische Wissenschaft schnell bergan steigen sieht, mag dadurch vielleicht fälschlich zu dem Glauben gebracht werden, daß die deutsche Wissenschaft ein Bischen bergab geht. Das mag ja nur eine optische Illusion sein, aber er steht unter ihrem Einfluß. Man glaubt, daß die deutsche Wissenschaft auf dem Wege sei, kleinlich zu werden, und daß es an großen Gesichtspunkten fehle. Vor Allem aber ist man mit den Universitätmethoden unzufrieden und die Zahl der Studenten, die nach ein paar Studienjahren tief enttäuscht aus Deutschland zurückkehren, wächst auffallend; überall hört man den Rath, die eigentlichen Studien im Lande zu absolviren. Solche geistige Umwandelungen erfolgen hier oft überraschend schnell. Vor fünf Jahren sagte ich in einer kleinen Studie, es sei auffallend, daß die Amerikaner fast nur englische und nicht amerikanische Romane lesen. Das hat sich seitdem vollkommen umgekehrt; in den letzten Jahren hat hier kein einziger englischer Roman eine Auflage von hunderttausend Exemplaren erlebt, dagegen haben vier oder fünf amerikanische Romane sich bis ins dritte Hunderttausend gehoben. In ähnlicher Weise verändert sich das Verhältniß zur deutschen Gelehrsamkeit; man schätzt sie auch heute noch hoch, aber der unbegrenzte innere Respekt, der Glaube an ihre Superiorität ist verloren gegangen. An den deutschen Universitäten schätzt man die Laboratorien und manche Seminarien haben einen guten Ruf; die Vorlesungen aber gelten als zu elementar und oberflächlich. Immer wieder habe ich jungen Leuten die Frage zu beantworten, welche Rathschläge ich ihnen für eine Studienzeit in Deutschland geben könne. In früheren Jahren habe ich ihnen oft gerathen, mehrere Semester hindurch ernsthafte Studien unter bestimmten Professoren an bestimmten Plätzen zu machen. Nachdem ich aber die Verhältnisse gründlicher kennen gelernt und die Resultate beobachtet habe, mußte ich meine Rathschläge prinzipiell verändern. Von einzelnen Fächern abgesehen, rathe ich den jungen Leuten jetzt stets, ihre eigentlichen Fachstudien an den führenden Universitäten Amerikas zu betreiben und erst nach der Hauptarbeit, wenn möglich auch erst nach dem Doktorexamen, für ein Jahr deutsche Universitäten zu besuchen, nicht, um zu arbeiten, son-

dern, um in der Atmosphäre deutscher Hochschulen und deutscher Kultur zu leben; ich empfehle ihnen daher meist für den Winter Berlin, Leipzig oder München, für den Sommer Bonn, Jena, Freiburg oder Heidelberg. Wer so, um Anregungen zu suchen, hinausgeht, kommt als Freund Deutschlands heim; wer zu Studien auszog, kommt meist mit einer Enttäuschung zurück, die sich bald in gehässige, die politische Stimmung verderbende Urtheile umsetzt.

Geradezu falsch aber ist es, wenn Forel den Eindruck erweckt, daß es Deutsche selbst sind, die hier die Wissenschaft neugestaltet und ausgebildet haben. Die Zahl der Deutschen an den amerikanischen Universitäten ist eine verschwindend kleine. Hier in Harvard sind Deutsche in der Abtheilung für deutsche Sprache und Literatur, vor Allen die beiden Ordentlichen Professoren Kuno Francke und von Jagemann und die Dozenten Poll und Schilling; unter den übrigen vierhundert Dozenten sind der Außerordentliche Professor für physiologische Chemie, Dr. Pfaff, und der Instruktor für Archäologie, Dr. von Mach, und ich als Professor für Psychologie die einzigen Deutschen. An anderen Universitäten ist es ähnlich. Das schließt nicht aus, daß wir eine ganze Anzahl hervorragender deutscher Gelehrten hier im Lande haben; ich denke an den Assyriologen Hilprecht in Pennsylvania, den Physiologen Löb und den Historiker von Holst in Chicago, den Bibelforscher Haupt in Johns Hopkins; aber daß die Deutschen auch nur irgendwie Farbe geben, trifft nicht zu. Das kommt nicht etwa von dem Mangel an deutschem Material; im Gegentheil: die Zahl der Deutschen, die gern an amerikanischen Universitäten Stellungen finden möchten, wächst stetig, aber ihre Chancen sind gering und der Umstand, daß sie Deutsche sind, steht ihnen zwar nicht prinzipiell im Wege, ist aber auch durchaus keine besondere Empfehlung, wie Manche, die es mit Forels Augen sehen, sich noch immer einbilden. Ich bekomme immer wieder von deutschen Universitätkollegen, die mit ihrem Wirkungskreis oder ihren Einnahmen unzufrieden sind, die Anfrage, ob sich ihnen nicht ein Bethätigungfeld an einer amerikanischen Universität öffnen würde. Ich kann nicht dringend genug vor einer Ueberschätzung solcher Aussichten warnen. So Mancher, der an Universitätwirksamkeit dachte, mußte mit einer Stellung an einer jener vorhin charakterisirten universities siebenten Ranges vorlieb nehmen, mit einer Stellung, die besonders im Westen unter dem Niveau einer deutschen Schullehrerstelle steht, und nicht Wenige sahen sich nach Jahren des Kampfes genöthigt, sich mit deutschem Sprachunterricht fortzuhelfen. Manchmal kommt es auch vor, daß einem tüchtigen Gelehrten, dem die deutsche Universitätkarriere zu langsam scheint, durch Freunde hier eine kleine Assistentenstelle angeboten wird und daß er zugreift, weil das Gehalt für deutsche Verhältnisse reichlich ist; dann kommt er herüber, um womöglich sofort zu heirathen, und findet, daß er erstens keine absehbare Aussicht hat,

über die Assistentenstellung hinauszukommen, und daß zweitens seine Ausgaben hier wenigstens das Doppelte betragen. Nach einigen Jahren der Entbehrung giebt er den Kampf auf und kehrt verbittert heim, — mit den schärfsten Anklagen gegen die amerikanische Wissenschaft. Einige schlagen aus diesem Märtyrerthum auch Kapital; sie setzen die amerikanischen Universitäten, bei denen sie kein Weiterkommen fanden, systematisch herab, um sich an den deutschen Universitäten beliebt zu machen. Ich rathe keinem Deutschen, der auf dem sozialen Niveau eines deutschen Universitätprofessors bleiben will, über den Ozean zu fahren, wenn der Ruf an ihn nicht von einem der zwölf oder fünfzehn führenden Institute ausgeht und nicht mit einer festen Einnahme von vier- bis fünftausend Dollars verknüpft ist. Wer aber ohne Ruf herüberkommt, muß sich einfach wie ein deutscher Privatdozent in Reihe und Glied aufstellen und warten; und manchmal kann er lange warten.

Die deutschen Zeitungen haben berichtet, daß der deutsche Botschafter in Washington, Baron von Holleben, im letzten Jahr für einige Zeit nach Boston und nach Chicago ging, um die Universitäten dort zu besuchen. Er hatte das Gefühl: wenn er mit den besten Faktoren des Landes in Fühlung sein wolle, so müsse er den Kontakt mit den Hochschulen suchen. Deshalb kam er im vorigen Frühling nach Harvard, um den Osten des Landes zu grüßen, und war vor wenigen Wochen der Gast der Universität von Chicago, um den Westen zu ehren. In feierlichen Worten, die im ganzen Lande Widerklang fanden, wies er dort auf die innere Verwandtschaft des Geistes hin, der die deutschen und die leitenden amerikanischen Hochschulen erfüllt. In beiden Ländern, sagte er, werde der Schwerpunkt auf die wissenschaftliche Forschung gelegt; sie haben, im Gegensatz zu Frankreich und England, die besten Gelehrten als tägliche Lehrer der akademischen Jugend und das Wachsthum dieses gemeinsamen akademischen Geistes bietet die beste Sicherheit für die inneren Sympathien der beiden Nationen. Es ist ein historischer Glückszufall für Deutschland und die Vereinigten Staaten, daß sie in dem Baron von Holleben auf der einen, in Andrew White auf der anderen Seite zwei Botschafter haben, die mit sicherstem Takt das feinste Verständniß für die geistigen Werthe der beiden Völker verbinden. Aber um so mehr sollten diese beiden Völker sich hüten, voreingenommene Touristen, die den Verhältnissen innerlich fernstehen, auch nur irgendwie als inoffizielle Botschafter zu akkreditiren, selbst wenn sie, wie mein verehrter Kollege Forel, auf so vielen anderen Gebieten Vortreffliches geleistet haben.

Cambridge bei Boston, Harvard-University. Professor Hugo Münsterberg.

Ermete Novelli.

In einem Stück, das Novelli in Wien aufführte, „Gli ultimi giorni di Carlo Goldoni“, treten dem greisen, von der Noth gebeugten Dichter die italienischen Schauspieler von Paris in den Masken der Stegreifkomoedie entgegen und improvisiren ein Spiel, in dem die alten Typen des Pantalone, Fanfarone, der Colombina ihre freien künstlerischen Rechte gegen das studirte Drama mit virtuoser Zungengeläufigkeit verfechten, bis sie endlich Arlecchino mit dem Hinweis auf den anwesenden Genius zum Schweigen bringt, der all die Lustigkeit ihrer Gestalten aufgenommen habe, um sie zu veredeln und zu vertiefen zu künstlerisch vollen Schöpfungen. Dieser Weg vom Improvisator bis zum treuen Diener eines Dichters liegt in Novellis schauspielerischem Schaffen. Mit der Commedia dell'arte verbindet ihn die Freude an seiner Darstellung, die zwingende Kraft der Komik, die wirkt, als ob sie unmittelbarste Eingebung vor dem Zuschauer wäre, die scharfe Beobachtung des Details, die bis zur Schöpfung des Typus emporzusteigen weiß; die Feinheit und Diskretion der Ausführung wieder entlehnt ihre weichen Farben aus der traulich bürgerlichen Komoedie Goldonis. Diese beiden Faktoren bilden die Wurzel seiner künstlerischen Individualität: sie hat einen mächtigen Stamm getrieben und weitverzweigte Aeste senken sich herab, Aeste, die auch über die Gefilde des shakespearischen Dramas ihre Schatten senken. Nur ein deutscher Schauspieler hat einen ähnlichen Weg zurückgelegt: Friedrich Ludwig Schröder. Doch als dieser Künstler im Laufe vieler Jahrzehnte vom Truffaldino bis zum Lear emporgeklettert war, hatte er mit der großen tragischen Aufgabe auch den Komiker für immer abgethan, während Novelli neben die gewaltigsten Aufgaben der schauspielerischen Kunst die anmuthigsten Erzeugnisse seiner frohen Laune zu stellen liebt und mit ihnen immer wieder das volle Behagen mittheilt, das er selbst dabei empfindet.

Die Schauspielkunst als schöpferische Macht: nie ist mir der Begriff dieses Wortes so lebendig geworden wie in Novelli. Sie stellt sich nicht über den Dichter; aber sie hilft ihm nach, sie leiht den Umrissen seines Werkes Farbe, sie zieht charakteristische Linien des Ausdruckes schärfer nach, sie belebt und beseelt, aus dem Geiste der Aufgabe heraus, in der sie entwickelt, was in ihr oft tief verborgen ruhte. Stücke wie „Mia moglie non ha chic“ scheinen, wenn man sie liest, eines solchen Genies unwürdig; Novelli schafft erst die hinreißend wahre Gestalt eines beschränkten Provinzlers mit ihrem tyrannischen Eigendünkel und ihrer drolligen Verbohrtheit. Jede seiner Figuren erzählt uns in Ton und Bewegung ihre Geschichte; ihre kleinen Gewohnheiten und Unarten erhellen die Erziehung. Nicht der Mann, der gerade

fünfzig oder siebenzig Jahre alt geworden ist, als das Stück begann, beschäftigt uns; wir erfahren, unter welchen Umständen er so alt geworden ist, oft nur durch eine leise Bewegung der Hände, eine Andeutung in der Haltung. Jede der Rollen Novellis ist ein Individuum für sich: die beredten Hände umklammern mit weiter Spreizung den Goldtopf des plautinischen Geizigen, sie legen sich mit leisem Zittern auf das Haupt der Kinder Lebonnards, sie tanzen begehrlich, wenn der Jude von Venedig das Wort Geld ans Ohr schlagen hört, sie ballen sich in Ueberkraft bei dem terrorisirenden Petruchio. Eine Lieblingsbewegung Novellis ist das Ausholen zum Schlage, wenn er etwas Aergerliches vernimmt; aber mit eleganter, breiter Bewegung, rasch einhaltend, thut Dies der feine „gutherzige Murrkopf", schnell läßt der altersschwache Goldoni den Arm ermüdet sinken, energisch durchhaut der Bezähmer der bösen Katharina die Luft. Welche Unterschiede in dem chevaleresken Gange des italienischen Lustspieldichters, dem gewundenen Schleichen eines Shylock, dem Aufstapfen Petruchios, dem zögernden Zittern Michel Perrins! Und wie ein Sklave folgt die eigentlich etwas rauhe Stimme den Absichten ihres Gebieters: sie weiß zu donnern und hart zu befehlen, sie schmeichelt, das Ohr fast streichelnd, sie rührt und ergreift uns. Wenn Papa Lebonnard sich dem als Schwiegersohn auserkorenen Arzt nähert und ihm, Gesicht an Gesicht, mit leisen, aus dem Innersten abgerungenen Worten eindringend gesteht, was ihm seine Tochter bedeute, wenn er im letzten Akt, vor sich hinstarrend, mit unterdrücktem Schluchzen die Geschichte seiner Ehe erzählt, wenn Michel Perrin mit rührender kindlicher Naivetät den Verschwörern seine priesterliche Ermahnungrede hält, so geht jeder Ton zum Herzen des Zuschauers. Wer fragt danach, ob die Thränen echt sind, wenn sie so echt scheinen! Wie er als Goldoni, im edlen Wettstreit mit seiner Frau, die Augen zum Himmel richtet und um einen gemeinsamen Tod fleht: Das vergißt Niemand, der es einmal gehört hat. Und dann wieder: welch ein Causeur ist er in seinen Monologen, die nur Spaß machen wollen!

Jede Rolle ist mit einer unendlichen Fülle kleiner Nuancen geschmückt. Aber jeder dieser Züge ist aus dem innersten Wesen der Figur selbst abgeleitet, nie darauf gestopft, um Kunstfertigkeit zu erweisen. Novelli ist der Virtuose, wo er es sein muß: Delavignes elftem Ludwig ist nur vom technischen Standpunkte beizukommen. Da malt er den Tod mit den schrecklichsten, grellsten Farben; sein Goldoni wiederum schlummert sanft im Lehnstuhl ein, das Haupt sinkt herab, ein ganz leichtes Zucken des rechten Mundwinkels, ein sanftes Herabsinken des Armes genügt, den Schlaganfall anzudeuten. Daß der verschüchterte alte Michel Perrin, als er den Brief an den Minister schreibt, große Druckbuchstaben zu kalligraphiren scheint, natürlich dabei einen Klex macht, den er mit sorgfältigem Radiren zu beseitigen strebt,

ist schauspielerisch dem innersten Wesen der Gestalt eben so abgelauscht wie seine stumme Vorbereitung auf die Rede, die er an die Verschwörer zu richten denkt. Noch größer als die Ausdrucksfähigkeit des Wortes und der Bewegung ist die seines Gesichtes. Wenn er kein Wort spräche: er wäre Allen verständlich. Dabei sind seine Züge nicht etwa besonders schön; in der Jugend muß er sogar abschreckend häßlich gewesen sein. Die lange plumpe Nase, über die er, ein zweiter Cyrano, sich unfreiwillig lustig macht, disharmonirt merkwürdig mit den wulstigen Lippen. Aber Novelli ist einer der wenigen Italiener, die Werth auf Masken legen; und hergerichtet sieht der Kopf aus, wie es die Rolle will, sogar schön, besonders, wenn er mit Puderperrücke und Altersfalten im Gesicht erscheint. Auch aus dem nicht eben bedeutenden Auge, an dem nur das von weitester Entfernung sichtbare blendende Weiße auffällt, macht er gerade, was er eben braucht: Petruchio rollt es drollig drohend, Shylock läßt aus den Winkeln einen glühend scharfen Blick des Hasses hervorleuchten, Goldoni zwinkert vergnüglich, Michel Perrin schaut offen harmlos in diese sonderbare Welt, Euclio wirft in unruhigstem Mißtrauen von der Seite schnelle Blitze auf seine Unterredner. Das Kostüm entspricht ganz dem Geist der Rolle: sein Petruchio gleicht in seiner prahlerisch kecken Ausrüstung dem Capitano Spavento des altitalienischen Maskenstückes und die Federn am Hut bramarbasiren mit ihrem Nicken; Shylock trägt sich streng orientalisch; der gutherzige Murrkopf präsentirt sich vornehm im silbergestickten Frack; der in verschlissene Lumpen gehüllte Geizhals zieht aus einem langen Tuche, das sich ihm fortwährend löst, eine Reihe verblüffender Details.

Kein Künstler verfügt über ein so reiches, wechselndes Repertoire wie Novelli. In Wien hat er nur einen kleinen Theil davon vorgeführt und selbst damit die Schaulust des großen Publikums nicht zu erwecken vermocht. Stücke, die man hier nicht kennt, sucht man bei einem fremdsprachigen Künstler nicht auf; und so spielte Novelli seine köstlichen komischen Chargen vor einem erwählten Zuschauerkreis, dessen Jubel der kleinen Zahl zu spotten schien. Allgemeineres Interesse erregten nur die Shakespearedramen, von denen er „Die Zähmung der Widerspänstigen" und den „Kaufmann von Venedig" brachte. In beiden Werken hat er sich starke Eigenwilligkeiten gegen das Original erlaubt. Sein Petruchio stammt aus der Stegreifkomoedie: mit prahlerischem Kraftgefühl tritt er Katharina gegenüber; gerade die Freude an diesem Kampfe lockt ihn zur Ehe. Er brüllt jede Einrede nieder und schleppt sie mit brutaler Gewalt auf sein Schloß; dort bringt er sie durch ein eintönig geleiertes Liedchen zur Verzweiflung, läßt sie nicht essen, schleudert das ganze Bettzeug auf die Bühne. Bis hierher folgt Novelli ganz Shakespeare. Wir sind aber höchst begierig, wie er diese wilde Rodomontade noch in den Szenen mit dem Schneider zu steigern vermögen wird. Und da biegt Novelli ab. Die junge

Frau ist hungrig eingeschlafen, Petruchio beginnt, über sein Verfahren nachzudenken, und muß sich selbst ganz leise gestehen, daß auch er einer Zähmung bedürfe. In diesem Gefühl schützt er die Schlummernde sorglich mit einem Spitzenschleier vor Kälte, er setzt sich zu Tisch und blickt beim Schmause immer auf sein armes Weibchen. Sie erwacht und bekennt dem Zuschauer, daß ihr in Petruchio doch der erste wirkliche Mann begegnet sei; so braucht es keiner weiteren Probe: sie giebt, auch ohne daß er ihr eine große Szene wegen der Kleidung gemacht hat, ihm jede seiner Behauptungen zu; die Angehörigen Katharinas kommen in das Schloß des jungen Ehemannes hereingeschneit, nach der Tafel erprobt der Bändiger ihren Gehorsam und geht mit Worten, die Novelli mit hinreißender Sinnlichkeit spricht, ab. Der Schauspieler wird hier zum Dichter, der eine Psychologie zu geben sucht, wo seine englische Vorlage eine Farce, die so übermüthig genommen werden muß, wie sie gedacht ist, bot. Er hat nicht nur seine Rolle, sondern auch die Inszenirung des ganzen Stückes mit unendlicher Sorgfalt ausgeführt. Auf eine auch für die deutsche Bühne beachtenswerthe Feinheit will ich hinweisen: die Schlußrede Katharinas von den Pflichten der Frau wird gewöhnlich wie vom edelsten Geist verklärt gesprochen. Die italienische Darstellerin, die schöne und in französischen Stücken liebenswürdig graziöse Gattin Novellis, fällt mit dieser Tirade in den gereizten Ton, wie er der bösen Katharina eigen ist, bis sie Petruchio mit einem mahnenden „Pst!“ dämpft, während er eine entschuldigende Handbewegung zu den Gästen macht, wie um zu sagen, in so kurzer Zeit sei natürlich die frühere Heftigkeit nicht ganz zu tilgen gewesen.

Mehr in Shakespeares Geist ist Novellis Shylock. Er hat allerdings den Theil des Stückes, der von dem Juden handelt, fast selbständig aus dem Drama hervorgezogen und der Geschichte Bassanios nur einen Akt eingeräumt. So ist aus dem Lustspiel eine Tragoedie geworden. Auf dem Theater hat jede konsequente Auffassung ihre Berechtigung. In Novellis Shylock faßt uns der Jammer eines ganzen Volkes, wie es seine Unterdrückung in furchtbarer Weise zu rächen sucht, an. Novelli nimmt die Gestalt weder von ihrer grotesken Seite noch im Sinne wildesten Fanatismus, der blindlings in sein Rachewerk steigt. Sein Jude, mit den tieftraurigen, verfallenen Zügen, die Geschäftsgier blitzartig erhellt, ist eine große Elegie auf den Stamm, der sich seine Rechte selbst suchen muß, von seiner Größe träumt, die die rohe Alltagswelt verhöhnt. Seine Feigheit kennzeichnet schon die verbogene Haltung von Kopf und Körper; er schleicht wie ein geprügelter Hund den Christen an, um sich, wo er sich sicher fühlt, zur vollen Größe aufzurichten und in psalmodirenden gutturalen Tönen seine Weisheit mit dialektischer Kunst wohlgefällig zum Besten zu geben. Die berühmten Reden über Christen und Juden sind im Munde Novellis nicht plötzliche Eruptionen, sondern Resultate einer langen

Lebenserfahrung. In den Kontrakt lacht er Antonio förmlich hinein; ein guter Spaß, nichts weiter! Jessica, mit ihr seine Ducaten verschwinden; in einer nicht von Shakespeare gedichteten, aber aus seinem schauspielerischen Geist empfundenen Szene durchstürmt er das leere Haus, dessen offene Thür ihn schon in mißtrauisches Entsetzen gejagt hat; wir sehen ihn nicht, aber wir hören ihn durch das Zimmer toben, bei jeder neuen Entdeckung aufheulend, in erstickten Wuthinterjektionen röchelnd, kreischend, fauchend. Und diesem Manne bietet sich die Vergeltung auf der Basis des Gesetzes, das die Christen selbst gemacht haben. Zum Kühnsten, was die Schauspielkunst je erdachte, gehört, wie ihm bei der Nachricht vom Ruin Antonios nicht mehr das selige Lachen genügt, wie er unwillkürlich einen trippelnden Derwisch-Tanz mit seinen zuckenden Beinen ausführt. Ruhig geht er vor Gericht: er vertritt nur sein Recht, mit Würde und der Einfachheit des blinden Vertrauens. Er zögert sogar einen Augenblick, es geltend zu machen; doch er wird wieder durch höhnische Zurufe gereizt. Da bricht der Schiedspruch Porzias über ihn herein: zunächst versteht er ihn gar nicht recht, er möchte ihn für einen schlechten Witz halten; da häuft sich über sein Haupt Entziehung seiner Güter, Schenkung an Jessica, endlich die Taufe —: da stürzt er, wie vom Blitz getroffen, zusammen; als er sich wieder aufrichtet, versagen Hände, Füße, selbst die schlaff herabgesunkenen Züge den Dienst. Er schleppt sich hinaus, noch einen Blick des tiefsten Wehs wirft er zurück und über seine Lippen kommt ein gestammeltes Christiano! . . . So vertritt Novelli die Auffassung des Shylock, die in dem Wort: The poor man is wronged und in dem Urtheil Heines, der Jude sei eigentlich die anständigste Person in dem Stück, zum Ausdruck kommt. Man möchte mit Shakespeare von ihm sagen: more sinn'd against than sinning. Darf man ein Bedenken aussprechen, so trifft es den Abgang Shylocks im ersten Akte, wo ihm Antonio und Bassanio den Arm bieten, den er in kindlicher Eitelkeit geschmeichelt annimmt. Antonio würde den Juden doch nicht mit einem Finger berühren. Wie freut man sich, einem solchen Künstler wenigstens mit einem Bedenken kommen zu dürfen!

Schopenhauer hat vom Schauspieler verlangt, er solle ein „ganz komplettes Exemplar der Menschheit" sein. So wie Novelli hat noch Keiner diese Forderung erfüllt. Es hat gewiß einen eigenartig individuellen Reiz, wenn die Muse ihre Persönlichkeit giebt; aber sie giebt sie in jeder Rolle, formt jede nach ihrem Bilde. Zacconis Nerventechnik mag für den Augenblick fesseln; aber bei Novelli ist volle, strotzende Gesundheit.

Wien. Professor Dr. Alexander von Weilen.

Die Kronenrente.

Der Kaiser Franz Joseph ist ein guter Herr, ein treuer Vater seiner Länder. Der Ungläubige, den nicht einmal der Siegeszug durch das Brandenburger Thor davon überzeugt hat, eile zur Oesterreichischen Bankenkreditanstalt und lasse sich die Zeichnunglisten der neuen vierprozentigen ungarischen Kronenrente vorlegen. An der Spitze wird er in güldenem Rahmen eine Zeichnung der k. und k. Generaldirektion der allerhöchsten Privat- und Familienfonds im Betrage von einer Million Kronen prangen sehen; und an diese Hochherzigkeit des Kaisers, der weiß, was seinem theuren Ungarlande noththut, schließen sich mit nicht minderem Wohlwollen die anderen hohen und höchsten Herrschaften an, — just wie im Deutschen Reich die Beamtenschaar sich den Zeichnungen ihrer hohen Chefs für Denkmalfreuden und Flottenvereine aus innerster Ueberzeugung anschließt. Freilich wird der gute König von Ungarn in einen argen Widerstreit der Interessen gerathen; denn als Kaiser von Oesterreich hat er den Sparkassen und öffentlichen Körperschaften in berechtigter Sorge um ihr Wohl verboten, ungarische Werthe zu erwerben, und zwar nicht etwa, weil er diese Schätze der ungarischen Monarchie reservirt wissen wollte. „Wie der Herr, so 's Gescherr"; so haben denn auch die selben Banken, die eben noch den Acheron in Bewegung setzten, um für die 70 Millionen Kronen ungarischer Rente Abnehmer zu finden, die österreichischen Hypothekenbanken, ohne Rücksicht auf nationale Unterschiede — die Dalmatiner wie die Böhmen — sich zusammengethan, um die Ueberschwemmung ihres geliebten Oesterreich mit ungarischen Papieren zu verhüten. Sie fürchten, die ungarischen Staatstitel könnten von der österreichischen Rentensteuer befreit und also unter den selben Bedingungen bezogen werden wie die Papiere der österreichischen Hypothekeninstitute, und wollen deshalb dem fremden Zuzug rasch die Thür verrammeln. Erschreckt steht der Eisenbahnminister Dr. von Wittek vor der geschlossenen Pforte; er sehnt sich nach einem Ausgleich der beiden Reichshälften und will gern die Donau-Transportsteuer über Bord werfen lassen, will durch eisenbahntarifarische Zugeständnisse eine Verständigung zwischen der österreichischen und der ungarischen Monarchie anbahnen; die Mühlen und die Schifffahrtgesellschaften will er versöhnen und ihnen den Verkehr erleichtern, um doch endlich einmal Kulturzustände in Ungarn zu ermöglichen und das Land von seinem trostlosen Pracherthum zu erlösen. Vergebene Mühe. Die eingeborenen Bankleute, die so kurzsichtig sind, nicht zu erkennen, daß die Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse des einen Landes eine heilsame Rückwirkung auf sämmtliche Erwerbs- und Verkehrsinstitute des anderen, also auch auf die gemeinsame Wehrfähigkeit üben muß, sträuben sich gegen die ihnen angesonnene Konkurrenz. Sie protestiren dagegen, daß auch nur auf dem Effektenmarkt der Schlagbaum niedergerissen werde. Zum Glück versteht Herr von Koerber die Kunst, manchmal taub zu sein. Die Rentensteuer für ungarische Werthe wird hoffentlich aufgehoben werden und diese Papiere werden dann den deutschen Markt, der schon genug in Anspruch genommen ist, nicht mehr brauchen.

Das deutsche Publikum läßt sich dadurch blenden, daß die ungarischen

Rentenwerthe, die ihm angeboten werden, „mündelsicher und kautionfähig" sind, daß sie also als mündelsichere Anlage betrachtet und daß in ihnen die Sicherheitleistungen der Beamten hinterlegt werden dürfen; es vergißt aber, daß dieses Privilegium lediglich für Ungarn, nicht aber für irgend ein anderes Land, nicht einmal für Oesterreich, am Allerwenigsten für Deutschland, gilt. Unsere Hypothekenbanken, die nicht, wie die landschaftlichen Institute, bloße Schuldnerbanken, sondern, als Aktiengesellschaften mit ihrem baar vorhandenen Aktien- und Reservekapital, Gläubigerbanken sind, haben die Mündelsicherheit vom preußischen Staat nicht zu ersteiten vermocht; irgend eine ungarische Sparkasse aber darf mit diesem Aushängeschild paradiren und die Dummen in die Bude locken. Deutsche, die ein „goldsicheres" Papier zu Anlagezwecken erwerben wollen, beurtheilen die Bedeutung und den Werth einer Sparkasse lediglich aus ihrem preußischen Empfinden heraus und wissen nicht, daß in Ungarn, wo die meisten Privilegien feil sind, eine Sparkasse in ihrer Solidität und Geldgebahrung nicht höher als eine obskure deutsche Versicherungsgesellschaft steht, die mit den angesehenen Instituten gleicher Art fast nichts als den Geschäftszweck gemein hat. Wenn nicht die deutschen Sparer so leichtsinnig wären, ihr Geld den ungarischen Sparkassen, mögen sie mit den geringsten oder den höchsten Privilegien ausgestattet sein, anzuvertrauen, dann würden diese Kassen nicht wagen dürfen, immer wieder mit Millionen-Summen den deutschen Markt in Anspruch zu nehmen. Der Prospektzwang, dem die Ueberweisung solcher Papiere an deutsche Börsen unterworfen ist und der manchen Zweifler in den Schlaf lullt, bietet denn doch keinen Schutz gegen die Unsolidität einer Emission, selbst wenn die Zulassungstellen strenger, als es jetzt zu geschehen pflegt, verführen. Diese Stellen haben übergenug damit zu thun, vor der Einführung neuer Werthe deren Verhältnisse zu prüfen. Selbstverständlich wird aber nur selten ein Papier in einem Augenblick an die Börse gebracht, wo es dem Unternehmen, das die Unterlage für seinen Werth bildet, schlecht geht. Später aber, wenn sich Mängel oder Schwierigkeiten, die vielleicht vorher nur künstlich verhüllt waren, zeigen, läßt auch die peinlichste Zulassungstelle die Dinge ihren Gang gehen; natürlich kann sie sich stets mit der Ausrede salviren, daß sie ihre Pflicht erfüllt habe und daß es unmöglich sei, als getreuer Eckart den ganzen Lebensgang der Unternehmen, deren Papiere dem Börsenhandel zugeführt sind, zu überwachen.

Den Aktionären oder Obligationären sollte wenigstens die Möglichkeit geboten werden, sich regelmäßig über den Geschäftsgang und die finanzielle Lage der Gesellschaften, an denen sie ein Interesse haben, auf Grund der von den Verwaltungen selbst rechtsverbindlich abzugebenden Erklärungen zu unterrichten. Im Börsensekretariat müßte eine Auskunftstelle zu diesem Zweck eingerichtet werden. Wenn dann einmal Verstöße vorkommen, werden sie wenigstens verzeichnet werden müssen und sich in ihrer Bedeutung ermessen lassen. Der Staatskommissar der berliner Börse wollte einst eine solche Anregung geben; seine Vorschläge sind aber nicht über ein paar Bureaux hinausgelangt. Freilich müßte die Gesetzgebung in Anspruch genommen werden, um auf die Gesellschaften, deren Werthe an der Börse gehandelt werden, einen Zwang dahin ausüben zu können, daß sie eine offizielle Auskunftstelle beschicken. Aber es würde wohl auch genügen, daß die Börsenvorstände es jedem Unternehmen anheimstellen, ihnen von Zeit zu Zeit

Mittheilungen über sein Ergehen zufließen zu lassen. Wer sich dieser freiwilligen Auskunftertheilung entzieht, Der wäre dann von vorn herein gebrandmarkt. Um keine Zersplitterung herbeizuführen, würde es auch genügen, nur an einem deutschen Börsenplatz — daß es Berlin, wo die größte Kapitalkraft herrscht, sein müßte, läßt sich nicht verhindern — Einrichtungen zu schaffen, die eine Information über die Verhältnisse eines börsengängigen Papieres zuließen. Jedem — nicht etwa nur den Mitgliedern einer Korporation — müßte gestattet sein, in die sorgfältig geführten Listen Einsicht zu nehmen. Dann würde unser Markt schnell von fremdstaatlichen Papieren gereinigt werden.

Heute ist es leider den Sparern — die Spieler kommen hier nicht in Betracht, denn ihnen ist ein unsolides Papier eben so willkommen wie ein sicheres — kaum möglich, auch nur die Haushalt-Aufstellungen der Staaten, deren Anleihen in Deutschland eingeführt sind, regelmäßig zu prüfen. Die Lässigkeit in der Veröffentlichung unterrichtender Angaben wird durch die inländischen Börsenzulassungstellen sogar noch gefördert. So ist der Prospekt der neuen ungarischen Kronenrente, der über die Bedeutung dieser Anleihe keine genügende Aufklärung giebt, von den Zulassungstellen genehmigt worden. Nicht einmal eine Darstellung der ungarischen Finanzlage wurde verlangt. So erleuchtet ist nun aber unser Volk leider nicht, daß es Bescheid darüber wüßte, wie es mit den ungarischen Staatsfinanzen bestellt ist. Dort schädigen besonders die schlechten Ernten den wirthschaftlichen Gesundheitzustand; und daß die Banken dem Lande den Kredit entziehen, macht es Ungarn schwer, sich emporzuarbeiten. Auch von der nächsten Ernte soll nicht viel zu hoffen sein; die klugen Leute veröffentlichen aber die offiziellen Schätzungen des Saatenstandes erst, wenn die Zeichnungen auf die neue Anleihe eingegangen sind. Wie traurig es um Ungarn stehen muß, zeigt sich deutlich in dem Zeichnungskurse von $90^3/_4$ Prozent, aus dem selbst offiziöse ungarische Preßtrabanten den „Zwang der Situation" herauslesen. Die Anleihe bringt auf hundert Mark 4.40 Mark Zinsen; Das ist aber noch viel zu wenig für ein politisch und wirthschaftlich so tief darniederliegendes Land. Das haben wohl auch die ungarischen und österreichischen Regirungen selbst gemerkt. Sie konnten zwar nicht verhindern, daß sich das allerhöchste Herrscherhaus eines Pöstchens der neuen Nothstandsanleihe erbarmte, hielten sich selbst aber von Zeichnungen ängstlich zurück. Diese Reserve wird mit der Angabe beschönigt, die vom Staat verwalteten Fonds seien schon in ungarischen Werthen angelegt und es scheine nicht angemessen, diese Papiere gegen andere einzutauschen. Freilich: das letzte Geld ist nicht das beste; und die zuerst ausgegebenen Papiere werden sicherer eingelöst als die folgenden Serien. Nur dem Fonds zur Errichtung eines Denkmals für die arme Kaiserin Elisabeth hat auch die ungarische Regirung eine Million Kronen zugewandt und damit ihrer patriotischen Pflicht genügt.

Trotz allem Lärm wird die Rothschildgruppe mit dem Erfolg der Anleihe nicht sehr zufrieden sein. Wenn wieder die übliche Reklamenachricht von starken Ueberzeichnungen in die Welt hinaus telegraphirt wird, dann werden wenigstens die Leute, denen der volle Betrag der Subskriptionsumme zugetheilt wird — und Das ist diesmal die überwiegende Mehrheit — Bescheid wissen. Aber es ist nöthig, Denen, die jetzt noch „draußen geblieben" sind, Sand in die Augen zu streuen; denn schon werden die Vorbereitungen getroffen, um auch die weiteren

fünfzig Millionen Kronen, die noch nicht begeben sind, auf die Märkte zu bringen. Daß die Rente auch in Holland und Belgien aufgelegt ist, soll den Glauben schaffen, sie sei ein internationales Handelspapier; zu einem solchen Erfolg kann sie sich aber nicht aufschwingen, wenn nicht endlich mit der leidigen österreichisch-ungarischen Gewohnheit gebrochen wird, mit begeistertem „Eljen" jeden Popanz, mag er menschliche oder papierne Gestalt zeigen, zu begrüßen. Nur bei der Aufnahme von Geld für einheimische Zwecke pflegen diese Rufe zu verstummen; um so lauter werden sie Allen, die ungarische Anleihen erwerben sollen, entgegengebrüllt. Noch nie hat Ungarn im eigenen Lande seinen Bedarf an flüssigen Mitteln aufgebracht; in den jetzigen Siegesbulletins werden eben alle Konzertzeichnungen mitgezählt. Nicht anders liegt es in Oesterreich. Um so freigebiger werden dort Gründerrechte ausgetheilt. Leute, die keine einzige Aktie eines Unternehmens besitzen, deren Vater oder Großvater oder auch Vetter aber einst eine Gesellschaft ins Leben befördert hat, erhalten für ewige Zeiten das Recht, neue Aktien zu einem Vorzugspreis zu erwerben; natürlich belasten sich diese lachenden Erben gar nicht erst mit dem Papier selbst, sondern verkaufen das Bezugsrecht sofort weiter. Ein Bischen Entrüstungrummel, der darob inszenirt wird, macht sich ganz hübsch, darf aber nicht ernst genommen werden.

Die Aktionäre der Oesterreichischen Kreditanstalt wollten sich das privilegirte Parasitenthum nicht gefallen lassen und klagten gegen die Gesellschaft auf Beseitigung der Gründerrechte. Natürlich ohne Erfolg. Der oberste Gerichtshof hat klipp und klar bewiesen, daß die Beschlüsse der Generalversammlung, die den Gründern ihre ererbten Rechte ließen, formal gerecht und nicht statutenwidrig gefaßt seien, also auch nicht umgestoßen werden dürften. Ob ein Beschluß für die Gesellschaft vortheilhaft sei oder nicht, bleibt für die Frage der Anfechtbarkeit belanglos. Selbst eine nachweisbare Schädigung böte keinen Grund zur Aufhebung. Und wenn in der Einräumung von Gründerrechten eine Schenkung zum Nachtheil der Aktionäre erblickt wird, so läßt sich doch aus keinem Gesetz folgern, daß einer Erwerbsgesellschaft die Vornahme unentgeltlicher Zuwendungen unbedingt untersagt sei; nur dann kann eine solche Berechtigung bestritten werden, wenn der statutarisch festgelegte Zweck der Gesellschaft verletzt wird. Das nachzuweisen, würde ziemlich schwer halten. So müssen sich denn die geprellten Aktionäre bescheiden und zusehen, wie ihnen die Rosinen aus dem Kuchen genascht werden. Daß die Verwaltung der Oesterreichischen Kreditanstalt die Ehrenpflicht hätte, im Interesse der Leute, mit deren Mitteln sie wirthschaftet, die streitige Frage der Gründerrechte klarzustellen, scheint sie gar nicht zu empfinden. Diese Selbsthilfe ist aber nöthig, so lange Oesterreich nicht ein Aktiengesetz hat, das die auf einem trottoir roulant hin und her gleitenden zweifelhaften Vorrechte Einzelner entweder verbietet oder auf eine feste Grundlage stellt.

Ein lehrreiches Detail: trotz allem Siegesjubel über den großen Erfolg der Subskription war zwei Tage nach diesem Erfolg der Kurs der ungarischen Kronenrente unter den Emissionkurs gesunken.

Lynkeus.

Notizbuch.

Vor acht Jahren wurde auf einem Notizbuchblatt als geeigneter Kandidat für das wichtige Amt des Kolonialdirektors hier ein damals noch ziemlich unbekannter Offizier genannt, der früher einmal im Reichstag seine ostafrikanischen Eindrücke geschildert und sich bei dieser Gelegenheit den Spott Bambergers zugezogen hatte. Es war der Oberstlieutenant Liebert, damals unter Bronsart Generalstabschef des zehnten Armeecorps. Natürlich dachte man in einer Zeit, wo der glorreiche Caprivi das große Wort sprach: „Das Schlimmste, was uns passiren könnte, wäre, wenn uns Jemand ganz Afrika schenkte", in der Wilhelmstraße nicht an diesen Mann. Später erst, als in Ostafrika das Regime Schele enttäuscht hatte und Liebert von den Chinesen mit lockenden Anträgen umworben wurde, fiel es den Maßgebenden ein, mit ihm einen Versuch zu machen. Jetzt ist er seit Jahren Gouverneur von Deutsch-Ostafrika und hat dort, nach dem Urtheil Sachkundiger, sehr nützlich gewirkt. Und nun taucht in der Presse der Vorschlag auf, man möge den Generalmajor Liebert zum Kolonialdirektor machen. Denn gegen den jetzigen Direktor, Herrn Gerhart von Buchka, regt sich überall Unzufriedenheit und es scheint, daß er mit einem Fuß bereits im Grabe steht. Schon wird erzählt, der Kaiser habe den Posten dem Leiter des Norddeutschen Lloyd angeboten, aber eine ablehnende Antwort erhalten. Das klingt unglaublich; denn Herr von Buchka hat seine Entlassung noch nicht erbeten und es ist nicht Sitte, ein besetztes Amt auszubieten. Immerhin scheinen die Tage des bedrängten Herrn gezählt zu sein; und die Kunde von seinem Scheiden wird weder Staunen noch Trauer erwecken. Als er ernannt worden war, wurde hier gefragt, ob bei der Besetzung wichtiger Posten im neuesten Reich denn wirklich nach Figaros Hohnwort gehandelt werden müsse: Il fallait un calculateur, ce fut un danseur qui obtint la place. Nach allen üblen Erfahrungen der Kayserzeit hatte man gehofft, endlich werde ein erprobter Kenner der kolonialen Verhältnisse zum Direktor ernannt werden. Herr von Buchka kennt unsere Kolonien nicht, hatte früher auch nicht ein sichtbares Interesse für die deutsche Kolonialpolitik gezeigt. Er ist der Sohn eines bedeutenden Juristen, der Jahre lang im mecklenburgischen Justizdienst fast allmächtig war; daher der Adel und die ungewöhnlich schnelle Karriere des Sprossen, der schon als Fünfunddreißigjähriger Oberlandesgerichtsrath sein konnte. Gegen seinen Charakter und seine Intelligenz ist nichts zu sagen; er war eins der gescheitesten und gewandtesten Mitglieder der konservativen Reichstagsfraktion. Für das Kolonialamt soll ihn der mecklenburgische Regent, Herzog Johann Albrecht, empfohlen haben, der ja auch den unbeschreiblichen Herrn Kayser bewunderte. Nun, da der Herzog seit einer pariser Reise an Einfluß verloren hat, scheint es auch mit seines Schützlings Herrlichkeit zu Ende zu gehen. Herr von Buchka hat in dem neuen Amt gewiß redlich gearbeitet. Anfangs soll er, wie einer seiner Geheimräthe ausplauderte, Ost- und Westafrika mitunter verwechselt haben. Die Unterscheidung ist ihm schließlich gelungen. Aber geleistet hat er, nach dem übereinstimmenden Urtheil vieler Kolonialkenner, so gut wie nichts. Daß er, ohne die Verhältnisse und Folgen übersehen zu können, den Herren Scharlach und Genossen Konzessionen verlieh, bei deren spekulativer Ausnutzung von diesen Herren die ersten aus deutschem Kolonialbesitz stammenden Millionengewinne eingesäckelt wurden, wird er heute wohl selbst bereuen. Und daß er, mit seiner juristischen Vergangenheit, nicht der Mann war, unsere

Kolonialverwaltung vom Bureaukratenjoch zu erlösen, braucht nicht bewiesen zu werden. Es mag sein, daß er vielfach für Dinge verantwortlich gemacht wird, die er nur nicht hindern konnte, und daß insbesondere ein Herr Irmer, der früher auf den Marschall-Inseln beamtet war, jetzt im Bülowbau sehr unheilvoll wirkt. Der Kritiker aber muß sich an den Chef der Verwaltung halten, der, wenn er auf unüberwindbare Hindernisse stößt, die Pflicht hat, aus dem Amt und der Verantwortlichkeit zu scheiden. Sicher wäre es sehr gut, wenn unter den Bureaukraten des Kolonialamtes einmal gründlich aufgeräumt würde. Damit aber wären die berechtigten Wünsche noch lange nicht erfüllt. Ein ganz anderes Regime müßte eingeführt werden, wenn unsere Kolonien, namentlich die jetzt arg vernachlässigten afrikanischen, gedeihen und auf das Kapital Anziehung üben sollen. Man redet so viel von dem neuen deutschen Kolonialreich, ist so stolz auf Kiautschou, Samoa, Karolinen und Marianen. Dann möge man diesem „Weltreich" auch einen selbständigen Verwalter bestellen und ihm die Mittel zum Werk nicht allzu knauserig bemessen. Ob der Generalmajor Liebert heute noch Lust hat, Kolonialdirektor zu werden, ist zweifelhaft; der Aerger darüber, daß für die nöthigsten ostafrikanischen Bahnbauten von der Regirung und dem Reichstag kein Geld zu bekommen ist, mag ihm das Leben schon recht verleidet haben. Auch könnte man fragen, ob für den Posten gerade ein Mann geeignet wäre, der nur Ostafrika genau kennt und so, bei aller Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit, leicht verführt werden könnte, für diese Kolonie mehr als für alle anderen zu sorgen, und ob man nicht besser thue, Liebert da zu lassen, wo er sich als organisatorisches Talent bewährt hat. Aber an brauchbaren Kräften wird es nicht fehlen, wenn man sich entschließt, nicht auf Titel, Würden und Anciennetätverhältnisse, sondern nur auf die Fähigkeit des Kandidaten zu sehen. So, wie bisher gewirthschaftet wurde, geht es nicht weiter. Kolonien sind nicht mit der bureaukratischen Handwerkerei zu regiren und zu entwickeln, mit der irgend eine verhätschelte Excellenz in ihrem Ressort das arme Leben fristet. Auf diesem Gebiet könnte man von England lernen, das von den Maßgebenden jetzt ja so zärtlich geliebt wird. Und wenn Graf Bülow der Kolonialverwaltung eine moderne, den Ansprüchen der Pflanzer und Kaufleute genügende Organisation schüfe und die Leitung einem erfahrenen, von bureaukratischen Scheuklappen nicht am freien Ausblick gehinderten Kenner kolonialer Nothwendigkeiten und Bedürfnisse anvertraute, dann würde er endlich einmal ein Theilchen der großartigen Staatsmannskunst zeigen, die ihm von seinen geschäftigen Lobrednern täglich angedichtet wird.

* * *

Wie untauglich unser bureaukratischer Apparat auch in Preußen zu jeder kräftigen Politik geworden ist, lehrt ein Blick auf die Ostprovinzen. Seit Jahren wird von der „Hebung" dieser Stiefkinder des Staates, von einer „Kulturpolitik großen Stils" geredet, wieder geredet und abermals geredet. Herr von Miquel hat im Gespräch mit einem Redakteur diese Aufgabe die nach seiner Ansicht für Preußens Zukunft wichtigste genannt. Geschehen aber ist bisher nichts. Von Berlin aus wenigstens ist das Bemühen des Herrn von Goßler, den Wohlstand Westpreußens zu heben, nicht unterstützt worden. Der thätigste und intelligenteste Helfer des Oberpräsidenten, der danziger Generaldirektor Marx, hat in einer lehrreichen Rede neulich geschildert, wie die im Eisenbahnministerium waltende vis inertiae die Entwickelung Westpreußens hemmt. Der Finanzminister wünscht, in dieser rückständigen, national und wirthschaftlich gefährdeten Provinz eine decentralisirte Industrie entstehen zu sehen,

die auch in den kleinen Städten und auf dem Lande den Wohlstand mehren könnte. Die ersten Versuche zu einer Industrialisirung sind in Danzig gemacht worden. An eine Decentralisirung ist aber bei den jämmerlichen Bahnverbindungen nicht zu denken und Herr von Thielen verweigert die oft dringend erbetene Hilfe. Westpreußen wird vom Eisenbahnministerium schlechter behandelt als irgend eine andere Provinz. Das Hauptbahnnetz ist durchaus ungenügend, auf den Nebenbahnen bleibt, selbst auf Strecken, die wichtige Plätze mit der Hauptstadt verbinden, die Fahrtgeschwindigkeit der Züge um ein Drittel hinter der anderer gewöhnlicher Personenzüge zurück und die Umwandlung der Weichselstädtebahn in eine Vollbahn ist, so eifrig auch darum petitionirt wurde, nicht zu erreichen. Dazu wäre freilich die ungeheure Summe von $2^1/_2$ Millionen Mark nöthig; und die kann Herr von Thielen, trotz guten Rentabilitätaussichten, nicht erschwingen. Es ist ein Glück, daß dieser Bureaukrat, dessen einziges „Verdienst" in der Läuterung des Bahnhofsbuchhandels besteht, zum baldigen Rücktritt entschlossen scheint. Vielleicht wird Herr Budde als Minister den traurigen Zuständen ein Ende machen. Sichtbare Erfolge werden in den preußischen Ostprovinzen erst zu erzielen sein, wenn man sich entschließt, sie als Kolonien zu behandeln und sich zu dem Grundsatz zu bekennen, daß ungewöhnliche Verhältnisse auch ungewöhnliche Maßregeln fordern. So lange die Bureaukratie, über die Herr von Miquel täglich seufzt, ohne sie je ernsthaft zu bekämpfen, sich damit begnügt, Akten zu häufen, mit den Achseln zu zucken und jeder privaten Thatkraft Hindernisse in den Weg zu legen, wird allen Eifers Mühe vergebens sein.

* * *

Ich erhielt den folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Harden,

In Bezug auf den in der „Zukunft" abgedruckten Artikel des Herrn Klapper über das Fleischbeschau-Gesetz schreibt mir der Inhaber des National Provisioner, Herr Dr. Senner, aus New-York: „Ich empfing Ihr geehrtes Schreiben vom ersten Mai ... Es überrascht mich nicht, die unverständigen Dinge noch einmal zu finden, die wir in jedem deutschen agrarischen Blatt über das Buch von Alexander Winter lesen. Hier, in den Vereinigten Staaten, würde Niemand daran denken, sich auf dieses Buch zu beziehen, das sein Dasein überhaupt nur einem Mangel an Literatur über die Fleischindustrie verdankt. Obgleich ein solches Buch für diese Industrie außerordentlich nothwendig war, so konnte dieses Buch doch nur von sehr kurzer Lebensdauer sein und wäre jetzt schon gänzlich vergessen wenn nicht irgend ein agrarischer Miethling ein Interesse daran gehabt hätte, es wieder an das Tageslicht zu ziehen, um die bekannten Anmerkungen zum Rezept 13 in das Publikum zu bringen; das Rezept selbst, das sich vom übrigen Inhalt des Buches wesentlich unterscheidet, ist ganz undiskutirbar. Diese Anmerkungen, die der Autor, ein entlassener Angestellter eines amerikanischen Packinghauses, hinzuzufügen für richtig fand, liefern den Agrariern Stoff zur Agitation, weil sie von einem angeblich widerlichen und gesundheitwidrigen Verfahren in den Packinghäusern sprechen. Wenn überhaupt, bevor Winter sein Buch schrieb, solche Dinge vorgekommen sein sollten, so könnte Das nur vor 1893 geschehen sein, also vor Einführung all der Schutzmaßregeln, die in den letzten Jahren von den Behörden angeordnet worden sind. Ich bin aber in der Lage, positiv erklären zu können, daß selbst vor 1893 solche

widerliche Manipulationen nur in der lebhaften Einbildung des Autors bestanden haben, der mehr als eine Ursache hatte, sich an den Packinghäusern zu rächen. Die Schlachtungen in den Packinghäusern sind während der letzten Jahre sehr eingehend untersucht und kontrolirt worden, nicht allein von Amerikanern, sondern auch von deutschen offiziellen Persönlichkeiten und Fachleuten. Alle haben erklärt, daß die Art der Behandlung von Vieh und Fleisch in den amerikanischen Packinghäusern ganz vorzüglich und vollkommen sicher sei, auch vom sanitären Standpunkt aus betrachtet. Ueber den Einfall, den National Provisioner als Zeugen für Herrn Winters Anmerkungen zum Rezept 13 anzurufen, ist eigentlich kein Wort zu verlieren. Thatsache ist, daß nicht nur das Buch des Herrn Winter, sondern gerade auch diese Anmerkungen mit der größten Entschiedenheit vom National Provisioner zurückgewiesen worden sind. Ein Zweifel daran wäre thöricht, da doch der National Provisioner ein Blatt ist, das die Interessen der amerikanischen Fleischindustrie vertritt."

Wie ich persönlich weiß, stellen Sie Ihr Blatt in den Dienst beider Parteien und lassen beide zum Wort kommen. Deshalb möchte ich Sie bitten, diese Zeilen als eine Erwiderung auf den Artikel vom vierundzwanzigsten März veröffentlichen zu wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Hamburg. Gustav J. J. Witt.

* * *

Herr C. G. Naumann bittet um Aufnahme der folgenden Erklärung:

In dem Kampf um die Nietzsche-Ausgabe ist vom Herrn Dr. Rudolf Steiner mehrfach die Behauptung aufgestellt worden: die Firma C. G. Naumann habe Frau Dr. Förster-Nietzsche nach dem am vierundzwanzigsten April 1894 abgeschlossenen Verlagsvertrage hindern können, neben Herrn Dr. Fritz Koegel noch einen zweiten Herausgeber für die Werke Nietzsches anzunehmen; es sei nach dem damals bestehenden Kontrakt zwischen Nietzsches Rechtsnachfolgern und der Firma C. G. Naumann ausgeschlossen gewesen, daß Herr Dr. Steiner noch neben Herrn Dr. Koegel hätte Herausgeber werden können. Die Behauptung trifft nicht zu. Frau Dr. Förster-Nietzsche war vertragsmäßig nur an die Zustimmung der Firma C. G. Naumann gebunden, sobald sie einen Wechsel in der Person der Herausgeber vornehmen, wenn sie also Herrn Dr. Koegel kündigen wollte; dem Verlage gegenüber war sie aber durchaus berechtigt, noch einen zweiten Herausgeber anzunehmen; es waren in dem Vertrag sogar drei Herausgeber — neben Frau Dr. Förster-Nietzsche noch zwei — ausdrücklich vorgesehen. Doch auch die zuerst genannte vertragsmäßige Bestimmung hatte praktisch gar keinen Werth: denn in der am siebenzehnten Januar 1897 stattgehabten Konferenz wurde mit Herrn Dr. Koegel festgestellt, daß nach früheren Vereinbarungen zwischen Frau Dr. Förster-Nietzsche und Herrn Dr. Koegel ausdrücklich verabredet worden war, daß keiner von beiden Theilen irgendwie gebunden sei, das Verhältniß vielmehr stets gelöst werden könne. Hiernach konnte die Firma C. G. Naumann Frau Dr. Förster-Nietzsche nicht zwingen, Herrn Dr. Koegel Rechte zu gewährleisten, die dieser Herr sich nicht selbst ausbedungen hatte.

Ferner stellt Herr Dr. Steiner neuerdings in Abrede, vom Dr. Koegel im Dezember 1896 auf irgend eine Art eingeschüchtert oder bedroht gewesen zu sein.

Dem gegenüber bemerke ich, daß mir Herr Dr. Koegel am neunten Dezember 1896 in bestimmtester Weise sagte: er fühle sich, weil Herr Dr. Steiner ganz anders zu ihm gesprochen habe als zu Frau Dr. Förster-Nietzsche und weil hierdurch für ihn im Archiv die größten Mißhelligkeiten entstanden seien, in seiner Ehre gekränkt und müsse deshalb Herrn Dr. Steiner fordern. Als mir Herr Dr. Koegel Dies mittheilte, erklärte ich ihm: es sei ohne Zweifel meine Pflicht, sein Vorhaben zur Kenntniß der Frau Dr. Förster-Nietzsche zu bringen, und erbat hierzu seine Erlaubniß; diese wurde mir bereitwilligst gegeben. Da ich weder früher noch später mit den Verhandlungen im Nietzsche-Archiv während der Dezembertage irgend Etwas persönlich noch direkt zu thun hatte, auch durch Frau Dr. Förster-Nietzsche über die im Archiv entstandenen Bedenken erst am neunten Dezember 1896 Näheres erfuhr, kann ich natürlich nicht wissen, ob Herr Dr. Steiner über Herrn Dr. Koegels beabsichtigte Forderung Aufklärung erhielt; weil mir aber bekannt ist, daß Herr Dr. Koegel in jenen Tagen bei den zwischen ihm und Dr. Steiner bestehenden tiefgehenden Meinungverschiedenheiten seine Absicht, die Angelegenheit in einem Ehrenhandel zum Austrag zu bringen, keinem Menschen verschwieg, so ist es mir geradezu unbegreiflich, daß Herr Dr. Steiner von der ihm in Aussicht stehenden Forderung nichts gehört haben sollte.

Endlich erkläre ich gegenüber der vom Herrn Dr. Steiner gegebenen Darstellung, nach der Frau Dr. Förster-Nietzsche nur aus persönlichen Gründen gegen Herrn Dr. Koegel eine Aenderung in der Herausgabe der Nietzsche-Werke angestrebt habe: daß Frau Dr. Förster-Nietzsche mir gegenüber niemals die Entlassung des Herrn Dr. Koegel aus dem Nietzsche Archiv verlangte oder ankündigte; sie hat vielmehr vom Dezember 1896 an nur wiederholt gesagt und geschrieben, sie müsse eine Aenderung der bisherigen ausschließlichen Herausgeberthätigkeit des Herrn Dr. Koegel wünschen, weil sie einen zweiten Herausgeber, der eine wissenschaftliche Ergänzung und Kontrole der Herausgabe in philosophischer Hinsicht leisten sollte, für nöthig halte. Erst als sich Das durch die Erklärungen der Herren Dr. Koegel und Dr. Steiner als unmöglich herauszustellen schien, schrieb mir Frau Dr. Förster-Nietzsche im Dezember: sie sei nun genöthigt, die Herausgabe der Werke ihres Bruders einem Kollegium älterer Gelehrten zu übertragen, so daß sie selbst der ganzen Verantwortung enthoben sei. Dieser Entschluß ließ sich zum großen Bedauern der Frau Dr. Förster-Nietzsche nicht ausführen, doch hat sich ihr Wunsch, mehrere Gelehrte zu gleicher Zeit an der Herausgabe der Werke Nietzsches zu betheiligen, auf andere Weise erfüllt. Es sind jetzt im Nietzsche-Archiv vier Herren angestellt: für die Herausgabe Dr. Ernst Horneffer und Dr. August Horneffer; und für die Entzifferungen Herr Peter Gast und Herr Dr. Arthur Seidl. Vor der Drucklegung sollen die neu herauszugebenden Bände noch mit zwei Autoritäten, einem Philosophen und einem Philologen, sorgfältig durchberathen werden. Die vom Autor selbst herausgegebenen Schriften liegen bereits in mehrfach geprüften und richtig befundenen Ausgaben vor.

Ich bedaure, daß Frau Dr. Förster-Nietzsche bei ihrer rastlosen Sorge um eine vollkommene Ausgabe der Werke ihres Bruders mit so vielen Widerwärtigkeiten und Gegenströmungen zu kämpfen gehabt hat und noch hat, bedaure insbesondere, daß in diesem Kampf auch Briefe der Frau Dr. Förster-Nietzsche an die Verlagsfirma C. G. Naumann, die für die Oeffentlichkeit nicht bestimmt waren, vom Herrn Gustav Naumann, der ihren Inhalt als früherer Mitarbeiter der Firma

C. G. Naumann kennen gelernt hatte, ohne Wissen und Zustimmung der Verlagsfirma in kürzeren Auszügen zum Abdruck gebracht worden sind.

Leipzig. Constantin Georg Naumann,
Mitinhaber der Firma C. G. Naumann.

* * *

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

„So hätten wir sie denn, die Lex! Da ich weder Jurist noch ausübender Politiker bin, so kann ich nicht beurtheilen, welchen Werth die Aenderung der vier Paragraphen für die Richter hat; für die Gesellschaft hat sie gar keinen. Der Prostituirten, der Zuhälter und der Kuppler werden nicht weniger werden. Kunsthändler, Lithographen, Drucker, Redakteure und Schriftsteller werden vielleicht mehr Vexationen auszustehen haben als früher, vielleicht auch nicht; denn wie bisher schon Konfiskationen und Verurtheilungen vorgekommen sind, die nach Barbarei schmeckten, so kann umgekehrt ein Windumschlag zur Folge haben, daß solche Vorkommnisse trotz der Verschärfung und Erweiterung des Wortlautes seltener werden. Nicht Worte sinds, was mir Besorgniß eingeflößt und meinen Unwillen erregt hat, sondern die Strömung. Als junger Geistlicher dünkte ich mich mit meiner theologischen Weisheit hoch erhaben über Schiller. Später erfuhr ich aus der Weltgeschichte, daß die europäische Kulturwelt zweimal den Tiefpunkt wüstester Barbarei erreicht hat: im Byzanz der Konstantine und im Deutschland der Ketzer- und Hexenrichter. Beidemal waren die ausschließliche Herrschaft der Orthodoxie und die Abwendung von Natur und Schönheit die Ursache des tiefen Falles. Daraus mußte ich schließen, daß Natur und Aesthetik die unerläßlichen Grundlagen aller höheren und besonders der sittlichen Kultur seien. So war ich wieder bei Schillers ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechtes angelangt. ‚Der Mensch kann sich auf eine doppelte Weise entgegengesetzt sein: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber, verächtlicher als der Wilde, fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu sein. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund und ehrt ihre Freiheit, indem er blos ihre Willkür zügelt'. Der Schönheitsinn, die Freude am Schönen, das Bedürfniß des Schönen sänftigen und bändigen die wilden Naturtriebe, lehren in allen Lagen und Verhältnissen nach dem Gleichmaß streben, erfüllen mit Abscheu vor allem Häßlichen; und häßlich ist das Rohe, das Gemeine, das Gewaltsame, die Grausamkeit und alle ihre Wirkungen. So hat der Schönheitsinn allem Bösen schon vorgebeugt, ehe das Bewußtsein der Pflicht auftaucht, und hat den Boden bereitet, worin höchste und feinste Sittlichkeit Wurzel zu schlagen vermag. Und gerade der geschlechtlichen Sittlichkeit kommt die ästhetische Erziehung am Meisten zu Statten. Während den thierischen Sinn jedes Stück warmen Fleisches reizt, fühlt sich der ästhetisch gebildete Sinn von unschönen Gestalten abgestoßen und wird für ihn dadurch allein schon die Zahl der Versuchungen auf den zehnten Theil beschränkt. Und wo die Begierde erwacht, da liegt ihr, der veredelten und vergeistigten, die That nicht so unmittelbar nah wie der urwüchsig rohen. Und mag die That, wenn sie dann endlich doch begangen wird, Sünde sein: nie wird sie ein gewaltthätiges Verbrechen sein; das von Schmerz ver-

zerrte Antlitz eines widerstrebenden Opfers würde das heftigste Begehren sofort in Abscheu verwandeln. So gehört also die ästhetische Erziehung zu den unerläßlichen Grundlagen der geschlechtlichen Sittlichkeit; und für deren Ausbildung ist es unbedingt nothwendig, daß der junge Mensch die Schönheit des Meisterwerkes des Schöpfers würdigen lerne und mit Ehrfurcht davor erfüllt werde, so daß er jede Verletzung des herrlichen Gebildes als den ärgsten Frevel scheut. Ohne den öfteren Anblick des Menschenleibes in natura oder im Bilde ist Das offenbar nicht möglich, und da — wie die Aeußerungen mancher Centrumsblätter zeigen — die Strömung auf die gänzliche Beseitigung des Nackten aus der Kunst geht, so bedeutet diese Strömung eine Gefahr für die echte Kultur und für die wahre geschlechtliche Sittlichkeit. Nuditäten sollen ‚unkeusche Gedanken und Begierden' erregen! Du lieber Himmel! Als ob diese Gedanken und Begierden auf die Erfindung der Malerei, der Plastik, der Lithographie und Photographie gewartet hätten! Sie haben beim Menschen so wenig darauf gewartet wie bei den Hunden und Pferden. Sie entstehen physiologisch aus den Säften, und wenn ein damit Behafteter den Gegenstand seiner Begierde im Bilde zu sehen bekommt, so bedeutet Das eine harmlose Entladung, eine Scheinbefriedigung, die die Begierde mildert und unter Umständen einer bedenklichen That vorbeugt.

Da es ziemlich lange her ist, daß Reformation und Puritanerthum die katholische Hierarchie zum Bruch mit den Traditionen der italienischen Renaissance gezwungen haben, so weiß man nicht recht, wie es kommt, daß der Sittlichkeitrappel, eine Erbkrankheit der evangelischen Orthodoxen, plötzlich die Centrumspartei befallen hat. Es giebt immer und überall beschränkte Köpfe, die ihre Mitmenschen mit Gewalt und mit den ungeeignetsten Mitteln sittlich machen wollen und die an die Durchführbarkeit ihres Unternehmens aufrichtig glauben. Solche, meinte ich eine Zeit lang, könnten ja zufällig die Oberhand in der Partei gewonnen haben; und nachdem sich diese einmal in die Sache eingelassen habe, erachte sie den Rückzug für schimpflich; daher ihr Eifer und Grimm. Aber nachdem man erfahren hat, daß der eine der beiden führenden Juristen der Partei ein Intimus des Herrn Dasbach ist (die Ohrfeigen hat er ihm ja nicht wegen ‚nicht einwandfreier Machinationen', sondern wegen der Parteistänkereien angeboten), während der andere durch sein Gutachten einen wegen Sittlichkeitverbrechen verfolgten Geistlichen der Strafe zu entziehen gesucht hat, glaube ich nicht mehr an den lauteren Ursprung der Bewegung. Wie es scheint, hat man durch lärmenden Sittlichkeiteifer die Aufmerksamkeit des Publikums von der Thatsache abziehen wollen, daß sich in neuerer Zeit die gerichtsnotorisch werdenden Sittlichkeitverbrechen katholischer Geistlichen wieder häufen. In Centrumsblättern wurde darüber geklagt, daß die Skandalprozesse ‚zweier' bayerischen Geistlichen ausgebeutet worden seien, während die liberale Presse die Verurtheilung zweier Bankiers wegen Mißbrauchs von Kindern theils totgeschwiegen, theils nur kurz erwähnt habe. Das ist doch aber allgemeine Parteipraxis; die Katholiken treten ihre eignen interessanten Fälle auch nicht breit und unterschlagen sie, wo es irgend möglich ist. Dann aber sind in Bayern mehr als zwei Fälle vorgekommen; und in Oesterreich ereignen sie sich haufenweise. Auch liegt doch die Sache beim Bankier anders als beim katholischen Geistlichen. Dem Banklehrling sagt sein Lehrherr nicht, daß er die Keuschheit als seine Standestugend zu erstreben habe; dagegen wird dem Priesteramtskandidaten gesagt, daß er als ein Engel im Fleische wandeln müsse, und mit allen Mitteln geistlicher Rhetorik wird der Glaube in ihm erzeugt, daß seiner die

unterste Hölle warte, wenn er der Fleischeslust nachgiebt. Der Beruf des Bankiers ist, Anderer Geld zu verwalten; daher wird das Publikum mit Recht unruhig, wenn es von Depotunterschlagungen hört, dagegen kann es ihm gleichgiltig sein, ob die Depotverwalter keusch oder unkeusch sind. Die Geistlichen dagegen haben den Beruf, die Menschen tugendhaft zu machen und Kinder zu erziehen; und da kann es dem Publikum nicht gleichgiltig sein, ob viele von ihnen im Punkt der Sittlichkeit unzuverlässig oder verdächtig sind. Die Opfer des Bankiers endlich sind Geschöpfe, die sich ihm selbst verkauft haben oder die ihm von den Eltern verkauft worden sind, die des Geistlichen dagegen Kinder, die ihm die Eltern zur Behütung und Erziehung anvertraut haben. Ich wäre der Letzte, die Vergehungen meiner ehemaligen Amtsbrüder an die Oeffentlichkeit zu zerren; habe Vorrath an Skandalgeschichten genug, mache aber keinen Gebrauch davon. Homo sum, humani nihil a me alienum puto. Habe ich bis heute nichts Kriminelles begangen, so ist Das nicht mein Verdienst, sondern Gottes Gnade. Wenn ich bei verschiedenen Gelegenheiten härtere Bestrafung der schwersten Sittlichkeitverbrechen gefordert habe, so ist es nicht aus Pharisäismus oder Zelotismus geschehen, sondern, weil bei der göttlichen Milde, die Jesus geübt hat, die bürgerliche Gesellschaft nicht bestehen könnte und weil das Gerechtigkeitgefühl gröblich verletzt und der Rechtssinn heillos verwirrt wird, wenn auf der einen Seite lächerliche Kleinigkeiten, künstlich konstruirte Vergehungen, mitunter sogar edle Handlungen drakonisch bestraft werden, auf der anderen Seite wirklich schwere Verbrecher, die Menschen unglücklich gemacht haben, frei ausgehen oder mit einer leichten Strafe davon kommen. Auch weiß ich, daß es vor ein paar Jahrzehnten viele von ehrlichem Idealismus beseelte Männer unter dem katholischen Klerus Deutschlands gegeben hat (heute wahrscheinlich nicht mehr, denn der Prozentsatz der Idealisten einer Körperschaft bewegt sich umgekehrt wie ihre äußere Macht), wobei jedoch zu bemerken ist, daß Idealismus nicht etwa einen sicheren Schutz vor geschlechtlichen Verirrungen gewährt; im Gegentheil lebt die froschnaturige oder holzklotzartige Spießbürgerseele weit sicherer als die idealistische Feuerseele. Also vor mir wären die Herren sicher; und wo ihnen Unrecht geschieht, wenn man zum Beispiel ihren Jesuiten eben so ungerechter als dummer Weise das Abhalten von Vorträgen verbietet, wird man mich stets an ihrer Seite finden. Aber wenn sie selbst Unrecht verüben, wenn sie Mücken seihen und Kameele verschlucken, wenn sie die gröbsten Verbrechen ihrer Parteiführer und Parteigenossen mit dem Mantel der Liebe zudecken und sich gegen Vergehungen ereifern, die gar keine Vergehungen sind, wenn sie aus Dummheit oder Parteiinteresse zum vorgeblichen Schutze der Sittlichkeit die Kunst gefährden, jene wohlthätige Macht, die den thierischen Trieb ins Gebiet des Menschlichen erhebt und die ihr Huldigenden vor dem Aergsten bewahrt, dann gehört ihnen eine kräftige Ohrfeige."

* * *

Ein bayerischer Richter stimmt in einer Zuschrift an den Herausgeber der „Zukunft" dessen Ansicht bei, daß der Hinweis auf das „normale" Scham- und Sittlichkeitgefühl für die Rechtsprechung keineswegs etwa unerhört oder neu sei. Die „normalmenschliche" Auffassung der Dinge habe von je her in zahlreichen Fällen die Richtschnur für die Judikatur bilden müssen; der Einsender verweist auf ein einschlägiges Urtheil des bayerischen obersten Gerichtshofes vom vierten November 1899. In der That wird man für Begriffe wie: schamver-

letzend, unzüchtig, gröblich, beleidigend, beschimpfend u. s. w immer ergänzend heranziehen müssen, wie die geläuterte, nicht in Mißbräuche verfallene Volksanschauung nach Zeit und Ort sich dazu stellt. Die Maße dafür kann der Gesetzgeber nicht so vorschreiben, wie etwa der Schneider sie für den Rock in der Brieftasche notirt. Es ist ganz unmöglich, durch Einzelbestimmungen im Voraus das Gebiet der Kunst gegen das pornographische Gewerbe abzugrenzen. Das hat offenbar auch der bayerische Minister mit der vielbezeterten, allerdings nicht sehr glücklich formulirten Aeußerung gemeint: Strafgesetze wie die Lex Heinze müßten eine möglichst große „Dehnbarkeit" haben. Eine andere Frage freilich ist, ob ein Bedürfniß für dehnbare neue Paragraphen vorliegt und ob wir deren Handhabung unserer Rechtsprechung anvertrauen wollen.

* * *

Ein Leser erinnert mich, daß ich bei der Schilderung des Kaisers Siegmund, dessen Denkmal neulich in der Puppenallee enthüllt worden ist, einen wichtigen Wesenszug zu erwähnen vergaß. Als dieser merkwürdige, ans Versetzen und Verpfänden gewöhnte Monarch auf einem Konzil das Wort Schisma ins männliche Geschlecht versetzt hatte und darob von einem Erzbischof sanft gerüffelt wurde, soll er den Rügenden hart angelassen und gesagt haben: Ego sum rex Romanus et supra grammaticam. Ungefähr eben so soll ja auch Tiberius gesprochen haben, als ein Vorwitziger ihm sagte, er könne zwar Menschen, doch nicht Wörtern das Bürgerrecht verleihen. Das Geflügelte Wort von dem über den Grammatikerregeln stehenden Kaiser wird aber an den auch sonst höchst glorreichen Namen Siegmunds geknüpft. Künftig kann man sich also Etwas denken, wenn man an dem Denkmal dieses in Gott ruhenden Mädchenjägers und Pfandleiherkunden vorübergeht.

* * *

Zu den Reichsinstitutionen gehören seit ein paar Jahren offenbar auch die kieler und die wiesbadener Woche. Offenbar; sonst wäre es unbegreiflich, daß die Bürger des Reiches mit so ausführlichen Berichten über diese scheinbar nur höfischen Veranstaltungen gefüttert werden. In Kiel herrscht der Wassersport, in Wiesbaden die Kunst. Die glückliche Kurstadt am Neroberg erfreut sich des Besitzes eines Hoftheaters, von dem, seit es unter der Leitung des Herrn von Hülsen steht, sehr viel geredet wird. Erwähnt wurde hier schon, daß auf dieser gebenedeiten Bühne im Lauf eines Spieljahres die nicht ganz unbekannten deutschen Dramatiker Schiller, Goethe, Kleist, Hebbel, Lessing, Grillparzer und Freytag zusammen eben so oft zum Wort kamen wie die Dioskuren Phili Eulenburg und Joseph Lauff. Mehr kann kein billig denkender Schätzer wahrer Dichtergröße verlangen. Da diesmal keine neue Poetenleistung der beiden Titanen zur Verfügung stand, mußten Schiller und Weber dran glauben. Denn in jedem Jahr werden in Wiesbaden Maifestspiele veranstaltet, denen in den Zeitungen dann Hymnen nachgesungen werden. Die Vorbereitungen zu diesem Kunstfest beginnen damit, daß Herr von Hülsen, von dem man bisher nur wußte, daß er als Kartenkünstler, Coupletsänger und Taschenspieler Großes leistet und bei den Proben eine Wagnermütze trägt, sich irgend ein Drama oder eine Oper vornimmt und dieses Werk eines wehrlosen Künstlers „verbessert". Anderswo würde man solche heikle Aufgabe, wenn sie schon unvermeidlich scheint, einem Mann anver-

trauen, den Geist, Bildung, Geschmack und künstlerische Erziehung dazu befähigen. Herr von Hülsen hält sich für den zu solchem Thun berufenen magister artis; wozu also in die Ferne schweifen? Er läßt blendende Dekorationen malen, kostbare Möbel, Kostüme und Requisiten anfertigen, trommelt von besseren Bühnen ein paar Sänger und Mimen zusammen, spart weder das große noch das kleine Himmelslicht, — und das Kunstfest kann beginnen. Da hat Karl Maria von Weber uns den „Oberon" geschenkt, dessen Textbuch nach Wielands Epos von Planché zurechtgezimmert ist. Der Text ist schwach, die Freude an der wundervollen Musik wird durch den albernen Dialog und durch manche Mängel der musikalischen Ausgestaltung getrübt. Aber es handelt sich um das Werk eines Meisters; und wie man nicht daran denken wird, heute etwa die „Zauberflöte" umzuarbeiten, so sollte auch der Gedanke unfaßbar scheinen, Webers Gedicht, das wir seit der Kindheit Tagen lieben, in eine andere Form zu pressen. Soll dennoch ein solcher Versuch gemacht werden, dann müßte die Ausführung Männern anvertraut werden, deren Name schon für die feinste und taktvollste Behandlung bürgt. In Wiesbaden plagt man sich nicht mit Skrupeln und Zweifeln. Herr von Hülsen macht Alles. Er läßt Webers Wunderbau niederreißen und entwirft für den Wiederaufbau höchsteigenhändig einen „Plan", den er dann von Handwerkern ausführen läßt. Herr Lauff wird mit der Herstellung eines neuen Textes beauftragt und sattelt nach dem Befehl den Pegasus zum Patrouillenritt in Webers Märchenland. Hier ein Pröbchen aus seiner Reimschmiede:

Vom Himmel rieseln lichte Silberbäche
Und eitel Perlen glitzern auf der Fluth.
Wie Hyazinthen bläut die weite Fläche,
Auf der die weiße Möwe träumend ruht.
Und auf den Wassern klingts in weichen Tönen:
Die Meerfrau harft, die Weiten stimmen ein,
Ein Liebeshauch, ein Sühnen und Versöhnen
Durchdringt die Welt in ihrem ganzen Sein.
Schon sind im Raum des fernen Ungewissen,
Gleichwie die Kelche leuchtender Narzissen,
Die trauten Sterne schimmernd aufgewacht.
Die Meerfrau harft! In seligem Versinken
Laßt uns die Hoffnung und den Frieden trinken
Aus dieser Fülle der geweihten Nacht.

Hm ... Der Dilettant ist auf der Opernbühne immerhin ungefährlicher als im Schauspielhaus und mag deshalb ruhig harfen, bläuen und sinnlose Phrasen skandiren. Aber es kommt noch schlimmer. Ein Dutzendkapellmeister macht sich über Webers Musik her, ändert, „verbessert", legt Melodramen ein und giebt uns eine Leistung von seinen und des Herrn von Hülsen Gnaden. Gegen solche Verunglimpfung eines großen deutschen Künstlers wird sich, so hofft man, energischer Widerspruch regen; die Kritiker werden sagen, das unvollkommene Werk Webers sei ihnen, als ein organisch entstandenes, zehntausendmal lieber als das Ragout aus der wiesbadener Hofkunstküche. Gott bewahre: die Reporterschaar ist entzückt und verkündet den Ruhm des Intendanten, der „Webers Torso gerettet und unvergeßliche Bühnenbilder geschaffen" habe. Auch wird uns erzählt, ein vom Sultan dem Kaiser geschenktes Album mit „Ansichten der großherrlichen Schlösser" habe bei der Inszenirung eine wichtige Rolle gespielt.

Wir haben jetzt also einen Oberon von Hülsen, Weber & Co. und dieses Produkt türkischer Kunstauffassung wird über ein Kleines den Besuchern sämmtlicher preußischen Hofbühnen zugemuthet werden. Weiter. An Schillers „Demetrius" ist schon furchtbar gesündigt worden; Laubes Verbretterung des Gedichtes ist das Entsetzen der Schillergemeinde. Aber Laube war doch wenigstens ein geschickter Bühnenzimmermann. Herr von Hülsen wählt für sein Kunstfest eine von einer unbescholtenen Dame geleistete Verarbeitung, die an Unverstand, Ungeschmack und Talentlosigkeit nicht zu überbieten ist, aber den — freilich nicht zu unterschätzenden — Vorzug hat, daß sie den Fürst und Volk beglückenden Segen des Gottesgnadenthumes in Bengallicht zeigt. Das ist am Ende doch wichtiger als das psychologische Problem, mit dem der gute Schiller sich quälte. Auch dieses ehrfurchtlose Dilettantenbeginnen wird nicht etwa schroff zurückgewiesen. Nein: Herr Professor Ludwig Pietsch entbindet sich das folgende Satzungethüm: „In Bezug auf äußere Erscheinung, auf die unendlich mannichfaltigen altslavischen Trachten und Waffen jener Starosten, Wojwoden, Schlachzizen, die Ornate der polnischen Bischöfe und Priester, die Rüstungen der Adlerreitergarden wie auch die schweren Prunkgewänder der Zarin und Zarentochter, die Helme, Platten- und Kettenrüstungen, Schwerter und Beile der russischen Krieger und Palastwächter, die Ordenskleider der russischen Nonnen, die goldstarrenden Mützen und Mäntel der Metropoliten und orthodoxen Priester, die Trachten der Pagen, Hofdamen, Diener und Dienerinnen, Männer und Frauen aus dem Volk war bis auf die geringsten Details Alles und Jedes von unanfechtbarster Echtheit und zugleich mit den wechselnden architektonischen eben so stilechten Schauplätzen jeder Szene in Ton und Farben so zusammengestimmt, daß der Anblick dieser lebendigen Bilder auf der Bühne jedem Künstlerauge nur die innigste Befriedigung gewähren, ja, es nicht selten wahrhaft entzücken mußte." Das liest man in der Kritik eines Gedichtes von Friedrich Schiller. Giebt es irgendwo noch ein kultivirtes Land, wo es möglich wäre, die Werke der größten nationalen Kunstschöpfer so respektlos zu entstellen, so zu Ausstattungstücken herabzuwürdigen? Die Aufgabe eines Bühnenleiters ist, den Geist des Dichters rein zur Geltung zu bringen. Herr von Hülsen überliefert diesen Geist einer Handwerkerschaar vom Schlage der Zettel und Flaut. So ungefähr ist Irving in London, deutschen Hörern zum Graus, mit Goethes Faust umgesprungen; wir spotten über den Niedergang der englischen Bühne, die doch wenigstens den heimischen Genius ehrt, und lassen uns selbst solche Verballhornungen gefallen. Mag der Theatertyrann von Pensionopolis mit Phili und Joseph machen, was er will; von Kunstwerken soll er gefälligst die Finger lassen. Er ist vielleicht ein brauchbarer Dekorateur und Arrangeur; die prunkvolle Ausschmückung des Zuschauerraumes wird ja in den höchsten Tönen gerühmt und der feine Zug, daß die Fanfarenbläser, die den Kaiser beim Eintritt begrüßen, je nach dem Kostüm des darzustellenden Werkes gekleidet sind — türkisch, russisch, friderizianisch u. s. w. —, lobt seinen Erfinner. Sehr dringend aber muß er gebeten werden, vor dem Genius das Fürchten zu lernen. Schiller und Weber sind für Tapeziererversuche wirklich zu gut; sie wenden sich an die wache Phantasie und können die kleinen Luxushandwerkerkünste entbehren, über deren verderbliche Wirkung schon das Urtheil gesprochen worden ist, als sie, weil der unglückliche Bayernkönig Ludwig der Zweite an buntem Bühnenpomp Vergnügen fand, in den schlimm berühmten Separatvorstellungen zum ersten Mal angewandt wurden.

* * *

Aus der Presse von Neu-Byzanz:

I. „Mit den Wiesbadenern freut sich auch der Himmel über den erneuten Besuch des Kaisers. Auch diesen Morgen wieder, bereits um die achte Morgenstunde, machte der Monarch mit Gefolge, Alles gleich ihm in Jägeruniform, einen Ausritt durch das Nerothal nach dem Jagdschloß Platte hin. Auf dem Rückweg spielten sich wieder zwei bemerkenswerthe, für die Leutseligkeit des Kaisers sprechende Szenen ab. Zunächst sah er am Kochbrunnen den karlsruher Kammersänger Nebe, einen der Mitwirkenden der Festspiele. Er nickte ihm freundlich zu und sagte zu seinem Gefolge: ‚Sieh da, der Nebe!' In der Wilhelmstraße begegnete ihm Viceadmiral Mensing, der sich bereits in sein Rudersportkostüm gesteckt hatte. Mensing machte Front und der Kaiser ritt näher an ihn heran, ihm auf Englisch ‚Guten Morgen!' zurufend und mit Bezug auf die nachmittags geplante Regatta hinzufügend: ‚Prächtiges Wetter heute!'" Welche Szene bemerkenswerther war, wird nicht mitgetheilt.

II. „Welchen Mühen sich der Kaiser beim Empfang der zum Großjährigkeitfest nach Berlin gekommenen Fürstlichkeiten unterziehen mußte, lehrt die folgende Zusammenstellung: Am Freitag Vormittag hatte der Kaiser zum Empfange des Kaisers von Oesterreich die Uniform eines österreichischen Generals der Kavallerie mit dem Ordensband des Goldenen Vließes und des Stefans-Ordens angelegt. Nachmittags um 5 Uhr 8 Minuten empfing er den Kronprinzen von Italien im Anhalter Bahnhof in kleiner preußischer Generalsuniform mit dem Bande des Annunziaten-Ordens. Die preußische Uniform bei diesem Emfang wird offiziös damit erklärt, daß nach italienischem Gesetz die Verleihung italienischer Regimenter an fremde Fürsten nicht statthaft ist. Beim Empfang des Herzogs von York im Potsdamer Bahnhof um 7 Uhr 10 Minuten erschien der Kaiser in der Uniform des ersten preußischen Dragonerregiments, bei dem der Herzog à la suite geführt wird, mit dem Bande des Schwarzen Adler-Ordens. Abends beim Zapfenstreich trug der Kaiser wiederum österreichische Uniform. Die Musikaufführung war um 10 Uhr zu Ende und zum Empfang des Großfürsten Konstantin von Rußland um 10 Uhr 55 Minuten erschien der Kaiser im Bahnhof Friedrichstraße in russischer Uniform."

* * *

Merkwürdige Meldungen kommen aus Bayern. Zuerst veröffentlichte der Freiherr von Thüngen-Roßbach, dessen Briefwechsel mit Bismarck einst den Uebergang zur Schutzzollpolitik einleitete, einen muthigen, durch die leidenschaftliche Schroffheit des Tones auffallenden Protest gegen das vom Kaiser an den Vicekönig von Indien gesandte Telegramm. Der Behauptung des Freiherrn, seine Ansicht werde von der weit überwiegenden Mehrheit der Bayern getheilt, wird kein Wahrhaftiger widersprechen können. Dann hielt Prinz Ludwig von Bayern eine Rede, in der er sagte, das Deutsche Reich sei „eben so mit bayerischem Blut wie mit dem Blut anderer deutschen Stämme zusammengeschweißt" und die Bayern brauchten deshalb auch die Zugehörigkeit zum Reich nicht als ein Gnadengeschenk zu betrachten. Diese Rede mußte Aufsehen erregen; sie wurde auf sehr verschiedene Art glossirt. Gegen diese Glossen wandte sich ein paar Tage später Prinz Ludwig mit Andeutungen, die leider kaum noch mißverstanden werden können. Der Mann, der berufen ist, die Krone des zweitgrößten deutschen Bundesstaates zu tragen, findet, Wortlaut und Geist der Reichsverfassung würden nicht genügend beachtet. Er sagt: „Die Reichsverfassung beruht auf den Verträgen, die nach einem siegreichen Krieg der da-

malige Norddeutsche Bund mit den verbündeten und mit-siegreichen süddeutschen Staaten abgeschlossen hat. Wenn die deutsche Verfassung besser bekannt wäre, so würde man gar viele falsche Ansichten in Reden und Schriften nicht hören und lesen. Ich nenne mit Absicht keine Namen" . . . Ungefähr das Selbe hat Bismarck in seinen letzten Lebensjahren sehr oft gesagt; immer wieder hielt er es für nöthig, vor jeder Verletzung des Geistes der Reichsverfassung nachdrücklich zu warnen. Daß nun auch ein süddeutscher Fürst so sprechen zu müssen glaubt, ist ein Symptom, dem man sehr ernsthaft nachdenken sollte. Als der Bayernprinz sich 1896 in Moskau gegen die Zumuthung, dem „Gefolge" des Prinzen Heinrich anzugehören, energisch verwahrt hatte, sagte Bismarck, gegen die Rede sei nichts einzuwenden, nur sei zu bedauern, daß nicht Prinz Heinrich von Preußen selbst sie gehalten habe. Auch jetzt wird man nur bedauern können, daß die Mahnung, sich im Rahmen der Reichsverfassung zu halten, gerade von einem Süddeutschen ausgehen mußte. Prinz Ludwig ist kein Partikularist; er giebt dem Reich gern, was des Reiches ist, und hat in einer früheren Rede mit zärtlicher Ehrfurcht von dem alten Kaiser Wilhelm gesprochen, dessen bescheidenes Wesen er damals rühmte. Wenn ein solcher, schon alternder Mann dreimal im selben Sinn die Stimme erhebt, dann muß er gewichtige Gründe haben, die ihn zum Reden zwingen. Und diese Gründe braucht man nicht lange zu suchen. Gemiethete Beschwichtiger werden uns bald erzählen, es habe sich um ein Mißverständniß, eine schon wieder beseitigte Verstimmung gehandelt, und vielleicht wird auch der Prinz, um dem Gewisper der Fremden ein Ende zu machen, die Wirkung seiner Worte abzuschwächen versuchen. Seine Landsleute aber haben ihn sehr gut verstanden; sie kennen die Stimmung der Bundesfürsten nicht erst seit vorgestern. Männer, deren Geschlechter manchmal tiefer in der Geschichte wurzeln als die Hohenzollern und die seit Jahrzehnten sich still um das Wohl ihrer Völker mühen, sehen sich nun von der leuchtenden Kaisergloriole völlig verdunkelt. Niemand spricht von ihnen, Niemand traut ihnen auf die Geschicke des Landes, dem sie doch gemeinsam die Einheit schufen, entscheidenden oder auch nur mitbestimmenden Einfluß zu; sie scheinen nur noch vorhanden zu sein, um bei festlichen Anlässen sich um den Thron des Einen zu schaaren, der mit seinen Worten und Willensregungen die Welt erfüllt, und sie merken, wie das Ausland mehr und mehr dahin kommt, das Deutsche Reich für einen höchst persönlich regirten Einheitstaat zu halten. Nicht die Stellung der Fürsten hat sich im Grunde verändert, aber der Kaiserfaktor ist stärker geworden, er lenkt in der Runde Aller Augen auf sich und läßt die sehr beträchtlichen Nenner, die ihn umgeben, aus der Ferne wie leere Nullen erscheinen. Im Innersten hat sich das Machtverhältniß gewandelt und die im äußeren Ansehen Geminderten spüren die Gefahr dieses Wechsels. Der Kaiser, der gewiß in bester Absicht sein Amt versieht, ahnt von diesen Stimmungen wohl nichts und sein Gesinde verschweigt sie ihm. Die Bundesfürsten aber zittern nicht nur in Bayern vielleicht vor der Stunde, wo von ihnen, den angestammten Herrschern, Rechenschaft für Thaten verlangt werden wird, an deren Planen sie gar nicht mitgewirkt haben. Ehe es zu spät wird, sollte man sich bemühen, ihnen die Gewähr zu geben, daß nichts sich seit dem Tage verändert hat, da Wilhelm der Erste in taktvoller Würde sich weigerte, bei der Krönung im versailler Spiegelsaal auch nur um eine einzige Stufe höher zu stehen als die anderen Bundesfürsten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Juni 1900.

Pariſiana.

An einem warmen Januarmittag ſaß ich, in fürchterlicher Enge, auf einer der beiden ſchmalen Marterbänke, die im Palais-Bourbon der ausländiſchen Preſſe eingeräumt ſind. Ich hatte Glück: es gab eine große Sitzung, eins von den Lärmturnieren, die dem Parlamentshauſe den Spottnamen Folies-Bourbon verſchafft haben. Eine Strikedebatte. Unten, auf der erſten Sitzreihe, die Miniſter; man ſieht gleich, daß ſie nicht mehr ſind als die übrigen Deputirten, zu denen ſie morgen vielleicht wieder gehören werden; kein Höhenunterſchied, wie bei uns zwiſchen dem Bundesrathstiſch und den Niederungen der Erwähltenmaſſe. Nur der General de Galliffet fehlte. Ob er fürchtete, ſein Kollege Millerand werde den Kommunismus verherrlichen und dem Bändiger der Communards böſe Rufe zuziehen? Ein ſehr volles Haus. Auf dem Präſidentenſtuhl Herr Paul Deſchanel, jung, hübſch, elegant, im Frack nach neueſtem Schnitt, ganz der prince de la cosmétique, als den die Coupletſänger von Montmartre ihn der galliſchen Lachluſt ausliefern. Und auf der Rednertribüne ein Fabrikant, der die Regirung zürnend geheimen Einverſtändniſſes mit den Strikenden bezichtigt. Gar nichts geſchehe mehr zur Niederzwingung der unbotmäßigen Haufen; die Staatsautorität werde täglich preisgegeben; kecker ſtets erhebe die Umſturzpartei ihr Haupt; und die franzöſiſche Induſtrie werde bald, Briten und Deutſchen zur Wonne, nicht mehr der Konkurrenz Stand halten können. Der Mann ſprach beinahe wie Herr von Stumm, aber er hatte nicht, wie

der Saarabier mit den harten, drohenden Augen, die Regirenden als mächtige Bundesgenossen und war schutzlos dem Toben französischer Leidenschaft ausgesetzt. Jeder Satz weckte auf dem Berge ein Wuthgeheul. Deschanel stand vor seinem Stuhl, zerklopfte fast sein Lineal und rief mit heller Trompetenstimme: Un peu de silence, Messieurs! Mais voyons, ce n'est plus possible . . . Umsonst: die Meute war los und beruhigte sich erst wieder, als Herr Millerand zur Abwehr des Angriffes das Wort nahm. Ich war sehr gespannt. Bei uns wird man einstweilen noch keinen Sozialdemokraten als Minister sehen, keinen Marxisten die Strikenden gegen die Fabrikantenpartei vertheidigen hören. Der Genosse Millerand, dachte ich, wird ungefähr sagen: „Ja, wir schützen und stützen die Ausständigen; wenn die Regirung anders handelte, würden Sie mich nicht in ihren Reihen finden. Denn ich bin Sozialdemokrat und halte es für meine wichtigste Aufgabe, gegen die Ausbeuter die Sache der Ausgebeuteten zu führen. Ja, meine Herren, die Zeit ist vorbei, wo die Regirung nur der Vollzugsausschuß der Besitzenden war, wo das Kapital unumschränkt herrschte und thronte, und wir werden..." Und so weiter, in etwas gemäßigtem Bebelton. Ich wurde enttäuscht. Der französische Handelsminister, ein ungelenker, reizloser Herr und schwacher Redner, sprach, wie im Deutschen Reichstag irgend ein Rickert, Roesicke oder Pachnicke sprechen würde. Kein Wort verrieth den Marxisten. Die Regirung habe die Pflicht, in Lohnkämpfen völlig neutral zu bleiben. Das habe sie auch gethan. Nie werde sie vergessen, was sie der heimischen Industrie schuldig sei. Aber auch die Arbeiter vertreten berechtigte Interessen. Und der Handelsminister habe, wie es ihm ziemt, zwischen beiden streitenden Parteien den Standpunkt gewählt. An einem guten Tag könnte selbst der Graf Posadowsky so reden, der mit der einstimmigen Annahme des Unfallversicherungsgesetzes eben den Verbündeten Regirungen den ersten sozialpolitischen Erfolg errungen hat. Demokratische Sozialisten konnten, so sollte man meinen, mit Millerands Rede nicht zufrieden sein. Doch sie heulten Beifall und Herr Deschanel mußte nun die rechte Seite des Hauses ermahnen: Un peu de silence, Messieurs, voyons . . ." Auch diesmal blieb seine Mühe unbelohnt; und der Lärm wich erst dem Gelächter, als der radikale Hitzkopf Clovis Hugues mit Stentorstimme zum Präsidententisch hinaufschrie: „Bringen Sie doch die Menagerie zum Schweigen!" Der Eindruck, den Herr Millerand hinterließ, schien aber der Regirung nicht zu genügen. Der Ministerpräsident kam dem bedrängten Kollegen zu Hilfe. Herr Waldeck-Rousseau sieht gut aus. Ein feines Gesicht, frische Farben, straffe Haltung;

er trug ein dunkelblaues Jacket, unter dem Arm eine große Aktenmappe. Und wie ein erfahrener Anwalt besten Stils vor einem Civilgericht eine schwierige Sache vertritt, so plaidirte er, als ob er gar nicht dazu gehörte, für die Regirung, kühl, nüchtern, weltmännisch, mit vielen Citaten aus seinem Aktenbündel. Wenn man ihn hörte, mußte man glauben, sein Mandant sei im Recht; von der politischen Ueberzeugung des Redners erfuhr man nicht mehr als von der Munckels oder Kempners aus einem Plaidoyer für den Rechtsanspruch irgend einer Aktiengesellschaft. Waldeck sagte, man müsse gerecht sein, den Dingen ihren Lauf lassen und nur dafür sorgen, daß die öffentliche Ordnung nicht gestört werde. Glatt, ungreifbar, geschickt, ein behagliches juste-milieu. Und abermals heulten die Sozialdemokraten Beifall, wankten die Stützen der Gesellschaft in wüthendem Lärm. Das Treffen brachte der Regirung eine große Mehrheit. Und die Vertreter der deutschen öffentlichen Meinung, die vor mir auf dem Marterbänkchen saßen, konnten wieder einmal in die Heimath telegraphiren, das Ministerium der Freiheit, des Lichtes und der Gerechtigkeit habe über die schwarzen Anschläge der Finsterlinge, der heimtückischen Klerikalen und der nationalistischen Feinde der Republik, triumphirt. Alle waren auf ihrem Posten, nur Herr Nordau, der Altmeister der Zunft, fehlte; das Auge des tüchtigen Mosseneffen strahlte in stolzem Glück und zwölf Stunden später stand im Berliner Tageblatt, welch ein Gigant Herr Waldeck-Rousseau und welch ein steifnackiger Ehrenmann Herr Millerand sei.

Das wird uns seit einem Jahr nun in die Ohren gebrüllt. Und wir hören noch mehr. Alle französischen Politiker, wird uns gesagt, namentlich alle, die als ministrables betrachtet werden, sind Gauner und Lumpen. Méline ist ein elender, jesuitisch verruchter Wicht, Dupuy ein Heuchler, Ribot ein gebrandmarkter Schuft, Cavaignac und Freycinet sind spitzbübische Helfershelfer meineidiger Generale, Sarrien und Mesureur charakterlose Streber. Rein, edel und hehr sind nur die Herren Waldeck, Millerand, Delcassé. Früher wurde, halb mit Erbarmen, noch Galliffet gelobt; jetzt, seit er die Gemeinschaft mit Waldeck abgeschüttelt hat, ist auch er unter Flüchen bestattet. Sehen wir uns die drei Gerechten einmal an. Herr Delcassé ist der Mann, dem Frankreich die schmähliche Schlappe von Faschoda verdankt und den die Engländer als bequemen Bundesgenossen schätzen. Herr Millerand ist ein Sozialdemokrat, der als Abgeordneter im Ton zornigen Ekels von dem „Communardenmörder" Galliffet sprach und erklärte, die Affaire Dreyfus sei das Geschäftsunternehmen eines von dem Herrn Joseph Reinach, „der besser thäte, vor seiner eigenen Thür den Schmutz wegzukehren", gelei-

teten Kapitalistensyndikates. Als er im Juni 1899 die Möglichkeit hatte, Minister zu werden, steckte er seine Ueberzeugungen schnell in die Tasche. Er wurde Galliffets Kollege, Reinachs bewunderter Freund und einer der Retter des Herrn Alfred Dreyfus. Seitdem hat er Beträchtliches geleistet. Der Kämpfer für Freiheit und Recht blieb in einem Ministerium, das sich nicht schämte, den Komplotprozeß zu beginnen und durchzuführen, eine schändliche Gerichtsfarce, wie sie schlimmer kaum von dem ehrenwerthen Herrn Milan Obrenowitsch der staunenden Menschheit geboten wurde. Der Marxist trennte sich nicht von einer Regirung, die den Verdacht, sie könne jemals sozialistische Politik treiben, mit stets verstärkter Entrüstung zurückwies. Herr Millerand log, als er am dritten April in der Kammer sagte, am Tage vor der Eröffnung werde die Weltausstellung fix und fertig sein (tous les palais seront prêts, dans le plus grand nombre d'entre eux les exposants seront prêts, jamais il n'y a eu d'exposition aussi prête que celle de 1900). Elf Tage danach schleppte er den Präsidenten Loubet über Trümmerhaufen. Der Vertreter des revolutionären Proletariates pries den Zaren. Der Schützer der „Lohnsklaven" ließ den größten Theil der Abräumungarbeiten von Soldaten besorgen. Der Mann, der den Achtstundentag fordert, gab einem hundertunddreimal wegen Ueberschreitung der gesetzlichen Arbeitzeit bestraften Schneider das Kreuz der Ehrenlegion und befahl, in den kritischen Apriltagen die in der Weltmesse beschäftigten Leute Tag und Nacht arbeiten zu lassen. Man darf sagen: Leichtfertiger hat nie ein politischer Streber sich prostituirt als dieser pfiffige Advokat, der die Erinnerung an Sardous unsterblichen Rabagas weckt. Herr Waldeck-Rousseau ist schwerer zu durchschauen. Auch er war Advokat, aber einer mit einer Riesenpraxis, die ihm jährlich Hunderttausende einbrachte; ein Sammler und — im französischen Sinn des Wortes — Dilettant, den das politische Treiben anzuwidern schien. Wenn er während der letzten Jahre eine politische Rede hielt, geschah es fast immer, um den Sozialismus zu bekämpfen. Und sozialistisch nannte er, der bei uns zwischen Freikonservativen und Nationalliberalen gesessen hätte, schon den bürgerlichen Radikalismus des Herrn Bourgeois, dem er vorwarf, d'avoir fait entrer le socialisme dans la maison. Noch im Oktober 1897 rief er in Reims, ganz wie unser Halberger, alles Gerede, alles Ausweichen helfe nicht: „Es giebt nur ein Für oder Wider den Sozialismus". Zwei Jahre später hatte er einen Sozialdemokraten zum Kollegen erwählt. Er kann sagen, dieser Sozialdemokrat, den er fest an der Leine halte, sei ungefährlich; aber er kann sich als kluger Rechner nicht über

die Wirkung täuſchen, die unaustilgbare, die der Anblick eines ſozialdemokratiſchen Miniſters auf die Maſſen üben muß. Was kann dieſen Mann, der nie ehrgeizig ſchien und der ſchon häufig Gelegenheit hatte, ohne Opfer zur Macht zu gelangen, veranlaßt haben, ſeine ganze Vergangenheit ſo zu verleugnen? Die klügſten Franzoſen ſtehen vor einem Räthſel. Waldeck hat 1894 als Anwalt Reinachs beim Präſidenten Caſimir-Périer die Sache des Angeklagten Dreyfus geführt. Seine Praxis brachte den geſuchteſten pariſer Civilanwalt hauptſächlich mit den Elementen in Berührung, die von der Affaire in ihrer geſellſchaftlichen Stellung bedroht waren. Man braucht nicht an plumpe Beſtechung zu denken. Advokaten verlernen leicht die Frage nach Recht und Unrecht, erhitzen ſich leicht für die ihnen von wichtigen Klienten übertragene Sache. Herrn Waldeck mag, als modernem Menſchen und Kunſtliebhaber, alles klerikale Weſen ein Gräuel ſein. Und ſo kann ihn die Leidenſchaft des Kampfes in eine Schlachtreihe gedrängt haben, in der er niemals zu fechten gedachte; der Politiker wird in Epochen wilder Erregung oft weiter geführt, als er wollte. Bis dahin iſt Alles erklärlich. Waldeck hält ſich für den berufenen Retter des Landes, das er vielleicht wirklich durch eine klerikal-monarchiſtiſche Verſchwörung gefährdet glaubt. Weshalb aber klammert er ſich, unter kaum noch mit dem Ehrgefühl vereinbaren Opfern, an ſein Amt? Weshalb nimmt er Tagesordnungen an, deren Wortlaut das Heer und die Heerführer preiſt? Wie kann er, der doch an die Unſchuld des Herrn Dreyfus glaubt, nur, um ſeine Mehrheit nicht einzubüßen, in der Kammer verkünden, er werde ſich mit ſeiner ganzen Kraft gegen die Wiederaufnahme der Affaire wehren? ... Es iſt nur natürlich, daß dieſer Lichtheld der deutſchen Preſſe von ſeinen Landsleuten nachgerade als ein ſehr unſicherer Kantoniſt und ein Meiſter der Zweideutigkeit mit wachſendem Mißtrauen angeſehen wird. Herr Ribot ſprach wahr, als er im März zu ihm ſagte: „Ihre Politik wird von dem größten Theil Derer ſogar falſch und gefährlich genannt, die einſtweilen noch im Parlament für Sie ſtimmen.“

Seitdem haben die Gemeinderathswahlen in Paris den Nationaliſten, in mancher Provinz den Méliniſten und anderen Gegnern des Miniſteriums überraſchende Siege gebracht und die Sozialdemokraten, deren nach dem Beifall der Bourgeoiſie und der intellectuels lüſterne Führer ſich Hals über Kopf in die Affaire geſtürzt hatten, haben arge Niederlagen erlitten. Der Temps, das ſonſt jeder Regirung dienſtbare Blatt, hat ſich von Waldeck losgeſagt. Und Galliffet iſt in kaum verhüllter Feindſchaft aus dem Miniſterium geſchieden. Trotzdem hat dieſes Miniſterium in der Kammer noch jetzt eine

Mehrheit. Des Räthsels Lösung macht unseren liberalen Reportern keine Mühe. Das Land, sagen sie, fühlt, daß es von der Militärdiktatur und von einem Pfaffenregiment bedroht ist. Das „nationalistische Gift" hat zwar auf die Schichten des Kleinbürgerthumes gewirkt, die auch dem pfäffischen Einfluß noch zugänglich sind. Die Gebildeten aber und die tüchtigsten bürgerlichen Elemente verhehlen sich schon lange nicht mehr, daß die Republik in Lebensgefahr schwebt, und ihre letzte Hoffnung klammert sich an Waldeck und Millerand, deren unbeugsame Energie den Giftstoff aus dem Staatskörper treiben wird. Deshalb sind diese Männer, trotz allen Intriguen, unüberwindlich. Und Galliffet? Dem war, als einem Marquis und früheren Monarchisten, nie recht zu trauen. Der wollte auf seine alten Tage schnell noch Minister heißen. Er ist gegangen, weil Waldeck einen im Dienst ausgezeichneten Offizier, den politische Leidenschaft in eins der schwersten Disziplinarvergehen gerissen hatte, in der Kammer der Félonie, des gemeinen Verrathes, beschuldigte. Mag er gehen; an ihm ist nichts verloren, denn er war immer vom Militarismus verseucht und Frankreich braucht Männer, die der bürgerlichen Republik die Herrschaft über Prätorianertrotz, über den zwischen sabre und goupillon geschlossenen Bund sichern . . . Es ist die alte Geschichte, das alte Mittel, nach dem jede Bourgeoisie in Nöthen greift: immer, wenn ihrer Tyrannis die Sonne sinkt, erschallt der Schreckensruf von der gefährdeten Freiheit und Gesittung, immer wird dann der gläubigen Menge die Pfaffenschaft als der Erzfeind bezeichnet. Das Hausmittel hat oft gewirkt; jetzt aber wird man sich, in Paris wie in Wien, nach einer neuen Mixtur umsehen müssen.

Die Franzosen sind in harten Zeiten nachdenklich geworden. Freiheit und Aufklärung, sagen sie, sind wunderschöne Dinge, die wir schon lange kennen und auch jetzt nicht entbehren wollen. Aber wir sind Katholiken, sind an Messe und Beichtzettel gewöhnt und gehen nach einer bei Maxim mit Cocotten durchschwelgten Nacht morgens gern in die Madeleine. Warum sollen wir Feldzüge gegen die Klerisei führen, die unser Behagen nie gestört hat? Es giebt schlimmere Feinde; und damit sie uns nicht eines Tages wehrlos finden, brauchen wir ein starkes, in der Disziplin und im Glauben an seine Führer nicht erschüttertes Heer. Wenn wir vor die Wahl gestellt werden, ob wir lieber, wie bisher, von den Herz, Reinach, Arton und deren Dienstmännern oder von französisch empfindenden Bischöfen und Generalen beherrscht werden wollen, dann ziehen wir die Prälaten und Soldaten vor. Gewiß sind in der Armee böse Sachen vorgekommen; aber weder Mercier noch Henry haben sich verkauft, Beide ließen sich von einem — vielleicht sehr falschen und

unsittlichen — Patriotismus leiten und Keiner von Beiden hat uns, wie die jetzt für Freiheit und Recht begeisterte Banditenschaar, das Geld aus der Tasche gestohlen. Bei der Affaire mag es nicht sehr sauber zugegangen sein; so geht es bei Spionagegeschichten überall zu und Justizirrthümer sind vor und nach Calas oft behauptet und manchmal bewiesen worden. Herrn Dreyfus haben seine Kameraden zweimal verurtheilt. Daß mindestens sehr viele Indizien gegen ihn sprachen, ist unbestreitbar. Vor der zweiten Verhandlung hat die Regirung erklärt, sie werde sich, wie er auch lauten möge, dem Richterspruch beugen. Sie hat es nicht gethan, sondern dem des Landesverrathes schuldig Gesprochenen Begnadigung erwirkt. Und Dreyfus hat, da er seinen Antrag auf Revision des Urtheils zurückzog, den Spruch als rechtlich unanfechtbar anerkannt. Das hat sogar Waldeck-Rousseau gesagt. Nun wollen wir endlich Ruhe haben. Lange genug ist das Land von Kämpfen zerrissen, deren Wildheit an die Zeit der Ligen gemahnt. Die Geschäfte gehen seit Jahren schlecht, Frankreichs Ansehen schwindet und die Engländer haben schlau unsere Schwäche benutzt, um auf den Sudan und die holländischen Republiken die Hand zu legen. Um eines Menschen willen darf nicht ein ganzes Volk leiden. Und wenn um dieses Einzigen willen, der einer reichen Judenfamilie angehört, der das nationale Leben zerstörende Kampf fortdauern soll, so erkennen wir daraus nur, wie übermächtig die jüdische Plutokratie geworden ist und mit wie gutem Recht Drumont schon vor Jahrzehnten von der France Juive sprechen konnte. Diese Uebermacht müssen wir brechen. Wir wollen weder von jüdischen Jobbern noch von Sozialdemokraten regirt werden, sondern, als ruhige Bürger und Steuerzahler, Zins und Zinseszins häufen und möglichst viel Geld verdienen. Die Erntezeit des Weltausstellungsommers naht, der uns für schmerzliche Verluste entschädigen soll, — also: Zut! Das klingt nicht sehr erhaben; aber so denken die Handelsleute.

Und diese Stimmung mußte entstehen. Welchen Verlauf die Affaire nehmen mochte: zwei Wirkungen waren immer vorauszusehen, wurden hier immer vorausgesagt. Den Antisemitismus konnte der Weltlärm des Dreyfusvolkes nur stärken. Die Sozialdemokratie, die, statt in beide feindliche Lager Haubitzenkugeln zu senden, sich den dreyfusards innig verbündete, mußte durch diese vom persönlichen Ehrgeiz der Jaurès und Millerand empfohlene Taktik geschwächt werden. Lassalle und Liebknecht, so ungleich an Weltanschauung und Temperament, waren in einem Punkt einig: sie haben die Arbeiterpartei stets gewarnt, sich von der liberalen Bourgeoisie einfangen zu lassen und die Schlachten der neuen Feudalherren gegen rück-

ständige Großmächte zu schlagen. Ihre Mahnung fand in Wien und Paris taube Ohren. Dem gegen Großhandel und Börsenkapital kämpfenden Proletariat hätte der kleine französische Rentier, wenn es die Mönche und Nonnen in Frieden ließ, sich für ein Weilchen vielleicht angeschlossen; die Freunde der Schachermachei, die ihm die Kirche verleiden wollten, stieß er weg und wurde Nationalist. Nach der Schilderung unserer wackeren „Spezialkorrespondenten" stellt man sich unter einem Nationalisten einen Barbaren vor, der aller Kultur den Untergang geschworen hat, einen Pfaffenknecht und Freiheitfeind, der unter der Führung streitbarer Mönche alle Nachbarreiche mit Feuer und Schwert vernichten möchte. In der gemeinen Wirklichkeit sieht die Sache ein Bischen anders aus. Die Nationalisten wollen Franzosen sein, wollen, wie bei uns fast alle Parteien, ein starkes Heer und eine kräftige, nicht den Geldmächten unterthane Politik, die ihnen wieder die Möglichkeit schafft, in der Fremde zu sagen: civis romanus sum. Von der parlamentarischen Bureaukratie und Korruption halten sie, nach einem Jahrhundert übler Erfahrungen, nicht viel; aber sie sind fast ausnahmelos, Déroulède und Drumont, Coppée und Rochefort, gute Republikaner. Manche von ihnen ziehen dem ewigen Parlamentsgeschwätz das Referendum vor und fordern die Wahl des Präsidenten durch Volksabstimmung. Zu Kirche und Klerisei haben die Führer sehr lose Beziehungen, aber sie überlassen sich nicht dem Wahn, aus dem Lande des Heiligen Ludwig und der Pucelle sei der katholische Glaube zu jäten wie gestern aufgeschossenes Unkraut, und sie gönnen der Menge das bequeme Glück, das die Entsündigung durch Gebet und Beichte gewährt. Der Schöpfer und stärkste Förderer der Liga La Patrie Française, dessen Energie und taktischer Klugheit die Nationalisten den Haupttheil ihrer Erfolge verdanken, ist Jules Lemaître, ein Sohn bretonischer Bauern zwar, doch einer der allerfeinsten Europäer, ein Mann, dessen geistiger Kultur die Flügelmänner unserer Ordnungparteien sich nicht vergleichen können. Ist Lemaître, der seinen ganzen Literatenruhm aufs Spiel gesetzt hat, ein Klosterknecht und Kasernenwächter? Kann irgend ein Verständiger den Vicomte de Vogüé, Brunetière, Coppée, Barrès und Daussет zum Gesinde der Pfaffen und Schleppsäbelträger zählen? Sogar die Handwerker der Patrie Française, die für den Tagesartikel gemiethet sind, haben sehr häufig erklärt, daß sie nicht an einen Rachekrieg gegen Deutschland denken und zufrieden sein wollen, wenn es gelingt, Frankreichs Ruhe, Gesundheit und Wohlstand zu sichern ... Die schönen Geschichten, die unsere noch immer vom Dreyfusfanatismus beherrschte Presse verhökert, sind eben erfun-

den. Die Republik ist gar nicht bedroht und die Mehrheit der Franzosen ersehnt keinen Kaiser noch König. Die Nationalisten sind nicht blutgieriger als unsere Alldeutschen. Und die Fabel von der jesuitischen Oberleitung ist für ein Publikum bestimmt, das den Glauben verbreitet zu sehen wünscht, in unserer Zeit schrankenloser Geldherrschaft sei der Klerus noch eine gefährliche, im Dunkel dräuende, im Dunkel die Weltgeschicke lenkende Macht.

Die Nationalisten hätten, im Bunde mit der Gefolgschaft der Herren Méline und Ribot, die Firma Waldeck-Millerand längst zu löschen vermocht. Daß sie noch besteht, dankt sie der Weltausstellung, die seit Jahren das politische Leben Frankreichs lähmt. Die Minister hatten sich gesagt: Wenn wir bis zum Eröffnungtage im Amt bleiben, sind wir gerettet; denn während der Ausstellung wird Paris, wird das Land keinen Ministerwechsel wollen. Und ihre Gegner: Wenn wir vor der Eröffnung das Ministerium stürzen, machen die deutschen, englischen, österreichischen, italienischen und amerikanischen dreyfusards uns die Ausstellung schlecht und verscheuchen die Gäste. So entsprach die frühe Eröffnung denn dem Wunsch beider Parteien. Den Skandal dieser Eröffnung eines mit Schutthaufen und Balkenbergen bedeckten Bauplatzes hatte freilich Niemand erwartet. Von einer Ausstellung war nicht zu reden. Kein einziges Gebäude war auch nur so weit fertig, daß der Präsident es betreten konnte. Kein elektrisches Licht. Ein Brückeneinsturz, zwei Explosionen, täglich ein Dutzend Unglücksfälle. Jeder Besucher sah, daß vor der letzten Juniwoche ein Gesammturtheil über die Ausstellung nicht möglich sein werde. In der ministeriellen Presse wurde das große Friedenswerk solidarischer Arbeit in hohen Jubeltönen verherrlicht. Die Gegner aber schrieen, die von Drumont exposition des juifs getaufte Weltmesse sei einstweilen ein Riesenschwindel; es sei eine Schande, Leuten, denen man nichts zu zeigen habe, das Geld aus der Börse zu locken. April und Mai brachten schlechtes Wetter. Die Engländer, sonst die besten Gäste, kamen nicht, wollen auch später nicht in eine Stadt kommen, wo sie als Räuber, Heuchler und Feiglinge in allen Witzblättern, Zeitungen und Singspielhallen der Buttes verhöhnt werden. Und kein Kaiser, kaum ein nennenswerther König als Ausstellungpilger in Sicht! Der Zar kommt vielleicht, um für eine neue Anleihe Stimmung zu machen; aber gewiß ist es noch nicht. Ja, wozu hat die Regirung denn die Paläste des Zahnarztes Evans und des Grafen Chambrun für schweres Geld gemiethet, wenn die Monarchen, die da wohnen sollten, doch nicht kommen? Eine nette Regirung überhaupt, deren Unfähigkeit uns das Geschäft verdirbt! Die Unzufriedenheit wuchs. In den Hotels, die sich auf einen Massensturm

vorbereitet haben, blieben die theuersten Zimmer leer. Die Ausstellungrestaurants mußten, weil das Licht und die Gäste fehlten, abends geschlossen werden. Die Kioskpächter, die für sechs Monate zwölf- bis fünfzehntausend Francs Miethe zu zahlen haben, nahmen keinen Heller ein. Dazu die weithin verbreitete Meinung, es lohne nicht, vor dem Juli nach Paris zu kommen. Die Leute rechneten. Wenn die Kosten gedeckt werden sollen, müssen täglich 300 000 Einlaßkarten verkauft werden. Im April und Mai gab es an jedem Tag im Durchschnitt 70 000 zahlende Besucher. Was soll daraus werden? Darf man hoffen, daß die vier übrigen Monate den Ausfall ersetzen können? Die erste Antwort auf diese ängstlichen Fragen war die pariser Gemeinderathswahl. Schon rufen die Antisemiten, die Judenausstellung werde mit einem ungeheuren Krach enden. Und die politischen Geschäftsleute sind nachdenklich geworden. Sie wissen: wenn die Weltkirmes nicht den ersehnten Goldstrom bringt, sind die Parteien, die während dieser Zeit am Ruder waren, für lange Jahre verloren. Mögen die Waldeck und Millerand die Suppe auslöffeln, die sie sich eingebrockt haben! Sie wollten um jeden Preis das Ministerium der Ausstellung sein; sie sind es, — und von ihren Feinden neidet Keiner ihnen jetzt noch den Ruhm und der schlaue Herr Bourgeois bemüht sich, den Konkurrenten am Steuer zu halten. Geht die Sache schief, dann wird es im September furchtbar tagen. Man muß in diese Hintergründe geguckt haben, um die letzten parlamentarischen Vorgänge zu verstehen. Herr Waldeck-Rousseau ist plötzlich so kühn geworden, daß man merkt, er möchte im Lenz als Vertheidiger der bürgerlichen Republik fallen, früh, damit er im Herbst nicht als Manager einer vom Glück geflohenen Ausstellung mit den welken Blättern vom Sturm weggeweht wird. Doch solchen schönen Tod gönnen die Feinde ihm nicht; sie werden sich hüten, ihn von der drückenden Last zu erlösen, werden geduldig warten, bis er keuchend zusammenbricht, ein verbrauchter, der holden Profitträumen nachtrauernden Menge verhaßter, unmöglicher Mann... Nur Galliffet ist es gelungen, sich noch rechtzeitig aus dem Staube zu machen. Wer diesen Bayard à l'oreille fendue für einen einfältigen Haudegen hält, Der versteht die Physiognomie schlechter als Goethes Gretchen. Als er mir im Januar, am Vorabend seines siebenzigsten Geburtstages, erzählte, welches Opfer es für ihn, den alten Soldaten, der nur sein Handwerk einigermaßen verstehe, gewesen sei, sich auf die Galeere, in das politische Getriebe, schleppen zu lassen, da begleiteten Augen und Mundwinkel die Rede mit wunderlichen Kommentaren. Daß dieser letzte General der Kaiserzeit, der an der koketten Kleidung und den soignirten

Händen als Held galanter Abenteuer zu erkennen iſt, auf dem Schlachtfeld aber eben ſo glücklich war wie im Boudoir, ſich zwiſchen den Herren Waldeck und Millerand nicht mehr wohl fühlte, war ſchon damals zu merken. Seine Freunde hatten nie begriffen, wie der Marquis Gaſton Alexandre Auguſte de Galliffet in dieſe Geſellſchaft gerathen war. Vielleicht wollte er ſich an alten Nebenbuhlern rächen, vielleicht witterte er, den Boulanger als Miniſter einſt aus dem Kriegsrath und der Kavallerieinſpektion gejagt hatte, in Négrier den neuen brav' général, dem man früh den ſteilen Weg zur Allmacht ſperren mußte. Vielleicht langweilte er ſich auch nur als penſionirter Offizier und ſuchte in der Politik Zerſtreuung und erhöhte Geltung bei ſeiner Damengemeinde. Im Geſpräch gab er ſich als derben Troupier; mitunter aber entſchlüpften ihm ſehr geſcheite Sentenzen, ſogar über deutſche Politik. Jetzt hat er ſich in Sicherheit gebracht. Es ging nicht länger. Von dem Offizier, den Waldeck der Felonie zieh, ſagte Galliffet, er würde ſich ſtets freuen, dem disziplinariſch Beſtraften, den er für einen allzu hitzigen Patrioten halte, die Hand drücken zu dürfen. Und da er durch ſeine kluge Taktik, wie die Mimen ſagen, für einen guten Abgang geſorgt hat, kann er, als ein rüſtiger Mann und ein Liebling der Pariſer, eines Tages wieder zum Vorſchein kommen. Wenn Waldeck und Millerand gehen, werden ſie nicht hoffen dürfen, bald wieder in Miniſterpaläſten zu wohnen.

Wann ſie gehen werden? Das hängt von Zufällen ab, von einer Ungeſchicklichkeit der Kammerverſchwörer, vor allen Dingen von der Höhe der Einnahmen, die der Ausſtellungſtadt in den nächſten Monaten zufließen werden. Einſtweilen ſind die Pariſer recht übel gelaunt. Sie werfen dem Miniſterium vor, es habe die dreyfusards nicht zum Schweigen gebracht und durch das beſchämend klägliche Schauſpiel der erſten Frühlingsmonate den Erfolg der Weltmeſſe gefährdet. Auf allen Poſſenbühnen, in allen cabarets des Heiligen Berges kann der Fremde böſe Spottverſe gegen Waldeck, Millerand und Loubet hören, deſſen ſchlecht ſtiliſirte Eröffnungrede zum Stichblatt der Coupletſatiriker geworden iſt. Wenn wenigſtens der Zar bald käme! Kommt er nicht, dann werden die Nationaliſten ſagen: Seht Ihr: unſer erhabener Freund lehnt den Verkehr mit Loubet-la-Honte und Millerand ab! Und dann wird wahrſcheinlich nicht Bourgeois, ſondern ein Vertrauensman Lemaitres und Déroulèdes der Erbe Waldecks ſein.

... Sollen wir uns nun durch dieſe Vorgänge und Ausſichten beunruhigen laſſen? Die Leute, denen der Dreyfusfall die wichtigſte Angelegenheit der Weltgeſchichte ſcheint, mögen für das miniſterielle Leben der heutigen Macht-

haber zittern. Deutſche Intereſſen wären nicht bedroht, wenn die Firma der franzöſiſchen Regirung verändert würde. Nur ein unvertuſchbarer Four der Ausſtellung könnte, ſchon weil er auch bei uns den ſacht unter der Oberfläche beginnenden Induſtriekrach beſchleunigen würde, politiſche Folgen haben, die heute noch nicht zu überſehen ſind. Vorläufig ſollten die auf der Marterbank des Palais-Bourbon thronenden Zeitungbotſchafter ihren Eifer ein Bischen zügeln. Sogar ihr großer Ahnherr Heinrich Heine hat ſich ja durch ſeine Berichte aus Lutetia vor der Nachwelt blamirt. Wer heute lieſt, was der geniale Lyriker über Montalembert und deſſen „ultramontane Rotte“ ſchrieb und wie inbrünſtig er den Tag herbeiſehnte, da die Kommuniſten die Nationaliſten — ſo hießen ſie damals ſchon — vernichten würden, wird mitleidig lächeln. Du lieber Himmel! Wie naiv war der Mann, der ſeine Laſter ſo gern kokett zur Schau ſtellte, da er wähnte, ein paar ſtrebſame Sozialiſten könnten in Frankreich dem Katholizismus das Lebenslicht ausblaſen! Es iſt nicht unbedingt nöthig, daß die Kleinen dem Großen nachahmen. Ihr Publikum ſchwärmt ja auch für Gottesfurcht und gute Sitte, für Heer und Flotte und will von Atheiſten, Sozialiſten und Kommuniſten nichts wiſſen. Weshalb ſollen die Franzoſen anders denken, ſollen ſie die Prieſter verjagen und das Heer den Demagogen ausliefern? Bismarck rieth ſeinen Landsleuten oft, die Nachbarn in ihrem eigenen Fett ſchmoren zu laſſen und nur manchmal vorſichtig den Deckel zu heben, um zu ſehen, ob die Gefahr des Ueberkochens ſchon nah ſei. Noch iſt die Hitze erträglich; und wenn nach den Hundstagen Blaſen aufſteigen ſollten, wird es Zeit ſein, Waſſer aus deutſchen Quellen in das Gebrodel zu gießen.

Weltausstellung-Eindrücke.

Unsere Nachbarn haben die „Impressions“ geschaffen, eine Literaturgattung, die tiefere Studien nicht voraussetzt, den Leser durch anheimelnde Gedanken angenehm anregt und leichte Beobachtungen und Betrachtungen mit prickelndem Witz und liebenswürdigen Sentimentalitäten würzt. Wenn man nun auch die deutsche Sentimentalität nicht als liebenswürdig ansprechen kann und die hier auszuführenden Reflexionen unschmackhaft gefunden werden sollten, so zwingt mich doch die herbe Nothwendigkeit, nur „Eindrücke“ zu Papier zu bringen, denn die Veranstalter der Weltausstellung in Paris wollten es nun einmal so.

Als ich sie gegen Ende April in Augenschein nahm, war sie vielleicht zur Hälfte fertig. Die gewaltige Mittelfassade des Ausstellungsgebäudes auf dem Marsfelde glich einem vom Krebs zerfressenen Gesicht. Quadern wurden in den Champs-Elysées auf leichten Handkarren rasch vorwärts bewegt; eine Drehung des Wägelchens und wir sehen in das Innere des Marmorblocks hinein: schmächtige Stäbe, ziemlich viel Gips und noch mehr leerer Raum; einige Säle sind ganz leer; in anderen sind die Glaskästen mit grauleinenen Vorhängen ahnungvoll verschleiert; in dem Palast der schönen Künste wiehern die Pferde und in den Hallen des Marsfeldes knarren im Schneckengang daherfahrende Güterzüge. Wer einige Stunden durch Mörtel, Abfälle und Kehricht watet, ist von einem in der Ausstellung beschäftigten Maurer nur schwer zu unterscheiden; und ist er endlich müde und durstig dem Getriebe entronnen, dann dankt er Gott, wenn alle Glieder noch heil sind. Allein der Aerger reißt nicht ab. Ungarn eröffnet feierlich seinen Pavillon. In allen Zeitungen steht zu lesen, was Herr Bela von Lucacs zu einer Anzahl Erlesener gesprochen hat. Als wir am folgenden Tage vor dem ungarischen Hause stehen, lesen wir folgende Inschrift: Le public n'entre pas ici. Ein allgemeines Schütteln des Kopfes, schlechte Witze in verschiedenen Sprachen. Ich wende meine Schritte zum Palast Italiens, der zwar noch nicht eröffnet ist, aber liebenswürdig den Vorübergehenden gestattet, durch die offene Thür in seine weite Halle zu blicken.

Es muß unzweideutig ausgesprochen werden, daß die Eröffnung der pariser Weltausstellung auf ein weit höheres als das bei Ausstellungen gewöhnliche Maß von Nachsicht Anspruch macht. Hätte sie in diesem Zustande ihre Thore in London oder Berlin aufgethan: welche Entrüstung über die Perfidie Albions und die Anmaßung Deutschlands! Wäre eine Privatperson auf den Gedanken verfallen, ihre Mitmenschen diesen Schäden an Leib und Seele auszusetzen, so würde der § 263 des Strafgesetzbuches genau auf seinen Wortlaut geprüft worden sein. Aber die Franzosen dürfen sich mehr

erlauben als die anderen Völker Europas. Die meisten Fremden bereuten bitter, so früh nach Paris gekommen zu sein. Einige Deutsche hatten noch einen besonderen Grund. Sie waren aus Nationalgefühl erschienen und hatten dabei, wie es so häufig den Deutschen ergangen ist, üble Erfahrungen gemacht. In den deutschen Zeitungen war so viel Herrliches über die deutsche Ausstellung zu lesen gewesen: Deutschland sei allen übrigen Nationen zeitlich voran und am Glänzendsten vertreten, die Ausstellung würde den Triumph der deutschen Industrie verkünden, an allen Ecken und Enden bestände eine stille Angst vor der deutschen Ueberlegenheit. So waren sie denn diesseits und jenseits der Seine aufmerksam herumgepilgert

„Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Da ließen die Köpfe sie hangen."

Was die Weltausstellung bietet, läßt sich im Ganzen ohne Mühe in drei Klassen unterbringen: Kunst, Volkswirthschaft, Weltkirmes. Im Einzelnen ist die Zuweisung manchmal schwer. Die im Palast der schönen Künste aufgestellten Schätze gehören unstreitig zur Rubrik Kunst, die Produkte der englischen Textilindustrie zur Volkswirthschaft, das schweizer Dorf und das Marionettentheater zur Weltkirmes. Aber wo findet das Palais du costume seine Stelle? In verschiedenen Zeitungen war es als eine die Entwickelungsgeschichte der Kleidung verdeutlichende Sammlung bezeichnet; thatsächlich ist es ein reichhaltiges Wachsfigurenkabinet, das an höchst gelungenen historischen Bildern die Kostüme verschiedener Zeiten kennen zu lernen gestattet, ohne daß auch nur der geringste Versuch vorläge, zu zeigen, wie das Eine aus dem Anderen entstanden ist. Nur die Modelle der Damentoiletten der letzten fünfzig Jahre — eine traurige Haide, die an das wächserne Wunderland grenzt — könnte als ein solcher Versuch gedeutet werden.

Daß der Kirmesbaum seine vollen Ranken auch in das nüchterne Reich der Wirthschaft hineintreibt, wird ja Niemand verwundern. In der reichen Ausstellung der Insel Ceylon erregte eine drohend aufgerichtete ausgestopfte Brillenschlange das Interesse mehrerer großen und kleinen Kinder. Wie aber Kunst, Wirthschaft und Kirmes sich zu durchdringen vermögen, dafür liefert der Pavillon von Bosnien und der Herzegowina, der auch ein den Meisten bisher unbekanntes Kunstgewerbe vorführt, das beste Beispiel. Es ist eine der gelungensten, schönsten Partikularausstellungen, allbegehrt wie die plateforme mobile, stets gedrängt voll wie das Palais du costume. Alles, was auf den Zustand des Landes ein freundliches Licht werfen kann, ist vorhanden: Bücher, Photographien, Karten, volle Aehren, getrocknete Tabakblätter, frische, reizende Mädchen, webend und stickend, Männer in verwegenen Kostümen und endlich ein Panorama von Serajewo von solcher Schönheit, daß der Menschenstrom vor ihm stockt und die Taschendiebe nicht wegzubringen sein sollen.

Ich habe nicht die Absicht, die Weltkirmes zu schildern, noch kann ich es versuchen, der deutschen Kunst gerecht zu werden; nur von dem wirthschaftlichen Theil der Ausstellung möchte ich ein paar Worte sagen. Vielleicht ist es den Lesern bekannt, daß der volkswirthschaftliche Theil der Ausstellung nicht in nationale Sondergruppen zerfällt. Wohl bestehen nationale Pavillons, die aber in erster Linie den Kunst- und Kirmeszwecken dienen. Die ausstellenden Länder haben sich dazu verstehen müssen, ihre Produkte neben, über, hinter einander aufzustellen. Die Leitung hat mehr als hundert Klassen von Gegenständen gebildet; jeder Nation ist in jeder Klasse ein Raum von bestimmter Größe zugewiesen worden. Daß die Franzosen einen weit größeren Theil des Raumes für sich in Anspruch nehmen würden, als anderen Völkern zugewiesen würde, war vorauszusehen und könnte vielleicht auch als ein billiges Verfahren angesehen werden, wenn alle Länder der Reihe noch in der Lage wären, sich diesen Vorzugsantheil zu sichern. Das ist aber nicht der Fall und wird auch niemals der Fall sein. So kann die Weltausstellung keine richtige Vorstellung von der verhältnißmäßigen Größe des volkswirthschaftlichen Lebens der verschiedenen Länder geben. Es kann von jedem Lande nur so viel geboten werden, wie der ihm zur Verfügung gestellte Raum gestattet. Ob Deutschland schlechter gefahren sei als die meisten übrigen Länder, Das ließ sich Ende April noch nicht übersehen. Ich schreibe nur Eindrücke nieder. Zu diesen Eindrücken gehört der folgende. Auf der Esplanade des Invalides hätte ein mit den thatsächlichen Verhältnissen Unbekannter vielleicht auf den Gedanken kommen können, daß die russische Industrie der deutschen an Umfang überlegen, die österreichische ihr gleich sei und die skandinavische sie an Schönheit der Produkte übertreffe. Dieser Eindruck wird durch ein eigenthümliches Mißgeschick mit hervorgebracht. In der englischen Abtheilung dieses Zweiges der Ausstellung fällt der Blick auf ein glänzendes Nebeneinander von Schneidewerkzeugen. Der harmlose Wanderer fühlt sich in der Ueberzeugung von dem hohen Stande der englischen Kleineisenindustrie bestärkt. Nur die Thatsache, daß mir die Namen einiger sheffielder Fabrikanten bekannt sind, veranlaßte mich, nach der über dem hohen Glaskasten angebrachten Schrift zu blicken. Was lese ich? J. A. Henckels Solingen. Ein Theil der „englischen Wand“ war einem unglücklichen deutschen Aussteller zugefallen. Man wird geneigt sein, diese Verwechselung einer Unaufmerksamkeit des Beobachters zuzuschieben. Aber wie mir von kompetenter Seite mitgetheilt wurde, ist der Irrthum immer wieder vorgekommen. Und wer, der nicht Konkurrent ist, liest die Namen der Aussteller, wenn sein Auge an einem Morgen auf Tausende von Objekten fällt? Uebrigens wird der folgende Vorfall diese Vermuthung unbegründet erscheinen lassen. Ich bin in der Abtheilung für Textilindustrie auf dem Marsfelde. Die deutsche Ausstellung ist wiederum

nicht zu ebener Erde, wo die Meiſten am Liebſten herumwandern, ſondern im erſten Stock untergebracht. Aber auch auf den beiden Längsſeiten, die die Beſucher gewöhnlich abſchreiten, ſuche ich ſie vergeblich. Endlich entdecke ich ſie in einem die beiden Seiten verbindenden Querriegel, ſehr verſteckt, entzückend durch den Reichthum und die Schönheit der ſammetenen und ſeidenen Gewebe. Uebrigens eine etwas einſeitige Vertretung der deutſchen Textilinduſtrie, wenn nicht weit mehr hinzukommt.

Abgeſehen von Frankreich, dem verbündeten Rußland, das beſonders bevorzugt iſt, und den Staaten mit wenig entwickelter Volkswirthſchaft, die alle Mühe haben, die ihnen zugewieſenen Räume auszufüllen, findet man die größeren Staaten in recht gedrückten Umſtänden. Man muß auswählen. Was ausgeſtellt wird, iſt daher willkürlich. So gehen auch die inneren Proportionen verloren; es iſt unmöglich, zu ſehen, in welchem Verhältniß die Erwerbszweige eines Landes zu einander ſtehen. Auch hierfür könnten Beiſpiele beigebracht werden; aber Das möchte „odiös“ erſcheinen.

Ein anderer Umſtand kommt hinzu. Man muß ‚feine Waare‘, ‚prima Waare‘ vorlegen. Jeder Ausſteller iſt beſtrebt, wenn es möglich iſt, durch die Schönheit der Produkte anzuziehen, er ſucht ſie ſo verlockend, wie es ihm ſeine beſondere Sphäre geſtattet, dem Auge des Beſchauers vorzulegen. Das Kunſtelement und das Weltkirmeselement werden großgezüchtet. Aus dieſen Sätzen darf man nicht ſchließen, daß ich ein Feind der Kunſt ſei; das Gegentheil iſt der Fall; aber mir ſcheint, in der Volkswirthſchaft giebt es weite Gebiete, die einer äſthetiſchen Betrachtung wenig zugänglich ſind, und neben der Schönheit der Waare kommen in Betracht: ihre Angemeſſenheit, ihre Dauer, ihre Güte, der Preis, die Erzeugungmethoden, die ſozialen Verhältniſſe, unter denen ſie hergeſtellt wird. Daß nun die Ausſtellung über die Herſtellung keine Auskunft giebt, wird mir Jeder beſtätigen. Zwar iſt mir mitgetheilt worden, es ſollten auch die Produktionmethoden neben den Produkten zur Darſtellung gebracht werden, aber ich habe nichts davon geſehen und ich möchte meine Zweifel äußern, ob Das in einem bemerkenswerthen Grade möglich ſein wird. Selbſtverſtändlich rechne ich die Vorführung von Kraftmaſchinen nicht dazu.

Auf einen ſchon erwähnten Punkt möchte ich, ehe ich einige Schlüſſe aus den vorhergehenden Ausführungen ziehe, noch einmal zurückkommen. Es iſt das Willkürliche, Irreführende dieſer Ausſtellung, das Einem, auch außerhalb der volkswirthſchaftlichen Abtheilungen, immer wieder aufſtößt. Welchen Nationalökonomen zieht es nicht nach dem Palais de l'Economie sociale! Und was ſieht er dort? Frankreich führt ſein Genoſſenſchaftweſen vor, Deutſchland ſeine Arbeiterverſicherung, Rußland, das hier am Rührigſten geweſen iſt, vornehmlich ſeine Maßregeln zur Bekämpfung der Trunkſucht, die große Republik ihren ‚Equitable‘, bekanntlich eine Lebensverſicherungsgeſellſchaft u. ſ. w. Nun

aber haben auch Deutschland und England glänzende und sich ergänzende Entwickelungen des Genossenschaftwesens aufzuweisen, auch anderswo ist die Arbeiterversicherung gepflegt worden, nicht nur in Rußland wehrt man sich gegen den Trinkteufel, — aber es ist keine Gelegenheit da, Das zu verfolgen. Wer nach Paris geht, um seine sozialen Studien zu ergänzen, zu kontroliren, um in bequemer Weise zu vergleichen, um das Gelesene anschaulich vor sich zu haben, Der wird sich im Palais de l'Economie sociale enttäuscht finden. Je mehr Enttäuschungen er erlebt, um so mehr befestigt sich in ihm die Ueberzeugung, daß die Ausstellung eine Veranstaltung ist für den ‚badaud des deux mondes'. Der will sehen; und in Paris ist viel Schönes und Interessantes zu sehen und zu erleben. Im Februar und März war der ‚badaud des deux mondes' auf den Azoren, dann reiste er zu der Feria nach Sevilla, vierzehn Tage danach ist er beim Stiergefecht in Madrid, nach gesundheitförderlichen Uebergängen in Pau oder Biarritz taucht er auf der pariser Weltausstellung auf, einige Wochen später wechselt er dreimal täglich den Anzug im Schweizerhof in Luzern oder im Waldstätterhof in Brunnen, dann zieht es ihn zu den Passionspielen nach Oberammergau; und im Dezember heben ihn drei Fellahs auf eine egyptische Pyramide.

Und welche Folgerungen ich ziehe? Nicht etwa die, man solle nicht nach Paris gehen. Das würde mir auch nicht anstehen, da ich seit zehn Jahren jede Gelegenheit benutzt habe, um mir noch unbekannte Theile Frankreichs zu durchstreifen. Auch werde ich mich an etwas so Unmöglichem nicht versuchen; ich weiß sehr gut, daß die meisten Leute nicht wegen der Ausstellung nach Paris gehen. Der hat in Paris gelebt und will alte Freunde und Bekannte wiedersehen. Der hat als junger Bursche vor Paris gekämpft und möchte es in friedlicher Stimmung von innen betrachten. Der hat Verwandte dort. Der wäre schon lange gern nach Paris gereist. Für sie Alle ist die Weltausstellung äußerer Anlaß; Viele von ihnen werden die Folies-Bergère und den Moulin Rouge häufiger in Augenschein nehmen als die Abtheilung „Garne und Gespinnste." Und für Manche, die Paris kennen, sind die Veranstaltungen der Weltkirmes gerade das Anlockende. Sie werden sich durch die Erwägung, daß sie vielleicht fünfzig Prozent mehr als unter normalen Verhältnissen für den Aufenthalt bezahlen müssen, eben so wenig abhalten lassen wie durch die Betrachtung, daß die Deutschen am Wenigsten gern in Frankreich gesehen sind. Die Unfreundlichkeit zeigt sich ja schon darin, daß Rückfahrkarten zu ermäßigten Preisen von der französischen Bahn nicht bewilligt worden sind und daß in der Nähe des Trocadero ein Panorama der Schlacht von Jena seinen Platz gefunden hat, das der ‚Guide Conty' unter den ‚attractions' der Weltausstellung aufzählt.

Solche Erwägungen sind auch gar nicht am Platz, wenn man nicht

zum Vergnügen, sondern zum Lernen in einem fremden Lande reist. Und es ist dringend nothwendig, daß wir mehr über Frankreich erfahren; seit dem Kriege haben die Franzosen unseren Zuständen und Lebensbedingungen die allergrößte Aufmerksamkeit geschenkt, mit überreichem Lobe unseres Fortschritts führen sie manchen Germanen irre und reizen sie die englische Eifersucht; unsere Kenntniß Frankreichs hat sich nicht wesentlich vermehrt. Der Nationalökonom kann Das vielleicht besser beurtheilen als ein Anderer, da in den letzten dreißig Jahren die deskriptive Richtung der deutschen Volkswirthschaftlehre die Kenntniß des wirthschaftlichen Lebens fremder Völker beträchtlich erweitert hat, während die deutsche Literatur über Frankreich nur unbedeutend gewachsen ist. Die Franzosen aber kommen diesen Bedürfnissen, abgesehen von den Arbeiten von Gide, de Marouſſem und Anderen, nur wenig entgegen. Wir müssen in Frankreich reisen, wenn wir nicht allmählich in die Lage Frankreichs vor dem Kriege mit Deutschland gerathen wollen. Unsere Schätzungen Frankreichs leiden schon jetzt, wie mir scheint, an höchst gefährlichen Fehlern.

Die Lückenhaftigkeit unserer Urtheile über das heutige Frankreich haben einige Aehnlichkeit mit denen über das revolutionäre Frankreich von 1790 bis 1800. Große Staatsaktionen, Schauderszenen kamen damals zur Kenntniß Deutschlands; sie füllen noch jetzt die Seiten unserer Geschichtwerke, aber alle Maßregeln zur inneren Entwickelung des Landes wurden übergangen oder nur gestreift. Und jetzt lesen wir in den Zeitungen von Parteihader, Ministerstürzen, skandalösen Prozessen, aber von der ununterbrochenen Arbeit der Franzosen an ihrer inneren Wohlfahrt vernehmen wir wenig. Das ist eine Folge der Herrschaft der Demokratie, da sie eine formale Gleichheit will, wo eine thatsächliche Gleichheit nicht besteht. Statt zuerst die thatsächliche Gleichheit in Angriff zu nehmen, arbeitet dieser einäugige Radikalismus zunächst immer an der Herstellung der formalen Gleichheit. Das ist leicht und lohnend. Im politischen Leben bedeutet formale Gleichheit: Einfluß immer größerer Massen auf die Lösung von Problemen, die nur Wenige verstehen, sie bewirkt Verflachung, auf das Sensationelle gerichtete Zeitunglecture. Man kann eben der großen Masse nur Das vorsetzen, wofür sie ein Verständniß besitzt. Die Zeitungen finden auch großen Beifall, wenn sie aus der in Frankreich grassirenden Bestechlichkeit im öffentlichen Leben fürchterliche Schlüsse für die Zukunft ziehen. Sie übersehen aber, daß auch England nach Beseitigung der königlichen Macht eine lange dauernde Zeit der politische Korruption durchgemacht und trotz den hierdurch verursachten tiefen Wunden doch seine Macht und seine Wirthschaft in der selben Zeit wesentlich erhöht hat. Es ist eben nicht so leicht, die geschichtlich gegebene Verfassung eines Staates zu beseitigen, und noch während des Krieges mit den südafrikanischen Republiken haben englische Staatsmänner ausge-

sprochen, daß die englische Verfassung weniger für den Krieg als für den Frieden passe. Die Zeitungen können auch auf den Beifall der Menge zählen, wenn sie die militärische Bedeutung des großen Geburtenüberschusses Deutschlands über Frankreich hervorheben. Allein es wäre billig, wenn sie ihre Leser auch damit bekannt machten, daß der eigenthümliche Altersaufbau Frankreichs es bewirkt, daß unter 1000 Menschen etwa acht bis zehn Männer mehr im militärischen Alter sich befinden als bei uns. Nur sehr wenig hören wir von dem sinnreichen Kampf, den Frankreich gegen die Phylloxera geführt hat, die ihm ein zweites Sedan zu bereiten schien. Im fernen Süden, an der Küste des mittelländischen Meeres, werden z. B. die Weinpflanzungen unter Seewasser gesetzt. Wer durch Frankreich reist, ist entzückt von dem sorgfältigen Anbau des Bodens; jeder Fleck ist landwirthschaftlich benutzt. An vielen Strecken gleicht das Land einem Garten, die Lage der Ortschaften, der Kirchen, der schloßähnlichen Villen im Süden Frankreichs macht den Eindruck, als ob ein Maler sie mit feinem Verständniß für den Charakter der Landschaft gewählt habe. Daß der Ochsenpflug im Süden wahrscheinlich vorherrscht, wird Der richtig beurtheilen, der die Erörterungen der Landwirthschaft-Theoretiker des vorigen Jahrhunderts über Ochs und Pferd kennt. Eher wird er sich wundern, wenn er hier und da den Charakter des Großgrundbesitzes und Großbetriebes mit großen umzäunten Feldern, mächtigen Weidekämpen mit Heerden eines dem Alpenvieh ähnlichen Schlages und mit aus Bäumen hervorlugenden wohlgepflegten Schlössern unverkennbar der Landschaft aufgeprägt findet. Aber auch da, wo der Kleingrundbesitz vorherrscht, sind die Wohnungen gut und solid; vielfach fällt die große Zahl neuer Gebäude auf, während manche Städte in dieser Beziehung im Beharrungzustande zu sein scheinen. Die Häuser zeigen eine größere Einheitlichkeit des Baues als die deutschen. Einmal habe ich in einem Thal der Auvergne häufiger das sogenannte niedersächsische Bauernhaus gesehen; in zwanzig Jahren wird es vielleicht verschwunden sein. Nicht darf ich endlich vergessen: die Unterwerfung von Moor und Haide, die in den Pyrenäen und der Auvergne deutlich sichtbare Wiederbewaldung von kahlen Felswänden. Das Gefühl des Deutschen ist durchaus frei von Stolz, wenn er etwa nachher durch die Eifel streift oder wenn auf der Fahrt von Münster nach Bremen sein Blick auf Haide, Moor und windschiefe Strohhütten fällt. Gewiß sieht er auch wenig von den Wahrzeichen des Industriestaates; selbst in größeren Industriestädten, wie etwa in Lyon, Rouen, Amiens, Lille, tritt der industrielle Charakter weit weniger hervor als in Deutschland oder England, wie auch Frankreichs Seestädte, etwa Marseille und Havre, Dem nicht überwältigend erscheinen, der London, Hamburg und Liverpool kennt. Noch immer macht Frankreich den Eindruck des, wie es Quesnay nannte, royaume agricole. Mehrmals ist mir von

Franzoſen ihr Land als Agrarſtaat bezeichnet worden; ich vermuthe, daß auch dort der Prozeß von Agrarſtaat gegen Induſtrieſtaat ſchwebt.

Die aus Alledem zu ziehenden Schlüſſe ſind nicht mißzuverſtehen. Wir wiſſen zu wenig von Frankreich. Es bietet uns Gelegenheit, mehr von ihm zu ſehen, — ſo weit Das eine Ausſtellung vermag. Benutzen wir die Gelegenheit, ſtudiren wir ſeine Volkswirthſchaft, aber ergänzen wir unſere Studien durch Reiſen nach allen Richtungen. Wer nach Paris geht, um dort den Triumph der deutſchen Induſtrie zu erleben, wird vielleicht enttäuſcht werden. Davon iſt Jeder überzeugt, der die Ausſtellung in dem bisherigen Umfange geſehen hat: Deutſchland wird ehrenvoll beſtehen durch die Güte und Schönheit ſeiner Produkte, die künſtleriſche Art ihrer Vorführung. Aber man bedenke: es fehlt der deutſchen Volkswirthſchaft der Raum zur vollen Darlegung ihrer Bedeutung und auch verſchiedene andere Völker haben ihr Beſtes gethan. Außerdem ſind wichtige deutſche Induſtrien gar nicht vertreten. Bei Alledem aber lege er ſich die Frage vor, ob Weltausſtellungen noch ein weſentliches Glied in der Kette unſerer wirthſchaftlichen Organiſation ſind. Daran iſt nicht zu zweifeln, daß internationale Ausſtellungen von Kunſtwerken, die alle fünf bis zehn Jahre in den Hauptſtädten Europas ſtattfinden, geradezu nothwendig ſind. Sie ermöglichen es größeren Mengen von Menſchen, ihr Urtheil zu berichtigen, die in den verſchiedenen Ländern gemachten Fortſchritte und Rückſchritte bequem zu überblicken. Bei Kunſtwerken treten die Fragen nach der Angemeſſenheit, der Dauer, dem Preiſe, den Erzeugungmethoden der Gegenſtände gar nicht oder mit geringer Stärke auf. Wichtig erſcheinen auch in ökonomiſcher Hinſicht Weltausſtellungen für Länder, deren Volkswirthſchaft gar nicht oder nicht genügend bekannt war; ich erinnere an Bosnien. Daß aber die ganze Welt ſich gewaltige Opfer an Kapital und Arbeit auferlegen ſoll, um der Kunſt und bisher unbekannten Ländern einen Verſammlungort zu bieten: Das iſt widerſinnig. Alle anderen Vortheile aber ſind zweifelhaft, wie Jeder ſehen wird, der ſich und Anderen ernſtlich die Frage nach dem Nutzen der Weltausſtellungen vorlegt.

Einer ſagt, ſie ſeien nothwendig im Intereſſe der Geſammtwohlfahrt eines Landes; ein Zweiter behauptet ihre Unentbehrlichkeit für die Konſumenten; ein Dritter zweifelt nicht daran, daß ſie für die Produzenten da ſeien.

Die Meinung von Numero Eins läßt ſich kurz ſo zuſammenfaſſen: der internationale Wettſtreit, die winkende Belohnung ſind der Sporn des nationalen Fortſchrittes. Darauf wird geantwortet: Die Produktion zweier Länder richtet ſich zum Theil auf Waaren ganz verſchiedener Art, in denen eine Konkurrenz unmöglich iſt, zum Theil auf verſchiedene Qualitäten und Arten der ſelben Waarenklaſſe, was Verſchiedenheiten des Klimas, der Technik, des Bedarfes erklären: amerikaniſche, ſchweizer, glashütter Uhren, engliſche Baum-

wollgarne, deutsche Garne, französische, russische Stoffe, so daß der Wettstreit wiederum ausgeschlossen oder sehr beschränkt ist. Also erst dann, wenn zwei Länder Waaren der selben Art und der selben Güte erzeugen, ist die ideale Möglichkeit der Konkurrenz vorhanden. Damit sie real werde, müssen die Produzenten aller Länder auf der Weltausstellung erscheinen. Das thun sie bekanntlich nicht; und wer kann sie zwingen? Wie gering ist auf allen Weltausstellungen nach 1851 die Betheiligung Englands gewesen! Es ist, nebenbei gesagt, auch ein höchst naiver Gedanke, daß Hunderttausende von Unternehmern aller Länder auf dem beschränkten Gebiete einer Weltausstellung sich zum wirthschaftlichen Kampfe stellen könnten. Die Zahl der Ausstellenden ist verhältnißmäßig immer gering. Um so geringer, je schmaler der ihnen zugewiesene Platz ist. Manchmal hat man in Paris etwa den Eindruck: Waare 1 des Landes A „konkurrirt" nicht mit Waare 1 der anderen Länder, sondern mit Waare 2 des Landes B und Waare 3 des Landes C.

Die Weltausstellungen geben den Konsumenten, wie es weiter heißt, Gelegenheit, zu prüfen, zu wählen, neue Bedarfsquellen zu erkennen. Das ist selbstverständlich nur für gewisse Waaren möglich, für nicht allzu schwer transportirbare und nur in den Grenzen, die die Geneigtheit der Produzenten, auszustellen, überhaupt zieht. Dabei ist wohl zu beachten, daß die meisten Konsumenten gar nicht in der Lage sind, die Güte der Waaren zu erkennen. Kraftmaschinen verstehen sie nicht einmal. Was die große Mehrheit allein sieht, ist, ob eine Waare schön, geschmackvoll, elegant, reich, prunkend ist, ob sie neue Muster bringt, ob sie die alten Bedürfnisse in neuer Weise befriedigt. Dafür sind Beweise in Hülle vorhanden. Zum Lobe verschiedener Weltausstellungen wird von Verschiebungen in der Nachfrage berichtet, die sich nach ihnen eingestellt haben. Prüft man diese Waaren, dann sind es regelmäßig Güter, die durch Neuheit oder Schönheit die Kauflust reizen: die wiener Schuhwaaren, die lyoneser Seidenwaaren, die japanischen Lackwaaren. Und hat der Konsument denn wirklich immer die Macht, die Ansprüche seines Bedarfes durchzusetzen? Das ist unstreitig der Fall, wenn er die Waare auf der Ausstellung kauft, wenn sie im Fall späterer Bestellung ein Fabrikzeichen trägt — das nicht nachgeahmt wird — oder wenn die Waare nicht anderswo produzirt werden kann. Sonst sind auch jene Bedarfsverschiebungen häufig vorübergehender Natur.

Und die Produzenten? Das Erzeugungsgebiet der Unternehmer ist gewöhnlich beschränkt, die Fortschritte der Volkswirthschaft bewirken zunehmende Arbeitstheilung. Die Unternehmer in manchen Zweigen des wirthschaftlichen Lebens können sich daher die Waaren ihrer Konkurrenten verschaffen; deren Erzeugnisse vermögen sie zu zerreißen, zu zerschneiden, unter die Lupe und das Mikroskop zu nehmen, in ihren Laboratorien zu analy-

siren. Sie sind so in der Lage, eine Kenntniß der fremden Waaren zu gewinnen, die eine Weltausstellung ihnen nicht verschaffen kann. Die sich mehrenden Export- und Handelsmuseen unterstützen sie in ihren Bestrebungen, die Leistungfähigkeit anderer Völker richtig abzuschätzen. Anders verhält es sich mit Gütern, die schwer zu transportiren sind, die der einzelne Unternehmer sich nur mit großen Kosten zu verschaffen vermag, die man gern in größerer Zahl, auch in Thätigkeit, sieht, wie elektrische Anlagen, Kraftmaschinen, Kessel, Hebezeug, Werkzeugmaschinen. Aber auch auf diesem Gebiete versagt die Weltausstellung sehr häufig. Die Firmen, deren Produkte man gern sehen möchte, stellen nicht aus. Der Konkurrenzzwang besteht eben nicht.

Kann es also einem Zweifel nicht unterliegen, daß der Nutzen der Weltausstellungen sehr gering ist, so wird eine Antwort auf die Frage gegeben werden müssen, weshalb nicht nur sie immer mehr an Bedeutung und Umfang zu gewinnen scheinen, sondern auch Provinzialausstellungen mit ihren häufig so dürftigen Darbietungen, ihren manchmal ermüdenden Vorführungen des selben Gegenstandes in annähernd gleicher Güte, gleicher äußerer Gestalt, gleichen Preislagen mit erschreckender Häufigkeit auf einander folgen. Es ist nicht schwer, die Erreger dieser Krankheit, der, wie man sie genannt hat, „Ausstellungseuche“ aufzufinden. Es ist eine ganze Anzahl von Interessenten, denen die Ausstellungen an sich gleichgiltig sind: Ausstellungunternehmer, Bodenspekulanten, Veranstalter von Kirmeslustbarkeiten aller Art, die zahlreichen Unternehmungen, die die Statistik unter den Stichwörtern ‚Beherbergung und Erfrischung‘ unterbringt. Ihnen ist es an sich gleichgiltig, was ausgestellt wird: Nahrungmittel, kunstgewerbliche Produkte oder Katzen, vorausgesetzt, daß das Ausgestellte ein Zusammenströmen von Menschen bewirkt. Sie finden auch immer wieder beredte Männer, die den ungeheuren kulturfördernden Einfluß solcher Veranstaltungen zu beweisen vermögen, und Menschenfreunde, deren „Gemeinsinn“ für das nicht selten eintretende Defizit aufkommt. So offenbart sich auch in den Ausstellungen, was Wilhelm Wundt die Heterogonie der Zwecke genannt hat.

Viele, die nach Paris reisen, werden es nachher bereuen, ihre Zeit nicht zu einem Aufenthalt an der See oder im Gebirge verwandt zu haben. Aber ihre Enttäuschung wird glänzend belohnt sein, wenn sie eine klare Antwort auf folgende Fragen zu geben vermögen. Erstens: Wäre es nicht das Beste, wenn die letzte Weltausstellung des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt die letzte wäre? Zweitens: Wenn die Weltausstellungen sich als Glied in der Absatzorganisation unserer Volks- und Weltwirthschaft überlebt haben, was soll an ihre Stelle treten?

Kiel. Professor Dr. Wilhelm Hasbach.

Hermen.

Themiſtokles in Olympia.

Themiſtokles, der Held von Salamis,
Als er vom Perſerjoch ſein Volk befreit
Und an Olympias geweihtem Sitz
Zum erſten Male nach vertobtem Krieg
Den heil'gen Spielen wieder zugeſchaut,
Die ſtolzer Griechenland noch nie beging:
Erkannt von allen Gäſten ſaß er da
Und kein helleniſch Auge wandte ſich
Den ganzen Tag hindurch von ihm hinweg,
Den heißen Kämpfern in der Ringbahn zu,
So rühmlich um den Kranz auch Jeder ſtritt.
Nur ihn als Sieger ſtaunten rings ſie an,
Denn Aller Beifall ſtieg zu ihm empor.
Er aber nahm ihn wohlgefällig auf
Und ſprach, vernehmbar laut, das fromme Wort:
„Die Götter ſchenkten heut' als Ernte mir
Die Frucht der ſchweren Arbeit, die ich that".

Tod des Perikles.

Auf ſeinem Sterbebett lag Perikles
Und das Bewußtſein ſchien ihm ſchon entflohn.
Die Freunde, die ihm übrig waren noch,
Umſtanden ihn und ſprachen unter ſich,
Die Größe rühmend ſeiner Tugenden
Und ſeiner einſt faſt unbeſchränkten Macht.
Bewegt auch zählten ſie die Thaten auf,
Die er vollbracht, wie jedes Siegesmal,
Das er Athen zu ew'gem Ruhm erbaut.

Doch er, im Scheiden noch, verstand sie wohl
Und plötzlich auch ergriff er selbst das Wort:
„Ich wund're mich, daß Ihr an mir gelobt,
Was nur das wandelbare Glück verleiht
Und was mit manchem Andern ich getheilt,
Dagegen Ihr verschwiegen unbedacht,
Was mich bedünkt allein des Neides werth:
Daß meinetwegen nie ein Bürger je,
Zum Tod verfolgt, in Trauer sich gehüllt."

München. Martin Greif.

Italienische Wirthschaft.

Der chronische Parteienzwist mit seinen maßlosen gegenseitigen Anklagen und namentlich die tendenziösen Vorwürfe, die jedwede Oppositionpartei gegen die allzu häufig wechselnden Regirungen und ihre Handlungen und Unterlassungen zu schleudern gewohnt ist, haben es verschuldet, daß die wirthschaftliche Lage Italiens im Ausland für ungünstiger gilt, als sie es wirklich ist. Wer genauer zusieht und vorurtheillos prüft, kann nicht verkennen, daß der Wohlstand im Lande seit der staatlichen Einigung erheblich gestiegen ist. So jung die italienische Industrie ist: sie sieht sich heute bereits im Stande, nicht nur den größten Theil des inneren Bedarfes zu decken, sondern auch hie und da den Wettbewerb mit älteren Industrien auf dem Weltmarkt aufzunehmen. Und auch der Ackerbau hat in den letzten Jahrzehnten merkliche Fortschritte gemacht. Selbst in den arg vernachlässigten südlichen Landestheilen hat man begonnen, der Landwirthschaft erhöhte Fürsorge zuzuwenden, und früher öde Striche geben heute reichen Ertrag. Auch der Handel — Genua scheint der Hauptstapelplatz für Mitteleuropa werden zu wollen — ist in stetigem Aufblühen begriffen. Nur die Schifffahrt ist zurückgegangen; und der Bergbau, eine der ergiebigsten Quellen des Reichthumes anderer Länder, fehlt Italien fast ganz.

Ob es gerade ein Werk weitausschauender Klugheit genannt werden kann, daß man mit allen Mitteln des Staates die Industrie bevorzugte, muß die Zukunft lehren. Das Land hat weder Kohle noch Eisen; und der Vortheil der niedrigen Arbeitlöhne ist im Schwinden begriffen. Das Naturell der Bevölkerung, die Küstenbeschaffenheit und die geographische Lage, die seit der Eröffnung

des Suezkanals wieder schwer ins Gewicht fällt, weisen Italien mehr auf Handel und Schiffahrt hin. Jedenfalls dürfen die italienischen Staatslenker sich aber Glück dazu wünschen, daß mit dem Wohlstand auch der Kredit des Landes gestiegen ist.

Immerhin bleibt noch Manches zu wünschen übrig. Es ist kein Zeichen gesunder Zustände, daß in dreißig Jahren ruhiger, durch keine erheblichen äußeren oder inneren Erschütterungen gestörter Entwickelung wiederholt finanzielle Krisen eintreten konnten, die den Staat bis an den Rand des Bankerottes brachten. Sie waren die Folge des verderblichen Finanzsystemes. Aeußerlich ist ja die Verwaltung der Finanzen wohlgeordnet und ihre Leitung ist im Allgemeinen geschickt und auch ehrlich. Steigt man jedoch zu den Quellen hinab, aus denen die Staatseinnahmen fließen, so stößt man auf schwere Schäden.

Das Steuersystem wird von Fachleuten geradezu als barbarisch bezeichnet. Jedenfalls sind seine Wirkungen oft äußerst unheilvoll gewesen. Im Sturm und Drang der Befreiungskämpfe mußte man ohne Rücksicht auf die Zukunft zu jeder Besteuerung greifen, die rasch die Mittel zu schaffen versprach, um die schier unerschwinglichen Bedürfnisse des Staates zu befriedigen. So entstand ein buntes Gemisch von Monopolen, Fiskalitäten, direkten und indirekten Steuern, über dessen Ungeheuerlichkeiten man sich mit dem guten Vorsatz tröstete, in ruhigeren Zeiten zu Reformen zu schreiten. Diese sind aber bisher ausgeblieben. Wohl wurde hie und da eine besonders verhaßte Steuer durch eine andere ersetzt, aber diese war immer nur für den Augenblick erträglich, weil sie eine nicht schon ganz so wunde Stelle drückte. Thatsächlich ist nichts geschehen, um auch nur die schlimmsten Ungerechtigkeiten abzustellen. Ja, man wußte den wiederholten Finanzkrisen gegenüber sich nicht anders zu helfen als durch Steuererhöhungen oder neue Auflagen, die dann auf die Dauer das Uebel noch verschlimmerten. Die Höhe des Steuersatzes, der auf den Kopf der Bevölkerung entfällt, kommt den Sätzen so viel wohlhabenderer Länder wie England und Frankreich sehr nah. Sie beträgt 40,61 Francs. Noch ungünstiger ist das relative Verhältniß zum Nationaleinkommen. In England werden sieben, in Deutschland zehn, in Frankreich zwölf, in Italien neunzehn Prozent des Nationaleinkommens in Steuern erhoben. Und diese Last drückt natürlich am Allerschwersten gerade auf den ärmsten Theil der Bevölkerung. Kein anderes civilisirtes Volk hat eine Staatseinkommensteuer von durchschnittlich zwanzig Prozent. Allerdings gilt dieser Satz nur für Renten, die ohne Arbeit bezogen werden, während das Einkommen aus anderen Quellen vielfach abgestufte Ermäßigungen genießt. Da das Einkommen der Gewerbetreibenden durch Einschätzungskommissionen festgestellt wird, können sich die Erwerbsstände der schweren Besteuerung am Wenigsten entziehen. Anders die Rentner, denen es ein Leichtes ist, die Steuer überhaupt von sich abzuwälzen. Der Staat zieht nämlich von allen durch ihn selbst oder durch öffentliche Gesellschaften auf ihre Schuldtitel gezahlten Zinsen den zwanzigprozentigen Steuerbetrag von vorn herein ab. Dieses System schien den Vortheil zu bieten, daß der Fiskus durch Einsicht der Stempelregister, Hypothekenbücher, Notariatsaufnahmen und anderer beglaubigten Akte die Zinseinnahmen der Privaten mit fast absoluter Sicherheit ermitteln konnte; überdies traf der Abzug auch die ausländischen Gläubiger. Als die Rentensteuer eingeführt wurde, erfüllte sie auch

ihren Zweck. Im Laufe der Zeit hat sich Das aber vollkommen geändert. Jeder Geldgeber oder Erwerber einer Schuldverschreibung rechnet heute mit dieser Steuer. Bei Abmachungen zwischen Privaten ist die Regel, daß der Gläubiger als der Stärkere dem Schuldner den vollen Steuerbetrag auferlegt; und selbst Aktiengesellschaften, Kommunen und öffentliche Institute müssen ihn bei Ausgabe von Obligationen übernehmen. Schließlich hat der Staat selbst sich zur Ausgabe von Rententiteln, „frei von jedem Einkommensteuerabzug", verstehen müssen. Wo der Käufer eines Papieres die Steuerzahlung übernimmt, normirt er den Kaufpreis nur nach dem nominellen Zinssatz abzüglich der Steuer. So ist es dahin gekommen, daß heute nur ein verschwindend kleiner Theil der Rentner die Steuer wirklich bezahlt. Einer kann ein Einkommen von Millionen beziehen, ohne auch nur einen Pfennig Steuer zu zahlen, — wenn er nur vorsichtig genug ist, keine nutzbringende Beschäftigung zu treiben. Die Absurdität dieses Zustandes ist so einleuchtend, daß es an Versuchen, das Renteneinkommen wirksamer zu treffen, natürlich seitdem nicht gefehlt hat; aber sie wurden immer erst in Zeiten der höchsten Noth unternommen und liefen dann auf eine neue Steuererhöhung hinaus, der auch die Erwerbsstände sich widersetzen mußten. Daß es möglich wäre, durch eine rationellere und gerechtere Steuervertheilung die Staatseinnahmen zu verbessern, ist sicher. Die Staatsschuld Italiens beträgt ungefähr dreizehn Milliarden Lire und erfordert einen jährlichen Zinsenaufwand von etwa fünfhundert Millionen. Dazu kommen verzinsliche Hypothekenschulden von etwa neun Milliarden; und unter Hinzuziehung der Schulden der Kommunen, Provinzen u. s. w. wird man einen Gesammtzinsbetrag von mindestens einer Milliarde jährlich annehmen müssen, auf den die Schuldner Einkommensteuer entrichten. Das würde natürlich so bleiben, wie es ist. Gelänge es aber, auch die Empfänger der Zinsen zu einer einigermaßen entsprechenden Leistung heranzuziehen, so würden selbst unter Berücksichtigung starker Ausfälle ganz erheblich größere Mittel aufgebracht werden können.

Eine schreiende Anomalie besteht bei der Grundsteuer. In Oberitalien ist sie nach einem in der Zeit der österreichischen Herrschaft aufgestellten einheitlichen Kataster veranlagt. In Mittel- und Unteritalien dagegen gelten noch die verschiedensten Einschätzungen, die zum Theil bis in die Normannenzeit zurückgehen. Ohne Rücksicht auf die ganz fehlerhafte Unterlage sind die Steuersätze je nach Bedürfniß durch prozentuale Zuschläge erhöht worden, und zwar nicht nur vom Staat, sondern auch von den Provinzen und Gemeinden. Namentlich in Süditalien, wo sich der Geldwerth am Stärksten geändert hat, thaten sich die Lokalverwaltungen bei den Zuschlägen sehr wenig Zwang an. Es kommt da vor, daß die Grundsteuer den eingeschätzten Reinertrag um das Mehrfache übersteigt. Wenn heute eine Oelbaumpflanzung vorhanden ist, wo zur Zeit der Einschätzung Weideland oder Buschwald war, schadet Das ja nicht. Aber auch das Gegentheil kommt vor, so daß die kleinen Besitzer am Schwersten unter dem Mißstand leiden und der soziale Unfriede durch ihn mächtig genährt wird. Schon im Jahre 1894 waren über 80 000 Grundstücke für Steuerrückstände gepfändet und der Fiskus bemühte sich vergeblich um Abnehmer. Die Zahl dürfte seitdem auf 90 000 gestiegen sein, obgleich inzwischen ein Gesetz den alten Besitzern die Wiedererwerbung ihrer Stellen erleichtert hat.

Wohl die verhaßteste aller Steuern ist die Verzehrungsteuer. Sie wird nicht nur von den Lokalbehörden erhoben, sondern ist im Grunde eine Staatssteuer. Aber der Staat hat die Erhebung einfach den Gemeinden überlassen und sie zugleich ermächtigt, außer Zuschlägen für ihre eigene Rechnung auch die Besteuerung von sonst steuerfreien Verbrauchsgegenständen einzuführen. Natürlich wird davon ausgiebigster Gebrauch gemacht, so daß fast jede Ortschaft ein besonderes Zollgebiet mit eigenem Tarif bildet. Diese Steuer bedrückt nicht nur die Gewerbetreibenden und die städtischen Arbeiter, sondern besonders hart auch die Aermsten der Armen, die ländlichen Arbeiter der Südprovinzen. Erst in Folge der letzten Unruhen hat der Staat auf zwanzig Millionen aus der Verzehrungsteuer verzichtet und, um dem ärgerlichen Feilschen bei Erneuerung der Steuerpachtverträge ein Ende zu machen, den Betrag auf die Kommunen als eine Art fester Leistung vertheilt, wogegen diese verpflichtet wurden, die unbeliebte Mehlsteuer aufzuheben. Für den Ausfall hielt sich der Staat dadurch schadlos, daß er den Grenzzoll für Mehl erhöhte: die Last war also wieder nur umgelegt.

Alle übrigen Steuern sind enorm hoch, beuten die Verpflichteten geradezu aus oder unterstützen die verderblichsten Neigungen der Bevölkerung: so die Staatslotterie. Die Kunst der Staatsmänner beschränkt sich darauf, „die Henne zu rupfen, ohne daß sie Lärm macht."

Ist das Gleichgewicht des Staatshaushaltes nach Alledem stets von der Gefahr bedroht, daß die zu hoch geschraubten Steuern versagen, so liegt eine weitere Gefahr für die Staatsfinanzen in den Verhältnissen der Zettelbanken und des Geldumlaufes. Als der Minister Magliani einst zur Aufhebung des Zwangskurses schritt, erklärte er es für selbstverständlich, daß das Bankwesen reformirt werden müsse. Aber die Stimmen, die sich warnend gegen die Aufhebung des Zwangskurses vor dieser Bankreform erhoben, verhallten ungehört in dem Jubel, mit dem das kühne Unternehmen begrüßt ward. Zwar wurde die frühere sardinische Notenbank, deren Einrichtungen modernen Anforderungen einigermaßen genügten, zur Banca Nazionale für ganz Italien mit einem Kapital von hundert Millionen; aber neben ihr ließ man vier Banken mit dem Recht der Notenausgabe für ihre Region bestehen. Diese Institute waren gänzlich veraltet. Die Regirung kontrolirte sie nur dem Namen nach und auch die Banca Nazionale wurde allmählich so schlecht beaufsichtigt, daß die Bankleitung sich über Statut und Gesetz ganz willkürlich hinwegsetzen konnte.

Vierzehn Jahre vergingen, bevor das für so dringend erklärte Gesetz, das Ordnung im Bankwesen schaffen sollte, auch nur eingebracht wurde. Nach Depretis' und Maglianis Vorgang sahen alle folgenden Minister es als genügende Regirungskunst an, schwierige Angelegenheiten so lange wie möglich bei Seite zu schieben. Daß die Regelung aber äußerst schwierig schien, dafür sorgten schon die Bankleiter und ihr parlamentarischer Anhang, die sich bei der herrschenden Anarchie wohl befanden.

Erst der römische Baukrach und das Zusammenbrechen der Banca Romana rüttelten Regirung und Parlament auf. Es ist ein landläufiger Irrthum, zu glauben, nur die wahnsinnige Bauspekulation der achtziger Jahre habe die darauf folgende große wirthschaftliche Krise verschuldet. Eine noch so schwere örtliche Katastrophe würde nie jene Wirkung gehabt haben, wenn nicht die heillose Wirth-

schaft der Emissioninstitute mit dem Leichtsinn und der Korruption der Staatsmänner und Parlamentarier und einer an sich fehlerhaften Finanzgebahrung zusammengetroffen wäre.

Erst nach jenen bitteren Lehren — der Prozeß Tanlongo und seine schimpflichen Enthüllungen sind noch in Aller Gedächtniß — kam ein Bankgesetz zu Stande, das wenigstens feste Regeln für die Notenausgabe aufstellte und eine wirksame Kontrole der Zettelbanken schuf. Dagegen wagte man aus parlamentarischen und anderen nicht eingestandenen Gründen die Hauptherde des Uebels, die Vielheit der Banken und das Uebermaß des Notenumlaufes, nicht zu beseitigen. Die Banca Romana war freilich nicht wieder aufzurichten und die kleine Banca Toscana, die am Wenigsten gesündigt hatte, weil man ihr am Wenigsten traute, liquidirte freiwillig; aber gerade die ärgsten Herde der Korruption, die Banken von Neapel und für Sizilien, ließ man aus Furcht vor der süditalienischen Opposition bestehen. Sie werden voraussichtlich auch der verschärften Aufsicht trotzen, sobald der erste Schrecken vorüber ist. Die Mißbräuche und Gaunereien beim Banco di Napoli waren nicht weniger schlimm als bei der Banca Romana. Jetzt hat der Staat die Garantie für die Pfandbriefe der Bank übernommen, die zum Theil auf Grundstücke fundirt sind, die überhaupt nicht existiren, und zur Beschaffung des fehlenden Kapitalfonds wurde ein höchst sinnreiches Kunststück erdacht: der Staat nahm die noch vorhandene Notendeckung im Betrage von fünfundvierzig Millionen Lire in Metall an sich und gab der Bank dafür eben so viel an neugeschaffenen Staatsnoten, wofür sie ungefähr fünfzig Millionen vierprozentiger Rente kaufen konnte. Mit den zwei Millionen Lire an jährlichen Zinsen soll sie binnen etwa zwanzig Jahren ihren Metallschatz zurückkaufen, um also dann in den Rententiteln wieder einen Kapitalfonds zu haben. Die Rechnung stimmt; ob Alles glatt gehen wird, kann nur die Zukunft lehren.

Von je her haben die italienischen Finanzminister ihr Amt mit der Erklärung angetreten, daß der übermäßige Papiergeldumlauf eingeschränkt werden müsse, — und fast Alle haben ihn während ihrer Amtsführung vermehrt. So war man auch bei der Berathung des Bankgesetzes darüber einig, daß der Notenumlauf zu groß sei; trotzdem ist er durch die Ausgabe der fünfundvierzig Millionen in Staatsnoten für die Bank von Neapel erhöht worden. Man erklärte, sich nicht die einzige dem Verkehr noch offen gebliebene Kreditquelle, die Notenausgabe, verstopfen zu wollen. Unausgesprochen blieb, daß man den Gewinn der Emissionbanken aus der Notenausgabe nicht schmälern wollte. Denn selbst die Banca d'Italia hat noch heute fast das Dreifache ihres eingezahlten Aktienkapitals von hundertundachtzig Millionen Lire in zur Zeit unrealisirbaren Werthen festgelegt.

In Folge dieser Zustände zeigt das Goldaufgeld trotz der sich günstig entwickelnden Handelsbilanz des Landes fortgesetzt die Neigung, zu steigen, und wird nur durch die äußersten Anstrengungen der Regirung und der Banken auf sieben bis acht Prozent erhalten, während sich — zunächst an den Börsen — bedenkliche Anfänge einer Ueberspekulation und Ueberproduktion zeigen. Der Minister Luzzatti glaubte, das Agio herabdrücken zu können, als er die Sicherheit der Noten erhöhte. Er verpflichtete die Banken gesetzlich, aus ihren liquiden Mitteln stets einen dem Umlauf gleichkommenden Betrag bereit zu halten, der in erster Linie zur Notendeckung dienen sollte. Aber bald mußte er seinen Irrthum einsehen.

Papiergeld mit Zwangskurs genießt immer die moralische Garantie des Staates —: und diese ist mehr als das Wechselportefeuille einer Bank oder jede gesetzliche Garantie; denn auch Gesetze können geändert werden. Die gesetzliche Neubestimmung hat nur die anderen Gläubiger der Banken in eine prekäre Lage gebracht, ohne den Preis der Noten zu erhöhen. Dieser wird bei einem uneinlösbaren Papiergeld, wenn auch nicht ausschließlich, so doch wesentlich durch die größere oder geringere, besser vielleicht durch die näher oder ferner liegende Wahrscheinlichkeit, es in Metall umsetzen zu können, bestimmt; und als den sichersten Maßstab für die Schätzung wird man stets in erster Linie das Verhältniß des Bankschatzes zum Umlauf ansehen können. Die italienischen Notenbanken hatten aber nach dem Ausweis vom dreißigsten September 1897 an Noten und Sichtanweisungen ungefähr 1300 Millionen Lire im Umlauf, die sich im Laufe des Oktobers noch beträchtlich vermehrten. Dazu kommen 550 Millionen Lire in Staatsnoten und dem Allen stehen nur 395 Millionen Lire in Gold und 48 Millionen in kursfähigem Silber gegenüber: ein Verhältniß, das die Aufnahme der Baarzahlungen in unabsehbare Ferne rückt und den auf den Noten befindlichen Vermerk „auf Sicht in Metall umzuwechseln" zu einer offiziellen Lüge stempelt.

Einen sprechenden Beleg dafür, daß ein Umlauf von 1850 Millionen Lire in Papier die legitimen Bedürfnisse des Verkehres weit übersteigt, liefert der Umstand, daß trotz der kaum überstandenen Krisis der Wechselzinsfuß sich in letzter Zeit in dem kapitalarmen Italien stets unter dem deutschen und fast eben so niedrig wie in London gehalten hat. Ueberfluß an Umlaufsmitteln, die in ihrem natürlichen Beruf, den Waarenaustausch zu vermitteln, im Inland keine Verwendung finden und ihrer Natur nach nicht ins Ausland abfließen können, ruft aber stets auf irgend einem Gebiet eine Ueberproduktion hervor. In der That zeigen sich, wie schon bemerkt, die Anzeichen einer solchen. Warnungen und Ermahnungen, an denen Regirung und Presse es nicht fehlen lassen, helfen dagegen erfahrungsgemäß nichts. Wirksamer würde als ein erster Schritt zur Einschränkung des Notenumlaufes das jüngst an die Banken ergangene Verbot der Beleihung von Börsenpapieren sein, wenn es aufrechterhalten worden wäre. Aber dem dadurch in den Börsenkreisen entfesselten Sturm hat die Regirung nicht Stand zu halten vermocht; schon verlangt sie jetzt nur die „allmählich vorschreitende, schonendste Durchführung" der Verordnung und damit wird die ganze Maßregel sehr bald ein toter Buchstabe sein.

Auch die Eisenbahnen zehren an den Staatsfinanzen und die Hoffnung, in ihnen eine ergiebige Einnahmequelle zu finden, ist schmählich getäuscht worden. Unmittelbar nach der Begründung des Königreiches mußte die Regirung sich den allerhärtesten Bedingungen der Kapitalisten und Unternehmer fügen, um nur überhaupt das Land mit den unentbehrlichsten Bahnlinien ausstatten zu können. Und geradezu unheilvoll für die Finanzen ist der große Eisenbahnbauplan geworden, den das Kabinet Depretis-Magliani 1879 aufstellte und den die Nachfolger aus Schwäche aufrechterhielten, selbst nachdem seine verderblichen Folgen klar hervorgetreten waren. Fast alle Gebrechen der heutigen Finanzwirthschaft Italiens lassen sich auf die von jenen beiden Männern eingeführten Regirungsgrundsätze und Kunstgriffe zurückführen. Beide waren Meister in der dem Italiener eigenen Geschicklichkeit, sich und Andere durch blendende Illusionen über

thatsächliche Gefahren hinwegzutäuschen. Alles, was geschah, war eine einzige große Kinderei; es ist, wie wenn Knaben „Eisenbahn" gespielt hätten. Jeder Deputirte, der seine Stimme geschickt zu verhandeln wußte, bekam für seinen Wahlkreis oder seine Freunde eine Eisenbahn beschert. Wenn der Ministerpräsident auf Reisen ging, so verfehlte er nie, den ihn mit guter Absicht feiernden Provinzialen als wohlthätiger Goldonkel eine Eisenbahn zu versprechen. Da Niemand lange warten wollte, so wurde überall zugleich gebaut, oft noch, bevor der Plan der Linie auch nur endgiltig festgestellt war. Viele Bahnen wurden sehr schlecht gebaut, viele kosteten das Doppelte, einzelne das Fünffache der Voranschläge; und mehr als eine deckt noch heute nicht einmal die Betriebskosten. Obgleich das Baukapital damals zu dem niedrigsten Zinssatz beschafft werden konnte, den Italien je gehabt hat, so beträgt die Belastung der Finanzen durch die Bahnen noch immer jährlich 200 Millionen Lire. Dabei sind die Neubauten nicht eingerechnet und es fragt sich sehr, ob sie die Belastung nicht noch steigern werden. Herr Luzzatti hat als Berichterstatter einer parlamentarischen Untersuchungskommission die Eisenbahnbauten „ein schier unerschöpfliches Defizit-Bergwerk" genannt; und thatsächlich scheint das Werk noch immer ergiebig zu sein, denn neuerdings werden wieder 200 Millionen für die Pensionkassen der Beamten gefordert und mit den Bahngesellschaften mußte eine verkappte Anleihe abgeschlossen werden, um das nöthigste Betriebsmaterial zu beschaffen. Man ist gewöhnt, die Noth der italienischen Finanzen den übertriebenen Rüstungen zur Last zu legen; die Eisenbahnen haben einen größeren Antheil daran.

Auch die allgemeine Staatsverwaltung ist trotz der dürftigen Bezahlung der Beamten höchst kostspielig, ohne darum besser zu sein als anderswo. Es giebt viel zu viele Beamte, der Formalismus ist ungeheuerlich, der Geschäftsgang schleppend; die Kontroleinrichtungen sind höchst verwickelt und doch sind Pflichtverletzungen an der Tagesordnung. Der Abgeordnete Colombo, der wiederholt Minister war, schätzte einmal die Ersparnisse, die durch eine rationelle Umgestaltung der Verwaltung zu erzielen wären, auf vierzig Millionen.

Der einzige Lichtpunkt ist, daß ein schlechtes Finanzsystem immer noch leichter und rascher zu verbessern ist als eine schlechte wirthschaftliche Lage. Diese ist aber in Italien in entschiedener Besserung begriffen; der allgemeine Wohlstand ist trotz allen Krisen stetig gewachsen; und dieser Erkenntniß ist es auch zuzuschreiben, daß der erschütterte Kredit des Landes bisher immer wieder hergestellt werden konnte.

Allmählich ist man sich nun auch der Wichtigkeit eines guten Finanzsystemes voll bewußt geworden und es mangelt weit weniger am Verständniß für die richtigen Mittel, der Finanznoth zu steuern, als an der Festigkeit, das einmal als richtig Erkannte durchzuführen. Italien befindet sich jetzt gerade nach einer schweren Krisis im Stadium eines besonders lebhaften wirthschaftlichen Aufschwunges. Da wäre es unverzeihlich, wenn man auch diesmal zu den beliebten Auskunftmittelchen greifen und mit einer unhaltbaren Flickarbeit sich zufrieden geben wollte, statt durchgreifend zu reformiren.

Rom. Dr. Reinhold Schoener.

Der Wittwer.

Seine Frau war gestorben.

Die Räume durchzog noch ein schwacher Duft von Tannenzweigen, Blumen, Aether und Jodoform, der ihn beständig an die Qualen und Aufregungen der letzten Tage gemahnte.

Ein Kollege hatte ihn so lange vertreten. Jetzt aber, wo allmählich die Lähmung wich, die seit der Gattin Todeskampf auf seinem Denken und Fühlen lastete, verlangte ihn doppelt nach Thätigkeit. Er fieberte danach, herauszukommen aus diesem dumpfen, schrecklichen Grübeln über das Unabänderliche, das sein Sinn noch immer nicht völlig fassen konnte.

Er war kein sonderlich kluger Mann, aber ein klarer, nüchterner Kopf und verstand, zu arbeiten. So ließ er sich, um nicht aufs Bureau zu müssen, ganze Stöße Akten kommen und machte sich mit verzweifelter Energie darüber her. Hier fand er Vergessen.

Nur manchmal, wenn irgend ein Zwist der Beamten, dessen Geringfügigkeit zu der Wichtigkeit, mit der er vorgetragen wurde, in keinem Verhältniß stand, an ihn kam, hob er, unwillkürlich lächelnd, den Kopf. Das mußte er seiner Frau rasch erzählen. Sie amusirte sich über Dergleichen und fand auch wohl mit der Intuition des aufgeweckten Weibes eine treffende, die ganze Angelegenheit beleuchtende und erklärende Wendung. Er wollte rufen. Er wußte sie um diese Zeit stets nebenan. Und dann? .... Der Tannengeruch, die Stille um ihn her! Das Lächeln erstarb auf seinen Lippen ...

Dort hing ihr Bild. Es schien zu leben, aus dem Rahmen zu treten. Ach, nein, sie selber mußte ja kommen, sich an ihn lehnen, wie so oft, und in ihrer lebhaften Art fragen: „Es ist gut; nicht wahr: Du findest es gut?“

Aber sie kam nicht ...

Dann barg er das Haupt in beide Hände und weinte bitterlich.

Man nannte ihn hart, berechnend. Und er war es wohl, wenn auch nicht viel mehr als die meisten Ehrgeizigen, die nur ein Ziel kennen: vorwärts zu kommen.

Aber diese Frau hatte er geliebt; wenigstens, als er um sie warb. Sie glaubte an ihn und seiner Eitelkeit schmeichelte dieser feste Glaube an seine Zukunft.

Tot! Er konnte es noch immer nicht fassen. Hier, in diesen Räumen, wo jeder Gegenstand an sie erinnerte ... Er mußte hinaus!

Sein Mandat rief ihn längst nach Berlin. Er hatte sich bisher mit der schweren Erkrankung, dann mit dem Tode seiner Gattin entschuldigt. Jetzt reiste er.

In den Wandelgängen, im Foyer und Saal des Reichstages, auf der Straße, im Restaurant, überall kamen ihm die Bekannten kondolirend entgegen.

Am zweiten und dritten Tage wurde die Zahl der Theilnehmenden schon kleiner. Dann fragte Niemand mehr.

Es war wie früher, nur, daß er, statt die Mahlzeiten und Abende im Kreise der Fraktiongenossen zu verbringen, sich außerhalb der Sitzungen allein hinschleppte.

Wie endlos schien ihm der Tag! Er schlenderte zwecklos durch die Straßen. Der Lärm der Großstadt, das Rollen, Klappern, Brausen der Wagen und Pferdebahnen, das Hasten der Menschen thaten ihm wohl.

In seinem Logis litt es ihn nicht; unablässig zog es ihn hinaus unter Menschen und die Töne des Lebens. Wenn er im Restaurant allein an seinem Tisch saß, um ihn herum an anderen Tischen plaudernd und lachend seine Bekannten, hätte er gern gerufen: Kommt zu mir, sprecht ein Wort; die Einsamkeit bringt mich um! Aber er fürchtete, gegen den üblichen Brauch zu verstoßen, der Toten dadurch Etwas zu rauben, was ihr an Ehrung und Rücksicht zukam, und blieb allein.

Eines Abends kam er spät vom Monopol-Hotel die Friedrichstraße herunter und ging der Leipzigerstraße zu. Sein Kopf war heiß und schwer. Trotzdem fröstelte ihn in der kühlen Nachtluft.

An ihm vorbei drängten sich die Schaaren der Fußgänger. Die Zeitungverkäufer schrien am Rande des Trottoirs ihre Blätter aus. Es klang ihm wie aus weiter Ferne. Ach, hier war er vor noch gar nicht langer Zeit mit seiner Frau gegangen. Er hatte ihr einen Strauß frischer Blüthen gekauft und sie hatte ihn lächelnd an ihrer Brust befestigt.

Sie war tot. Wohin, wohin, mit den Erinnerungen und Gedanken?

Da ... plötzlich, neben ihm ... War es Spuk? Sah er recht oder täuschte ihn sein umflortes Auge? Eine jugendliche Brünette mit lebhaften Zügen, dunklen Augen, einer kurzen, graden Nase ...

Konnte es eine solche Aehnlichkeit geben? ... Er hielt den Athem an, als müßte sonst die Erscheinung zerflattern ... Doch nein, sie blieb, blieb dicht an seiner Seite.

Eine seltsame, traumhafte Stimmung überkam ihn. Er wähnte, es sei damals, und wagte nicht, genau zu seiner Nachbarin hinzublicken, aus Furcht, er könnte ernüchtert, aus seinen Träumen gerissen werden. Die Täuschung that ihm zu wohl. So sah er nicht, wie die Doppelgängerin der Toten ihn verstohlen mit einem abschätzenden und belustigten Blick musterte.

In dem unsicheren Licht, bei der Bewegung des Vorwärtsschreitens, verschwammen unter dem Schleier die Details der Züge und nur die Aehnlichkeit, die schreckliche, quälende Aehnlichkeit blieb, die gleichwohl seine geschwächten Nerven in eine zitternde, wohlige Erregung versetzte.

Wie nah sie neben ihm ging! So nah wie einst die Tote, die, des nächtlichen Straßentreibens ungewohnt, sich an ihn geschmiegt hatte.

Ein rasendes, heißes Sehnen überkam ihn, fast wie ein körperlicher Schmerz; ein wildes, unbezwingliches Verlangen nach Zärtlichkeit, Liebe, zärtlicher Berührung, die er seit dem Tage, wo ihr Auge sich schloß, wo ihre Hand in der seinen erkaltet war, entbehrt hatte. Und dann plötzlich war es nicht mehr sie, die Tote, nach der er mit jeder Faser seines Lebens schrie, nein: nur ein weibliches Wesen, das Wesen, das an seiner Seite schritt, das sich in frecher Zudringlichkeit an ihn drängte und ihre Züge trug.

Dort blitzten die Lichter des Bellealliance-platzes auf; die farbigen Laternen der Tramways glitten durcheinander. Da bog sie in eine Seitenstraße ab. Er folgte ihr mechanisch, fiebernd, begehrend. Sie zog ihn weiter ... mit sich.

— —

Hans von Endorff.

Selbstanzeigen.

Ein Abenteuer in Paris und andere Novellen aus dem literarischen Nachlaß von Guy de Maupassant. Band II. Autorisirte Uebersetzung.

Leider konnte dieser zweite Band der von Maupassant hinterlassenen Werke in Folge meines längeren Krankseins nicht gleichzeitig mit der französischen Original-Ausgabe erscheinen. Die Titelnovelle der französischen Ausgabe („Le Colporteur") ist aus bestimmten Gründen in der Uebersetzung nicht vorangestellt worden; im Uebrigen bin ich von der Anordnung des Urtextes gar nicht und von seinem Inhalt nur an einigen Stellen abgewichen, an denen Abmilderungen oder Streichungen sich als nöthig ergaben. Die Pruderie unserer Censur, insbesondere der Bahnhofscensur — die durch Konfiskationen der „seichten" „Zukunft" und der unsterblichen Meisterwerke Flauberts ja längst eine traurige Berühmtheit erlangt hat — hat mir wie dem Verleger dieses falsche Schamgefühl aufgezwungen. Ich möchte diesen zweiten Nachlaßband für fast noch werthvoller halten als den vorhergegangenen; Maupassants unverkennbare Gabe, durch Mischung des Alltäglichen und Verblüffenden, des Nichtssagenden und Geheimnißvoll-Grauenhaften zu wirken, tritt in diesen mit meisterlicher Knappheit hingeworfenen Lebensbildern besonders deutlich hervor. Den Höhepunkt dieser Tendenz bezeichnet wohl die am Totenbette Schopenhauers spielende gruselige Geschichte — für deren Authentizität ich übrigens nicht einstehe —, die zuletzt sehr enttäuschend und prosaisch endet. Noch greller, weil ohne diesen Alles vernichtenden Schluß, ist die Kriegsepisode „Das Grausige", während in der Novelle „Possen" das vermeintlich Grausige sich schließlich in ungeheure Heiterkeit auflöst. Auch an ein Grab werden wir geführt und erfahren die furchtbare Geschichte eines Lebendig-Begrabenen, wir lesen den Brief, „den man bei einem Ertrunkenen fand", und daneben wieder die keckſten, frechſten Schnurren, die vom Raketenfeuer des gallischen esprit beleuchtet werden. Wundervolle Mollakkorde schlägt Maupassant in den Schilderungen einer Sommernacht auf dem Wasser und eines Wintertages am blauen Südmeer an; und mit gleicher Meisterschaft versetzt er uns in die trübe Herbststimmung seiner normännischen Heimath. An diesem „Nachlaß" ist nichts Unfertiges, Schiefes, Unausgegohrenes; Alles ist fertig, reif, tadellos, aus einem Guß und der früheren Werke Maupassants völlig würdig.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

*

Quo vadis, Erzählung aus der Zeit Neros von Henryk Sienkiewicz, übersetzt von E. Pathory, mit dem Bilde des Verfassers und einem Vorwort von Dr. Franz Kwest, Verlag von Otto Hendel, Halle a. S., „Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes". Preis: Mark 1,75 geh., Mark 2 geb., Mark 3 im Geschenkband.

Wir haben vor Kurzem das merkwürdige Schauspiel erlebt, daß ein Dichter in Acht und Bann gethan, sein Werk auf den Index gesetzt wurde, nach-

dem ihm bisher gerade der Vorwurf gemacht worden war, er verfolge römisch-katholische Tendenzen und ziele mit dem Roman „Quo vadis“ auf Bekräftigung des Schlußsatzes: „Der Dom von St. Peter beherrscht bis heute von den vatikanischen Höhen die Stadt und die Welt!“ Vergeblich fragt man sich, was das Verbot veranlaßt haben kann, wenn nicht die päpstliche Kongregation etwa dahin gelangt ist, daß sie eine Darstellung des Apostels Petrus ohne Heiligenschein nicht mehr verträgt, rein menschliche Größe ihrer Heiligen nicht duldet. Dann freilich mußte sie „Quo vadis“ verbieten.

Halle a. S. Dr. Franz Kwest.

Flavius Josephus: Jüdische Alterthümer, übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen vom Dr. Heinrich Clementz. Halle a. S., Verlag von Otto Hendel.

Den bedeutenden jüdischen Geschichtschreiber Josephus in einer neuen schönen deutschen Ausgabe darzubieten, hielt ich für zeitgemäß, dem Historiker von Beruf und dem sich für Geschichtschreibung interessirenden Publikum überhaupt willkommen. Größte Treue gegen das Original, Vollständigkeit und möglichster Wohllaut sind die Hauptpunkte, auf die ich mein Augenmerk richtete. Möge die neue Uebersetzung ihren Zweck, das Interesse für den einst sehr beliebten Schriftsteller wieder zu beleben, in vollem Maße erreichen.

Brauweiler bei Köln. Dr. Heinrich Clementz.

Im Wirbel. Ein Buch aus der Anarchie des Lebens. Leipzig, Verlag von Grübel & Sommerlatte. Preis 2 Mark.

Frischweg sei es gestanden: das Buch ist tendenziös. Zwar nicht im agitatorischen Sinne, aber es soll aufklärend wirken. Ich habe versucht, weiteren Kreisen den Unterschied zwischen den „Propagandisten der That“ und den „ideellen Anarchisten“, den Individualisten, klarzulegen. Ich will zeigen, daß besondere Charaktere, in diese oder jene Lage versetzt, in Folge ihrer Individualität sich unmöglich der bestehenden Gesellschaftordnung anpassen, in ihr und für sie leben können. Ich habe alle theoretischen Erörterungen nach Möglichkeit vermieden und lieber das Leben sprechen lassen. Darum habe ich auch dem Ganzen die Form eines Romanes gegeben. Die Heldin — wenn das Wort nicht zu banal klingt — ist ein wiener Vorstadtmädchen, das bei einem Annenfest am Kahlenberg den Schönheitpreis erhält und so in die Oeffentlichkeit, in das wogende Leben, in den Wirbel geräth. Sie selbst gehört dem Kleinbürgerthum an und von dieser Schicht ergiebt und ergab sich leicht und ungezwungen die Verbindung mit dem Proletariat und — durch die „Karriere“ des Mädchens — auch mit den sozial höheren Schichten. Ich wollte zeigen: wie Anarchisten entstehen und entstehen müssen.

Wien. Karl Morburger.

Vergab!

Wenn unsere hochmögende Bergwerksindustrie durch Wortverdrehung die Oeffentlichkeit, besonders das Börsenpublikum, zu täuschen beginnt, so ist Das ein bedenkliches Zeichen für den Niedergang der Konjunktur. Dagegen können auch die in Tagesportionen vertheilten anspornenden Meldungen der Syndikatsorgane nichts ausrichten, die seit einiger Zeit mit komischem Eifer jedes zu guten Preisen verkaufte Pöstchen Kohle oder Eisen sorgsam registriren, während sie früher in der Scheu vor der Oeffentlichkeit nicht weit genug gehen zu können glaubten. Woher diese rührende Wandlung? Es muß wohl schon nöthig sein, das öffentliche Gewissen einzuschläfern, und für diesen Zweck gilt es allerdings als ein probates Mittel, scheinbar alle Karten aufzudecken; daß die Trümpfe fehlen, merkt die Menge nicht: die Offenherzigkeit der sonst so unnahbaren Hüttenherrscher bezaubert sie. Thront da in Brückhöfe an der Sieg ein hochragendes Eisenwerk, das einer der größten Hochöfen der Welt krönt. Gebläsemaschinen und Eisensteingruben sind in regem Betrieb. Spateisenstein und Puddelroheisen gehen von hier aus in schwerer Menge in die Welt und finden schlanken Absatz. Wer die rauchenden Schlote betrachtet und gar die Direktoren über die glänzende Lage des Unternehmens reden hört, wäre ein Thor, wenn er nicht spornstreichs ein paar Aktien, die hohen Gewinn verheißen, erwürbe. Auf dem Kurszettel findet er sie unter dem Namen „Wissener Bergwerke" verzeichnet. Aber er erlebt bald eine Ueberraschung. Die Direktion erklärt nachträglich, wenn sie gesagt habe, die gesammte Roheisenerzeugung für das Jahr 1901 sei zu hohen Preisen fest verschlossen, wenn sie also ein sehr günstiges Ergebniß in Aussicht gestellt habe, so hätten diese Erwartungen „selbstverständlich" erst für das nächste, mit dem ersten Juli 1900 beginnende Geschäftsjahr zu gelten. Dieses „selbstverständlich" ist wunderhübsch. Die Direktion sagt weiter: „Die Dividende des laufenden Geschäftsjahres — vom ersten Juli 1899 bis zum dreißigsten Juni 1900 — wird dagegen nach den bisher vorliegenden Betriebsergebnissen in Folge viel höherer Kokspreise, Schachtumbauten, Bergarbeiterstrikes und erhöhter Löhne sehr wesentlich geringer sein als im Vorjahr." Die Syndikatspresse giebt diesen Entschuldigungzettel weiter, — ohne eine Silbe des Vorwurfs. Jetzt also, wo Dividendeschätzungen für das in einigen Wochen zu beendende Geschäftsjahr an der Tagesordnung sind, wagt es die Verwaltung eines großen deutschen Bergwerksunternehmens, dem Börsenpublikum, das sie um die Verhältnisse der Gesellschaft befragt hatte, die nachträgliche Erklärung zu bieten, daß alle günstigen Auslassungen sich erst auf die Dividende des nächsten Jahres bezogen hätten. Wer im Hinblick auf die erste, rosig erscheinende Auskunft Aktien des Unternehmens gekauft hat, wird durch den nach einigen Tagen folgenden Kurssturz gefoppt und geschädigt. Was nützen alle Börsengesetze, wenn sie nicht gegen solche schmähliche Kursbeeinflussung Mittel liefern? Gegenüber dieser Handlungweise bedeutet es nicht viel, daß die Verwaltung der Wissener Bergwerke ihren alten Aktionären, die ja — selbst beim Besitz von Vorzugsaktien — an dividendenlose Jahre schon gewöhnt sind, in der Zeit der als glänzend allgemein verschrienen Hochkonjunktur wieder eine grausame Enttäuschung bereitet. Wer sich aber auf Grund vorübergehender Dividenden von 12 oder 13 Prozent ein theures Papier kauft, darf sich nicht beklagen, wenn eines Tages die Gewinnhoffnung vereitelt wird.

Die Zugehörigkeit zum rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat, die manche schwache Grube als ein Hilfsmittel für regelmäßige und lohnende Beschäftigung betrachtet, bietet keine Gewähr für den Erfolg der Arbeit. Wenn die rheinischen Handelskammern zur Abstellung der bei der Kohlenversorgung der Gesammtindustrie zu Tage tretenden Mißstände gegen das Syndikat mobil machen und ersuchen, sobald seine jetzt mit dem Ausland bestehenden Verträge abgelaufen seien, bei deren Erneuerung die bisher abgeschlossenen Kohlenmengen zu vermindern und die dadurch frei werdenden Mengen der heimischen Industrie zur Verfügung zu stellen; wenn die Handelskammern ferner einen ministeriellen Druck auf das Syndikat nach der Richtung hin auszuüben suchen, daß ihm verboten werden soll, Abschlüsse auf längere Dauer einzugehen, „um in der Lage zu sein, den gesteigerten Ansprüchen des Inlandes zu genügen" (als ob das Eine mit Naturnothwendigkeit aus dem Anderen folgte!); wenn sächsische Fabrikanten eigene Kohlengruben zu erwerben bemüht sind, um vom Kohlensyndikat unabhängig zu werden, so handelt es sich bei Alledem um den Anflug eines vorübergehenden Unmuths, der gegenstandlos geworden ist, sobald die Fabriken wieder langsamer arbeiten müssen, weil die Aufträge nur noch spärlich fließen. Gar zu lange wird leider auf diesen Zeitpunkt nicht zu warten sein; dann würde der Besitz von Kohlengruben für die Handelskammermänner eine schwere Last bedeuten, da sie in ihren eigenen Betrieben für deren Produktion keine Verwendung mehr finden, aber auch vergeblich nach anderen Absatzgebieten sich umsehen würden. Sie würden ihre liebe Noth damit haben, sich der gefährlich gewordenen Wohlthat wieder zu entledigen. Und deshalb glaube ich auch nicht recht an den Ernst der heiligem Zorn gegen das Kohlensyndikat entsprossenen Pläne, die im Uebrigen nicht einmal als Schreckmittel eine Wirkung erzielen werden. Und die „starke" Regierung? Du lieber Gott!

Das Syndikat findet aber in den eigenen Reihen scharfe Opposition, die sich zwar noch nicht an die Oeffentlichkeit wagt, aber im Inneren gährt. Die Magerkohlenzechen haben nämlich allen Grund zum Zorn gegen das Syndikat. Die Zugehörigkeit zu dem großen Bunde hat ihnen bisher nicht die mindesten Vortheile gebracht. Im Gegentheil sind die Erträgnisse unter dem Syndikat von Jahr zu Jahr zurückgegangen. Dieses ungünstige Ergebniß der Einwirkung des Syndikates auf den Gewinn der Magerkohlenzechen ist dadurch entstanden, daß die Verkaufspreise für Magerkohlen im Verhältniß zu denen für Kokskohlen, deren Interesse der Syndikatsleitung näherliegt, zurückgesetzt werden, während sich die Selbstkosten ungewöhnlich gesteigert haben. Außerdem wurde den Magerkohlenzechen für die Umlage nicht der Ersatz in den Preisen zugebilligt, der ihnen gebührt hätte und den die Zechen mit den großen Förderungen durch die Verrechnungpreise thatsächlich erzielt haben. Den Zechen selbst fällt es hier und da bereits auf, daß in früheren Jahren — beim freien Verkauf der Erzeugnisse — zuerst die Verkaufspreise in die Höhe gingen, denen dann die Löhne folgten, wogegen jetzt, unter dem Syndikat und den Verkaufsvereinen, die Löhne zuerst ganz beträchtlich gestiegen sind, während die Verkaufspreise nur allmählich und durchaus nicht in dem selben Verhältniß wie die Löhne erhöht werden konnten.

An sich ist die Sucht unserer Industrie, Preisvereinbarungen abzuschließen, keineswegs ein Zeichen von Sicherheit, sondern nur ein Beweis von Schwäche. Wer sich selbst helfen kann, sucht keine Stütze; und wer den Beruf hat, Geld

zu verdienen, um zu leben, kennt die Nächstenliebe höchstens im Haus, nicht aber im Geschäft. In der Cementindustrie, die rasch ein maßgebender Faktor im deutschen Wirthschaftleben geworden ist, ging es Anfangs ohne Syndikat ab. Aber just wie in der Fahrradindustrie trat eine Ueberproduktion ein, weil bei der Begründung neuer Fabriken und bei der Erweiterung der alten Betriebe ohne alle Berechnung verfahren wurde. Zunächst bildeten sich lokale Vereinigungen, die auf Preise zu halten sich verpflichten mußten. Das hatte aber wenig Wirkung. Denn in Berlin hatte das schlesische Produkt mit dem westfälischen oder hamburger zu konkurriren; das billigste gewann. So wurde in einem allgemeinen deutschen Cementsyndikat die Rettung gesucht. Die Fabriken, die sich ihres Werthes bewußt und daher um Abnehmer nicht besorgt sind, denken natürlich nicht daran, sich mit den schwindsüchtigen Konkurrenzwerken in ein Joch spannen zu lassen, und so bleibt es denn einstweilen bei dem „schönen Gedanken". Nur die westfälischen Cementfabriken, die den Niedergang des Gewerbes deutlich vor Augen sehen, haben sich schleunigst zusammengeschlossen und sich verpflichtet, keine Abschlüsse auf längere Zeit hinaus vorzunehmen, bevor nicht das zu begründende Syndikat die Höhe der zu fordernden Preise ausgeklügelt hat. Wunderlich ist die bange Sorge, ob es mit der Gründung neuer Cementfabriken so weiter gehen werde. Kluge Leute haben ausgerechnet, daß der Cementverbrauch in Deutschland in den letzten Jahren stetig um etwa fünfzehn Prozent gestiegen sei; würde eine weitere jährliche Steigerung in dem selben Verhältniß eintreten, so könnte, falls keine neuen Werke hinzukämen, erst in etwa acht Jahren das Gleichgewicht zwischen Produktion und Verbrauch hergestellt sein. Jedenfalls kann der Bedarf des Cementmarktes längst schon befriedigt werden, ja, längst übersteigt das Angebot die Nachfrage. In Verbindung mit einer wesentlichen Steigerung der Kohlenpreise und der Löhne müssen hierdurch die künftigen Betriebsergebnisse beeinträchtigt werden, so weit eine ungünstige Wirkung sich nicht durch die stetige Verbesserung der Arbeitmethoden wieder aufheben läßt. Einer rückgängigen Industrie pflegen sich aber unsere Techniker nicht zu erbarmen.

Die Fälle, in denen die Ingenieure sich verrechnet haben, mehren sich. Das soll gegen sie keinen Vorwurf bedeuten, denn sie haben, gerade in den letzten Jahren, Gewaltiges geleistet. Immerhin ist es eine Warnung für Leute, die willig jeder gepriesenen neuen Erfindung auf Grund schöner Versprechungen ihre Spargroschen opfern. Reichen die Kräfte zur Ueberwindung der Kinderkrankheiten nicht aus, so geht manche werthvolle Idee vollständig verloren, — nur, weil die Mittel für die Versuchsjahre fehlten. Schlimmer ist es noch, wenn der Mangel an kaufmännischer Einsicht einer kostbaren Erfindung das Grab bereitet. Die Mannesmannröhren und der Diesel-Motor sind typische Beispiele für die Verschuldung von Erfindern, die mit einem Schlage zu Millionären zu werden strebten und sich schließlich mit Bettelgroschen zufrieden geben mußten. Die Herren Mannesmann verbluteten allmählich, nachdem sie sich mehrere Millionen für das eben erst begründete Röhrenwalzwerk hatten auszahlen lassen, an der inneren Krankheit des ganzen Betriebes. Die Inhaber des Patentes für den Diesel-Motor säckelten abnorm hohe Lizenzgebühren für die Benutzung der Erfindung ein. Für jede Maschine mußte allein als Gebühr die Summe von vier- bis fünftausend Mark entrichtet werden. Dabei versagten die Motoren und hielten

nicht annähernd, was von ihnen erwartet worden war. Die Schuld wird den hohen Preisen für den Speisungstoff, Petroleum, zugeschrieben. Das Ende ist die Impotenzerklärung der Diesel-Motorenfabrik. Jetzt werden die Lizenzkosten bedeutend herabgemindert werden, doch erst, nachdem die Fabriken die Lust an der neuen Maschine verloren haben. Die Helios-Gasglühlichtgesellschaft in Berlin, auch ein verfehltes Unternehmen, rückt seinen einstigen Gründern zu Leibe und bezichtigt sie des Vergehens gegen das Aktiengesetz. Dieser Modus ist jetzt beliebt, denn willfährige Staatsanwälte giebt es überall. Die übereilten Gründungen können dadurch aber leider nicht gerettet werden. Tag für Tag bringt der Reichsanzeiger die Kunde von Generalversammlungen, in denen eine Zusammenlegung von Aktien beantragt wird, um den Rest einstiger großer Vermögen zu retten. Selbst die Elektrizitätindustrie hat ihre Widerstandsfähigkeit eingebüßt; auch Siemens & Halske haben sich arg verrechnet: ihre petersburger Gründung scheint sie noch acht Millionen Sanirunggebühr kosten zu sollen. Es geht bergab, — trotz aller Vertuschung und trotz den Syndikaten und ihrer gehorsamen Presse.

Lynkeus.

Justizchronik.

In der letzten Justizchronik wurde die Frage aufgeworfen, ob § 616 des Bürgerlichen Gesetzbuches — wonach dem Arbeiter Lohn zusteht auch „für eine verhältnißmäßig nicht erhebliche Zeit unverschuldeter Verhinderung durch einen in seiner Person liegenden Grund“ — abgeändert oder ausgeschlossen werden kann durch Vertrag mit dem Arbeitgeber, insbesondere durch die „Arbeitordnung“. Herr Professor Ehrlich in Czernowitz macht in einer Zuschrift darauf aufmerksam, daß er in seiner Schrift: „Das zwingende und nicht zwingende Recht im Bürgerlichen Gesetzbuch“ den § 616 als zwingendes Recht bezeichnet habe. Wie auch in der „Zukunft“ hervorgehoben war, seien Vorschriften sozialpolitischen Charakters in der Regel als zwingend zu erachten, da sie sonst fast immer unwirksam bleiben würden. Herr Professor Ehrlich fügt den interessanten Hinweis bei, daß die moderne Entwickelung auch auf anderen Gebieten der Frage, inwieweit die gesetzlichen Bestimmungen der vertragmäßigen Abänderung unterliegen, praktische Bedeutung gebe. Er schreibt: „Soll der Staat ruhig zuschauen, wie die Zwecke, die er durch seine Gesetzgebung verfolgt, durch Abmachungen der Betheiligten einfach vereitelt werden?“ Die Gesetze seien doch schließlich nicht dazu da, daß sie nicht gelten. Selbst wenn aber eine abweichende Abrede grundsätzlich zulässig erscheine, sei immer noch zu unterscheiden, ob sie im einzelnen Falle klar und von beiden Theilen bewußt getroffen oder ob sie in eine Arbeitordnung, ein Börsenstatut, ein vorgedrucktes Formular aufgenommen sei, das von dem anderen Kontrahenten oft gedankenlos unterschrieben werde. Damit in Zusammenhang stehe auch die sehr schwierige Frage der derogatorischen Kraft von Usancen, des Handelsbrauches. Einen Einzelfall habe das B. G. B. schon selbst entschieden:

ein Anschlag, durch den der Gastwirth die Haftung ablehnt, ist wirkunglos; man werde aber wohl viel weiter gehen müssen. Besonders „aktuell" ist jetzt die in ganz Deutschland verbreitete und bisher erfolgreiche Tendenz der Hauseigenthümer, die den Miethern ziemlich günstigen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches durch ihre Vertragsformulare abzuändern; Professor Sohm hat vor einigen Wochen in einem Vortrag dazu Stellung genommen. Zu dem Arbeitlohn-Paragraphen sind inzwischen übrigens schon wieder interessante gewerbegerichtliche Urtheile ergangen. Zum Beispiel verlangte ein Maurer Lohn für die wegen Kontrolversammlung versäumten Stunden; der Meister erwiderte: Da ich laut Abrede, jedenfalls nach Orts- und Handwerksbrauch, Sie täglich und stündlich ohne Kündigungfrist entlassen kann, so ist im Verhältniß zu solcher Vertragsdauer auch jene kurze Verhinderung nicht „unerheblich" gewesen. Das Gericht aber verurtheilte den Arbeitgeber, weil in Wahrheit der Vertrag doch nicht auf tägliches oder stündliches Auseinanderlaufen berechnet war, sondern auf längeres Zusammenwirken, wie es auch thatsächlich stattgefunden habe.

* * *

Böse Menschen behaupten gern, in Preußen werde von dem königlichen Gnadenrecht gar kein Gebrauch mehr gemacht. Welche Ungerechtigkeit! Politische „Verbrecher" werden freilich sehr selten begnadigt, um so häufiger aber Schutzleute und andere Ordnungstützen. Und neulich ist sogar eine Frau, also ein nicht uniformirtes Wesen, der Gnade theilhaftig geworden. Die Mitinhaberin der berliner Königssäle war wegen Duldens von Studentenmensuren (Beihilfe zum Zweikampf) durch Erkenntniß der ersten Strafkammer des Landgerichtes Berlin I zu vier Wochen Festunghaft verurtheilt worden. Ein Gnadenakt des Königs hat die Freiheitstrafe in eine Geldstrafe umgewandelt. Solche Akte unterliegen nach preußischer Sitte nicht der Kritik. Wenn aber eine Kneipwirthin, die aus der Duldung von Mensuren ein Geschäft macht, der Gnade würdig ist: sollte der Justizminister der Gnade des Königs dann nicht auch die Studenten empfehlen, die Jugendmuth oder ein als Zwangsvorstellung wirkendes Standesgefühl zum Zweikampf trieb und die in der Festung gewöhnlich nur das Trinken noch mehr lernen, das Arbeiten noch mehr verlernen? Leider sind die guten Worte, die Mittelstaedt gegen die Freiheitstrafen sprach, mit anderen Anregungen dieses lebenskundigsten Kriminalisten des deutschen Nordens ins Leere verhallt.

* * *

Ausführlich wurde vor ein paar Wochen in den Zeitungen die Geschichte einer Hinrichtung erzählt, so ausführlich, daß selbst Abgehärtete daran das Gruseln lernen konnten. Nietzsche fand, eine Hinrichtung beleidige das Menschengefühl noch mehr als ein Mord. Er sagt, in „Menschliches, Allzumenschliches", darüber: „Es ist die Kälte der Richter, die peinliche Vorbereitung, die Einsicht, daß hier ein Mensch als Mittel benutzt wird, um Andere abzuschrecken. Denn die Schuld wird nicht bestraft, selbst wenn es eine gäbe: diese liegt in Erziehern, Eltern, Umgebungen, in uns, nicht im Mörder — ich meine die veranlassenden Umstände". Wer je Augenzeuge einer Hinrichtung war und nachher vielleicht den Herrn Henker im Frack seelenruhig seinen Morgenkaffee trinken sah, wird den Sinn dieses Satzes empfinden können.

* * *

Zu den Gebieten, wo der Gesetzgeber sich mal wieder „auf die andere Seite gelegt" hat, gehört auch das Vormundschaftrecht. In älterer Zeit gab es „Pupillenkollegien", dann die Abtheilungen II der Kreisgerichte, die kollegialisch, peinlich und ängstlich die Vormünder überwachten, in Wahrheit selbst die Vormundschaft führten. Ich entsinne mich noch einer Berathung, ob für ein vaterloses Bauernmädchen mit 60 000 Thalern Vermögen dem Antrage auf Anschaffung eines Klaviers stattzugeben sei; umständlich wurde erwogen: pro, daß sie reich genug sei, contra, daß Bauernmädchen nicht Klavier zu spielen brauchen. Dann kam für Preußen die Vormundschaftordnung von 1875: Einzelrichter, weitgehende Selbständigkeit des Vormundes. Natürlich ging Das nicht ohne einzelne Unterschlagungen und sonstige Schädigungen der Mündel ab. Die Schattenseiten der bureaukratischen Gängelung geriethen in Vergessenheit. So hat man denn im Bürgerlichen Gesetzbuch die Zügel der gerichtlichen Aufsicht wieder strammer gezogen. Freilich heißt es im Gesetz oft nur, der Richter solle in erheblicheren, schwierigeren, gefährlichen Fällen einschreiten; aber für den deutschen Richter in seiner Gewissenhaftigkeit, Arbeitlust, in seiner nicht unbegründeten Regreßfurcht genügt Das, um den Bereich seines Eingreifens recht weit auszudehnen. Leider scheint in Preußen auch im Ministerium solche Ausdehnung gern gesehen und gefördert zu werden. Ein Beispiel der geänderten Rechtslage: Bisher konnte ich meine Frau zur Vormünderin unserer Kinder einsetzen, von jeder gerichtlichen Einmischung und von Beiordnung eines Gegenvormundes befreien; jetzt wird meine Wittwe zwar ohne Weiteres Alleininhaberin der elterlichen Gewalt und es bedarf keines Vormundes, dafür kann ihr aber das Gericht „aus besonderen Gründen, insbesondere wegen des Umfanges oder der Schwierigkeit der Vermögensverwaltung" einen sogenannten Beistand aufdrängen und davon kann ich sie nicht befreien. Ich kenne aber genug Richter, nicht blos in Posemuckel, die ein Vermögen von 20 000 Mark, bestehend aus zwei Hypotheken und einer einzuklagenden Forderung, für „umfangreich und schwierig" halten. Ich traue meiner Frau viel mehr zu als irgend einem Fremden, auch als dem Herrn Assessor, der nach wohlverbrachter Studenten- und Referendar-Zeit, aus dem Portemonnaie des Vaters lebend, als Vormundschaftrichter fungirt. Ich erinnere mich auch reifer und juristisch tüchtiger Richter, denen kein Mensch die Vormundschaft zu Dank führte, zum Beispiel eines Musterbeamten, der die von einem Appellationgerichts-Präsidenten geführte Vormundschaft zu beaufsichtigen hatte und dem Vormund die Rechnungen mehrfach als mangelhaft zurückgab. Und wenigstens gehört habe ich von dem trefflichen, unvergessenen westfälischen Oberpräsidenten von Vincke, dem Vater des Parlamentariers Georg; er hatte für Mündel die Verwaltung eines großen Gutes zu führen und litt schwer unter den nie abreißenden Monitis des Pupillenkollegii. So erhielt er denn einmal zur Jahresrechnung den Bescheid: in der vorigen Rechnung sei die eine Sau als trächtig bezeichnet gewesen, die jetzige ergebe nicht, was aus den Ferkeln geworden sei. Antwort: die Ferkel habe die Mutter aufgefressen; weshalb: Das wisse der Vormund nicht, — vermuthlich aus Angst, daß sie eines schlimmen Tages am Ende unter das hochwohllöbliche Pupillenkollegium kommen könnten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Juni 1900.

Boxer.

Seiner Hoheit Li-Hang-Tschang, Vicekönig in Kuang-Tung am Pekiang.

Deiner großmächtigen Hoheit über die Unruhe, die das Reich des Himmels ergriffen hat, Bericht zu erstatten, ward mir von Deiner Erhabenheit Bruder, dem Vicekönig von Pe-Tschili, befohlen. So mögest Du, Herr, in Deiner weisen Größe Dir denn das arglose Wort eines einfachen Mannes gefallen lassen, der unsere ehrwürdige Tschunghwa liebt wie ein wohlgerathenes Kind seine Mutter und Alles haßt, was ihren vieltausendjährigen Ruhm mindern, den Glanz ihrer Herrlichkeit beschatten könnte. Nicht wahrlich wirst Du von mir hören, was die Weißen Teufel unter einander raunen, was, unserem guten Volke zur Schmach, die Rotte der rothborstigen Barbaren im Lande umherträgt und weit in die Ferne meldet. Unübersehbar ist schon ihre Schaar und noch wächst sie täglich; aus allen Himmelsgegenden brechen sie über die still blühende Blume der Erdmitte herein, führen Mordwerkzeuge und Feuerschlünde jeglicher Art mit sich und bedrohen mit hochthürmigen Eisenschiffen unsere schutzlose Küste. Und trotzdem ihrer so Viele sind, so wehrhaft bewaffnet und so stolz auf ihren Götzen, den sie Kultur nennen und dessen Altäre die Feuermaschinen und Panzerthürme sein sollen: sie schämen sich nicht, uns Schimpf und schmähliche Verdächtigung anzuthun. Den Banditen von Dschehol vergleichen sie uns, den Ko-Lau-Hui und Tschang-Tau-Hui, gemeinen Räubern, Dieben und Mordbrennern, und verkünden, nur unbarmherzigste Grausamkeit könne unserem Treiben ein Ende machen.

Unserem Treiben! . . . Doch Deine Hoheit, die ihrem gehorsamen Sohn solchen Aufschrei aus treuem Patriotenherzen verzeihen mag, fordert Bericht und staunt wohl schon, zu hören, daß der von Li-Hung-Tschangs Erhabenheit mit dieser Aufgabe Betraute sich selbst zu den Unruhestiftern rechnet. Meinen Herrn fliehe der Zorn! Nie hat in den Kämpfen, von denen die Kunde Dein Ohr traf, meine Hand eine Waffe berührt, nie sah man mich im Gedräng noch auch nur im Lärm der Gasse. In anderem Sinn aber muß ich mich schuldig bekennen. Ja, meiner Brüder Sache, der Nahkämpfer, die der Barbar boxers nennt, ist auch die meine; sie habe ich mit allen Kräften zu fördern gesucht, ihr bis zur letzten Stunde mein armes Leben geweiht.

Daß es so kommen könne, ließ ich mir einstmals nicht träumen. Meines Lebens höchstes Ziel war, ein Literatus zu heißen und still mich der von den Vätern gehäuften Weisheit zu freuen. Als ich auf der Hanlin-Hochschule manchen Lobspruch erntete, weil ich den Mencius auswendig wußte und die vierzigtausend Verse, deren Kenntniß dem Menschen erst die wahre Vollkommenheit erschließt, ohne Stocken hersagen konnte, da pries ich mich glücklich und ahnte nicht, mir könne je beschieden sein, mich in die Volkshändel mischen zu müssen. Dazu dünkte ich, der bei Denkern und Dichtern heimisch war, mich viel zu hoch. Und wie ich, so dachten und fühlten meines Alters und Standes Genossen. In scheuer Ehrfurcht hatten wir, zitternd, Kong Fu-Tses himmelan ragendes Lehrgebäude beschritten; was konnte uns das Geräusch des Haufens kümmern? Der erste Satz in des Weisesten Buch von der erhabenen Wissenschaft lehrte uns die Aufgabe: die himmlische Tugend in ihrer ursprünglichen Reinheit und Vollendung in unserem Menschenwesen wiederherzustellen. Dieser Pflicht Erfüllung fordert ein Leben wir waren bereit, es ihr hinzugeben. Wohl hörten wir damals schon von der Bedrängniß der mütterlichen Heimath und von der Gewalt, die sie durch Fremder Frevel erleiden müsse. Priester, Krieger und Händler kamen über das weite Meer. Die Priester wollten uns den alten Glauben nehmen, ein Volk von 360 Millionen Menschen zu einem Gott beten lehren, den dieses Volkes Ahnen nicht kannten, der in dieses Volkes Himmel nicht taugt. Die Krieger legten auf die mildesten, fruchtbarsten Strecken unseres Landes die harte Räuberhand, verlangten von Tschunghwas Söhnen, für Fremde zu frohnen, von Tschunghwas Töchtern, mit ihres Leibes Reiz Fremder Begier zu stillen. Die Händler brachten uns starke und feine Gifte, gebranntes Wasser und Opium, und hofften, durch so lockende Genüsse die Masse der dem Himmelssohn Unterthanen siech und elend zu machen, auf daß die Untüchti-

gen dem Befehl des Kriegers und der Mahnung des Priesters keinen Widerstand leisten könnten. Das vernahmen wir, während wir über den Büchern der Weisheit saßen. Uns schien es eine Schickung, ein unabwendbares Verhängniß, das man hinnehmen müsse wie Ueberschwemmung und Dürre, Fallsucht und Beulenpest und jede sterblichen Menschen vom Thron der Wahrheit gesandte Prüfung. Wozu mit unzureichender Kraft sich wehren? Die Barbaren mochten thun, was ihr blinder Geist sie hieß: uns blieb, inmitten der Gräuel, die Möglichkeit, die himmlische Tugend, nach dem Wort des Kong-Fu-Tse, in unseren Herzen wachsen und zu herrlichster Blüthe gedeihen zu lassen. Nur ein mitleidiges Lächeln hätte ich damals für Den gehabt, der mir gesagt hätte, ich solle wider Barbarentücke die Volkswuth wecken.

Da ward meines Sehnens heißester Jugendwunsch erfüllt: als einem von seinen Lehrern vielfach gelobten Schüler ward mir gewährt, nach Europa reisen und an den Weisheitquellen schöpfen zu dürfen, denen das Abendland Macht, Fruchtbarkeit, Weltruhm zu danken hat. Nicht darf ich hier von dem Erdbeben sprechen, das diese Veränderung des Himmels in meines Wesens tiefsten Gründen hervorrief, nicht sagen, wie ich mich labte und wie ich litt, wie viel ich entbehren, wie viel genießen lernte. Nur, was eng zu diesem Bericht gehört, ist mir zu melden erlaubt. Vier volle Jahre war ich fern und kehrte, als Deiner Hoheit Bruder die Fahrt gen Westen antrat, für kurze Monde in seinem Gefolge dann noch einmal dorthin zurück. In den Hauptprovinzen der abendländischen Reiche lebte ich und durfte in den berühmten Gelehrtenstädten der Deutschen meinen Geist schulen und mit neuerem Wissen erfüllen, als es auf der Hanlin-Hochschule verkündet wird. Ein guter, getreuer Sohn unserer unvergleichlichen Mutter bin ich geblieben. Dennoch: ein Anderer ging, ein Anderer kam ins Mutterland heim.

Worte, die ich nie vernommen hatte und deren Sinn ich spät erst begreifen lernte, schlugen da draußen an mein Ohr. Von geläuterter, höchster Menschlichkeit hatte ich zu hören erwartet, von so feiner Humanität, wie bei uns kaum der Weiseste sie träumt. In den Lehrsälen wurde davon auch geredet. Aber ich merkte bald, daß man zwischen Lehre und Leben hier unterscheiden müsse. Die Jünglinge, die neben mir auf den Bänken saßen, sprachen, wenn die kurze Lehrzeit beendet war, von nationalem Stolz, Waffenehre und Schneidigkeit. Keinen Schimpf dürfe man ungeahndet lassen, nicht einmal einen bösen Blick; sogar die Roheit eines Trunkenen sei blutig zu rächen. Deshalb übten sie sich eifrig im Gebrauch scharfer Waffen. Und die Aelteren, Männer und Frauen, sahen mit Wohlgefallen auf sie. Auch bei ihnen fand ich dieselben

Gefühle. Der Fremdenhaß, den ich daheim als ein trauriges Erbtheil der Hefe des Volkes betrachtet hatte, wurde hier als politische Tugend gepriesen und der schlimmste Vorwurf, der Einen treffen konnte, lautete stets: Er ist ein Weltbürger, ein Mensch ohne Vaterland. Dabei schienen die Leute, die so sprachen, fromme Christen. Ein hilfreicher Freund, der mein Staunen sah, lehrte mich die Fremde verstehen. Er führte mich in die Geschichte des Volkes, in den europäischen Sittenkreis ein und die Binde sank mir vom Auge. Dieses Volk hat sich in schweren Kämpfen um ein gefährdetes Dasein behauptet, ist in solchen Kämpfen aus kleinen Anfängen zur Größe erwachsen. Es spricht gern von der Tugend der Friedfertigen, aber es übt und liebt sie nicht. Es schützt nur den Starken, den Mann, der für seine und für der Nation Ehre das Leben leicht in die Schanze schlägt und, wenn das Vaterland ruft, keine Sekunde zaudert, Alles zu opfern. Alles; auch das Menschengefühl und das feinere Rechtsempfinden. In dem Augenblick, wo der heimische Boden bedroht ist, wird jeder alte Rechtsbegriff von der Tafel der Erinnerung gelöscht. Dann kehrt noch einmal der Urstand der Natur wieder und das Schwert bringt, als letztes Mittel, die Entscheidung. So wars, als der große Bonaparte den König verscheucht und sich das Reich unterjocht hatte; so wird es immer sein, wenn ein Eroberer dem Land und dem Volke Schmach anthut. Als am Anfang dieses Jahrhunderts das Volk aufstand und der Sturm losbrach, blieben nur Buben und feige, erbärmliche Wichte hinter dem wärmenden Ofen; alle Starken und Muthigen stürzten sich in den heiligen Krieg und der nationalste Dichter, der die Wuth bis zur Siedehitze zu schüren versuchte, rief sogar die Frauen auf und trieb sie, mit tückischem Kuß und lügendem Lächeln den frohlockenden Sieger in Schwäche zu schmeicheln und den also Entmannten dann der gräßlichsten Qual, dem Tod im Thierkäfig, auszuliefern... Ich hörte die Lieder aus dieser Schreckenszeit, hörte von der Schaubühne herab das Keuchen unbezähmbarer Wuth und das Jubelgeheul des jauchzend durch ein Blutmeer schreitenden Ueberwinders und verstand nun, was mir so lange unverständlich gewesen war. Deshalb die spöttischen oder höchstens mitleidigen Blicke, die höflich abwehrende Kühle, wenn ich von deutscher Geschichte reden wollte, und bei ehrbaren Jungfrauen zwar die Lust, mit dem Asiaten zu scherzen, nie aber die Neigung, in ihm den Mann zu sehen. Ich war da draußen nur der Sohn eines Volkes, das sich ruhig, ohne die Hand zu rühren, seinen Glauben und sein Land rauben läßt. „Ja, ist es denn wahr, daß Sie da unten 360 Millionen Menschen haben?" fragte man mich oft. Noch jetzt hämmert mir, wenn ich daran denke, die Scham in den Schläfen. Es ist grauenvoll, aber wahr; glaube mir, Herr: uns verachtet das Abendland.

Ein Anderer ging, ein Anderer kehrte heim. Wäre ich nicht jämmerlich feig gewesen, wenn ich das Erlebte ungenützt gelassen hätte? Ich hatte draußen erkennen gelernt, was uns droht. Weil wir uns Jahrtausende lang still hielten und durch keine Erschütterung der Macht, durch keine Schmälerung der Grenzen aus der Ruhe zu scheuchen waren, glauben die Westländer, uns als leichte Beute betrachten zu dürfen. Sie hadern mit einander, bekämpfen einander offen oder heimlich und Keiner gönnt dem Nächsten das Sonnenlicht; sobald es aber gegen uns geht, sind sie einig. Sie brauchen Land und sie brauchen Geld. Beides soll unser Besitz ihnen liefern. Ihres Bodens Umfang ist klein; wohin mit den Menschen, die alljährlich dem Schoß der Mutter entbunden werden? Ihrer Waaren Menge ist riesengroß; wohin mit der Ueberfülle, in der man erstickt, der in der Heimath nicht genug Käufer zu finden sind? Das mag Deine Hoheit in Verwunderung hören; doch ist es so: diese Thorenvölker verbrauchen ihre beste Kraft in dem Bemühen, Waaren herzustellen, für die sie keine Abnehmer haben. Statt ihre eigenen Kinder zu nähren, zu kleiden, zu herbergen und die Arbeit dem Bedürfniß anzupassen, plagen und schinden sie sich für Unbekannte, für einen „Weltmarkt", der ihnen heilig scheint. Ihren Boden bepflanzen sie mit ungeheuren Steinkasten, aus denen von früh bis spät schwarzer Qualm aufsteigt und ringsum die Luft verpestet. Das rasselt und hämmert und pocht den ganzen Tag; nachts sogar glühen die Feuer, rauchen die Schlote. Ein Heer von Hunderttausenden, vielleicht von Millionen, Männer und Weiber, wälzt sich in diese Hallen und Deine Weisheit wird ahnen, was da geschaffen wird. Kein Blick kann der Güter unermeßliche Lager umfassen. Und einen großen Theil dieser Güter sollen wir kaufen, damit jenseits des Wassers in den Bankpaläſten nicht Mangel herrsche. Zwar brauchen wir diese Güter nicht, sind gar nicht gewöhnt, sie zu nützen, haben uns ohne sie wohl befunden. Einerlei: wir sollen sie nehmen, uns in neuen Anspruch und Brauch schicken lernen. Das nennen sie drüben die Erziehung zur Kultur. Um kultivirt zu werden, müssen wir von Glauben und Sitte der Väter weichen, dem natürlichen Hang unseres Wesens entsagen und, statt in Kong-Fu-Tses Buch von der himmlischen Tugend zu lesen, das Feuerwaffenhandwerk beherrschen lernen. Von Jenem uns zu entwöhnen, zu Diesem uns tauglich zu machen, ist Zweck und Ziel der Priester, Krieger und Händler, die in unser Land kommen. Nicht uns freilich wollen sie stärken, nicht zum Widerstand in uns den Muth stählen, — nein: in ihrem Dienst sollen wir die Waffenkunst üben, gegen ihren, nicht gegen unseren Feind, und ihnen soll der Ertrag unserer Arbeit gehören.

Weigern wir uns: tausend Flintenläufe bedrohen des Friedfertigen Brust; zaudern wir, die fremde Waare zu kaufen: hundert Feuerschlünde sind von den Eisenschiffen auf unsere Küste gerichtet ... Vergönne mir, Herr, von diesen Schändlichkeiten zu schweigen. Du selbst hast von hoher Warte gesehen, was besonders in diesen letzten Jahren die Barbaren uns thaten.

Da ich nun solche Schmach und Noth schauen mußte, faßte ich mir ein Herz und beschloß, den heiligen Frieden des Literatus zu opfern und als ein Schüler des Abendlandes in der Heimath zu wirken. Die schlimmste Gefahr, so war in den Hörsälen mir drüben verkündet worden, droht dem Volk, das sich gewaltsam und lieblos mit dreistem Ruck von der eigenen Vergangenheit scheidet. Dieses Schicksal war uns zugedacht. Schon schlängeln eiserne Straßen sich durch das Land, schon wankt unter den gelben Menschen Mancher im Glauben und ein fremder, feindlicher Geist rüttelt frech an der Großen Mauer. Soll es auch uns einst ergehen wie den Nachbarn, die aus dem alten Zipangu ein Zerrbild europäischer Unzucht gemacht haben, die Asiaten nicht mehr sein wollen, und Westländer doch niemals werden können? Sollen die Eroberer, die auf ihrem Frevelweg kein Hinderniß finden, uns noch länger als wehrlos und ehrlos höhnen? Dann ist unser Geschick besiegelt. Die rüstigsten Männer werden sich an den Kulturaltären der Beutejäger verbluten oder durch die Tücke des eingeschleppten Giftes um ihrer Lenden Kraft gebracht werden; die schönsten Jungfrauen werden gezwungen sein, Lager und Lust der Barbaren zu theilen. Nur eine Hilfe bleibt gegen solche Bedrängung. Zu den Brüdern ging ich, die in den Bünden der Goldenen Glocke und des Großen Wassers vereint sind, und rief sie zur That. Wehe uns, sprach ich, wenn wir nicht die Kraft haben, Gewalt mit Gewalt abzuwehren, wenn wir in feiger Unthätigkeit warten, bis unsere heiligsten Güter vernichtet sind. Drüben lehrten sie mich die Waffenehre, lehrten sie mich, daß es für ein im Sitz seines nationalen Lebens gefährdetes Volk die Frage nach Recht oder Unrecht nicht giebt, geben darf. Die uns Regirenden wagen den furchtbaren Kampf nicht; sie zittern für ihre Macht und ihr Gold, können vielleicht, nach den Verträgen, die ihrer Schwäche abgezwungen wurden, auch zum Aeußersten sich nicht entschließen; doch sie werden uns danken, wenn wir an ihrer Statt handeln, und die fernsten Enkel noch werden das Angedenken der Kämpfer für Glauben und Vaterland segnen. Schaaren wir uns zusammen, Mann für Mann. Weg mit den trennenden Sektennamen! Ihr Alle habt zum Ringen, zum Streitspiel die Glieder geübt. Jetzt gilt es mehr als ein Spiel. Nicht an Raub, nicht an Rebellion denke ich. Den Trägern und

Schützern unseres ehrwürdigen Reiches soll kein Haar gekrümmt, keines Einheimischen, im Glauben Festen Habe soll angetastet werden. Nur frei wollen wir wieder sein, nicht frei vom ererbten Gesetz, sondern von fremder Willkür. Unser eigenes Leben wollen wir zurückgewinnen, unseren Glauben und unseren Boden vor Verunreinigung schützen. Gewalt ward uns angethan, mit Gewalt wollen wir vergelten. Kein Erbarmen, gegen Priester nicht und erst recht nicht gegen Händler; und wenn der Krieger geschulte Schaar uns, denen europäische Mordwerkzeuge fehlen, niederzwingt, dann sterben wir freudig fürs Vaterland. An Zahl sind wir die Stärksten; wenn wir in der Masse die Flamme entfachen, können die Weißen Teufel uns nicht widerstehen.

So sprach ich zu den Brüdern. Und so entstand, da sie meinem Ruf folgten, „Die Faust des Patriotismus und des Friedens", der große Jugendbund, den der Feind jetzt unter dem Namen der Boxer kennt. Dein erhabener Sinn mag mir glauben: nichts Ungerechtes ward von uns verübt und nichts haben wir mit Dieben und Mordbrennern, mit schlechten Unterthanen des Himmelssohnes und mit Rebellen gemein. Und auch Dieses darf Deine Hoheit mir glauben, daß unser Handeln die Barbarenvölker nicht mit Schrecken nur, nein, auch mit Achtung erfüllen wird. Wir thun, was sie so oft thaten; und sie wissen, daß auf die Dauer solche Volkserhebung unüberwindlich ist. In ihren Spielhäusern lauschte ich einem Gedicht, einem Sang der Greise, die alle Mannbaren mahnten, endlich, nachdem sie Jahre lang nach der Götter Lehre sich im Verzeihen geübt hätten, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. In ihren Trinkstuben und Fechtsälen wurde mir im Ton seligen Stolzes von den Vereinen der Turner erzählt, die in harter Zeit, ohne auf den Ruf des Königs zu harren, aufstanden und mit allen Waffen der List und der Kraft dem Eroberer in die Flanke fielen. Und vor wenigen Tagen noch schrieb ein deutscher Freund mir von drüben, wie mächtig in allen Ländern Europas jetzt die Begeisterung für ein kleines Volk sei, das, ganz allein, nur auf sich selbst gestellt, gegen einen an Gold und Wehrknechten reichen Bedränger den Kampf um die Freiheit gewagt habe. Was dieses Häuflein im dunklen Afrika that, sollten Millionen im hellen Reich der Erdmitte scheuen? Und die Freunde der Freiheit und des Rechtes, die den Bauernstamm bewundern, sollten uns zürnen, weil wir wider ehrfurchtlose Eindringlinge zum letzten Mittel der Nothwehr greifen?

Deiner Hoheit Glanz wolle nicht in purpurnem Zorn leuchten

Deinem gehorsamen Diener

Wang-Hai-Tsü.

Humanität und Christenthum.*)

Ich lasse bei meiner Betrachtung die geheimnißvolle Person Jesu aus dem Spiel und halte mich an das Urchristenthum. Auch auf eine Charakteristik der drei oder vier verschiedenen Kärygmata, die im Neuen Testament vertreten sind, das petrinische, das paulinische, das johanneische und das des Lukas, will ich hier nicht eingehen: ich nehme das Neue Testament als ein Ganzes. Dieses Ganze deckt sich zum Theil mit der griechischen Philosophie und Humanität, zum Theil enthält es ungriechische, orientalische Bestandtheile, die je nach den Umständen die Humanität fördern oder ihr feindlich entgegentreten können. Die Ethik des Neuen Testamentes ist keine andere als die griechische; auch die feineren Grundsätze, die von Theologen als spezifisch christlich gepriesen werden, findet man allesammt bei den Philosophen der verschiedenen von Sokrates ausgegangenen Schulen: die Verachtung der irdischen Güter, die Werthschätzung eines einfachen Lebens in vollkommener Armuth, die Liebe zu den Seelen, die Sorge für die eigene Seele, die Lehre, daß schon die Gesinnung, nicht erst die That das Urtheil über Güte oder Schlechtigkeit des Charakters, über Schuld oder Unschuld begründe, die Lehre, daß Unrecht zu leiden besser sei als Unrecht zu thun und daß alle Menschen — die Barbaren und die Sklaven einbegriffen — Brüder seien. Die christliche Ethik ist schon so oft aus Sprüchen der alten Philosophen zusammengestellt worden, daß ich nicht nöthig habe, diese Arbeit noch einmal zu thun. Nur die Feindesliebe ist ungriechisch; eben so das Gebot, Dem, der uns auf die rechte Wange geschlagen hat, auch die linke darzureichen. Aber dieser Grundsatz kommt außer in der Bibel blos in theologischen Büchern, in Predigten und in Heiligenlegenden vor; im Leben haben es auch die besten Christen immer so gehalten wie die alten Griechen: sie haben ihren Freunden Gutes erwiesen und ihren Feinden geschadet. Ich sage: die besten Christen, denn die weniger guten erweisen nicht einmal ihren Freunden — Das heißt zunächst: ihrem Weibe und ihren Kindern oder Eltern — Gutes; und wenn mir Einer entgegnet: Ja, aber Feindesliebe und Verlangen nach Ohrfeigen sei doch wenigstens christliches Ideal, so sage ich ihm: Deins ist es nicht, lieber Freund, und wenn Du Dir vorredest, es sei Dein Ideal, so belügst Du Dich. Aber auch die drei christlichen Kerndogmen: die Einheit Gottes, seine Weltregirung und väterliche Fürsorge und die persönliche Fortdauer nach dem Tode, sind Produkte der griechischen Philosophie.

Was nun der Orient hinzugethan hat, Das war nothwendig, um den Inhalt des griechischen Geisteslebens für spätere Geschlechter zu retten.

*) S. „Zukunft" vom siebenundzwanzigsten Januar 1900.

Zunächst war es der Monotheismus, nicht als philosophische Spekulation, sondern als Volksglaube. Die antike Welt ist geistig zu Grunde gegangen an dem Widerspruch zwischen Volksreligion und Philosophie. Für ein Volk, das auf der Stufe kindlicher Weltanschauung stand, war die griechische Religion die denkbar beste. Nachdem aber die eine das Universum beherrschende Kausalität erkannt war, konnten die Gebildeten wenigstens nicht mehr mit gutem Gewissen zum wolkensammelnden Zeus und zum Erderschütterer Poseidon beten. Nietzsche hat ganz Recht mit der Behauptung, Sokrates sei kein rechter Grieche mehr gewesen; er übersieht nur, abgesehen von seinen Uebertreibungen, daß es für die Männer der perikleischen Zeit ein Ding der Unmöglichkeit war, homerische Griechen zu sein. Von Anaxagoras an, der die Weltvernunft entdeckte, war für den gebildeten Mann keine andere Religion mehr möglich als der Monotheismus; und da die Griechen und Römer von ihrem Polytheismus nicht loskommen konnten, so mußten sie untergehen, ihre Geistesschöpfungen aber konnten den Völkern der Zukunft nur in der Hülle jener monotheistischen Religion übermittelt werden, die die griechische Philosophie in sich aufgenommen hatte. Sie war diesem großen Werk um so mehr gewachsen, als sie das Nothwendigste in wenigen kleinen Schriften zusammenfaßte, die, mit Ausnahme des vierten Evangeliums und des dogmatischen Theiles der paulinischen Briefe, alle Philosophenschriften der alten Welt an Gemeinverständlichkeit und anmuthender Herzlichkeit übertreffen. Der Ursprung des Christenthumes aus dem Judenthum bot dann die Möglichkeit dar, für die Aufbewahrung und den Transport des köstlichen Inhalts ein Gefäß zu bilden, das die Staaten und ihre Wandlungen überdauerte: die Kirche. Während bei den übrigen Völkern die Religion mit dem Staate stand und fiel, besaßen die Juden in ihren Diaspora- und Proselytengemeinden eine vom Staate unabhängige Organisation des Religionwesens; und von diesen ihren Gemeinden konnten sich die christlichen abzweigen. Daß Dieses wirklich geschah, war dem Glauben an die Erlösersendung Jesu zu danken, die durch seine Auferstehung beglaubigt schien und die die Apostel antrieb, das Heil allen Menschen zu bringen. Zugleich ward der Glaube aus Jenseits, der, wie man unter Anderem aus dem somnium Scipionis sieht, schon auf einzelne hervorragende Männer als Triebfeder zu sittlichem Handeln gewirkt hatte, eine solche für die Massen. Endlich enthielt das Urchristenthum ein mächtiges persönliches Element, das den Hellenen abging. Diese haben keinen Mann besessen, der wie Jesus herumgegangen wäre, zu suchen und selig zu machen, was verloren war, und sie haben kein Schriftdenkmal aufzuweisen, das sich dem dreizehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes vergleichen ließe, dem Hymnus auf die Liebe, die als das allein Werthvolle, als das allein Ewige gefeiert wird, so daß der Weiseste, der sie nicht hat, nur ein tönendes

Erz und eine klingende Schelle ist. An die Stelle der kühlen, heiteren Menschenfreundlichkeit der Hellenen tritt die Gluth leidenschaftlicher Liebe und an die Stelle jener vornehmen Zurückhaltung, die Jeden nach seiner Fasson selig werden läßt und sich unberufen in Niemandes Angelegenheiten einmischt, eine warmherzige Fürsorge für Alle, die der Liebende nur irgend erreichen kann, eine Fürsorge übrigens, die, um gleich hier schon an die Kehrseite zu erinnern, nicht allein durch ihre Zudringlichkeit leicht lästig wird, sondern im blinden Eifer unsägliches Unheil anrichtet.

Jedermann sieht ein, daß diese orientalischen Bestandtheile geeignet sind, die Humanität in mehrfacher Weise zu fördern. Vor Allem die Humanität im engeren Sinne, da das neminem laede nicht blos bestätigt, sondern überdies die strenge Pflicht eingeschärft wird, allen Menschen ohne Ausnahme thätiges Erbarmen zu erweisen. Die Ausbreitung des Wissens aber macht der Monotheismus als Volksglaube erst möglich. Alle Ergebnisse der griechischen Naturforschung mußten unfruchtbar bleiben, weil in einem polytheistischen Volke der Kausalitätgedanke nicht zur Herrschaft gelangen kann. Ob der eine Weltgrund, nachdem er einmal vom ganzen Volke anerkannt ist, persönlich oder unpersönlich vorgestellt wird, Das ist für die Naturwissenschaften gleichgiltig. Endlich geht auch die Aesthetik nicht leer aus, denn eine wahrhaft christliche — Das heißt: eine lautere und liebende — Seele ohne Falsch ist eine Schöne Seele. Einer meiner Lehrer sagte einmal: Ein Heiliger, mag er auch von niedriger Abkunft sein und immer unter gemeinen Leuten gelebt haben, wird sich auch in der vornehmsten Gesellschaft nie unpassend benehmen. Das ist richtig, wenn man einen Heiligen im Sinne jenes edlen Mannes meint. Der wird, mit Goethe und Bismarck zu reden, die Höflichkeit des Herzens üben; er wird sich keine Handlung, keine Geberde, keine Miene und keine Aeußerung gestatten, die verletzen oder belästigen könnte, und er wird, ohne je im Leben einen Anstandskursus durchgemacht zu haben, nicht blos der schönen jungen Dame, sondern auch der häßlichen alten Klatschschwester und dem buckligen Greise das heruntergefallene Taschentuch aufheben.

Gewiß hat nun das Christenthum diese heilsamen Wirkungen in millionen Fällen hervorgebracht; aber leider enthalten seine orientalischen Bestandtheile auch die Möglichkeit einer Wirkung in entgegengesetzter Richtung, — und die tritt in der Weltgeschichte weit auffälliger hervor als die wohlthätige. Die Geringschätzung der irdischen Güter ist in Geringschätzung des Schönen und jeder irdischen Thätigkeit ausgeartet und hat die Entfaltung der Künste und der Industrie zeit- und stellenweise gehemmt. Die übertriebene Sorge ums Seelenheil und eine kindische Furcht vor der Sünde haben unzählige begabte Menschen an der vollen Entfaltung ihrer Anlagen und Kräfte gehindert und sie zu schwindsüchtigen Seelenkrüppeln gemacht. Niemals wird der wahrhaft

humane Mann eine Gemeinheit, eine Niederträchtigkeit, eine bewußte Ungerechtigkeit verüben; aber vor der Sünde soll er sich nicht fürchten, denn wer einmal von dieser Angst ergriffen wird, Der wagt zuletzt nicht mehr, seine Sinne, seine Hände und Füße zu gebrauchen. Kann man doch keinen Schritt auf der Wiese thun, ohne Würmlein zu zertreten, und keinen Schritt im Leben, ohne Hühneraugen zu verletzen, und kann man doch nicht um sich blicken, ohne viel Schönes zu sehen, wovon man dann natürlich auch Manches für sich begehrt. Ist ferner zwar eine monotheistische Volksreligion Grundbedingung für das Eindringen der Naturwissenschaften ins Volk, so ist der einfache Monotheismus doch bekanntlich oft genug von einem Dogmengestrüpp überwuchert worden, das die keimenden Wissenschaften erstickt hat. Endlich ist die heilige Flamme christlicher Liebe in unedlen und abergläubigen Seelen zur unheimlichen Gluth des Fanatismus geworden und die christliche Seelenretterei hat mehr Uebel über die Menschheit gebracht als alle Habsucht, Rachsucht und sonstige böse Leidenschaft der Heiden. Aus dem tiefsten und reinsten Quell der Humanität, der im Evangelium fließt, haben Unverstand und Bosheit einen Giftpfuhl teuflischer Inhumanität gemacht.

Die Wirkungen des Christenthums hängen, wie die jeder andern Kraft, von der Beschaffenheit des Mediums ab. In unedlen Völkern vermag auch das Christenthum nur Zerbilder seiner Ideale hervorzubringen, und wenn die Körperschaft, die mit der Verwaltung des Schatzes der christlichen Ideen betraut ist, deren besten Theil unterschlägt, so stiftet der übrige Theil nichts als Unheil. Zunächst wurde die Kirche im byzantinischen Reiche Staatsreligion. Das europäisch-orientalische Völkergemisch dieses Reiches, von Despoten regirt, die den orientalischen Herrscherprunk, das orientalische Hofceremoniell und die orientalischen Kriminalprozeduren nach Europa verpflanzten, redete zwar griechisch, hatte aber kein Fünklein hellenischen Geistes mehr in sich und war unfähig, den Geist des Neuen Testamentes zu verstehen. Das Einzige, was vom Griechenthum übrig geblieben war, die streitsüchtige Dialektik, machte das kirchliche Leben zu einem unaufhörlichen widerwärtigen Dogmengezänk; und für angeblich christliche Zwecke, zur Verfolgung der Ketzer, wurde nun ein Theil des Gräuelapparates verwandt, den die Byzantiner aus Asien einschleppten. Schon unter Valentinian und Valens sollen die Richter neue, bis dahin unerhörte Folterqualen erfunden haben, und wie es dann später in Byzanz zugegangen ist mit Augenausstechen und Nasenabschneiden, Das weiß ja Jedermann. Nur an einen Punkt soll erinnert werden, den Gibbon besonders hervorhebt. Die orientalische Unsitte des Entmannens haben die echten Griechen niemals mitgemacht. Als Rom nicht mehr das Rom der Römer war, riß dieser orientalische Unfug dort ein; aber Byzanz blieb es vorbehalten, Eunuchen an die Spitze von Kriegsheeren zu stellen und auf

Ministersessel zu erheben. Von den verächtlichsten aller Geschöpfe, von Menschen, die weder Männer noch Weiber, daher auch keine Menschen mehr waren, hat sich das christlich genannte Byzanz regiren lassen. Sein ästhetisches Jdeal waren von Gold und Edelsteinen strotzende Königspuppen und seine wissenschaftlichen Leistungen bestanden in geistlosen Kompilationen.

Die Germanen, die den Grundstock der eigentlich europäischen Bevölkerung zu bilden anfingen, waren Arier, Blutsverwandte der Hellenen und der Humanität fähig. Zart besaitete Schöne Seelen konnten sie freilich in einer wilden Zeit nicht sein und die Priesterinnen der Cimbern, die die Kriegsgefangenen wie Kälber abschlachten, entsprechen wenig unserem Jdeal holder Weiblichkeit; aber ausgesprochene Neigung zu orientalischen Grausamkeiten tritt bei den Germanen im Allgemeinen nicht hervor, dagegen Empfänglichkeit für die antike Kultur und das Christenthum. Daß dieses in der Gestalt eines königlich waltenden Priesterthumes auftrat und daß seine reinen Jdeen, seine zarten Empfindungen, eben so wie die Reste der klassischen Poesie, nur als kümmerliche Pflänzlein im Verborgenen blühten, Das war nun einmal nicht anders möglich. Man fühlt sich gerührt, wenn man in dieser Wildniß auf so ein Pflänzlein stößt, zum Beispiel auf Anselm von Canterbury, wie er einem Klosterabt eine pädagogische Lektion ertheilt. Dieser brave und pflichteifrige Mann hatte über die Roheit, den Stumpfsinn und die Unbotmäßigkeit seiner Schüler geklagt. Anselm fragte, welche Mittel er gegen diese Uebel anwende, und Jener antwortet, er prügle die Burschen Tag und Nacht. Wie das Mittel anschlage? Sie würden ärger als das Vieh. Schlimm, daß Jhr aus Menschen Vieh macht! Wir machen sie doch nicht viehisch, wir zwingen sie ja auf alle Weise, gut zu werden. Ja wohl, Jhr! antwortete Anselm und zeigte ihm, daß sich das Gute nicht erzwingen lasse, sondern bei verständiger Pflege von selbst wachse wie die Obstbäume. Wie sich nach und nach Künste und Wissenschaften aus der Barbarei hervorgearbeitet haben, namentlich seitdem man zu den Alten förmlich in die Schule ging, wie aber die sittliche, die Herzenskultur durch unaufhörliche blutige Fehden, durch barbarische Ketzerverfolgung und durch die Verwilderung der Hierarchie aufgehalten wurde: Das ist bekannt.

Nicht so allgemein bekannt aber ist, auf welchen Tiefstand die Herzenskultur nach der Reformation hinabsank. Jener herrliche Jüngling, der den Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen in die Welt gesandt hatte, er ist im Blute des Bauernkrieges ertrunken und spurlos untergegangen. Auch nicht ein kümmerliches Nestlein von ihm ist der folgenden Zeit als wirksame Kraft erhalten geblieben. Zwei volle Jahrhunderte hat, unterstützt von dem finsteren, kalt fanatischen Kalvin, der andere Luther gewaltet: der zornmüthige Mann, der maßlos gegen Andersdenkende tobte, der eigensinnige

dogmatische Zänker, der abergläubige Mönch, der sich rings von Teufeln umgeben sah. Was in unserem Jahrhundert Großes und Schönes geleistet wird im protestantischen Norden, Das ist nicht von Luther ausgegangen, sondern von den Naturforschern, Philosophen und Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts. Jenem fanatischen Protestantismus nun trat der nicht minder fanatische, vom Geiste der Inquisition beseelte Neukatholizismus entgegen und theils im Kampfe, theils im unedlen Wettstreit mit einander haben Beide die Barbarei der Religionkriege, der Folter, der qualifizirten Todesstrafe und der Hexenprozesse — nicht hervorgebracht, denn diese Gräuel waren alle schon im Mittelalter verübt worden, aber — zu einem so unerträglichen Grad und Umfang gesteigert, daß jene zweihundert Jahre hindurch ganz Europa in eine Hölle verwandelt war, und zwar der germanische Norden in noch höherem Grade als der romanische Süden. An die Gräuel der damaligen Hinrichtungen, der Folterungen und der Hexenprozesse habe ich im achtzehnten Kapitel der „Geschichtphilosophischen Gedanken" durch Mittheilung einiger Einzelheiten erinnert. Ich will diese Einzelheiten nicht wiederholen; aber wo von den Beziehungen des Christenthumes zur Humanität gehandelt wird, da ist es unumgänglich nothwendig, wenigstens Dieses zu sagen: daß die Hexenprozesse nicht etwa nur hie und da einmal vorkamen, sondern daß sich manche Ortschaft statt mit einer Promenade mit einem Walde halbverbrannter Pfähle umgab, an deren jedem eine Hexe gestorben war, daß die Folterung für manche Richter und Rathsherren ein Fest war und daß sie manchmal berauscht einschliefen, während die in der Folter Hängenden um Jesu willen um einen Tropfen Wasser baten. Daß es sie sehr verdroß, wenn „der Teufel" ihnen durch den Tod eines in die Folter Gespannten das Vergnügen verkürzte, und daß um hohen Lohn Foltermeister gesucht wurden, die die Kunst verstanden, ihre Opfer Monate lang zu peinigen, ohne ihnen das Lebenslicht auszublasen; daß es schlechterdings nichts in der Welt gab, auch einen hervorragend frommen und rechtschaffenen Lebenswandel nicht ausgenommen, was nicht als Vorwand zu einer Anklage wegen Hexerei benutzt worden wäre, daß ein Geistlicher, der mehr als zweihundert Hexen zum Scheiterhaufen geführt hatte, sich der Kriegslist rühmte, mit der er die Unglücklichen zum Geständniß ihrer angeblichen Verbindung mit dem Teufel schon vor der Folter zu bringen pflegte, die ihnen aber trotzdem nicht erspart blieb, und daß ein großer Rechtsgelehrter die Richter zur Ausübung solcher sogenannten Pflichten ermunterte, ihre Zweifel wegen Zulässigkeit der Folter und der Todesstrafe bei ganz jungen Kindern widerlegte, sich die Namen solcher „zu fangenden Fischlein" auf seine Schreibtafel notirte und den Marter- und Henkerszenen mit Behagen und thätiger Theilnahme beiwohnte. Es muß auch daran erinnert werden, daß nicht blos die Mordlust und Grausamkeit alles Dagewesene übertraf, sondern

daß auch kein heidnisches Volk Etwas aufzuweisen hat, das sich an frecher Schamlosigkeit und Entweihung des Jungfrauenleibes mit der Prozedur des Suchens nach dem Hexenzeichen vergleichen läßt. Man hat die Hexenrichter durch die Vermuthung, den Anklagen hätten Thatsachen zu Grunde gelegen, ein Wenig rein zu waschen versucht. Aber abgesehen davon, daß noch so arge geschlechtliche Vergehungen jener Frauen, Mädchen und Kinder weder die Folter, noch den Feuertod noch die Unvernunft des ganzen Verfahrens zu rechtfertigen vermöchten, hat schon Karl Adolf Menzel, dem ich bei meinen Darstellungen dieser dunkelsten Partie der europäischen Geschichte folge, aufs Klarste bewiesen, daß von einer solchen Entschuldigung überhaupt keine Rede sein kann. Es sei ja denkbar, daß sich wollüstige Weiber durch Narkotika wollüstige Träume zu verschaffen gesucht hätten — eine Salbe würde diese Wirkung schwerlich hervorgebracht haben —, es sei auch möglich, daß Männer unter der Maske des Teufels Weiber verführt, vielleicht sogar in Häusern oder Wäldern Orgien veranstaltet hätten; aber in den bekannt gewordenen Akten finde man keine Angabe, die auf eine Entdeckung solcher Zusammenkünfte hinwiese. Daß die Gräuel der Religionkriege alles vorher Dagewesene übertroffen haben, war schon von älteren Autoren bemerkt worden, so zum Beispiel von dem Ritter von Folard, der in seinen militärwissenschaftlichen Anmerkungen zum Polybius bei der Erzählung des karthagischen Söldnerkrieges die Ansicht ausspricht, selbst die in jenem Kriege verübten Gräuel reichten nicht an Das heran, was die französischen Katholiken und Kalvinisten einander zugefügt hätten, und seine Meinung durch ausführliche Erzählung einiger Fälle stützt. Menzel aber, ein gewissenhafter, besonnener, kritischer Forscher, der noch dazu ein gläubiger evangelischer Christ und preußischer Schulrath gewesen ist — nicht zu verwechseln mit dem weniger gewissenhaften Vielschreiber Wolfgang Menzel, der übrigens die partie honteuse des Reformationzeitalters ebenfalls hervorhebt —, Menzel gesteht offen, daß die Gräuel der spanischen Inquisition hinter denen der deutschen Hexenprozesse zurückbleiben, daß sich das Schlimmste von Dem, was die Türken verübt haben, damit gar nicht vergleichen lasse und daß sich die französischen Schreckensmänner das Verdienst erworben haben, mit der Guillotine die schändlichen Verstümmelungen und Entweihungen des Menschenleibes, die bis dahin bei Hinrichtungen üblich waren, ein Ende gemacht zu haben. Ich habe einmal ausführlich den Segen der Kirchenspaltung dargelegt. Hier muß ich an ihren Unsegen erinnern, der nicht blos darin besteht, daß der in zwei, ja, drei Lager gespaltene Fanatismus einen Wetteifer der Unvernunft und Grausamkeit erzeugt hat, sondern der auch noch insofern bis in unsere Zeit fortwirkt, als er die Unwahrhaftigkeit in der Geschichtschreibung sozusagen obligatorisch gemacht hat. Nun kommt ja der Unbefangene, der die Darlegungen beider

Parteien liest, materiell leidlich auf seine Rechnung, da die Historiker jeder Konfession die Schandthaten der gegnerischen erzählen, wenn auch die so entstehenden zwei Hälften der historischen Wahrheit, denen das vereinigende innere Band fehlt, noch kein Ganzes geben. Aber über die Hexenprozesse, an denen beide Parteien gleich stark betheiligt sind, pflegen beide meistens schweigend hinwegzuschlüpfen. Es ist anzuerkennen, daß neuere allgemeine Weltgeschichten von protestantischen Verfassern die Hexenprozesse als eine großartige Verirrung beider Konfessionen schildern und die Mitschuld der Protestanten gebührend hervor heben, aber Einzelheiten theilen sie aus gerechtfertigter Rücksicht auf ihren Leserkreis nicht mit. Gerade deren Kenntniß jedoch ist den leitenden Geistern der Nation unbedingt nothwendig. Denn diese Einzelheiten bilden den erschütternden welthistorischen Beweis dafür, daß uns das Christenthum für sich allein die Humanität nicht zu sichern vermag, ja, daß sogar die einseitige Hervorhebung des Dogmatischen im Christenthum zweimal, in Byzanz vom vierten bis zum achten Jahrhundert und im germanischen Norden vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert, die betroffenen Völker in den ärgsten Paroxismus teuflischer Unmenschlichkeit gestürzt hat, den wir überhaupt kennen. Und daraus haben die führenden Geister die Folgerung zu ziehen, daß uns, wenn auch nicht gerade die Wiederkehr der Hexenprozesse, so doch sehr traurige Zustände bereitet werden würden, falls einmal ein Konsortium von fanatischen Priestern, bigotten Weibern, abergläubigen Mönchen, Bauern und verschrobenen Juristen das Heft in die Hand bekäme.

Fügen wir hinzu, daß in der Christenheit auch noch ein anderer Bestandtheil der antiken Humanität zu Schaden gekommen ist: die schlichte Gradheit, Offenheit und Wahrhaftigkeit der Alten. Zuerst hat die Wundersucht jene Art von unschuldiger Verlogenheit erzeugt, die den Orientalen und allen phantasievollen Kindern eigen ist und die daher rührt, daß sie die Gebilde ihrer Phantasie von der Wirklichkeit nicht unterscheiden können. Dann hat die Hierarchie den byzantinisch-orientalischen Würdekult sammt Titelwesen in Mittel- und Westeuropa eingeschleppt und alle Fürstenhöfe damit angesteckt. Höfisch und Verlogen ist dadurch ein Ding geworden. Endlich nöthigen die unerfüllbaren Moralvorschriften, mit denen die Kirche in mißverständlicher Auslegung des Neuen Testamentes Alle bindet, dazu, den Widerspruch zwischen Theorie und Praxis durch Heuchelei zu verdecken. Und zuletzt hat die konfessionelle Spaltung durch die Nöthigung, einander in Scheintugend zu überbieten, die Heuchelei auf die Spitze getrieben. Aesthetisch tritt die Lüge als Schwulst, Perrücke und Reifrock auf.

Es ist die Rückkehr zu den Alten gewesen, was Lessing und Wieland, Goethe und Schiller, Kant und Friedrich den Großen befähigt hat, die Barbarei zu überwinden und aus sogenannten Christen wieder Menschen zu

machen. Ein Wunder ist es zu nennen und ein Beweis für die unverwüstliche Güte der Menschennatur — und der deutschen Natur im Besonderen —, daß sie unverändert und unverdorben wieder hervortrat und aufblühte, sobald das dämonische Fieber ausgetobt hatte, von dem allerdings eigentlich nur die gelehrten Stände ergriffen worden waren. Nun erst kam das negative Verdienst der Reformation, die Befreiung von den Fesseln des Papstthumes, bei den protestantischen Nationen zur Geltung; nun konnte auch Luthers besserer Theil ausgegraben und wiederbelebt werden und konnten edle Geistliche beider Konfessionen das echte: das humane Christenthum pflegen. Nur der protestantische Theil der deutschen Schweiz scheint einen so furchtbaren Zusammenbruch seines Geisteslebens nicht erlitten und demnach auch einen Neuanfang nicht nöthig gehabt, sondern sich stetig fortentwickelt zu haben, dank der Nüchternheit seines Volkes und der heiteren, klaren, verständigen, mit dem Geiste der Alten genährten Seele seines Zwingli.

Den Christenglauben und die Einrichtungen der Kirche kann die Menschheit nicht entbehren. Nicht etwa um der ewigen Seligkeit willen oder weil das Quantum von Moralität, das der Staat braucht, ohne Christenthum nicht zu erzielen wäre, sondern aus zwei anderen Gründen. Erstens: weil der Trost in Unglück und Elend, den Millionen nöthig haben, wenn sie nicht verzweifeln sollen, anderswoher nicht genommen werden kann. Die Hoffnung auf das Tausendjährige Proletarierreich hat ja einigen hunderttausend deutschen Armen drei Jahrzehnte lang einen sehr guten und sogar für die Gesammtheit, die er zu sozialen Verbesserungen gezwungen hat, sehr nützlichen Ersatz geboten. Aber die Arbeiter fangen doch schon an, einzusehen, daß auch dieser angeblich wissenschaftliche Sozialismus ihnen nur eine Utopie vorgemalt hat, und wenn Das Allen klar geworden und jede Hoffnung auf die Verwirklichung des Zukunftstaates geschwunden sein wird, dann hat dessen Vorstellung seine tröstende Kraft verloren. Zweitens bedarf der Mensch, wofern er nicht eine stumpfsinnige Bestie oder ein unzurechnungfähiger Faselhans ist, einer festen Weltansicht, eines geistigen Planetensystems, worin er seiner Seele Ort, Bahn und Ziel angewiesen sieht. Fehlt sie, so wird der Mensch schwindlig, fängt an, zu taumeln, und verfällt auch leicht der moral insanity. Eine solche Weltansicht kann Einem nun natürlich weder das Reichsmarineamt nach der Staatssekretär des Auswärtigen noch der preußische Minister des Innern liefern — denn die antike Welt, in der Staat und Religion zusammenfielen, ist untergegangen —, sondern nur die Religion. Sie allein ist für Alle; eine Philosophie dient nur dem einen Philosophen, der sie sich erfindet. Der Tagarbeiter, der Kaufmann, der Aktenschreiber: sie Alle haben keine Zeit, sich eine Philosophie zu erfinden. Außer der christlichen Religion ist nun aber keine andere möglich; ihre kirchlichen Erscheinung-

formen sind stets der Verbesserung bedürftig und können durch andere Formen ersetzt werden, aber für sie selbst giebt es keinen Ersatz, denn der neblige Walhall läßt sich so wenig noch einmal zum Leben erwecken wie der sonnige Olymp oder das würdige Kollegium der römischen Staatsgötter. Wir thun gut daran, unsere Jugend durch die heitere Welt der Odyssee einzuführen in die gar nicht heitere Weltgeschichte, aber wir dürfen ihr die homerischen Götter nicht als Wirklichkeiten vorführen, — was nebenbei bemerkt, nicht einmal ziehen würde, denn unsere Jungen, die in diesem Punkte schon mit sechs Jahren keine Kinder mehr sind, würden uns nicht glauben. Also: daß wir das Christenthum als Volksreligion festhalten, versteht sich von selbst. Aber soll uns das Menschliche im Christenthum nicht wieder abhanden kommen, so dürfen wir das Griechenthum nicht fahren lassen, durch das unsere Geistesheroen im vorigen Jahrhundert das Unmenschenthum überwunden haben, wie der wohlthätige Heros der Griechen die Ungeheuer der Urzeit, wie der olympische Zeus die erdgeborenen Titanen und wie das Hellas der klassischen Zeit die Barbarei des Orients überwunden hat. Wie zum Neuen Testament, wenn wir nicht verzweifeln wollen, so müssen wir immer wieder zu den Hellenen zurückkehren, wenn wir Menschen bleiben wollen, denn nirgends ist der Mensch so rein zu finden wie dort, wo er zuerst entdeckt worden ist.

Neisse. Karl Jentsch.

Karriere.

Als Gabriel Kolczynski neunzehn Jahre alt geworden war, kam die lange schon latente Empfindung bei ihm zum Durchbruch, daß er zum Buchhändler so wenig tauge wie ein Igel zum Taschentuch. Dieser Vergleich war von ihm selbst. Denn Gabriel Kolczynski war ein ganz moderner Mensch und als solcher liebte er starke Ausdrücke und originelle Wendungen. So war zum Beispiel „Kulturknirps" ein Lieblingswort von ihm, das er auf Goethe nicht minder oft anwandte als auf den jüngsten Lehrling der Firma Paul Clefus & Co., Sortiment und Antiquariat. Bei so eigen gearteter, über das Dutzend-Menschthum hinausragender Anlage war es begreiflich, daß seine Feuerseele in der Thätigkeit eines Buchhandlungsgehilfen keine Befriedigung fand; ja, diese Thätigkeit war in der letzten Zeit sogar mit gewissen Gefahren für ihn verbunden.

Seiner impulsiven Natur fehlte die Sklavenruhe und Kuli-Indifferenz, um es widerspruchlos zu ertragen, wenn ein sonst guter Kunde Nietzsche nur für einen Dichter oder Dehmel für ein verdrehtes Heft erklärte. Schon oft hatte er mit flammenden Augen Protest eingelegt gegen Sakrilegien dieser Art. Leider war dann immer der Chef hinzugetreten, hatte den Messias der Moderne mit seinem Bourgeoisbauch in den Hintergrund gedrängt und dem Kunden lächelnd zu verstehen gegeben, daß der junge Mann im Grunde ein großer Schafskopf sei.

Das berührte Gabriel Kolczynski natürlich unangenehm. Aber er hatte bisher noch nicht recht zu remonstriren gewagt. Er stand immerhin noch unter dem Bann jener kleinbürgerlichen Begriffe, die die verwittwete Frau Steuer-Kontroleur Valeria Kolczynska in Inowrazlaw ihrem Sohne nebst drei hartgekochten Eiern und mehreren Butterbroten ans Herz gelegt hatte, als er in die große Stadt abreiste. Davon konnte er sich nicht so schnell losringen, — wenigstens nicht ganz so schnell, wie aus dem in Latein und Mathematik mäßig begabten und daher zweimal sitzen gebliebenen Schüler der Sekunda ein „ganz moderner Mensch" geworden war. Mit einem Fuß, nein: mit einer Zehe noch stand er auf dem theoretisch längst überwundenen Standpunkt, daß eine Gesellschaft, die zu Henry George und Bellamy noch nicht herangereift sei, von ihren Mitgliedern eine feste Position auf irgend einem Arbeitgebiet fordern müsse.

Aber wie mehr oder weniger alle bedeutenden Menschen durch einen Zufall der dürren Alltäglichkeit entrungen und auf den Humus verpflanzt wurden, der dann ihre göttlichen Gaben triebkräftig zur Blüthe gebracht hat, so wurde endlich auch Gabriel erlöst. Es war gerade an seinem neunzehnten Geburtstage. Wie alle Kraftnaturen, ignorirte er für seine Person diesen Tag, überhaupt alle Zufälligkeitfeste, vollkommen. Daß ihm die Mama neue Hosenträger, zwei Paar selbstgestrickte wollene Socken und einen Posten von jenen Schmalzkuchen geschickt hatte, die er wirklich gern aß, als er noch kein moderner Mensch war, empfand er zwar als etwas recht Subalternes. Das hinderte ihn aber nicht, sämmtliche Kuchen auf einen Sitz herunterzuschlingen, so daß er schon mit einer merklichen inneren Verstimmung ins Geschäft ging.

Nachdem er dort das befremdete Mißfallen seines Chefs erregt und einige grobe Redensarten seiner Kollegen veranlaßt hatte, war er gerade im Begriff, in seinem dunklen Drange des rechten Zieles sich bewußt zu werden, als die ältere Schwester eines Superintendenten eintrat, um sich aus der Leihbibliothek für den morgigen christlichen Sonntag „etwas Nettes" zum Lesen zu holen. Gabriel Kolczynski hatte ein Interesse daran, weder auf die Leiter zu klettern noch auch sich viel zu bücken. So nahm er denn einen der nächststehenden Bände, notirte die Nummer, wickelte das Buch fein säuberlich in Papier und legte ein Gummibändchen darum. Die würdige Dame schwamm ab, mit Ola Hanssons „Sensitiva Amorosa". Gabriel hatte gerade noch so viel Zeit, unter tiefer Verbeugung hinter ihr die Thür zu schließen. Als es sich nach zwei Stunden, gleich hinter einem Besuch des Herrn Superintendenten, unter den Chefs der Buchhandlung Paul Clesus & Co. um die Frage handelte, ob Gabriel Kolczynski zu rädern, zu viertheilen oder durch heißes Pech und Schwefel vom Leben zum Tode zu bringen sei, da eben kam unserem modernen Menschen die Ueberzeugung, daß er zum Buchhändler so wenig tauge wie ein Igel zum Taschentuch. Stehenden

Fußes trat er nun aus der dürren Alltäglichkeit seiner Sortimenter-Laufbahn auf den saftstrotzenden Humus und wurde — wie jeder ganzmoderne Mensch — Literat.

Ueber einige der vornehmsten Erfordernisse seines neuen Berufes verfügte Gabriel in zureichendem Maße. Er hatte die gründliche Verachtung der gesammten vor 1890 entstandenen Literatur; außerdem besaß er zwei Shlipse mit langflatternden Enden und . . . kein Geld. So war es denn verständlich, daß Gabriel Kolczynski gleich in den ersten zwei Wochen seiner literarischen Laufbahn in den Kreisen seiner Kaffeehausbekannten als „hochtalentirt" galt und daß man Hervorragendes von ihm erwartete. Das erwartete Gabriel von sich auch. Aber die Zwischenzeit bis dahin war doch eigentlich ekelhaft.

So lange die 75 Mark reichten, die die Firma Clefus ihrem Gehilfen in dankbarer Anerkennung seines beschleunigten Austrittes für den vollen Monat baar entrichtet hatte, war die wirthschaftliche Unabhängigkeit sehr angenehm. Aber schon nach acht Tagen empfand er es schwierig, daß seine neuen Freunde, die ihm fast die Hälfte des Betrages abgepumpt hatten, nie ans Zurückzahlen dachten. Dann kamen Schwierigkeiten mit der Wirthin, schiefgelaufene Absätze und die Nothwendigkeit, einen Hemdkragen mindestens acht Tage zu benutzen. Schließlich mußten der Sonntagsanzug und der Hohenzollernmantel zu Geld gemacht werden. An dem Tage, wo Gabriel Kolczinski mit einem überlegenen geheimnißvollen Lächeln seine erste Novelle der modernsten und illustrirtesten Zeitschrift persönlich eingereicht und sich für sie hatte photographiren lassen, besaß er noch ganze fünfundsechzig Pfennige.

Ein wundervoller heller Märztag, aber kalt, bitter kalt. Die Sonne lag prall auf den Linden, aber sie hatte noch keine Wärme; und wenn Gabriel nicht damit beschäftigt gewesen wäre, sich den Eindruck seiner Arbeit auszumalen, über die man sicher gleich nach seinem Weggang heißhungrig hergefallen war, so hätte ihn wohl nicht nur gefroren, sondern es wäre ihm in seinem dünnen Röckchen gewiß auch etwas genirlich gewesen. So aber fror er nicht und genirte sich nicht. Leichten Schrittes trat er bei Kranzler ein. Ein schneller, kaum bewußter Ueberschlag: Kaffee dreißig Pfennige, ein Mohrenkopf zehn, macht vierzig; eventuell Trinkgeld zehn, macht fünfzig Pfennige; Rest fünfzehn. Er bestellte Kaffee und einen Mohrenkopf. Die Konditorei war um diese Stunde nicht besucht. Die Menschheit schob sich draußen die Linden entlang, und während Gabriel Kolczinski langsam in seiner Tasse rührte, sah er mit einem halb träumerischen, halb mitleidigen Lächeln auf das Heerdenvieh da draußen, das heute noch achtlos an ihm vorüberzog. Lächerlich! Als ob er in vierzehn Tagen ein Anderer sein würde! Genau derselbe Gabriel Kolczinski, nur mit dem einen einzigen Unterschiede, daß dann ein Hundertmillionstel Dessen, was er konnte, schon diese Armen im Geist zur Raserei der Verzückung gebracht haben würde. Er aß seinen Mohrenkopf und sah sich im Lokal um. Es war nur noch ein Gast da.

Seitwärts, dicht neben ihm, saß eine Dame. Groß, stattlich; nicht mehr ganz jung, so entre deux âges; aber hübsch, sogar sehr hübsch. Auf dem blonden Kopf trug sie einen Rembrandthut mit großen, nickenden Federn. Den braunen Sackpaletot hatte sie abgestreift, so daß er mit dem seidenblanken Futter auf der Stuhllehne sich bauschte. Als Gabriel die Holde bemerkte, hatte sie an der Spitze eines Federhalters geknabbert und dabei finster vor sich hin-

gestarrt. Neben dem Schreibzeug, das sie sich hatte bringen lassen, stand ein Glas mit einem dampfenden rothen Getränk; eine Citronenscheibe schwamm darin. Nachdem die Dame zweimal zum Schreiben angesetzt hatte, warf sie die Feder auf das Papier und sah dabei so bitterböse auf Gabriel, als wenn er sie hinderte. Aber dieser Ausdruck änderte sich bald. Wie von einer plötzlich auftauchenden Idee gepackt, musterte sie ihn neugierig und mit völlig ungenirtem Interesse vom Kopf bis zu den Füßen, von den tief in die Stirn hängenden sanftblonden Haaren also hinab bis zu den ausgetretenen plumpen Stiefeln, die Gabriels unbefriedigte Wirthin schon seit zwei Tagen zu putzen sich geweigert hatte. Da ihm auch die ausgefransten Hosen und die schiefen Absätze einfielen, zog er die Beine hastig ein und verschluckte sich zwischen Zorn und Verlegenheit an seinem Kaffee.

Noch hustete er in die hohle Hand, als die Dame aufstand und sich mit Papier und Feder an seinen Tisch setzte. Der Sackpaletot rauschte zu Boden.

„Sie werrden die Bitte einerr Dame nicht abschlagen, mein Err," sagte sie mit tiefer Stimme und jenem prononcirten polnisch-österreichischen Dialekt, den man in Berlin heute viel häufiger hört als echte Klänge aus dem Vogtland. Zugleich bog sie den Oberkörper seitwärts nach ihrem Tische hin, um, ohne sich zu erheben, das Tintenfaß heranzuholen. Mit einer energischen Bewegung stellte sie es vor ihn hin und schob auch das Papier und den Halter zurecht. Brillanten funkelten dabei an ihren kräftigen weißen Händen auf. Dann rückte sie dicht heran, verschränkte die Arme auf dem Marmortischchen und sah Gabriel mit treuherziger Unverschämtheit erwartungvoll an.

Gabriel Kolczynski war erröthet und hatte mit einer mechanischen Bewegung seine Kaffeetasse bei Seite geschoben. Er war natürlich ein Freund des Ungewöhnlichen, aber er hatte noch nicht die nöthige Gewandtheit, sich über eine solche Situation zu stellen. Die seltsame Aventiure und ein starkes exotisches Parfum, das von dem Weibe ausströmte, dessen voller Arm ihn fast berührte, hatten ihn so vollständig unter, daß er kaum zu athmen wagte. Mit zitternder Hand rückte er den Briefbogen näher und tastete mit der anderen nach seiner Kravatte, von der er wußte, daß sie schadhaft war. Auch zog er den Hals ein, um so wenig wie möglich von seinem Hemdkragen sehen zu lassen. Er hatte das schreckliche Gefühl, schlecht angezogen zu sein.

Die Dame kraute sich mit dem Mittelfinger der Rechten das Köpfchen und fragte dann lebhaft: „Sie kennenn Deitsch — nich warr?"

Gabriel beschränkte sich darauf, um eine Nuance tiefer zu erröthen und eine unbeholfene Verbeugung zu versuchen. In jeder anderen Situation wäre er nach solcher Zweifelsäußerung dem Frager vielleicht an die Kehle gesprungen. Jetzt berührte sie ihn nicht einmal komisch. Nur leise hauchte er in den sich sperrenden Halsausschnitt seines Jackets: „Ich bin Schriftsteller —"

„Ach, Sie arrmes Haschерl", sagte die Dame mit noch tieferer Stimme, indem sie den Rembrandthut mitleidvoll auf die Seite neigte; „ist wol serr ein schlechtes Beruf? Aberr schreibenn Sie; ich zale Ihnen gut. Wollens noch einen Kaffee anschaffen?" Ehe Gabriel Kolczynski noch antworten konnte, hatte sie bereits den Kaffee bestellt.

„Schreibenn Sie also, bitt' schön, an meinen Freind", sagte sie leiser, während sie noch näher heranrückte und so interessirt auf das Papier sah, als wäre die

ganze Epistel an ihren Freind schon fix und fertig darauf geschrieben. „Ja, schreibenn Sie so", fügte sie nach einer Minute nachdenklichen Hinstarrens hinzu und tippte bei jedem Worte mit dem Zeigefinger auf den Tisch; „Lieberr Alex! Ich bin schon neun Täg im Wintergartenn — habenn Sie Wintergartenn? — und Du hast Dich noch nicht a Mal umg'schaut nach mir; warten Sie: umg'schaut ist nicht recht; ausg'schaut villeicht — nein, auch nicht — was meinenn Sie — —"

Gabriel rieb sich mit dem Federhalter die Nase und warf, unter einem flüchtigen Seitenblick, zaghaft ein: „Bekümmert vielleicht —"

„Recht is! Schreibenn Sie bekummert! Und Das wärr nicht schönn, wo ich ihm doch von Stockholm geschriebenn hab; und err müßte heite kommenn. Sonst würrde ich kommen, und wenn er zenn Mal verheirathet is. So; und denn untenn — bis zum Tode Deine Apollonnia".

Gabriel schrieb. Dann schob er der Dame den Briefbogen hin, mit ungefähr dem Gefühl, wie er dem Ordinarius der Septima einst sein Schönschreibeheft hingehalten hatte. Sie sah nur flüchtig auf, nickte und nestelte unter dem Tische an ihrem Geldtäschchen. Ehe Gabriels Stolz Zeit hatte, sich aufzubäumen, war ihre Rechte schon auf einen Moment in seiner Jackettasche verschwunden.

„So; nun sein' Adreß", sprach Apollonia lebhaft; und sie nannte einen Namen, bei dem Gabriel trotz seiner hilflosen Verlegenheit doch überrascht aufsah.

... Ein paar Minuten später stand er wieder Unter den Linden. Er war ein moderner Mensch; jetzt aber wußte er doch nicht, ob er zu lachen oder zu heulen habe. In seiner Linken, die er in der Tasche hielt, brannte eine Münze. Für ein Fünfzigpfennigstück war sie zu gewichtig; und eine Krone? Dazu hatte die Person doch nicht irrsinnig genug ausgesehen. Er wagte nicht, sein erstes Honorar nachzuzählen. Und die beiden Kaffees und den Mohrenkopf hatte sie auch bezahlt ... Er sah noch blöde vor sich hin und wußte nicht, ob er nach rechts oder links sich selbst ausweichen sollte, als ein Herr auf ihn zutrat, der schon zweimal unschlüssig an ihm vorbeigestrichen war. Er hob den Cylinder von der glänzenden Platte, die nach der Stirn zu ein sorgfältig gescheiteltes Inselchen aufwies; die etwas hervorstehenden Augen zwinkerten unruhig hinter dem goldenen Kneifer.

„Verzeihen Sie, dürfte ich Sie um ein paar Worte im Vertrauen bitten —; Alexander K ...." fügte er, sich vorstellend, hinzu.

Ehe Gabriel noch Zeit fand, sich den berühmten Sport- und Zeitungmann, dem er eben einen intimen Schreibebrief geschrieben hatte, genauer anzusehen, waren ihm schon mindestens zehn ängstliche Fragen nach jener Dame vorgelegt worden, die .... Fünf Minuten später saßen die Herren im Lindenrestaurant in einer lauschigen Ecke bei einer Flasche Rauenthaler einander gegenüber; und als sie sich nach einer knappen Stunde trennten, gab Gabriel Kolczynski sein siebenundzwanzigstes Ehrenwort als Garantie unverbrüchlichen Schweigens. Dafür war er von dieser Stunde an mit einem Fixum von 125 Mark im Monat angestellter Kunst-Referent einer hauptstädtischen Tageszeitung.

Teo von Torn.

Thierschutz und Thierethik im Judenthum.

In Schopenhauers „Grundlage der Moral“ findet man folgenden merkwürdigen Satz: „Die vermeinte Rechtlosigkeit der Thiere, der Wahn, daß unser Handeln gegen sie ohne moralische Bedeutung sei oder, wie es in der Sprache jener Moral heißt, daß es gegen Thiere keine Pflichten gebe, ist geradezu eine empörende Roheit und Barbarei des Occidents, deren Quelle im Judenthum liegt. In der Philosophie beruht sie auf der aller Evidenz zum Trotz angenommenen gänzlichen Verschiedenheit zwischen Mensch und Thier, welche bekanntlich am Entschiedensten von Kartesius ausgesprochen ward . . .“ Diese und andere verwandte Behauptungen Schopenhauers, die regelmäßig mit einem Seitenhieb auf das Judenthum, auf die Gesetze, Erzählungen und Dichtungen des Alten Testamentes schließen, haben sich tief in den Vorurtheilen der Zeitgenossen festgesetzt, besonders, nachdem sich auch der politische Kampf ihrer bemächtigt hatte. Ein geistvoller Schriftsteller unserer Tage, Richard Weltrich, sagt in seiner sozialethischen Studie „Christian Wagner“ über die Beziehungen des Menschen zum Thier: „Unsicher und flau möchte man auch das Verhalten des Judenthumes wie das des Christenthumes nennen. Grundsätzliche Schonung des Thierlebens lag bei dem einen wie dem anderen außerhalb des Gesichtskreises . . . Als in ‚Geschöpfen Gottes‘ soll zwar auch in den Thieren der Schöpfer ‚geehrt‘ werden; diese Ehrung aber schließt nicht aus, daß von dem Herrschaftrecht, das im ersten Kapitel des Moses Gott dem Menschen, ‚über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriechet‘, einräumt, ein sehr gründlicher Gebrauch gemacht wird; und wie tief in der jüdisch-christlichen Anschauung die Thiere gestellt werden, zeigt sich am Deutlichsten darin, daß der Mensch als das Ebenbild Gottes erklärt, den Thieren aber die Seele abgesprochen wird. Der thierfreundlichen Stellen im Alten Testament sind recht wenige.“ Unter ihnen führt Weltrich den bekannten Spruch Salomonis (Kap. 12,10) in Luthers Uebersetzung an: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig.“

Oft spielt der Zufall eine ganz eigenthümliche Rolle, wenn ein Irrthum allzu sicher auftritt. Wer in der Lage ist, die lutherische Fassung des Satzes am hebräischen Original und an der griechischen ältesten Uebersetzung zu prüfen, die unter dem Namen der Septuaginta seit ungefähr hundertundfünfzig Jahren vor Christi Geburt die Auffassungen aufbewahrt, die die geistvollen Juden in Alexandrien und Jerusalem vom Wortlaut ihrer Natonalschriften hatten, Der wird bei Salomo (12,10) den folgenden Satz finden: „Der Gerechte hat Mitleid mit den Seelen seiner Thiere, der Unfromme aber ist ohne Mitleid“. Im Griechischen brauchten hier die Uebersetzer das Wort: „Psyche“, im Hebräischen steht das Wort „Näphäsch“, das genau das Selbe bedeutet wie unser Seele, das griechische „Psyche“.

Eine Seele also, eine Psyche, haben die Thiere; und weil sie eine solche haben, sind sie auch dem Spruchdichter ein Gegenstand des Mitleides für den rechten Mann. Schon hierin gewinnt der Spruch einen viel mehr ethischen Beigeschmack, als es nach Luther scheinen könnte. Wir sehen, daß das Thier, hier zunächst das Hausthier und Nutzthier des Menschen, eben mehr ist als ein „Stück Vieh“, daß es ein beseeltes Wesen ist, dem unser Mitgefühl gelten soll.

Dieser Satz muß uns an sich schon stutzig machen. Sollte es wirklich wahr sein, daß in der mosaischen Schöpfungsgeschichte oder irgendwo in der eigentlichen Bibel den Thieren die Seele abgesprochen wird? Dann wäre allerdings Anlaß zu der Vermuthung, die Juden (und nach ihnen das Christenthum) seien die Ursache, wenn irgendwo und irgendwann die Thiere zu tief eingeschätzt worden wären von der „Barbarei des Occidents".

Ich stelle nun fest, daß es im ganzen Alten Testament nicht eine einzige Stelle giebt, wo den Thieren die Seele abgesprochen wird. In der mosaischen Lehre aber wird der aufmerksame Leser der Originalschriften sogar die überraschende Entdeckung machen, daß die Seele des Menschen und die Seele des Thieres als solche zunächst ganz das Selbe sind. Das Alte Testament kennt nur einen Unterschied der Intelligenz zwischen Mensch und Thier; und dieser Unterschied wird ja wohl so lange bestehen, bis die Esel das Hebräische lesen können, trotz allen buddhistisch-neumodischen Uebertreibungen des natürlichen Mitgefühls mit dem Thier. Dieser Intelligenz-Unterscheidung wird man zum Beispiel bei Jesus Sirach begegnen, dem spätjüdischen Schriftsteller, der sich durch seinen hellen, klaren Lebensverstand so besonders auszeichnet. Die ursprünglich mosaische Anschauung aber ist die, daß Mensch und Thier *eine* Art Seele haben, daß hierin gar kein Unterschied gemacht wird.

Das zweite Kapitel (1. Mose) erzählt bekanntlich in seinem siebenten Vers, daß Gott den Menschen aus einer Erdscholle, aus Erdenstoff überhaupt bildete und ihm dann den „Hauch des Lebens" (Luther: „lebendigen Odem") einblies. Es folgt das Wort: „Und so ward der Mensch zur lebendigen Seele". Ganz diese „lebendige Seele", dieses lebendige Wesen (Hebr.: Näphäsch chaja) bedeuten aber auch die Thiere. Schon vorher, ehe der Mensch entstanden ist, im zwanzigsten und vierundzwanzigsten Vers des ersten Kapitels, bringt die Erde hervor „lebendige Seelen" und diese sind „Vierfüßler und Kriechthiere und wilde Thiere der Erde nach Art." Was der Mensch wird, lebendige Seele durch den Anhauch des Lebens, Das sind vorher schon die Thiere, wörtlich mit dem selben Ausdruck Näphäsch chaja, der auch über den Menschen gebraucht wird. Die griechisch-jüdischen Uebersetzer aber verstanden das Wort in beiden Fällen so, daß sie es mit „lebende Seele" (Psyche zosa) wiedergaben. Danach kann kein Zweifel sein, daß das mosaische Judenthum noch bis etwa hundert Jahre vor Christus der Meinung war, das Thier habe genau die selbe „lebendige Seele" wie der Mensch. Das Judenthum ging aber noch viel weiter. Denn sollte Jemand glauben, der Mensch sei von den Thieren etwa dadurch unterschieden, daß Gott ihm den „lebendigen Odem" einblies, so straft ihn sofort die Noah-Erzählung im sechsten und siebenten Kapitel Lügen. In dem Verse siebenzehn im sechsten Kapitel, in den Versen fünfzehn und zweiundzwanzig im siebenten Kapitel ist in allen Thieren, die mit Noah in die Arche gehen, und eben so in den vernichteten der „lebendige Odem", der „Geist des Lebens" gegeben. Und er ist, wie der Vers zweiundzwanzig zeigt, im Hebräischen ganz der selbe „Anhauch" und „Geist" zugleich, der dem Adam eingehaucht ward. Deshalb übersetzte man ins Griechische diesen „Hauch" und „Geist" mit Pneuma und Pnoë. Den Thieren wird also nicht die Seele „abgesprochen", sondern sie erscheinen in ihrer Eigenschaft als „beseelte" und lebende Wesen vollständig auf einer Stufe mit dem Menschen.

Und zwar findet man diese Anschauung nicht nur in der Thora, in den mosaischen Büchern. Der „Prediger" (Kohelet) sprach dieses allgemeine Bewußtsein vielmehr mit Betonung auch noch besonders scharf aus in einem Satze, den Luther so übersetzte: (Prediger 3, 19) „Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch; und haben Alle einerlei Odem; und der Mensch hat nichts mehr als das Vieh." Diese Anschauung haben auch sonst Lehrer und Dichter der Hebräer ausgesprochen.

Doch vielleicht galt diese Anschauung bei den Juden nur theoretisch und der schöne, echt indisch-jüdische Spruch: „Der Gerechte hat Mitleid mit den Seelen seiner Thiere" war am Ende nur ein Gelegenheitwort, das für jüdische Art und Sitte nicht weiter in Frage kam? Hat das Judenthum grundsätzlich eine thierfreundliche Stellung eingenommen, die auf einer inneren Anerkennung des „Rechtes alles Lebendigen" und der Anerkennung beseelten Lebens selbst beruht hätte? Ja, das Judenthum hat es gethan. Jeder kennt die Geschichte von der Sintfluth und von der Arche Noah, aber Wenige werden sich ihren Sinn klar gemacht haben. Die Sage als solche findet man bei allen Völkern. Der jüdische Dichtergeist aber hat ihr eine besondere Wendung gegeben, in der grundsätzlich gerade das Lebensrecht der gesammten Thierwelt, ohne Ausnahme, anerkannt wird. Noah wird angewiesen, von jeder Thiergattung, auch von denen, die als „unrein" galten, Vertreter mit in die Arche zu nehmen. Schon hierin spricht sich ein so natürlich sittliches Verhältniß zwischen Mensch und Thier aus, daß es kaum eine Sage giebt, die so viel pietätvolle Thierfreundschaft schon im Kindergemüth erzeugen kann. Aber mit dieser allgemein-thierfreundlichen Ausmalung begnügt sich das jüdische Sinngedicht von Noah (Das heißt: der „Uebrig-Gelassene") nicht, sondern es gipfelt in einem entschiedenen Bekenntniß für das Ebenbürtigkeitrecht des Thieres als eines belebten Naturwesens. Nachdem die Wasser sich verlaufen haben, errichtet Gott seinen Bund mit dem Menschen nicht nur, sondern (1. Mos. Kap. 9, V. 10, 12, 15, 16, 17) er errichtet auch einen besonderen Bund mit der gesammten Thierwelt, die mit im Kasten war, „an allen Thieren auf Erden bei Euch"; und es heißt: „Darum soll mein Bogen in den Wolken sein, daß ich ihn ansehe und gedenke an den ewigen Bund zwischen Gott und allem lebendigen Thier in allem Fleisch, das auf Erden ist."

Gewiß hat das indische Empfinden keine liebenswürdigere Thierethik hervorgebracht als diese Anschauung, daß der Regenbogen auch ein Zeichen des Bundes ist, den der letzte Grund aller Dinge mit der gesammten beseelten Thierwelt geschlossen hat. Denn, wie wir bereits wissen, gleichbeseelt mit dem Menschen ist diese Thierwelt und darum gilt ihr eben der Bund im selben Sinn wie der Menschheit, wobei zu ermessen ist, daß es nicht etwa ein beschränkter jüdischer Nationalbund ist, sondern sowohl mit den Semiten wie mit Japhetiten (von denen nach Mose zum Beispiel auch die Inselgriechen stammen) und Hamiten als geschlossen gilt. Das Interessante ist, daß hierbei eine selbständige Anerkennung der Thierwelt als eines wesensgleichen und metaphysisch gleichgestellten Lebensstammes gegeben ist. Das Judenthum war also im höchsten Grade thierfreundlich. Dem widerspricht auch nicht, daß sowohl in der Noahgeschichte wie in der Schöpfungerzählung der Mensch zum „Herrscher über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh bestellt ist." Diese

Anschauung in ihrer Richtigkeit sollte nur Das ausdrücken, was Sophokles mit seiner berühmten Dichtung sagen wollte: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist größer als der Mensch.“ Der Mensch soll sich die ganze Natur dienstbar machen; weiter sagt auch die mosaische Urkunde nichts; er soll über die „ganze Erde“ herrschen, durchaus nicht etwa ein Thiertyrann sein. Die Kulturmission der Menschheit ist gemeint, der sich der moderne Mensch allmählich auch wieder bewußt wird. Wenn aber der Mensch nach dem „Bilde“ Gottes geschaffen ist, so wissen wir, daß die Juden von je her darin nicht etwa ein körperliches „Ebenbild“, sondern ein „Gleichniß“ sahen. Es liegt keine Herabsetzung des Thieres darin, sondern lediglich eine Idealisirung des Menschen. Er soll ein Gleichniß werden für den höchsten Begriff. So übersetzten und verstanden es schon die siebenzig jüdisch-griechischen Gelehrten zweihundert Jahre vor Jesus.

Eine populäre Religionanschauung, die so früh von dem Recht der Schonung alles Lebens und der Thierwelt insbesondere durchdrungen war, daß ihr Gott sogar einen besonderen Bund mit den Thieren macht, kann nicht gleichgiltig gegen Leben und Leiden des Thieres gewesen sein; sie wird es geschützt haben, ja, wir dürfen daraus, daß verhältnißmäßig wenig Bibelsprüche sich mit der Verhütung von Grausamkeiten gegen Thiere beschäftigen, den Schluß ziehen, daß der Spruch: „Der Gerechte hat Mitleid mit den Seelen seiner Thiere“ von den Juden gerade besonders gut gehalten wurde.

Wir dürfen der Bibel des alten Bundes, wir dürfen auch Jesus von Nazareth das Zeugniß ausstellen, daß das Mitgefühl mit der Thierwelt in ihnen das allerstärkste, allerlebendigste ist. Die Bibel wimmelt von Aeußerungen der Thierliebe und des Thiermitleides; wir werden sehen, daß Schopenhauer vollständig ins Blaue hineingeredet hat und daß der Satz: „Der thierfreundlichen Stellen sind recht wenige“ unrichtig ist. Wer besinnt sich noch aus seiner Kinderzeit auf die Geschichte von Bileams Eselin? Nun, er lese diesen wundervollen Mythos im vierten Buch Mose, Kap. 22 (21—34). Bileam macht sich auf den Weg zu Balak, der ihn eingeladen hat, seinen israelitischen Gegnern zu fluchen. Die göttliche Stimme aber hat Bileam schon davor gewarnt. Er sattelt seine Eselin und geht auf die Reise. Unterwegs begegnet ihm der Bote des Herrn mit dem Schwert, um ihn abzuhalten. Aber er sieht diesen Engel nicht. Wohl aber erblickt die Eselin den Gottesboten. Und dreimal weicht das Thier vor dem Gottesboten, den es sieht, während der Seher selbst ihn nicht bemerkt. Schon hierin ist der Instinkt des Thieres in liebenswürdigster Weise gekennzeichnet. Bileam schlägt aber zu dreien Malen das Thier, zuletzt im Zorn, mit dem Stab. „Da aber that der Herr der Eselin den Mund auf und sie sprach zu Bileam: ‚Was habe ich Dir gethan, daß Du mich geschlagen hast nun dreimal?‘ Er antwortet, weil sie ihn gehöhnt; hätte er ein Schwert, würde er sie umbringen. „Die Eselin sprach zu Bileam: ‚Bin ich nicht Deine Eselin, darauf Du geritten hast zu Deiner Zeit, bis auf diesen Tag? Habe ich Dir auch je gepfleget also zu thun?‘ Er sprach: Nein.“ Nun erst erkennt Bileam den Engel des Herrn, vor dem die Eselin niedergefallen war, und nun stellt ihn auch der Engel darüber zur Rede, daß er das Thier geschlagen habe; und Bileam muß bekennen, daß er sündigte. In den Klagen des Thieres spricht sich in poetischer Weise ganz unmittelbar das reinste Mitgefühl mit dem Thier aus, das auch zu unserem Herzen spricht.

Auf dem feinsten Empfinden aber beruht es, daß es gerade das Thier ist, das Den, der hingehen will, seinen Mitmenschen zu fluchen, zurückhält in diesem Vorhaben, da es heller sieht als der Seher selbst. Die Geschichte endet bekanntlich damit, daß Bileam die Gegner Balaks nicht verflucht, sondern segnet. Thierethik und Menschenethik zeigen sich hier in der tiefsinnigsten wechselseitigen Bedingung; und Alles, was das Inderthum an schönen Thiersagen besitzt, kann nicht die sittliche Schönheit dieser Legende übertreffen.

Es ist kein Wunder, wenn dieser prinzipielle Standpunkt durch alle prophetischen Dichtungen klingt und eine Reihe schöner Aussprüche auch in der nachmosaischen Dichtung und Lehre zeitigt. Das lebendige Mitgefühl des patriarchalischen Hebräerthumes mit allen Thieren zeigt sich darin, daß die Thiere vor Allem auch Theil haben an dem verheißenen messianischen Reich. Wie sie in den „Bund" aufgenommen sind, so werden sie auch die Freuden des verheißenen Glückseligkeitzustandes auf Erden mitgenießen. So singt der Jesaiadichter (Kap. 30, 23); „Und Dein Vieh wird sich zu der Zeit weiden in einer weiten Aue. Die Ochsen und die Füllen, die den Acker bauen, werden gemenget Futter essen, welches geworfelt ist mit der Worfschaufel und Wanne." Nicht leicht können sich diese jüdischen Dichter Menschenglück und Menschenleid vorstellen, ohne dabei auch des Antheiles der Thiere zu gedenken; und zwar handelt es sich dabei nicht um einen egoistischen Standpunkt, der sich etwa auf die Nutzthiere beschränkt, sondern die wilden Thiere sind Gegenstand des Mitgefühles. So singt der kraftvolle Prophet Joel bei der Schilderung der Schmerzenstage (Kap. 1, 15—20): „O, wie seufzet das Vieh! Die Rinder sehen kläglich, denn sie haben keine Weide und die Schafe verschmachten!.. Es schreien auch die wilden Thiere zu Dir; denn die Wasserbäche sind ausgetrocknet!" Der selbe thierfreundliche Dichter (Kap. 2, 21—22) findet die schönen Worte: „Fürchte Dich nicht, liebes Land, sondern sei fröhlich und getrost; denn der Herr kann auch große Dinge thun. Fürchtet Euch nicht, Ihr Thiere auf dem Felde; denn die Wohnungen in der Wüste sollen grünen und die Bäume ihre Früchte bringen."

Man sieht: die jüdische Thiersympathie gilt aller Kreatur; sie ist keineswegs beschränkt utilitarisch, wie man so gern gegen das Judenthum geltend machen möchte. Sie ist um so werthvoller, steht sittlich um so höher, als ein Mann wie Joel sehr wohl den sogenanten „Kampf ums Dasein" in der Natur kennt und als Ausdruck der schlimmen Tage schildert: „Was die Raupen lassen, Das fressen die Heuschrecken; was die Heuschrecken lassen, Das fressen die Käfer; und was die Käfer lassen, Das frißt das Geschmeiß."

„Ich muß auf den Bergen weinen und heulen und bei den Hürden in der Wüste klagen; denn so gar sind sie verheeret, daß Niemand da wandelt und man auch nicht ein Thier schreien hört. Es ist Beides, Vogel des Himmels und das Vieh, Alles weg", klagt der Jeremiadichter (Kap. 9) wiederholt. Er ist es auch, der am Meisten das Mitleid mit dem geopferten Thier ausspricht; ein „arm Schaf" ist ihm das Thier, das zur Schlachtbank geführt ward. Denn die Opfer-Idee älterer Kulturperioden beruht ja vor Allem auf dem lebendigen Mitleid mit den Thieren. Der Mensch thut sich und der Kreatur den Schmerz an, daß er sie opfert, um die Gottheit zu versöhnen. Diese Absicht sprechen die mosaischen Opferregeln fortwährend aus; das lebendige Volksbewußtsein und Dichterbewußt-

sein hat aber das lebendige Mitleid mit dem Lamm überall in der Bibel ausgedrückt und dieses Mitleid hat sich dann auch auf das christlich-symbolische „Lamm" übertragen, das „der Welt Sünden trägt."

Wenn der Prophet Sacharja (8, 10) Zeiten schildern will, wo die Ideale sich nicht erfüllen, wo „Jeglicher wider seinen Nächsten ist", wird er auch der Thiere und ihres Kulturantheils gedenken: „Der Menschen Arbeit war vergebens und der Thiere Arbeit war nichts". Er spricht sich für die Thierschonung aus, wenn er in Entrüstung über die Waldverwüstung und den Waldfrevel, der an den Cedern des Libanons geübt ward (Kap. 11: „Heulet, Ihr Tannen, denn die Cedern sind gefallen!") weiter ausbricht und verlangt: „Schützet die Schlachtschafe!" Er geißelt die Hirten, die „ihrer nicht schonen", er beschwört alle Vergeltung über den Waldfrevel und den Thierfrevel und im Namen der Humanität zerbricht der „Herr" seinen Stab „Sanft"; und die „elenden Schafe" merken dabei, daß es „des Herrn Worte" wären. Selten ist ein so erhabener, gewaltiger Protest zu Gunsten der Waldschonung und Thierschonung erhoben worden. Sehen wir hier das jüdische Mitgefühl mit aller Kreatur seinen größten dichterischen Ausdruck finden, so werden wir auch in den Psalmen, die man ja lebendig sang und die ein Ausdruck des Volksempfindens waren, der Thiere immer in liebevoller Weise in Mitleid und Mitfreude gedacht finden oder sie zum geistigen Mitleben selbst des Höchsten beseelt sehen. „Die Stimme des Herrn erregt die Wüsten, die Stimme des Herrn erregt die Hinden" singt ein Psalm. „Herr, Du hilfst Beiden, Mensch und Thier!" ein anderer. (Psalm 36, 7.) Das lebendigste Mitgefühl mit dem Thier athmet der berühmte Vers: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu Dir!" Ein solcher Vergleich wird ja nur möglich auf Grund des tiefsten dichterischen Mitlebens mit aller Kreatur. Der fünfzigste Psalm enthält folgende schöne Stellen einer tiefen Thierethik: „Alle Thiere im Walde sind mein (spricht Gott) und Vieh auf den Bergen und die Rinder. Ich kenne alles Geflügel auf den Bergen und alle Jahresfrucht auf dem Felde ist mit mir. Meinest Du, daß ich Ochsenfleisch essen wolle oder Bockblut trinken?" Der Psalm verlangt, statt der Opfer, ein sittliches Leben; sofern er aber singt, daß die Thiere Gott gehören, „mein sind", daß er sie „kennt", ist ihr Verhältniß zum höchsten Wesen sicher in der „thierfreundlichsten" Weise betont. Daß man im Buch Hiob (Kap. 38—42) die überraschendsten Schilderungen des Thierlebens findet, die nicht hinter Homer zurückstehen und den lebendigen Sinn und Beobachtergeist eines Brehm aufweisen, daß sie in liebenswürdigster Weise in den berühmten Psalm 104 („Es wartet Alles auf Dich, daß Du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit") hineinspielen und im „Hohen Lied" (Schir Ha-Schirim) die köstlichsten Thierbeobachtungen zu poetischen Bildern verwerthen, ist allbekannt. Gerade diese lebendige Thierbeobachtung beweist auch den lebendigen Sinn für das Thierleben, die Theilnahme an ihm. Es steht kaum eine Seite in den Bibeldichtungen, wo nicht die Vergleiche der Dichter die vertrauteste Bekanntschaft mit dem Leben der zahmen und wilden Thiere zeigten, — sicher der glänzendste Beweis für die Thierfreundschaft des ganzen Volkes, der ganzen Religion. Wie fein beobachtet ist das Bild im Psalm 102: „Ich bin gleich wie eine Rohrdommel in der Wüste; ich bin gleich wie ein Käuzlein in den verstörten Städten. Ich wache und bin wie ein einsamer Vogel auf dem Dach."

Nachdem wir so einen Blick in das Herz des Judenthumes gethan haben, werden wir uns nicht wundern, daß es bei einem solchen Volk nur weniger gesetzlichen Bestimmmungen zum Schutz der Thiere bedurfte. Aber Bibel und Talmud sind hierin doch reicher, als Mancher denkt. Das mosaische Gebot, daß auch die Hausthiere und Arbeitsthiere am Sabbath ruhen sollen, tritt uns als patriarchalisch-menschlicher Zug eines bewußten Thierschutzes entgegen. Das Gebot (5. Mose 22, 10) „Du sollst nicht ackern zugleich mit einem Ochsen und Esel" wird von den Rabbinern als ein Gebot der Thierschonung aufgefaßt und gedeutet: „Nicht darf mit Thieren, die ungleich kräftig sind, zusammen geackert werden." Der Satz „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden" (5. Mose 25, 4) heißt, daß man dem Thier keine unnütze Qual und Unbequemlichkeit machen soll durch Verbinden des Maules und ihm auch die paar Halme nicht mißgönnen soll, die es etwa bei seiner Arbeit auflieſt. Ein solcher Spruch wurde aber von den Auslegern und Fortbildnern der Lehre nicht nur als ein Spezialverbot aufgefaßt, sondern als ein Gesammtgrundsatz unter einem Bild gedacht, so daß man das Verbot der Thiermißhandlung ganz im Allgemeinen darin sah. Im Talmud stehen unter Anderem folgende Gesetze und schöne Worte: „Es ist streng verboten, ein Thier zu quälen." „Moses und David wurden von Gott zu Hirten Israels bestellt, weil sie als Schafhirten mitleidig gegen die Lämmer waren. Gott sprach: Wer Mitgefühl für das Thier hat, wird auch gegen Menschen mitleidig sein." Und nicht nur den Hausthieren galt diese Schonung. „Wenn Du auf dem Wege findest ein Vogelnest auf einem Baum oder auf der Erde, mit Jungen oder mit Eiern, und daß die Mutter auf den Jungen oder auf den Eiern sitzet, so sollst Du nicht die Mutter mit den Jungen nehmen." (Mose 22, 6 und 7) wird als ein allgemeiner Satz des Mitgefühles mit dem Thier-Empfinden aufzufassen sein und auch so ausgelegt. Falls man aber Bedarf hat an den Vogel, so soll man jedenfalls die „Mutter fliegen lassen", wenn man Eier oder die Jungen nehmen muß. In ähnlicher Weise entspricht einem Empfinden mit der Thierwelt das Ritualgebot (3. Mose 22, 27) „Wenn ein Ochse oder Lamm oder Ziege geboren ist, so soll es sieben Tage bei der Mutter sein". Auch soll man die Opferthiere und ihre Jungen nicht an einem Tage zusammen schlachten, weil Das einem instinktiven Mitgefühl widerspricht. Ein bewußtes Gebot des Thierschutzes aber sieht das alte Gesetz darin, daß man Thiere nur mit einem scharfen Messer ohne Scharten töten durfte, und zwar von Amtes wegen, wobei das Blut ausrinnen mußte. (Schächten.) Es galt als die mildeste Todesart und hatte dabei noch einen tiefer gehenden Grund der Thierschonung, den wir im dritten Buch Mose, Kapitel 17, 11 bis 14, finden. „Und welcher Mensch, er sei vom Hause Israel oder Fremdling unter Euch, der ein Thier oder Vogel fänget auf der Jagd, das man isset, der soll desselben Blut ausgießen und in der Erde verbergen. Denn die Seele jedes Wesens ist sein Blut; und ich habe den Söhnen Israels gesagt: das Blut irgend welches Fleisches dürft Ihr nicht essen, weil die Seele aller Wesen ihr Blut ist." Ich entscheide nicht, ob der mosaische Gesetzgeber mit diesen Anschauungen und dem Gebot des Schächtens physiologisch das Richtige getroffen hat; aber wir sehen, daß die Gründe dafür jedenfalls die ehrwürdigsten, die menschenwürdigsten sind, denn sie wollen die Seele jedes Thieres schonen. Gewiß wird Niemand eine beabsichtigte Grausamkeit in diesen Ritualien sehen, die

nur der Ausfluß des allerlebendigsten Mitgefühles mit allem Leben sind. Praktisch erreichte der mosaische Gesetzgeber aber einen außerordentlichen Thierschutz durch das Gesetz über die Thiere, die zu essen verboten war. (3. Mose, Kapitel 11). Man muß es nachlesen, um zu sehen, wie umfassend dieser indirekte Thierschutz war. Weder „Hasen noch Kaninchen noch Schweine" durfte man essen; nur Das „was die Klauen spaltet und wiederkäuet unter den Thieren", durfte zur Speisung geschlachtet werden. Der Begriff des „Unreinen" bezog sich dabei nicht etwa auf die Thiere, die man nicht töten durfte, sondern es war dem Menschen „unrein", es war eine Selbstbefleckung, wenn man etwa eine Schwalbe, ein Schwein u. s. w. geschlachtet hätte, wie deutlich in den Schlußgründen (Vers 43 u. s. w.) dieses Gesetzes ausgesprochen wird. In dem Gebot (2. Mose 34, 26) „Du sollst das Böcklein nicht kochen, wenn es noch an seiner Mutter Milch ist", ist nur ein Schutzgebot für die Thiermutter zu sehen. Wenn es geboten ist: „Wenn Du Deines Bruders Esel oder Ochsen siehest fallen auf dem Weg, so sollst Du Dich nicht von ihm entziehen, sondern ihm aufhelfen" (5. Mose 22), so ist, wie schon der Wortlaut ergiebt, nicht nur eine Hilfbereitschaft gegen den Besitzer, sondern auch für das Thier selbst gemeint. Und zwar war diese Thierhilfe und Thierliebe im Judenthum so stark, daß der Talmud und spätere Zeiten sogar das Gebot aufstellten: „Man darf nicht essen, bevor man seinem Vieh zu essen gegeben". (Berachot 40a. Gittin 62a.) Nun, auch ein christlicher braver Reitersmann ißt bekanntlich nicht, ehe er sein Pferd gefüttert hat; und daß wir dem Pferd unseres Nächsten gern „aufhelfen", Das lehren Tausende von Straßenszenen in allen Städten und Dörfern Europas jeden Tag. Das Jüdische, das Christliche, das Menschliche sind denn doch — trotz gelegentlicher Roheit und Grausamkeit — überall und zu allen Zeiten das Selbe.

„Welcher Mensch unter Euch, der hundert Schafe hat und ein einziges davon verliert, läßt nicht die neunundneunzig in der Wüste zurück und macht sich auf, dem verlorenen nach, bis er es findet? Und findet ers, so legt er es über seine Achseln und frohlockt, geht zu seinem Haus, ruft die Freunde und Nachbarn zusammen und spricht zu ihnen: Freut Euch mit mir, denn ich habe mein verlorenes Schaf gefunden." So lehrte der freundliche Stifter der christlichen Religion, dem es also selbstverständlich war, daß man auch dem Thier beispringe. In dem schönen Gleichnißliede (Evangelium Johannis 10, 11 bis 16) wird der „gute Hirt" gepriesen, der seine Seele einsetzt für seine Schafe, sein Leben für sie einsetzt und Jesus spricht von dem Miethling dagegen: „Er hat kein Herz für die Schafe". Wenn Paulus davon spricht, daß die ganze Kreatur mit dem Menschen der Erlösung harre, so wendet er nur in seine Sprache, was in positiver Weise, wie wir sahen, als lebendiges Mitgefühl durch das ganze Judenthum geht. Wenn im Europäerthum ein Mangel an Thierethik bemerkbar sein sollte, so wird man weder das Judenthum noch das aus ihm erwachsene Christenthum dafür verantwortlich machen dürfen, sondern im Gegentheil der Wahrheit gemäß bezeugen müssen, daß Schopenhauer die Ursachen an einer ganz falschen Stelle gesucht hat.

Steglitz. Wolfgang Kirchbach.

Britenkoller.*)

Wenn Jemand, ausgestattet mit den Denkfähigkeiten der Erdenbewohner, heute vom Mars fiele, das Glück hätte, in Deutschland zu landen, und das Unglück, sich seine Anschauungen über das ihm noch unbekannte Volk der Briten lediglich auf Grund der Berichte deutscher Zeitungen und Zeitschriften bilden zu müssen: er müßte sich unter den Menschen jenseits des Kanals zweifellos eine Horde von Idioten und Gaunern vorstellen. Dieser Glaube würde aber wohl nur so lange dauern, bis er die Kultur jener Inselbewohner und die geistige Verfassung der Herren von Grund aus kennen gelernt hätte, die ihre Landsleute mit den blödesten Erfindungen über dieses Volk täglich bewirthen zu müssen glauben.

Es ist das Schicksal fast aller Deutschen, die einige Jahre in England oder Nordamerika gelebt haben (und nach ihrer Rückkehr kein Hehl daraus machen, daß sie sich in Ländern, in denen man ein ungleich größeres Maß persönlicher Freiheit genießt als in Deutschland, wohler fühlten), daß man sie der „Anglomanie", der Verleugnung der deutschen Nationalität und ähnlicher Schnödigkeiten zeiht. Man muß eben auf die „Eigenart", auf die bedingungslose Gottähnlichkeit eines einzigen Volkes eingeschworen sein, wenn man nicht als „Waschlappen" und „Gesinnungloser" angesehen werden will.

Als ich beim Ausbruch des südafrikanischen Krieges die wüthende Parteinahme gegen England in erster Linie als vom instinktiven Haß gegen das fortgeschrittenere und daher unverstandene Volk diktirt bezeichnete, fiel man natürlich über mich her, wie über einen tollen Hund. Man gab vor, sich für den Freiheitkampf der Buren zu begeistern. Dagegen wäre vom national-ethischen Standpunkt aus kaum Etwas einzuwenden. Ein Stamm, der für seine nationale Unabhängigkeit kämpft, ist selbst dann gewisser Sympathien sicher, wenn, wie in diesem Falle, der schließlich Unterliegende, trotz vielen vortrefflichen Eigenschaften, ein zurückgebliebenes, der Sieger ein hochentwickeltes Volk ist. Diese Theilnahme am Geschick der Buren wäre also vollkommen zu verstehen. Selbst auf die Gefahr hin, von den Alldeutschen für einen an moral insanity leidenden „internationalen Juden" gehalten zu werden, muß ich aber fragen: Wo war, als die Vereinigten Staaten Ernst machten und die Kubaner von ihren spanischen Aussaugern endlich erlösten, die Begeisterung der anglophoben Schreier für die den Kubanern so sehr zu gönnende Freiheit? Zwar brachten es damals, angesichts des bereits Jahrhunderte alten demoralisirenden Einflusses Spaniens auf die Kreolen, nur Wenige fertig, mit offenkundiger Sympathie für die Folterknechte von Montjuich auf dem Plan zu erscheinen; aber man wüthete auch

*) Audiatur et altera pars.

hier gegen die Vereinigten Staaten. Man hätte sich im Grunde des Herzens doch zu sehr gefreut, wenn die „verfluchten Yankees" Hiebe bekommen hätten und die zum Schemen herabgesunkene „Nation" der von Stierblut und Weihwasser triefenden Hidalgos Sieger geblieben wäre. Der „historisch denkende" Deutsche, der nie eine Gelegenheit vorübergehen läßt, diese ihm angeblich in höherem Grade als allen Anderen verliehene Gabe zu betonen, hätte doch gerade in diesem Fall einmal einen vollgiltigen Beweis seines historischen Denkens geben und an der Hand der Geschichte der letzten Jahrhunderte konstatiren können, daß Spanien nun reif sei, aus der Liste der Kulturnationen zu verschwinden. Das geschah nicht. Im Gegentheil: schon damals der halb uneingestandene, halb unbewußte Widerwille gegen das fortgeschrittene und noch fortschreitende, die Sympathie für das zurückgebliebene Volk.

Um nicht in den Verdacht zu kommen, als begeisterte ich mich für die Kriegsthaten der Engländer oder Amerikaner an und für sich, möchte ich gleich hier feststellen, daß ich mich nicht zum ethischen Vertheidiger des frischen, fröhlichen Krieges zu machen gedenke. Was England verlangen kann, ist Gerechtigkeit. Die wird ihm natürlich von den Buren-Deliranten nicht gewährt. Es ist mir, einem erklärten Gegner aller Menschenschlächterei, bis jetzt nicht gelungen, einen prinzipiellen Unterschied zwischen der Annexion von Ländern und der Annexion von Goldminen herauszufinden. Es sei denn der, daß der wirthschaftliche Nutzen des Siegers, um den es sich naturgemäß in beiden Fällen handelt, bei dem direkten Kampf ums Gold besonders grell in die Augen springt. Oder ist vielleicht Jemand so naiv, zu glauben, daß die Annexion von Elsaß-Lothringen unterblieben wäre, wenn dieses fruchtbare Gebiet auch noch eine ergiebige Goldmine besessen hätte? Es gehört beim Kampf um materielle Vortheile die ganze Verlogenheit kapitalistischer Moral dazu, um (diesseits wie jenseits des Kanals) von Kriegs-Idealismus oder von Rechten zu reden. Der vorhin erwähnte Marsbewohner könnte auch hier wieder glauben, daß man in den Kulturländern der Erde den Kapitalismus längst überwunden habe und sich die Knochen nur noch für Ideale zerschießen lasse. Es kann im Lichte des historischen Materialismus heute kaum noch fraglich erscheinen, daß man den wirthschaftlichen Beweggründen fast aller Kriege, auch der vergangener Jahrhunderte, künftig eine viel wichtigere Rolle zuschreiben wird als bisher. Wir leben vorläufig immer noch im Zeitalter des Rechtes des Stärkeren. Ob man Das für sittlich hält oder nicht, kommt gar nicht in Betracht. Hier handelt es sich einzig und allein darum, nicht die Handlungweise eines Anderen zu begeifern, während man selbst in der selben Lage den selben Weg einschlagen würde. Man nehme an, Deutschland sei zur Zeit Bismarcks schon eine Flottenmacht, ein Kolonialreich von der Ausdehnung gewesen, von der die Alldeutschen träumen. Ist es nicht geradezu

lächerlich, zu glauben, Bismarck würde in ähnlicher Situation — Das heißt: wenn ein seine Pläne kreuzendes Volk oder Völkchen Unbotmäßigkeit gezeigt hätte — sich auch nur einen Augenblick besonnen haben, das Land dieses Volkes mit oder ohne Goldminen einzustecken?

England hat sich in Südafrika mit seinen militärischen Leistungen anfangs blamirt. Der Nation der Reserveoffiziere genügte nun diese rein militärische Blamage, um sofort mit dem Scharfsinn des deutschen Textkritikers über den völligen Niedergang der angelsächsischen Rasse zu orakeln und im Geist an der Stelle des britischen das deutsche Weltreich herrlich erstehen zu sehen. Ein vor jedem Uniformirten schlotternder Deutscher ist allerdings außer Stande, sich ein mächtiges Land vorzustellen, in dem ein Offizier außerdienstlich es kaum jemals der Mühe werth hält, Uniform anzulegen, und in dem das Tragen von Waffen schon allein als Provokation aufgefaßt werden würde. Brüsewitz-Fälle sind in England oder den Vereinigten Staaten unmöglich. Nehmen wir aber an, Aehnliches ereigne sich wirklich, so würde der Mörder vom Publikum zerrissen werden. Das ist der „self help", ein Ding, das jenseits des Vorstellungvermögens jedes homunculus normalis im Lande der frommen Sitte liegt und vielleicht immer dort liegen wird. In Deutschland steht man in solchen Fällen „von Schrecken gelähmt" dabei und sieht, durch den Anblick des bunten Tuches hypnotisirt, ruhig zu, wie der Mörder seinen Degen abwischt und stolz durch die Menge des Civilpöbels seiner Behausung zuschreitet. Herr von Brüsewitz hielt es nach Absitzen seiner Strafe für angemessen, seine werthvolle Kraft in den Dienst der Buren zu stellen. Er hoffte vielleicht, in seiner Eigenschaft als Burenstreiter sich die „Liebe und Achtung" seiner Landsleute aufs Neue zu erkämpfen. Das Schicksal wollte es anders. Brüsewitz fiel bald nach Beginn des Krieges. Und nun wurde der „Heldentod" dieses Totschlägers in allen Tonarten besungen. Für solche Vorgänge haben allerdings die Engländer kein Verständniß. Selbst wenn sie in Folge des Transvaalkrieges früher oder später eine allgemeine Wehrpflicht einzuführen gezwungen wären, so wird sich der englische Geist der Selbständigkeit niemals die Zwangsjacke der Subordination anlegen lassen, die man in Deutschland täglich mit ethischer Unteroffizierspose als höchstes Sittlichkeitprinzip feiert.

Doppelt unsinnig ist es, wenn man in Deutschland auf der einen Seite die nicht bestrittene Minderwerthigkeit eines Söldnerheeres und alle Uebelstände dieses Systems brandmarkt, auf der anderen Seite bei Beurtheilung der mangelhaften Leistungen dieses Heeres so thut, als handle es sich um eine nach kontinentalen Grundsätzen organisirte Armee. Man wird in Deutschland nicht müde, die Vorzüge der allgemeinen Wehrpflicht zu preisen. Was die körperliche Ausbildung betrifft, so kann man zugeben, daß sie gerade für

unſer Volk eine gewiſſe Garantie für Geſundheit und Kraft in ſich birgt. Ich ſage: eine gewiſſe Garantie, denn die Ueberſchätzung aller Dinge, die nur irgendwie mit dem Militär zuſammenhängen, iſt natürlich auch hier wieder des Landes der Brauch. In England hatte man bis jetzt keine allgemeine Wehrpflicht, verfügte aber trotzdem über eine körperliche Tüchtigkeit, mit der ſich keine andere Nation der Erde meſſen kann. Es muß alſo wohl noch andere Faktoren geben, die die Volksgeſundheit ſichern. Vor etwa anderthalb Jahren iſt in Paris ein Buch erſchienen, das den Titel trägt: A quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons und Edmond Demolins zum Verfaſſer hat. Wenn Demolins auch für Alles, was Sozialismus heißt, kein Verſtändniß beſitzt, ſo iſt das Buch doch ſo feſſelnd und objektiv geſchrieben, daß es gerade heutzutage nicht eindringlich genug empfohlen werden kann. Ich möchte mit Bezug auf die supériorité noch auf Etwas hinweiſen, das bis jetzt meines Wiſſens nicht berückſichtigt worden iſt: das durch das engliſche Söldnerſyſtem bedingte ſelektoriſche Moment. Die Mären von der Zeitigung der beſten Eigenſchaften durch den Krieg, von ſeinen veredelnden Folgen u. ſ. w. können wohl als endgiltig überwunden angeſehen werden. Wir wiſſen jetzt, daß der Krieg nicht nur la bête humaine weckt, ſondern auch, daß er die Tüchtigſten dahinrafft. Er beraubt die betheiligten Völker des großen Prozentſatzes geſunder Nachkommen, die dieſe Tüchtigſten zu zeugen vermocht hätten. Da man Englands Söldnerheer, in Bezug auf das Material, aus dem es ſich zuſammenſetzt, nicht auf eine Stufe mit den aus wohlgenährten und ganz geſunden Individuen gebildeten kontinentalen Volksheeren ſtellen kann, ſo hat das Volk der Briten bis jetzt nur in geringem Maße unter den anti-ſelektoriſchen Folgen ſeiner Kriege zu leiden gehabt und ſich alſo im biologiſchen Sinn, gerade weil es keine allgemeine Wehrpflicht hatte, höher entwickeln können als die Völker des Feſtlandes.

Auch die Vererbung ſpielt wohl in dieſem Kapitel eine gewiſſe Rolle. Die Wiſſenſchaft lehrt uns, daß die von Theilnehmern an einem Feldzug innerhalb einer gewiſſen Zeit nach dem Kriege Gezeugten häufig zu Degeneration und Verbrecherthum prädisponirt ſind. Das hängt unmittelbar zuſammen mit den Nachwirkungen der furchtbaren Eindrücke und Entbehrungen, denen das Nervenſyſtem der Erzeuger im Felde ausgeſetzt war. Auch dieſer ungünſtige Faktor wirkt in England weniger ſtark, da über die Hälfte des Heeres ſtets in den Kolonien weilt und alſo den Söldnern nur eine beſchränkte Gelegenheit zur Fortpflanzung im Mutterlande gegeben iſt.

Klar blickende Menſchen haben beim Anbruch des Krieges in Südafrika die ganze Sache als Das angeſehen, was ſie thatſächlich iſt: eine wirthſchaftliche Phaſe, die Ablöſung des patriarchaliſchen durch das großkapitaliſtiſche Regime.

Leipzig. Kurt Wigand.

William Morris.

Die englische Kultur begünstigt durch ihre ununterbrochene Tradition der Lebensauffassung, durch ihre staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen und durch ihre Erziehungmethode das Aufblühen großer, freier Individualitäten. Auf den Höhen der Wissenschaft, der Politik, der Literatur und der Kunst standen deshalb von je her in England Männer, die keinem Fache ausschließlich angehörten und, ohne in Zersplitterung oder Oberflächlichkeit zu verfallen, auf verschiedenen Gebieten des Lebens eine fruchtbare Thätigkeit entfalteten. Unter diesen vielseitigen Persönlichkeiten nimmt William Morris, der am dritten Oktober 1896 starb und dessen Leben uns jetzt von J. W. Mackail, dem Schwiegersohne seines lebenslänglichen Freundes und Mitkämpfers, des Malers Edward Burne-Jones, beschrieben worden ist,*) eine hervorragende Stellung ein. Er war Dichter, Verfasser von Prosaromanzen und Pamphletist, Künstler, Dekorateur und Fabrikant, Buchdrucker und Verleger, Journalist und Zeitungherausgeber; und in dieser reichen und so mannichfachen Thätigkeit verfolgte er überall das selbe Ziel: das moderne Leben aus den Fesseln der platten Nützlichkeit, in die es der moderne Industrialismus geschlagen hat, zu befreien und ihm Etwas von der Schönheit zu geben, deren hehres Bild er in sich selbst trug.

William Morris wurde am vierundzwanzigsten März 1834 zu Walthamstow, einem Städtchen in der Nähe von London, als Sohn eines reichen Kaufmannes geboren. Als Knaben fesselten ihn besonders die Romane Walter Scotts; sie scheinen ihm jene Vorliebe für die Romantik und das Mittelalter eingepflanzt zu haben, die einer der charakteristischen Züge seines Lebens wurde. Vom vierzehnten bis zum siebenzehnten Jahre besuchte er Marlborough College. Die Schule war schlecht: es herrschte keine Disziplin und der Unterricht war mangelhaft. Aber für einen Knaben von seinen Anlagen und Neigungen war Das eher vortheilhaft; er verbrachte seine Zeit damit, Werke über Archäologie und kirchliche Baukunst zu studiren und seine Phantasie mit romantischen Geschichten und Märchen zu nähren; so oft es anging, schweifte er aber in der Umgegend umher, um alte Kirchen und sonstige Bauwerke zu besehen und ihre Architektur kennen zu lernen. Daneben interessirte er sich lebhaft für die katholische Richtung in der anglikanischen Kirche, die damals von Oxford aus als Puseyismus große Kreise der Geistlichkeit und der höheren weltlichen Stände ergriff. Im Jahre 1851 verließ er die Schule und bezog ein Jahr später die Universität Oxford.

Oxford war damals noch weit mehr als heute ein Stück Mittelalter mitten im Getriebe des neunzehnten Jahrhunderts. Alles in dieser Stadt bestärkte den jungen Studenten in seiner romantischen, rückwärtsschauenden Geistesverfassung. Die Universität als Lehranstalt bot ihm wenig. Die Studien waren trocken und Morris ging wieder seinen eigenen Weg, wenn auch nicht allein, so doch mit gleich denkenden und gleich strebenden Altersgenossen, unter denen Burne-Jones seinem Herzen am Theuersten wurde. Beide Freunde trieben

*) „The life of William Morris." 2 vol. London 1899. Vorher war schon erschienen: „W. M. His art, his writings and his public life." A record by Aymer Vallauce. London 1897.

gemeinsam literarische Studien; sie lasen die mittelalterlichen Chroniken und Romane, sie schwärmten für Tennyson, Browning und Elizabeth Barret, für Clough und für Ruskin; sie studirten Architektur und Malerei und versuchten sich auch in eigenen Schöpfungen. Sie gründeten eine Brüderschaft, eine Art von Mönchsorden zum Kampf gegen die Auswüchse des Industrialismus, suchten und fanden Fühlung mit der Malerschule der Präraffaeliten, unter denen Dante Gabriel Rossetti, der Maler und Dichter, einen großen Einfluß auf sie ausübte, und gaben zur Verbreitung ihrer Ansichten eine Zeitschrift heraus, die unter dem Titel „The Oxford and Cambridge Magazin" von Januar bis Dezember 1856 bestand. Morris lieferte nicht nur die meisten Beiträge, sondern bestritt als der wohlhabendste unter den Freunden — er hatte ein Jahreseinkommen von 18000 Mark — auch die Kosten der Veröffentlichung. Zugleich arbeitete er bei dem Architekten Street in Oxford, dem bedeutendsten Vertreter der gothischen Renaissance. Im Herbst 1856 ging er nach London. Hier widmete er sich unter Rossettis Einfluß der Malerei; auch Burne-Jones war inzwischen Maler geworden und Beide führten ein echtes Künstlerleben, ungebunden und frei von allem gesellschaftliche Zwange. Die Artussage, die für die englische Neuromantik eine ähnliche erweckende und anregende Rolle gespielt hat wie die germanische Götter- und Heldensage für das deutsche Musikdrama, begeisterte Morris zu seinem ersten größeren dichterischen Versuche: „The Defence of Guenevere and other poems". Die Dichtungen zeigten eine hervoragende Begabung, wirkten aber doch nur auf einen kleinen Kreis literarischer Gesinnungsgenossen. Im Jahre 1859 heirathete Morris. Er war jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, hatte alles Mögliche getrieben und gelernt, verstand die Steinhauerei, die Holzschneidekunst, die Glasmalerei, die Stickerei und das Modelliren in Thon, hatte sein Erstlingswerk veröffentlicht, dem es wie den meisten Erstlingswerken ergangen war, und besaß doch vorläufig weder einen Beruf noch ein festes Lebensziel. Aber er hatte in diesen Lehrjahren die Grundmauern seines Lebens so breit und so fest angelegt, daß sich darauf wohl ein hoher und geräumiger Prachtbau errichten ließ.

Nach seiner Heirath ließ er sich in der Nähe des Dörfchens Upton bei London ein Haus bauen: das berühmte „Rothe Haus", einen unregelmäßigen malerischen Bau aus rothen Ziegelsteinen, der einen Protest bilden sollte gegen die symmetrischen Geschmacklosigkeiten, die damals an der Tagesordnung waren. Auch in der inneren Ausstattung und Dekoration des Hauses wich er von der herrschenden Mode ab. Er ließ jeden einzelnen Gebrauchs- oder Schmuckgegenstand, Stühle und Tische, Tapeten und andere Wandbekleidungen, Vorhänge und Leuchter, Gläser und Krüge, besonders herstellen. Der Gedanke, der ihn leitete, war, zu zeigen, daß Schönheit kein bloßer Luxus für wenige Bevorzugte sei, sondern sich mit unserem alltäglichen und häuslichen Leben überall verknüpfen lasse. Damit sollte zugleich jenem phantasie- und gemüthlosen Krämergeiste entgegengetreten werden, der das moderne Leben so reizlos und ruhelos gemacht hat. 1861 entstand die Firma Morris & Co., eine Vereinigung von Künstlern zur Herstellung von Werken dekorativer Kunst jeder Art in Wohnhäusern, Kirchen und öffentlichen Gebäuden. Burne-Jones, Madox Brown und Rossetti waren Mitglieder der Genossenschaft; aber die eigentliche Seele des Unternehmens war Morris, der 1874 die alleinige Leitung übernahm. Das Unter-

nehmen glückte über alles Erwarten, bewirkte eine vollständige Umwälzung des gesammten Kunstgewerbes und wurde auch eine Quelle reichlichen Einkommens für Morris und seine Mitarbeiter. Die ritualistische Richtung in der Kirche und ein neuerwachender Formensinn im weltlichen Leben, den man als „Aesthetizismus" bezeichnete, begünstigten seine Bestrebungen. Nach und nach wurden die scheinbar abgestorbenen mittelalterlichen Kunstgewerbe wieder lebendig; und diese Industrie ohne Maschinen, ohne Dampfkraft, ohne Elektrizität strebte nicht dahin, durch Fabrikation billiger Massenartikel auf dem Waarenmarkte zu konkurriren, sondern wollte durch wahrhaft schöne Gegenstände den Sinn für das Schöne neu erwecken und den Geschmack des Publikums läutern. In den Werkstätten von Morris & Co., die sich bis 1881 in London befanden und dann nach Merton Abbey bei London verlegt wurden, wo sie noch heute bestehen, wurden bemalte Fliesen, gemaltes Glas, mit der Hand gewebte Wand- und Fußteppiche hergestellt, Stoffe mit Pflanzen- und thierischen Mitteln gefärbt und mit kunstvollen Mustern bedruckt, stilvolle Möbel gearbeitet, kurz, beinahe jede Art angewandter Kunst erprobt und geübt. Morris zeichnete Muster zu den Tapeten und Stoffen, Burne-Jones, Madox Brown und Rossetti die Vorlagen zu den Kirchenfenstern, Wandteppichen und Fliesen; Morris veranstaltete Ausstellungen, hielt Vorträge und schrieb Aufsätze und bewirkte nach und nach einen Umschwung des dekorativen Stils, der sich von England aus der ganzen kultivirten Welt mittheilte. Hier waren die Ideale, die John Ruskin in seinen sozialpolitischen Schriften gepredigt hatte, verwirklicht. Er setzte an die Stelle der Hast und wilden Unruhe Ruhe und Heiterkeit, an die Stelle der mechanischen Massenarbeit und der den Geist abstumpfenden Arbeitstheilung die Intelligenz und Erfindung des einzelnen Arbeiters, an die Stelle des Krämergeistes und des mitleidlosen Kampfes um den Profit den Geist der Schönheit und das Streben nach Vollkommenheit. Aber auch sein dichterischer Genius hatte nicht gerastet. Nach einer Ruhepause von neun Jahren erschien im Jahre 1867 „The Life and Death of Jason," ein erzählendes Gedicht in zehntausend fünffüßigen gereimten Jamben. Chaucer hatte ihm als Vorbild vorgeschwebt und Morris hatte den antiken Stoff so behandelt, wie ihn der Dichter des vierzehnten Jahrhunderts behandelt haben würde. Das Gedicht ist von hoher Schönheit und zeigt eine wunderbare Beherrschung der Sprache; wie ein breiter Strom fließen die Verse dahin, reich an prächtigen Bildern und Naturschilderungen; hier und da sind zarte lyrische Gesänge eingestreut. Kunstvoll ist die Charakteristik der Heldin Medea, deren Gestalt des Unnatürlichen, gespenstisch Grausamen entkleidet und uns menschlich näher gebracht wird. Der Beifall, den dieses Gedicht fand, ermuthigte Morris zu neuen Schöpfungen. Die folgenden Jahre brachten „The earthly Paradise," ein Gedicht von zweiundvierzigtausend Versen. Es ist ein Cyklus von Geschichten, zusammengehalten durch eine Rahmenerzählung nach Art von Chaucers „Canterbury Tales" und Boccaccios „Decamerone". Der Dichter erzählt, wie im vierzehnten Jahrhundert drei Abenteurer mit achtzig Gefährten zur Zeit einer Pest von Drontheim aussegeln, um das irdische Paradies zu suchen, ein Land, wo ewiges Leben und ungetrübte Glückseligkeit herrschen soll. Nach langen Irrfahrten kommen sie müde und alt zu einem gastfreien Volke ionischer Abkunft, bei dem sie den Lebensabend in stiller Resignation beschließen. Zweimal im

Monat versammeln sich die Aeltesten der Stadt um die Fremden und abwechselnd erzählt einer eine Geschichte. So erhalten wir vierundzwanzig Geschichten, die nach Monaten geordnet und durch Betrachtungen über Natur und Menschenleben verbunden sind. Die Stoffe sind antiken und mittelalterlichen Ursprungs und meist solche, die schon behandelt worden sind; das Versmaß ist theils vier- oder fünffüßige Reimpaare, theils die siebenzeilige Stanze Chaucers. Ausdruck und Form sind von wunderbarem Reichthum und vollendeter Schönheit. Szenen von großer dramatischer Kunst und Züge tiefer und feiner Charakteristik wechseln mit einander. Der Dichter wahrt auch hier den Standpunkt des naiven, romantisch-empfindenden Erzählers. Er lehnt es ab, wie Tennyson, Browning, Mathew Arnold und Swinburne, durch seine Poesie zu belehren. Allerdings: seinen Meister Chaucer erreicht er doch nicht. Ihm fehlt der gesunde Realismus, der bald schelmische, bald ausgelassene Humor, die kecke und oft übermüthige Lebensfreude des mittelalterlichen Sängers. Der Grundton von Morris' Dichtung ist eine sanfte Melancholie, die resignirte Erkenntniß von der Vergänglichkeit und Eitelkeit des Lebens und die Flucht aus der unerquicklichen Wirklichkeit in die abgeschiedene Ruhe einer Idealwelt, in die der Streit der Interessen und Leidenschaften kaum wie ein gedämpftes, leises Geräusch hineinschallt.

Im Jahre 1872 veröffentlichte Morris eine Art von Drama: „Love is enough, or the freeing of Pharamond, a morality." Das Thema ist die Macht der Liebe; und nach Art der mittelalterlichen Moralitäten wird dieses Thema in Gedichten, Erzählungen und dramatischen Szenen, in denen unter den handelnden Personen auch die Tugenden und Laster auftreten, ausgeführt. Trotz aller aufgewandten Kunst ist das Ganze doch nicht viel mehr als eine antiquarische Spielerei, die nur von wenigen literarischen Feinschmeckern genossen wurde. Die Höhe seines poetischen Schaffens erreichte er dagegen in dem Epos: „The Story of Sigurd the Volsung, and the Fall of the Niblungs". (1876) Die nordische Sage hatte ihn schon lange angezogen. Ihr männlich trotziger Ton, ihr düsterer, totverachtender Fatalismus war ihm sympathisch und verwandt. Mit gewohnter Energie warf er sich auf das Gebiet und übersetzte zusammen mit einem isländischen Gelehrten, Eirikr Magnusson, mehrere Sagas. Dann reiste er selbst nach Island und kehrte zurück, voll von Gefühlen der Bewunderung für die erhabene Natur dieses Landes und von Gefühlen der Trauer über seine heutige Bedeutungslosigkeit im Gegensatz zu der geschwundenen einstigen Größe. Die Frucht dieser Studien und Eindrücke war das Epos, in dem er an der Hand der Volsunga-Saga die Geschicke Sigmunds, seines Sohnes Sigurd und den Fall der Nibelungen darstellt. Wunder, Zauberei und Verwandlungen spielen eine große Rolle; und die symbolische Bedeutung der Sage, der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, Nacht und Tag, breitet über das Ganze einen eigenartigen, geheimnißvollen Reiz. Morris verschmäht es auch hier — abweichend von Tennyson in seiner Behandlung der Artussage und Wilhelm Jordan in seinen Nibelungen —, den Stoff dem Zeitgeschmacke anzupassen. Die Charakteristik ist einfach und klar. Der krankhaften Seelenzergliederung unserer Zeit soll durch die Darstellung ungebrochener und unbezähmter Leidenschaften entgegengewirkt werden. Abgesehen von kleineren, meist politischen Gedichten hat Morris später nichts Poetisches mehr hervorgebracht. Andere Interessen traten ihm in den Vorder-

grund. In der Einleitung zum „Earthly Paradise“ hatte er sich mit einer frühreifen Resignation, unter der in Wahrheit aber die Ungeduld eines leidenschaftlichen Temperamentes brodelte, als „einen Träumer von Träumen“ bezeichnet.

Als er beinahe fünfzig Jahre alt war, warf er aber diese Resignation von sich und stürzte sich mitten hinein in die politische Agitation. Im Gedächtniß der englischen Arbeiter lebt Morris nicht als „der müssige Sänger eines leeren Tages“ und auch nicht als der Reformator des Kunstgewerbes, sondern als sozialistischer Volksredner und Journalist, als Vertheidiger der Rechte der Enterbten gegen die herrschenden und besitzenden Klassen. Sein Sozialismus entsprang aus der Liebe zur Kunst und zur Schönheit und seinem Haß der modernen, auf die private Konkurrenz, Maschinen- und Massenarbeit gegründeten Civilisation. John Ruskin, den die Kunstkritik und Aesthetik allmählich zu einer Kritik der gesammten kapitalistischen Gesellschaftordnung geführt hatte, war hier sein großer Lehrer. Was sollte alle politische Freiheit und Volksbildung nützen, so lange die Mehrzahl der Menschen gezwungen wäre, in mechanischer Arbeit, überanstrengt und von drückender Sorge umkrallt, ein aussichtloses Dasein zu führen? Eine wirkliche Volkskunst konnte nur auf dem Boden einer Gesellschaftordnung wiedererblühen, die dem Arbeiter die wirthschaftliche Freiheit gäbe, die seine Arbeit wieder belebte, sie ihm erfreulich und zu einer Herzenssache machen würde, an der sich sein individuelles Können bethätigte. Und eine solche Möglichkeit schien ihm die Lehre Marxens und seiner Schüler zu verheißen. Nachdem er einmal zu dieser Ueberzeugung gelangt war, traten ihm alle literarischen und künstlerischen Interessen in den Hintergrund. In Wort und Schrift, in Zeitungen und Büchern, durch Vorträge vor Gebildeten und vor Arbeitern, an den Straßenecken und auf den öffentlichen Plätzen wirkte er für das neue Ideal. Sein Enthusiasmus war zugleich rückschauend nach dem Mittelalter hin und sehnsüchtig vorwärtsblickend in die Zukunft, zugleich romantisch und revolutionär. Den vollendetsten Ausdruck fanden diese Stimmungen in dem visionären Roman „A dream of John Ball“ (1887). Sein Glaube ist symbolisch dargestellt in einer wunderbaren Szene: der mittelalterliche Rebell und Mystiker John Ball und der moderne Sozialist reichen einander in der Kirche, deren Steinfliesen mit den Leichen der von den Bauern erschlagenen Ritter bedeckt sind, im fahlen Lichte der Morgendämmerung über der weißen Mohnblume die Hand. Konkreter dargelegt hat Morris seinen Zukunftstraum in dem Buche „News from Nowhere“ (1891), das er im Gegensatze zu Bellamys bekanntem „Rückblick aus dem Jahre 2000“ schrieb. Während der Amerikaner das Heil in einer immer weiteren Entwickelung der Technik, einer ungeheuren Centralisation und Arbeitersparniß sieht, schwebt Morris ein ganz anderes Zukunftbild vor: eine Gesellschaft, in der es keine Maschinen, keine Eisenbahnen und Fabriken mehr giebt, in der die großen Städte verschwunden sind und in der mit der Abschaffung des Privateigenthums Verbrechen, Haß und Zwietracht der Freude am physischen Dasein und der Lust an gesunder Arbeit Platz gemacht haben. Er führt uns ein Idyll, ein Paradies ländlicher Unschuld ohne Polizei und Gefängnisse, ohne Richter und Advokaten, ohne Schulen und ohne Regirung vor, in dem die Angelegenheiten der Gemeinschaft in engstem Kreise ohne Streit und Unruhe geregelt werden. Würde der Autor selbst, er, der ewig Unruhige, in einem solchen Arkadien sich wohl gefühlt haben?

Seine „Signs of Change“ (1888), eine Sammlung von Vorlesungen, seine zahlreichen Aufsätze, Pamphlete und Gedichte, die der sozialistischen Sache gewidmet waren, versuchen sämmtlich die schwierige Synthese zwischen seinem künstlerischen und politischen Idealismus herzustellen. Nachdem die praktische Wirksamkeit als Parteimann ihm verschiedene Konflikte und Enttäuschungen gebracht hatte, sammelte er einen kleinen Kreis von Anhängern, die sogenannte „Hammersmith Socialist Society“, wöchentlich um sich und hielt da Vorträge über Sozialismus, Kunst und Literatur. „Erziehung zur Revolution“ wurde jetzt sein Losungwort. Er vertraute auf den langsamen, aber breiten und sicheren Fortschritt der Ideen und sah mit Freude den Sozialismus im englischen Bürgerthum geistige Wurzeln fassen. Die englische Arbeiterbewegung verdankt ihm durch die innere organische Verbindung mit den Idealen der Kunst ein hohes kulturelles Element, ein starkes Gegengewicht gegen die Auswüchse des Materialismus. Sein Beispiel, die Macht seiner glänzenden Persönlichkeit werden noch lange in diesem Sinn wohlthätig fortwirken.

In den letzten Jahren seines Lebens wandte er sich dann wieder der Literatur zu und schrieb eine Reihe von romantischen Erzählungen in einer poetischen alterthümelnden Prosa, die dem Stoff und der Einkleidung nach an die isländischen Sagas erinnern, während der zarte poetische Hauch, der über ihnen ruht, ganz die Zugabe seines Genius ist. „A tale of the House of the Wolfings“, „The roots of the mountains“, „The story of the Glittering Plain“, „The Well at the World's end“ sind die Titel einiger dieser Prosagedichte. Die Gattung war in England ganz neu und fand großen Anklang; sie erinnert an die deutschen Romantiker aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, an Fouqué, Achim von Arnim und Tieck. Neben diesen Arbeiten und zahlreichen Uebersetzungen — er übersetzte Virgil, Homers Odyssee, den Beowulf und Anderes — ging auch seine praktische dekorative Thätigkeit ununterbrochen fort. Er begann sogar ein neues Unternehmen: künstlerischen Buchdruck und künstlerische Buchausstattung. Er stellte in seinem Hause in Hammersmith eine Druckerpresse, die sogenannte „Kelmscott Press“, auf, zeichnete und schnitt selbst die Lettern, Initialen und Verzierungen und druckte seine eigenen Bücher und andere Bücher aus alter und neuer Zeit. Besonders eine Ausgabe seines Lieblingsdichters Chaucer, die von Burne-Jones illustrirt worden ist, wurde ein wahres Wunder des Buchdrucks und der Buchbinderkunst. Auch hier wurde Morris ein Reformator, da er diesen ganzen Zweig des Kunstgewerbes neu belebte.

Als er am dritten Oktober 1896 starb, war seine letzte romantische Erzählung noch unvollendet und die „Kelmscott-Press“ in voller Thätigkeit. In seinem Wesen war keine Spur von dem Pessimismus, der Zweifelsucht und krankhaften Selbstbespiegelung unseres überreifen Zeitalters. Er war ein Mann aus einem Guß, wenn auch oft hart und einseitig im Denken und Handeln, und diese großartige Geschlossenheit seiner Persönlichkeit war es, die ihn als den Propheten der Schönheit mitten unter einer Generation aufrecht erhielt, der die Jagd nach dem Gelde, dem greifbaren Tagesvortheil, als Höchstes galt.

Dr. Philipp Aronstein.

Schönheitfrevel.

Saß ich da neulich in Gedanken versunken in dem Museo Nazionale delle Terme in Rom vor dem in Subiaco gefundenen Marmortorso des knienden Jünglings, einem Werk, das ganz vom Adel griechischen Schönheitempfindens beseelt ist. Wie er da auf das linke Knie gesunken ist, den Rücken vorgebeugt hält, die Arme offenbar abwehrend oder flehend ausstreckt! Ich glaube, den leise geöffneten Mund zu sehen, obgleich das blinde Schicksal nicht einmal einen Rest des Kopfes erhalten hat; und mir ist, als hörte ich ihn die Worte rufen: „O steh mir bei, Geliebter!" (Plutarch Erot. XVII), die Sophokles einem der Niobiden in den Mund legte. Auch der bekannte Archäologe Wolfgang Helbig in Rom meint, daß der Jüngling, von einem Schreckniß bedroht, um Gnade flehe. Aber so unsicher diese Deutung sein mag: über jeden Zweifel erhaben ist die Schönheit, die der Künstler hier zum Ausdruck gebracht hat. Die schwierige Stellung, wie ist sie wunderbar harmonisch gelöst! Keine Cirkusmännlichkeit wie beim borghesischen Fechter und wie bei so vielen modernen plastischen Kunstwerken, die anatomisch prahlen und doch nur Unkenntniß verrathen.

Was der Künstler hier gebildet hat, ist dem Leben abgelauscht. Das war kein Modell aus der Gladiatorenkaserne oder vom künstlerischen Wochenmarkt oder aus der Fabrik, das für die Stunde bezahlt wird. Das sind die Formen eines edleren Menschenbildes; vielleicht war es ein Freund des Künstlers selbst; hat doch auch Pheidias seinen Liebling Pantarkes dargestellt.

Fast hätte ich vergessen, daß neben mir etliche Damen und Herren das Werk betrachten; denn es steht mitten im Saal, ist im Bädeker mit zwei Sternen ausgezeichnet und der Museumsdiener fühlte sich verpflichtet, das berühmte Bildwerk auf seinem drehbaren Sockel zu bewegen. Wie zart verläuft da die weiche Linie des Bauches in den linken, zurückgestreckten Schenkel! Wie maßvoll angespannt ist das Knie des eingezogenen rechten Beines! Und nun die nach innen geschwungene Linie des Rückens, die wieder in die Wölbung der Lenden anschwillt, und darüber die beiden Grübchen ... Alles Das schauen auch meine Nachbarn mit Entzücken an. Weiß Gott, mir scheint dieser Marmor so durchsichtig, so lebendig ... Ich glaube, den warmen Athem wirklichen Lebens zu spüren. Aber wie, wenn das Kunstwerk „wirklich" würde? Ob meine kunstverständigen Nachbarn, Männlein und Weiblein, dann noch ein Wort der Bewunderung fänden? Ei, das Entsetzen über eine so häßliche Unanständigkeit, das es da gäbe! Freilich, im stillen Stüblein der geheimen Gedanken wäre vielleicht auch dann das Entsetzen gar nicht sehr groß; aber man thäte doch so. Wenn einem dieser korrekten Herren nur das Geringste mit seinem Anzug widerführe, etwa, daß eine Naht verrätherisch platzte ... Gäbe Das ein Erröthen!

Aber — so wird man mir einwenden — es ist doch ein Unterschied zwischen der Kunstnacktheit in den Museen und der modernen, bekleideten Menschheit! Gewiß, gewiß! Die Alten brauchten ja auch keine Museen und Galerien: man sah eben genug Schönes im Leben. Die natürliche Schönheit ist heute nur für die Eingeweihten, die Künstler und die Anatomen vorhanden; und der Künstler zeigt uns das Abbild ... seines Modells. Aber diese Modelle sind sehr zweifelhafter Natur, ... abgearbeitetes Allgemeingut, sei es aus dem Vorraum der

berliner Akademie oder von der spanischen Treppe in Rom. Da hatten es die vielgepriesenen Herren der Renaissance noch besser, zum Beispiel ein Tizian, der die Herzogin von Urbino als Venus malte.

Aber hat denn der Weltschöpfer dieses adamitische Geschlecht deshalb mit blühender Pracht des Leibes versehen, auf daß er als Kleiderstock diene? Warum soll die selbe Schönheit, die in den Museen von den hohen Regirungen protegirt und gehegt wird, sobald sie in der Wirklichkeit auftritt, so verderblich sein? Welcher Gegensatz, wenn der Staat nackte Bildwerke in öffentlichen Sälen den Blicken von Groß und Klein ausstellt, aber gelegentlich wegen eines entblößten echten Beines den Staatsanwalt in Bewegung setzt! Hier die tote Schönheit, die in den Konservenbüchsen der Museen respektvoll aufbewahrt wird, und dort die lebende Schönheit, die mißachtet und verfolgt wird, wo sie im Sonnenlicht athmet. Das ist eine barbarische Halbbildung, aber kein organisches Zusammenwirken von Natur und Kunst, wie es in Hellas stattfand. Da prangten die schönen Bildwerke aus Marmor und Erz in Olympia, als wären sie ein Theil des Lebens selbst; an den Tagen der nationalen Wettkämpfe konnte sich Jeder überzeugen, daß jene kunstvollen Gestalten nur in Marmor und Erz geronnenes Leben waren, und täglich boten Palästra, Bäder und Straße dem Beschauer die Urbilder dieser Kunst.

Heute hat der allmächtige Schneider, was unsere äußere menschliche Formenwelt betrifft, den menschenbildenden Gott verdrängt. Ist es nöthig, daß die Kleidung so jegliche Form verhülle? Noch das fünfzehnte Jahrhundert erfreute sich, wie die Bilder Fiorenzos di Lorenzo so hübsch zeigen, eines dem Maler durchaus erwünschten Kostümes, das auch für die Plastik günstig war. Erst unser demokratisch spießbürgerliches Jahrhundert bestimmte für Jedermann die selbe geschmacklose Kleidung zu Gunsten der Häßlichkeit und zeitigte im Leben eine pharisäische Angst vor der selben menschlichen Form, die man in toter Starre bewundert. Die Schönheit in der Wirklichkeit wird offiziell kaum mehr bewerthet, während sie in Stein und Bild mit Gold aufgewogen wird, — besonders, wenn sie vom Alter geschwärzt ist. Daher ist auch der ursprüngliche Werthmesser für Schönheit, der das Geschlecht nicht unterscheidet, das Allgemeinempfinden für die Schönheit, verloren gegangen. Man läßt sich von Kunsthistorikern und Kritikern sagen, was schön ist, und die Herren wissen es nur zu häufig selbst nicht, weil sie nichts davon empfinden. Die Schönheit liegt im harmonischen Verhältniß der Formen und Linien, nicht in übertriebenem Charakterausdruck und forcirter Geistigkeit. Nur das wechselnde Spiel schöner Formen erhält den Schönheitsinn. Und Das kann nur das Leben bieten, das Leben ohne Rock und Beinkleider oder noch intimere Unterscheidungzeichen der Gattung. Die Schönheit ist ungeschlechtlich, freilich aber trotzdem sinnlich. Wer Das nicht versteht, der fühlt eben die Schönheit nicht, mag er auch für eine Venus oder einen Ganymed schwärmen.

Es gab eine Zeit, da man der individuellen Schönheit, als einer menschlichen Blüthe gleich Kunst und Wissenschaft, Denkmäler setzte. So erzählt Pausanias, dem Kylon sei eine eherne Statue gesetzt worden, weil er überaus schön war. Wie hoch die lebendige Schönheit den Griechen galt, geht auch daraus hervor, daß, wie Theophrast bei Athenaios erzählt (XIII, 609b, 610a), bei den Eläern ein Wettkampf stattfand, der dem Schönsten Waffen als Preis

eintrug. Nach Dionysios von Leuktra wurde der Schönheitsieger in Athen mit einer Stirnbinde geschmückt. Und von der Dichterin Korinna aus Tanagra erzählt Pausanias, sie habe einen Sieg davongetragen, weil sie das schönste Weib ihrer Zeit war. Phryne verdankte ihrer Schönheit den berühmten Freispruch, als sie der Verachtung Aphroditens angeklagt war. Mehr als einmal wird uns durch Pausanias auch berichtet, daß Knaben aus angesehener Familie um ihrer Schönheit und kräftigen Blüthe willen auf ein Jahr zu Priestern gewählt worden seien, entweder des ismenischen Apollon oder gar des Zeus (IX, 10 und VII, 24). Das Alles bezeugt ein Schönheitempfinden, das der Mehrheit in unserer Zeit ganz abhanden gekommen ist. Mit Recht sagte der verstorbene Direktor der dresdener Antiken und Historischen Sammlungen, Hermann Hettner, in seinen „Griechischen Reiseskizzen": „Gerade hier (in Athen), wo sich uns unwillkürlich der Vergleich mit dem Alterthum fortwährend aufdrängt, fühlt man es lebhafter als irgendwo anders, was für eine unausfüllbare Kluft uns von der gesunden Schönheit der alten griechischen Welt trennt und wie läppisch und kindisch das Alles ist, was sich in unserer heutigen Bildung als Schönheit und Poesie des Lebens spreizt". Läppisch und kindisch ist vor Allem das Verhältniß zwischen Kunst und Wirklichkeit, das wir sanktionirt haben. Haben doch sogar die Heiligen Väter die nackte Schönheit in ihre Mauern aufgenommen und Leo der Dreizehnte hat noch einen nackten Apollo für den Braccio Nuovo gestiftet. Auch der nackte Semo Sancus ist ein Geschenk dieses Papstes. Möchten doch die rigorosen Herren vom Centrum sich ihren klugen Oberhirten zum Vorbild nehmen! Noch eine Verkehrheit, die ganz besonders in Italien auffällt, ist das Verdecken der Statuen an der unterscheidendsten Stelle, — was gerade an männlichen Figuren geschieht. Entweder die Leute wollen damit ironisch andeuten, daß es heute gleichsam eine Schande und Schmach ist, dem männlichen Geschlecht anzugehören, oder aber sie bekunden damit ihre und ihrer Frauen Uebererregung, die so groß sein muß, daß sie kein schönes Kunstwerk männlichen Geschlechtes betrachten können, ohne in eine Art von Brunstraserei zu verfallen. Wie lächerlich berührt es Einen in Neapel, wo man nur wenige Schritte aus den kühlen Hallen der Kunst ins Freie zu thun braucht, um die lebenden, allerdings oft auch sehr unschönen Gestalten, jene gefürchteten Körpertheile offen zur Schau tragen zu sehen. Dieselben Damen, die Alles so „shoking" finden, schauen sich am Kai des Golfes einen splitternackten Burschen, der wahrlich kein Amorino mehr ist, als eine neapolitanische Sehenswürdigkeit an. Sogenannte obszöne Figuren, die einem naiven Naturgefühl entsprungen sind, werden ängstlich unter doppeltem Verschluß gehalten (Pompeji, Haus der Vettier) oder in einem Gabinetto oscenico aufgestellt, auf das die Hüter der Museen aber mit einem verständnißvollen Augenblinzeln aufmerksam machen. Hermaphroditen bettet man in Chambres séparées (Galerie der Thermen); und doch treten dann Alle, auch die Damen, für ein kleines Sündengeld an den Kustoden ein. Gott sei Dank: in Berlin übt man diese unanständige Prüderie nicht und auch die Priaposherme steht da, wie sie ist, offen zur Schau.

Sint, ut sunt, aut non sint! Sie sollen sein, wie sie sind, oder nicht sein! Ganz so weit ist der Vatikan bisher nicht gekommen. Einstweilen sind die Bildwerke nicht, wie sie sind, sondern arg verstümmelt; ja, ihre Männlichkeit ist sogar

oft mit Gips verkittet, so daß man meinen könnte, sie hätten insgesammt Bruchschäden. Was soll man aber erst dazu sagen, wenn zum Beispiel auf einem schönen Brunnenrund (Puteal) die Figuren des Bacchuszuges bald ohne Bandage sind, und zwar Satirgestalten, deren erregte Sinnlichkeit höchst auffällig zu Tage tritt, bald verschmiert und verhüllt, und zwar noch dazu Putten, kleine Knäblein! Was soll man zu der Blechhülle sagen, die man der knidischen Aphrodite umgelegt hat, jener herrlichen Schöpfung unbewußter Schamhaftigkeit, gegen die die Venus von Medici eine Courtisane ist, deren absichtliche Schamgeberde man unmöglich ernst nehmen kann! Endlich muß ich noch gar eines Puteals gedenken, das die Geburt des Bacchus im Relief darstellt und Silen und Faun mit einem Fell bekleidet zeigt, bis genaueres Nachsehen ergiebt, daß nur eine schlaue Restaurirung in getöntem Gips dem flüchtigen Blick die vorgenommene Fälschung verdeckt. Merkwürdiger Weise heißt der famose Ergänzer, der Direktor der Galerien: Galli. So hießen auch die entmannten Priester der Kybele! Es hieße nur, den reinen Sinn ehren, wenn solche Geschmacklosigkeiten und Kunstverstümmelungen beseitigt würden. Ein Papst Julius der Zweite würde sie mit Unmuth betrachten und sie sind nur eines Caraffa würdig, der das Jüngste Gericht Michelangelos „anständig" bekleckſen ließ. Nicht alle Päpste sind eben eines Sinnes gewesen.

Ich kann nicht genug betonen, wie wohlthuend dagegen in Berlin die anständige Nacktheit der Gestalten berührt, um einen goethischen Ausdruck zu gebrauchen. Man denke, abgesehen vom Museum selbst, an die Schloßbrücke, an die Knabenfiguren am Sockel des Goethe-Denkmals im Thiergarten u. s. w. In München huldigt man leider noch zu viel dem grünen Feigenblatt auf weißem Grunde, — wohl nicht nur um der Farbenstimmung willen.

Rom. Elisar von Kupffer.

Selbstanzeige.

Auf Deutschlands hohen Schulen. Eine illustrirte kulturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens. Bearbeitet und herausgegeben von R. Fick unter Mitwirkung von Hanns Freiherrn von Gumppenberg u. A. Berlin und Leipzig, Hans Ludwig Thilo.

Der Amerikaner James Morgan Hart erzählt in seinem sehr lesenswerthen Buch über „Die deutschen Universitäten", daß er bei seiner Ankunft in Göttingen im August 1861 lange nach der Universität gesucht habe; er habe sich auf seinem

ersten Spazirgange um den Wall von Göttingen immer wieder gefragt: „Wo ist denn die Universität?“ Da ihm das Bild eines englischen College vorschwebte, habe er erwartet, irgend ein sichtbares Zeichen der Universität zu finden, eine Kapelle, große, die Schlafsäle und Arbeiträume umfassende Gebäudekomplexe; vergebens habe er sich nach einem Versammlungplatz für Professoren und Studenten umgesehen, wo er sich hätte hinstellen und nach allen Seiten blickend hätte ausrufen können: „Das ist die Universität!“ Allmählich sei er dann mit einzelnen zur Universität gehörigen Einrichtungen bekannt geworden, mit der Sternwarte, dem Theatrum Anatomicum, dem Botanischen Garten, dem Kollegienhaus und dem Schwarzen Brett u. s. w. Aber alle diese Dinge, hebt er mit Recht hervor, seien nicht die Universität an sich, sondern nur ihre disjecta membra; die Universität selbst sei ein für die Sinne nicht wahrnehmbarer, dennoch aber sehr lebenskräftiger Organismus, der von einem rein geistigen, darum aber nicht minder starken Band zusammengehalten werde.

Wie der Amerikaner Hart, so dürfte sich Mancher, namentlich unter Denen, die als zukünftige cives academici zum ersten Male eine Universitätstadt betreten, die Frage vorlegen: „Wo ist denn eigentlich die Universität und was ist sie?“ Daß das Kollegienhaus mit der Aula und den Auditorien, die der Professor mit dem Schlage des akademischen Viertels betritt, um seinen mehr oder weniger verständnißvollen Hörern über irgend eine schwierige Materie eine Vorlesung zu halten, allein nicht die Universität ausmacht, pflegt dem Studenten schon im ersten Semester klar zu werden. „Aber was ist denn die Universität?“ Eine richtige und erschöpfende Antwort auf diese Frage läßt sich nicht mit wenigen Worten geben, sie kann nur gewonnen werden aus dem vollen Verständniß der geschichtlichen Entwickelung unseres gesammten Hochschulwesens.

Kaum irgend eine unserer staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen wurzelt so sehr in der Vergangenheit wie die deutschen Universitäten. Natürlich ist die heutige Universität nicht mehr das Selbe, was die universitas des Mittelalters war, deren ursprüngliche Verfassung auf der korporativen Organisation der im Ausland befindlichen deutschen Scholaren beruhte. Schritt für Schritt, nicht sprungweise, sondern stets den Zeitverhältnissen und ihren Bedürfnissen sich anpassend, hat sich dann aus der Gemeinschaft der Scholarenkorporationen immer mehr die universitas im Sinne eines mit allen vier Fakultäten versehenen Lehrinstitutes herausgebildet. Allmählich verschwand jedes Gefühl für die korporative Gemeinschaft und die Universität wurde zu einer unpersönlichen, aus den Lehrstühlen und wissenschaftlichen Einrichtungen bestehenden Lehranstalt. Mit dem Erstarken der landesherrlichen Gewalt im sechzehnten Jahrhundert und späterhin mit der Ausbildung des absolutistischen Staates wurde die Universität immer mehr ihrer Selbständigkeit beraubt und zu einer staatlichen Bildunganstalt gemacht. Das ist ja auch heute ihr vorwiegender Charakter, der aber doch, da der Universität in der Lehrfreiheit der Professoren und in der Selbstverwaltung der eigenen Angelegenheiten ein großer Theil der früheren Selbständigkeit wiedergegeben ist, manche Züge mit der freien Körperschaft des Mittelalters gemein hat. Wie der ganze Charakter der Hochschule, so erhalten auch ihre Einrichtungen volles Licht erst durch eine kulturgeschichtliche Betrachtungweise. Die Bedeutung des Verwaltungapparates, des Lehrkörpers, des Studienganges, der Examina, der aka-

demischen Grade, der Universitätgerichtsbarkeit: das Alles lernt der Laie und der junge Student erst verstehen, wenn er sich mit der Entstehung dieser Einrichtungen bekannt macht und sich in ihr allmähliches Wachsen und Werden vertieft.

Aber ist denn der Inhalt unseres Hochschulwesens mit der Kenntniß dieser akademischen Institutionen erschöpft? Gewiß nicht; so wenig wie im Mittelalter ein Unterschied bestand zwischen Professoren und Studenten, zwischen Lesenden und Lernenden, vielmehr Beide in ihrer Zusammengehörigkeit die universitas bildeten, so wenig läßt sich eine Geschichte des Universitätwesens von dem Studententhum und seiner Entwickelung trennen. In der Burschenwelt mit ihren zum Theil sehr alten Sitten und Gebräuchen hat sich ein schönes Stück deutscher Volksart bis auf unsere Tage erhalten. Zwar wird Niemand behaupten wollen, daß die Vorgänge innerhalb des studentischen Mikrokosmus — das Kneipenleben, die Konventsverhandlungen, die parlamentarischen Reden in den Studentenversammlungen, das Mensurwesen, die Geschichte der Korporationen — weltbewegende Dinge seien; als solche erscheinen sie wohl nur dem Studenten selbst und auch ihm nur, so lange sein Blick nicht über die pro patria-Interessen seiner Verbindung hinausreicht. Wer wollte aber auf der anderen Seite leugnen, daß unsere akademische Jugend stets ein getreuer Spiegel der Weltbegebenheiten gewesen ist und stets gewissermaßen den Probirstein geistiger Strömungen abgegeben hat? Wer wollte es ihr vergessen, daß sie durch ihre ideale Lebensauffassung und ihren echten Patriotismus auf die Gestaltung unseres geistigen und politischen Lebens von größtem Einfluß gewesen ist? Darum verdient in einer Geschichte des Universitätwesens auch das Studententhum, so sehr dem studentischen Thun und Treiben die Schlacken des Unfertigen, in der Gährung Begriffenen anhaften, in den Kreis der Betrachtung gezogen zu werden. Auch diese Seite des deutschen Hochschulwesens kann nur dann richtig gewürdigt werden, wenn man sie im Lichte der Vergangenheit betrachtet; erst dadurch gewinnt Vieles von Dem, was einem ferner Stehenden leicht als tote Form oder gar — wie die studentische Mensur — als ein Rest mittelalterlicher Barbarei erscheinen kann, an Bedeutung und Leben. Gerade heutzutage, wo man so sehr dazu neigt, an unseren Universitäten herumzumodeln und ihren Werth für die Erziehung unserer akademischen Jugend herabzusetzen, thut es bisweilen gut, den Blick rückwärts zu wenden und die Erklärung und Daseinsberechtigung des Gegenwärtigen in der Vergangenheit zu suchen. Das ist das Hauptziel des Buches. Es will in das allmähliche Werden des heute Bestehenden, in den Geist unserer Väter, die uns als ein reiches Erbe den Schatz, den wir in unseren Universitäten besitzen, hinterlassen haben, einen Einblick verschaffen, damit die heranwachsende Generation, ohne darüber die Anforderungen des heutigen Lebens zu vergessen, sich stets voll Pietät der Größe und schlichten Erhabenheit des von unseren Vorfahren geschaffenen Werkes bewußt bleibe.

Dr. Richard Fick.

Schwarze Tage.

Der Bankdirektor Dr. Georg von Siemens hat seinen Genossen im Reichstag ein hübsches Kolleg über die Organe des internationalen Geldverkehrs, über die Bedeutung der Assoziation des Kapitals und über die Wechselwirkung von Kapital und Politik gehalten. Aber er wählte das falsche Katheder. Was er da von der Vorbereitung politischer Aktionen durch die Finanzkräfte in einem großen Staat, von der finanziellen Verkehrsfreiheit als politischem Machtmittel so behaglich erzählte, Das gehörte in eine Handelsakademie und nicht in den Reichstag, dem Herr Dr. von Siemens als Vertreter eines ländlichen Wahlkreises der Provinz Sachsen angehört und dessen Tribüne er ja sonst nicht übermäßig in Anspruch nimmt. Sollte der Reichstag nicht doch eine überflüssige Einrichtung sein, die den paar Regirenden nur die Arbeit erschwert? Im Heiligen Rußland, das sich noch ohne das lästige Gepäck des Konstitutionalismus mit seinen altmodischen Zierrathen behilft, denkt der Minister nicht daran, die petersburger oder moskauer Börse durch Umsatzsteuern zu bedrücken und neue Stempel mit unbequemen Kontrolen einzuführen. Im Gegentheil: in einer Zeit, wo es den Banken und Industriegesellschaften, die zu scharf ins Zeug gegangen sind, schwer fällt, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, plündert die Regirung den Staatsschatz und schießt den Nothleidenden Millionen über Millionen Rubel vor, ohne einen Termin für die Rückzahlung festzusetzen, — vielleicht, weil die russischen Bankiers ohnehin ein schlechtes Gedächtniß für ihre Leistungen haben.

Nicht Börsenfeindschaft führt in Deutschland zur Einschnürung des Bank- und Börsenverkehres, sondern die unabweisbare Nothwendigkeit, das Ansehen der deutschen Flotte in der Südsee oder auch gar im nördlichen Eismeer zu stärken. Das Volk weiß noch gar nicht, wie weit seine wirthschaftlichen Interessen — natürlich nur die wirthschaftlichen — reichen. Denn nur wirthschaftliche Gründe fordern die Beschäftigung unserer Werften und Maschinenfabriken mit dem Bau neuer Schiffe, Kessel u. s. w. Die Aktien dieser industriellen Unternehmen werden an den Börsen gehandelt. Daraus folgt, daß, um die Beschäftigung der Werke zu ermöglichen, ihnen die Unterbringung ihrer Aktien — Das heißt: die Beschaffung der zur Aufrechterhaltung der Betriebe nothwendigen Mittel — nach Kräften erschwert werden muß. Zwar würde der ganze Börsenkram, selbst wenn sich der Verkehr in den selben Grenzen wie zur Zeit der schon wieder weichenden wirthschaftlichen Hochfluth bewegte, nur ein paar Hunderttausend Mark einbringen können, während die Marineausgaben nach dem neuen Flottengesetz in den Jahren 1901 bis 1919 ein Mehr von 1490 Millionen Mark erfordern. Aber mit der Börsenbesteuerung ist wenigstens ein verheißungvoller Anfang gemacht. Ein Sümmchen steuern auch Porter, Pale-Ale und Pilsener Bier, Konnossemente und Lotterielose bei. Das macht auf den „Mittelstand" einen guten Eindruck.

Immerhin hat der Flottenlärm die deutschen Banken veranlaßt, einander ihr Herz zu enthüllen. Das kann für spätere Zeiten von Werth sein. Der „Verein deutscher Banken", der bisher mit Absicht ein sehr zurückgezogenes Leben führte, weil die großen Herren unter sich sein wollten und es ihre Kreise nur gestört hätte, wenn sich mit ihnen der kleine Bankier, den sie als sichere Beute für künftige Mahlzeiten betrachten, an den selben Tisch gesetzt hätte, dieser Verein,

von deſſen Beſtehen kaum Jemand außer den paar Mitgliedern eine Ahnung hatte, hat endlich begriffen, daß es auch unter den Bankiers und Banken gemeinſame Intereſſen giebt und daß nicht die Einen weitausſchauende Pläne aushecken können, wenn nicht die Anderen an deren Vorbereitung mitwirken dürfen, daß es aber vor Allem gemeinſame Feinde giebt, die gemeinſam bekämpft werden müſſen. Jetzt haben ſich endlich die Großbanken von den Prunktiſchen erhoben; ihnen iſt doch etwas kalt in ihrer Einſamkeit geworden und ſie girren um die Gunſt der Kleinen, die natürlich beglückt ſind, ſich auch einmal umworben zu ſehen, und willfährig die Pätſchchen in die ſich ihnen bietende Tatze legen. Der Begriff „Intereſſenvertretung“ iſt kein lehrer Wahn. Die goldenen Zeiten ſind dahin, wo ein allwiſſender Landesvater das Wohl aller Unterthanen, die er als Landeskinder betrachtete, im fühlenden Buſen hegte. Jetzt muß man, zumal in wirthſchaftlichen Angelegenheiten, ſich ſelbſt ſeiner Haut wehren; wer beſcheiden bei Seite ſteht, muß ſich gefallen laſſen, niedergetreten zu werden. Der Handel dünkte ſich lange zu vornehm, um ſich, obwohl er ſeine Waaren ſtets auf dem Markt feilbot, auch ſelbſt auf den Markt zu ſtellen und den Vorüberwandelnden ſeine Meinung zu ſagen. Bleibt er bei ſeiner Zurückhaltung gegenüber der Geſetzgebung, ſo darf er nicht klagen, wenn ſie ihn entweder bei Seite ſchiebt oder drangſalirt. Der Handel darf nicht nur patriotiſche Phraſen ſtammeln, die ihm kaum Jemand glaubt; er muß laut ſeine Wünſche äußern und über ſeine Bedürfniſſe die Geſetzgeber aufklären. Lange, gar zu lange hat es gewährt, bis der Deutſche Handelstag ſich darauf beſann, daß er die Intereſſen von Handel und Induſtrie wahrzunehmen habe. Er war eingeſchlafen und wähnte, ſeine Würde fordere, daß er ſich nur in akademiſchen Reden um die Weltereigniſſe kümmere. Jüngere Organiſationen haben ihm die Kappe von den Augen gezogen und nun blinzelt er ſcheu dem Tageslicht entgegen und muß ſich reformiren, um eine Vertretung der Induſtrie und des Handels zu werden. Selbſt die Voſſiſche Zeitung erwacht. Sie beginnt, die Zeit zu verſtehen, wenn auch Herr Gotthold Ephraim ob der modernen Anwandlungen ſeiner Redakteure entſetzt ſein und den Untergang der Welt befürchten mag. Da ſo die Toten erwachen, regen ſich natürlich auch die Banken und bilden eine Großvolk und Kleinvieh umfaſſende Schutzvereinigung. Wenn ſie aber mehr als ein Name ſein ſoll, dann muß ſie ſich auch der Intereſſen der deutſchen Gläubiger ausländiſcher, nicht zahlungfähiger Staaten annehmen und in ähnlicher Weiſe zu wirken ſuchen wie in London der Council of foreign bondholders, der ein Sammelpunkt all Derer iſt, die mit überſchuldeten Königreichen und Republiken ein Hühnchen zu pflücken haben.

Deutſchlands Kapitaliſten mögen einen noch ſo großen Beſitz an den Anleihen eines anderen Staates aufweiſen: ſie haben doch nicht das Recht, bei Konverſionen oder ſonſtigen Zinsſchmälerungen ein Wort mitzureden. In England und Frankreich giebt es eine Stelle, wo ſich die Gläubiger anderer Staaten zuſammenfinden und durch gemeinſame Vorſtellungen einen Druck auf ihre Schuldner üben; laſſen die Mächte die ihnen gemachten Vorſtellungen unbeachtet, ſo dürfen ſie nie wieder auf den Erfolg einer Anleihe in dieſen Ländern rechnen. Bei den Verhandlungen über die Ordnung der ſpaniſchen Finanzen, die noch immer nicht erledigt iſt, muß Deutſchland, trotz ſeinem großen Beſitz an ſpaniſchen Werthen, ſich von England und Frankreich ins Schlepptau nehmen laſſen, weil eine deutſche

Interessenvertretung fehlt. Nun gehen aber die von Frankreich aufgestellten Forderungen nach einer ganz anderen Richtung als die der deutschen Gläubiger Spaniens. Die pariser Bankiers wollen unter allen Umständen die iberische Halbinsel schleunigst zu neuen Geldgeschäften fähig machen, weil dabei den Vermittlern um so höhere Gewinne zufallen, je schwieriger es ist, das Geld aufzubringen, und je geringer die Sicherheit der Gläubiger sich gestaltet. Den Besitzern der alten spanischen Anleihen aber ist hauptsächlich daran gelegen, daß ihnen das einmal leichtsinnig geopferte Kapital mit den Zinsen gesichert wird, nicht aber daran, daß immer neue Schulden aufgehäuft werden, ohne daß die Deckung verstärkt wird. Schwillt die Zinsenlast durch unaufhörlich neue Verpflichtungen an, so erliegt das ohnehin ausgepreßte Land diesem Druck und befriedigt schließlich weder den alten noch den jüngeren Gläubiger. Das kann dem pariser Bankier gleichgiltig sein. Sein Geschäft blüht, wenn sich die Zahl und Gattung der Börsenpapiere mehrt, und er wird sie deshalb möglichst zu erhöhen suchen. Es heißt also, den Bock zum Gärtner machen, wenn den Franzosen die Vertretung der deutschen Gläubiger Spaniens überlassen bleibt. Fühlen die Emissionhäuser, die den werthlosen Papieren fremder Staaten den Markt in Deutschland eröffnet haben, sich denn nicht verpflichtet, sich dieser Anleihen anzunehmen, wenn sie nothleidend werden? So wird der Laie fragen. Ja . . . diese Firmen wollen es nicht gern mit einem guten Lieferanten, der sie liebevoll mit Titeln und Orden schmückt, verderben; sie begnügen sich mit der Bitte, ihrer Dienstfertigkeit und Dienstwilligkeit versichert bleiben zu wollen. Die neue spanische Befestigunganleihe hat einen ausgezeichneten Erfolg aufzuweisen. Natürlich; denn die französischen Besitzer der alten Papiere versichern sich gegen Umtausch ihrer Scheine der mit größeren Garantien ausgestatteten neuen Rente; es muß Leben in die Bude kommen, damit das Kursspiel sich erneuern kann. Die Gefährdung des deutschen Kapitals in China und die Neuordnung der Dinge im Transvaal würde der Schutzvereinigung deutscher Banken und Bankiers für die nächste Zeit hinreichende Arbeit schaffen. Sonst werden die gewandteren Engländer wieder den guten deutschen Michel um den Lohn seiner Arbeit betrügen.

Um die deutschen Börsen brauchen sich die Banken und Bankiers einstweilen nicht zu kümmern; da giebt es nichts zu verdienen. Entsetzen ringsum. In dem wilden Siegestaumel, der so lange die Räume der Burgstraße erfüllte, wurde der Ruf zum Rückzug nicht gehört. Die schleichende Krankheit wurde von der großen, lärmenden Menge nicht erkannt. Die Schreckenstage sind nicht dazu geeignet, nach den Gründen für die Verwüstungen zu fragen, die im Bereich der Dividendenpapiere angerichtet werden. Das mag den Leuten vorbehalten bleiben, die durch diesen Ausgang der Dinge in Erstaunen versetzt sind. Die Lage ist klar. Es rächt sich einfach, daß den wohlmeinenden Mahnern die Thür vor der Nase zugeschlagen wurde; das Verderben hat trotzdem den Weg gefunden. Die Gesetzgeber sollten, statt neue Pläne zur Besteuerung des Börsenverkehrs auszubrüten, einmal an die Schranken der Makler treten und sich erklären lassen, daß die Panik, die Spekulation und Publikum ergriffen hat, durch das Verbot des ausgleichenden Terminhandels heraufbeschworen worden ist.

Lynkeus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Juni 1900.

Topika.

Seit am achtzehnten Oktober 1899 der Kaiser im hamburger Rathhaus gesagt hatte, das Deutsche Reich brauche mehr Schlachtschiffe, konnte kein Verständiger, den politischen Zuständen seiner Heimath nicht völlig Entfremdeter zweifeln, daß der Reichstag die geforderten Schiffe bewilligen werde. Das war sicher; nicht etwa, weil im Volk, in den stummen Millionen, die auf dem Acker und in der Werkstatt die deutsche Zukunft bestellen, plötzlich das heiße Sehnen nach einer imperialistischen Expansion ins Weltenweite erwacht war, sodern, weil die Großindustrie und das sie beherrschende Kapital die Staatsaufträge brauchten, die der Bau einer Flotte nöthig macht. Kluge Industriepolitiker wußten schon damals, daß die auf ihrem Gebiet wichtigsten Marktwerthe viel zu hoch notirt waren, sie rechneten mit dem ungeheuren und ungeheuer schnellen Wachsthum der amerikanischen Konkurrenz und sahen das Ende des Profitsommers nahen. Was sollte ohne den Flottenbau aus ihren Hoffnungen werden? Statt der Kachexie, die jetzt die Kunden vom Markt schreckt, hätten wir einen die Wurzel des Wohlstandes lockernden Krach erlebt, wenn Westfalen und Schlesien nicht für Jahre hinaus vom Staat mit einträglicher Arbeit versorgt wären. Und da die Industriegruppe heute politisch stärker ist als irgend eine andere, konnte selbst eine ungewöhnlich thörichte Agitation ihr nicht der Mühe Preis rauben. Welche Partei sollte ihr ernsten Widerstand leisten? Das Centrum, das in den Industriebezirken des Rheinlandes, Westfalens und Schlesiens seine

Stammsitze hat? Oder die arg verrufenen Agrarier? Die müßten sich eigentlich ja gegen eine Entwickelung sträuben, die den Landproduzenten endlose Winter des Mißvergnügens heraufführen wird; aber sie halten es für ihre Ehrenpflicht, die Wehrkraft des Reiches zu stärken. So sagen sie; ein paar andere Gründe werden von allen Dächern gepfiffen. Mancher, der sich höchst agrarisch und unerbittlich geberdet, lebt seit Jahren von Zuschüssen und Pfründen, die ihm Freunde aus dem Reich der Großindustrie gewähren. Mancher sitzt gern am reich beladenen Eßtisch der Handelsmillionäre und lauert auf eine gute Partie oder lohnende Aufsichtrathstelle. Und die Meisten denken, man müsse, so lange es irgend geht, den Kaiser bei freundlicher Laune erhalten. Unter allen norddeutschen Agrariern waren nur zwei, die Herren von Bonin und von Treuenfels, tapfer genug, das Flottengesetz abzulehnen. Die Uebrigen haben, mit einem heimlichen Fluch über ihr schlimmes Geschick, für die „gräßliche Flotte" gestimmt und damit das Recht zur Klage über die Folgen ihres Thuns verwirkt. Das Alles war vorauszusehen; man brauchte nur den ideologischen Ueberbau abzutragen, brauchte nur das Gewicht der wirthschaftlichen Interessen zu wägen. Trotzdem wurde acht Monate lang im deutschen Norden geredet und manchmal geschrien, als gält es, der furchtbarsten Schwierigkeit Herr zu werden. Geredet wird seit Jahren bei uns immer, mehr als irgendwo und irgendwann; war es aber nöthig, Monate lang die Kraft zu vergeuden, wesentliche Forderungen unerfüllt zu lassen und, wie in Caprivis Militärkampftagen, einen Konzessionen-Ausverkauf zu veranstalten, um ein Gesetz zu retten, das im Grunde niemals bedroht war? Als es endlich an das Reichstagsplenum zurückkam, war die Sache schon langweilig geworden. Nur auf die Art der Kostendeckung war man noch neugierig. Und da gab es eins der niedlichen Spiele, an denen unser machtloses Parlament eine rührende Kinderfreude hat. Eine Biersteuer, die den Verbrauch wenigstens ein Bischen eingeschränkt hätte, wäre für Deutschland ein Glück gewesen; vielleicht hätte da oder dort dann Einer, statt für zehn halbe Liter Münchener drei Mark und fünfzig Pfennige zu zahlen, sich ein nützliches Buch gekauft, vielleicht hätte der Kreis der Leute, die nicht jeden Abend im Qualm verzechen, sich etwas geweitet. Doch wer darf der Masse ein Nahrungmittel zu vertheuern wagen? Wieder einmal wurde das alte Rattenfängerlied von der Schonung der schwachen Schultern angestimmt; und nach ein paar Wochen waren die gesuchten Millionen aus Ecken und Winkeln zusammengekratzt. Die Börsenleute brüllten; sie haben sich gewöhnt, schon zu brüllen, wenn erst das Messer gewetzt wird, weil sie fürchten, es

könne ihnen sonst an den Kragen gehen. Aber Herr Müller-Fulda blieb, trotz Hohn und Schimpf, Sieger und jetzt giebt es im Deutschen Reich wahrscheinlich mündige Männer, die glauben, da sie keine Börsengeschäfte machen, keine Schiffsfrachten aufgeben, weder pilsener noch englisches Bier und erst recht keinen Champagner trinken, könne die wundervolle Flotte sie keinen Pfennig kosten. Im Zeitungstil spricht man nach solchen Vorgängen von einem erhebenden Schauspiel nationaler Opferwilligkeit. Inzwischen hatte Frankreich, die Phrasenheimath, um mit seiner Seerüstung nicht hinter der deutschen zurückzubleiben, ohne Sang und Klang eine halbe Milliarde für neue Schiffe bewilligt; und England wird im nächsten Jahrzehnt seinen Werften mehr zu thun geben als jemals vorher. Deutschland aber hat, nach einem Wort, das der Kaiser in Lübeck sprach, „Aussicht, einmal eine Flotte zu bekommen". Das jetzt Erreichte war also nur ein bescheidener Anfang. Hoffentlich hat man nun eingesehen, daß die „Ordnungparteien" stets bereit sind, ihren Mandanten riesige Staatsaufträge zu sichern, und spart künftig den großen Aufwand, die Reden, Flugschriften und Lichtbilder. Es geht wirklich auch so. Marinefragen sind Industriefragen. Und selbst der wildeste Fortschrittsmann wird sich hüten, dem Kapital in schwerer Zeit das Geschäft zu verderben.

* * *

Ob es im deutschen Vaterland Bürger giebt, die heute noch glauben, ein neuer, herrlicher Morgen sei angebrochen, heute noch, trotzdem das Kraftverhältniß der Großmächte durch die Flottenvermehrung nicht im Geringsten verändert wird, von den Schlachtschiffen ihres Kaisers Wunder erwarten? Das wäre möglich, denn die sehr einfache Angelegenheit ist ins Reich der Mystik entrückt worden. Das gute Geschäft der letzten Jahre hat die Geister verwirrt. Ein Nüchterner würde sagen: Wir haben unsere Industrie künstlich großgepäppelt, sind jetzt auf den Massenexport angewiesen und brauchen für die dazu nöthige imperialistische Politik Schutzschiffe und überseeische Stützpunkte. So hört mans auch oft im Privatgespräch; öffentlich aber klingt es aus einer anderen Tonart. Da müssen wir civilisiren, Christenthum und Gesittung in die Welt hinaustragen, einer gewaltigen Vitalität die entsprechende Seegeltung schaffen und die übers Meer verschlagenen Deutschen vor Fährlichkeit schirmen. Es ist die Weise, die schon Carlyle und Ruskin so unerfreulich ins horchende Ohr klang. Ueberhaupt handelt es sich bei der ganzen Geschichte ja nur um den etwas spät unternommenen Versuch, den englischen Imperialismus in unser geliebtes Deutsch zu über-

ſetzen. Warum auch nicht? fragen die Lüſternen; wir müſſen eben zur See ſo ſtark werden, daß wir England aus dem Rang der erſten Welthandelsmacht verdrängen können. Ein allerliebſter Gedanke. England hat ſeinen alten Reichthum, ſeine blühenden Kolonien und eine Kapitaliſten-Reſerve, die in Nothfällen niemals verſagt. Und außer England giebt es noch Rußland mit ſeiner Fülle ungehobener Bodenſchätze und ſeinen billigen Arbeitern und Nordamerika, das für die Kohle, das Getreide der Induſtrieſtaaten, ein Drittel des in Deutſchland verlangten Preiſes bezahlt. Thut nichts: Deutſchland wird die erſte Welthandelsmacht werden, wenn es nur genug Schiffe baut. Gegen ſolchen Wahn ſoll man nicht kämpfen; ihn wird bald die Erfahrung durchlöchern. Es iſt immer ſchwer, dem Urſprung der Vorſtellungen nachzuſpüren, und eine transſzendentale Topik nach kantiſchem Muſter würde den Modernen recht rückſtändig ſcheinen. Soll es aber unmöglich ſein, das Ziel zu erkennen, das den vom Zwang der Vorſtellung Beherrſchten vorſchwebt? Die loci communes, auf denen die Wünſche wachſen, können dem ſuchenden Blick doch nicht entgehen. Was alſo ſoll die Weltwende beſcheren, die uns verkündet ward? Welche Wunder bringt der neue Morgen auf goldenem Sonnenwagen aus der Meerestiefe herauf?

* * *

In einem der vielen Telegramme, die er in ſeiner Freude über die Annahme des Flottengeſetzes abſchickte, hat der Kaiſer das Ziel ſeiner Sehnſucht bezeichnet. Er ſagte, beſonders dankbar ſei er dafür, daß ſein „Streben zum Beſten des Vaterlandes anerkannt werde", und fügte hinzu: „Nun aber unermüdlich weiter, daß die begonnene Arbeit bald vollendet wird; dann wollen wir auch auf dem Waſſer Frieden gebieten." Dieſe Worte geſtatten nur eine Deutung: der Kaiſer will, als höchſter Vertreter des Reiches, der arbiter mundi ſein, wie es in ſtillerer Zeit Bonaparte, ein Weilchen auch der ruſſiſche Nikolaus war. Er wünſcht ſich eine Macht, die ihm geſtattet, gegen jedes Abenteurergelüſten den Frieden zu wahren. Dazu ſcheint noch nicht die Seemacht, doch ſchon die deutſche Landmacht ihm ausreichend. Das iſt ein Irrthum. Nicht das Verdienſt eines friedfertigen Kaiſers oder eines märchenhaften Michael, der im goldenen Küraß irgend einen Fabeltempel bewacht, iſt es, daß in Europa ſeit Jahrzehnten kein großer Krieg geführt worden iſt. Das einzige Land, das ein Intereſſe daran hatte, einen ſolchen Krieg zu führen, war und iſt nicht ſtark genug, um ihn allein wagen zu dürfen, und hat bis heute noch keinen ſicheren Bundesgenoſſen gefunden. Die anderen

Mächte haben in Europa nichts mehr zu begehren und wären sehr unklug, wenn sie auf ihre Kunden und Kapitallieferanten schießen wollten. Nur den gefährlichen Konkurrenten möchten sie schwächen; diese Wirkung erreichen sie aber nur, wenn sie ihm einen beträchtlichen Theil seines Vermögens zusammenschießen: denn Menschen sind billig und leicht zu ersetzen. Die Schlachten der Zukunft werden mit dem Arsenal der kapitalistischen Zeit entnommenen Waffen geschlagen werden und in den Kriegsberichten wird an der ersten Stelle immer die Ziffer stehen, die den Vermögensverlust des Gegners angiebt. Wehe Dem, der in edlem Drang als ein oberster Schiedsrichter solche Kriege verhindern wollte! Gegen ihn würden sich morgen die Feinde von gestern verbünden. Die Ausführung seiner Absicht wäre unmöglich. Der Kaiser kann mit dem besten Landheer keinen europäischen Krieg, mit der stärksten Flotte keinen Seekrieg verhindern. Das ist ein Glück; denn die Weltrichterrolle der Könige hat den Völkern nur Unheil gebracht. Der sehnsüchtige Ruf Wilhelms des Zweiten weckt in Deutschland kein Echo. Die Masse wünscht, ruhig zu leben und den Welthändeln fern zu bleiben; jede Mehrung und Vergrößerung der Reibungflächen beängstigt sie. Und von den Industriekapitänen sagt Mancher: Nur ein Krieg kann uns helfen; wir haben uns zu hoch gebläht und werden bald vom Greater Britain und von den Vereinigten Staaten, vielleicht auch von Rußland wirthschaftlich bedrängt werden; im nächsten Frühjahr wird amerikanisches Eisen auf den deutschen Markt kommen; sobald die Russen Geld und geschulte Arbeiter haben, können sie unseren Gruben und Hütten furchtbare Konkurrenz machen; als Militärmacht sind wir noch jeder anderen überlegen: schlagen wir also los, ehe kostbare Zeit verstreicht und ehe die fortschreitende Industrialisirung uns um diesen sichersten Trumpf bringt. Solche Ansichten sind gar nicht selten. Früher rekrutirten die Kriegsparteien sich aus der Kamarilla und der Heerführerschaar; jetzt liefern kühne Kapitalisten den Nachwuchs. Das lehrt die Erfahrung. Die meisten Britenkriege sind in der londoner City ersehnt, ersonnen und vorbereitet worden.

Noch ist das Ziel nicht erkennbar. Der Kaiser möchte der stärkste Machtfaktor werden und der Welt mit gepanzerter Faust den Frieden gebieten. Die Mehrheit der Deutschen möchte in der Heimath reichlichen Gewinn finden und alle überflüssigen Händel meiden; sie würde sich gegen ein Weltarbitrium heftig wehren. Und kleine, aber mächtige Gruppen ersehnen den Krieg.

* * *

Die missionarische Meinung lautet: Nur eine Weltmacht, die über eine starke Flotte gebietet, kann die Christenpflicht erfüllen, der Heidenheit das Evangelium zu bringen. In den Thesen des Evangelisch-Sozialen Kongresses wurde neulich gesagt, Deutschlands Aufgabe sei, „an der Civilisirung und Nutzbarmachung unentwickelter Länder mitzuwirken". Dann hieß es weiter: „Die Erreichung dieses Zieles stellt an die geistige und sittliche Energie unseres Volkes Anforderungen, die nur von einer entschieden christlichen Gesinnung aus erreichbar sind". Bei dem sonderbaren Stil brauchen wir uns nicht aufzuhalten, auch nicht daran zu erinnern, daß Männer, die vom Christenthum nichts wußten und wissen wollten, oft das höchste Menschenmaß geistiger und sittlicher Energie erreicht haben. Wichtig ist hier nur die Andeutung eines Zieles. Das Deutsche Reich soll das Evangelium verkünden und es soll zugleich Länder „civilisiren und nutzbar machen". Wenn die Völker, denen dieses Glück zugedacht ist, nun aber finden, sie seien schon civilisirt und ihre Kraft brauche den Europäern nicht Nutzen zu bringen? Dann müssen sie doch wohl mit Kanonen- und Flintenkugeln gezwungen werden, an den Heiland zu glauben und sich civilisiren zu lassen. Da sind 360 Millionen Chinesen. Sie haben eine uralte Kultur und einen im Heimathboden gewachsenen Glauben. Eines Tages wird ihnen von Europäern gesagt: Eure Kultur paßt uns nicht. Wir bringen Euch eine andere. Und damit Ihr sie lernt, nehmen wir Euch zunächst einmal Euer Land weg und drillen Euch zu Arbeiten, deren Ertrag uns zufließen wird. Das thun wir, weil wir die Stärkeren sind und Kunden mit Kulturbedürfnissen brauchen; und außerdem sind wir Christen. Was wird die Folge sein? Die Chinesen werden aus langem Dämmern zum Bewußtsein ihrer Kraft erwachen und sich gegen die Eindringlinge wehren, mit der barbarischen Grausamkeit, nach der jeder Bedrückte als nach dem letzten Nothwehrmittel greift, mit der entzügelten Rachewuth, die Heinrich Kleist Germania von ihren Kindern heischen ließ. Kleinkalibrige Gewehre und Maximkanonen werden den Aufstand niederzwingen, — einmal, zehnmal vielleicht; in einem zoologischen Krieg, der einer Rasse den Untergang droht, muß endlich aber die Uebermacht der Massenzahl siegen ... Sieht so der Weg aus, auf dem der Galiläer die Welt erobern wollte? Und ist es christlich, ists menschlich, die Asiaten Räuber und Mordbrenner zu nennen, weil sie handeln, wie jedes starke Europäervolk in ähnlicher Lage gehandelt hat? Sie sollen eine Kultur lernen, die ihnen niedrig und unheilig scheint, sollen sich in Sitten und Bräuche schicken, die ihnen zuwider sind, die Propaganda eines ihnen verhaßten Glaubens dulden und fremden

Eroberern hörig werden. Sie wollen ihr altes Leben, ihr Land und ihren Glauben behalten. In diesem Streit der Interessen wird der Stärkere, nicht der an die feinere Geistesmacht Glaubende, die Herrschaft erraffen. Im Deutschen Reich aber leben wunderliche Heilige, die wähnen, nur der fromme Christ könne solchen Kampf siegreich bestehen und jedes christliche Volk müsse, weil diese Aufgabe ihm von der Vorsehung bestimmt sei, sich so schnell wie möglich eine starke Schlachtflotte schaffen.

Ein mildernder Umstand ist, daß diese Heiligen von der Welt und deren Bewohnern nicht allzu viel wissen. Sie urtheilen nach der weithin sichtbaren Grimasse. Der alte Paul Krüger, der immer ein Bibelwort auf der Zunge hat und den Heliographen Psalmenverse in belagerte Städte rufen läßt, war ihnen eine Apostelgestalt von höchstem sittlichen Adel und jeder Versuch, den holländischen Schlaukopf menschlich zu sehen, erhielt von ihnen das Brandmal, das dem Frevler am Heiligsten gebührt. Nun kommt es heraus, daß der Erhabene sich mit baarem Gelde bestechen ließ. Von den Baronen Oppenheim, die im Transvaal eine Eisenbahn bauten, nahm er 100000 Francs, seine liebe Frau erhielt 25000, sein Schwiegersohn 10000 Francs. Der ganze Volksraad wurde bestochen und zu dem baaren Gelde kamen noch werthvolle Geschenke. Herr Dr. Leyds, der europäische Vertreter der Transvaal-Regirung, mußte unter seinem Eid zugeben, daß die Volksraadsmitglieder „kleinere" Geschenke annehmen. Und für das Wohl dieser sauberen Gesellschaft haben Hunderttausende, haben Millionen deutscher Menschen Monate lang gezittert, diesen tugendsamen Musterpräsidenten, der die Interessen seines Stammes verschachert, haben sie als den reinsten Helden verehrt ... Das Urtheil über die britische Heuchelpolitik kann durch solche Enthüllungen nicht verändert werden und auf die Haltung der uns Regirenden fällt kein günstigeres Licht, wenn Herr Krüger als Wicht entlarvt wird. War es aber nöthig, die Buren als die feinste Blüthe der Menschheit, die Engländer als das gemeinste Gewürm der bewohnten Erde zu schildern und Liebe und Haß eines ganzen kräftigen Volkes zwecklos und sinnlos zu vergeuden? Und soll die selbe Thorheit, die selbe Entstellung sich in dem Urtheil über den Chinesenaufstand noch einmal wiederholen? In allen Punkten brauchen wir ja auf dem Wege zur Welthandelsmacht dem britischen Muster nicht nachzustreben. Aufrichtigkeit ist eine herrliche Tugend. Und aufrichtig wäre es, gerade heraus zu sagen, daß wir die Chinesen weder hienieden beglücken noch ihnen die ewige Seligkeit sichern wollen. Unsere Kapitalisten suchen einen neuen Massenmarkt und hoffen, der Boden des Riesenreiches, in dem

die „Hände" einstweilen noch spottbillig sind, werde ihnen Schätze spenden, mit denen sie die verdorrende Heimatherde düngen können. Solche Hoffnung schändet nicht und man braucht sie nicht scheu in des Busens Tiefe zu bergen. Aber zeigt sie nun endlich das hohe Ziel? Wo ist das weithin leuchtende Kulturideal, dem hinter der Großen Mauer deutsche Menschen als Opfer fallen?

* * *

Die Nebel wollen nicht weichen. Und dem Schmerz über die Opfer eines mit der Barbarenwildheit Verzweifelnder geführten Krieges gesellt sich die Sorge, ob von der laut gerühmten Weltwende wirklich beglückende Wunder zu erwarten seien. Deutschland will der Welt Frieden gebieten und neue Länder, neue Märkte und Bodenschätze erobern. Es will gelbe, braune und schwarze Menschen für sich arbeiten lassen und ihnen eine Kultur bringen, die sie zur Sklavenarbeit bald untauglich machen muß. Es will sein altes feudales Wesen bewahren und den modernsten Händlerstaaten die Kunden abjagen. Es will das Christenthum predigen und Denen, die der frohen Botschaft ihr Ohr verschließen, mit Waffengewalt auf den Leib rücken. Es will ... Wer vermag klar und knapp auszudrücken, was das junge Reich will, nach dem Wunsch seiner Geschäftsführer soll? Jede Großmacht hat heute ein deutlich erkennbares Ziel; nur das Ziel der deutschen Politik ist von dichtem Gewölk umwallt. Sonst freute man sich der Waffe, die in einem unvermeidlichen Kampf zum Angriff oder zur Vertheidigung dienen sollte; jetzt wird der Erwerb der Waffe als ein unschätzbarer Gewinn gepriesen und den Zweiflern gesagt: Wartet nur, ein Weltkampf naht und die Wunder werden schon kommen! Sie warten seit manchem Jahr still und geduldig. Wann aber graut endlich der Tag, der die längst verheißene Herrlichkeit den suchenden Blicken enthüllt?

Die Neue Mutter.

Es ist noch nicht allzu lange her, da bestimmten Sitte und Gewohnheit das Schicksal der Töchter. Das Schicksal hieß: das Haus, der Gatte, das Kind. Was darüber hinausging, war vom Uebel und stürzte irgend welche Altäre: Religion, Natur, die Weltordnung. Fand die Tochter nicht den Gatten, der ihr eine geistige und materielle Existenz schuf, so verfiel sie mit den Jahren oft genug der Hysterie oder einer stumpfen Resignation, wie es Gabriele Reuter in ihrem Buch „Aus guter Familie" so meisterhaft schildert. Dieses Zeitalter geht auf die Neige. Langsam, langsam vollzieht sich unter unseren Augen eine der größten Umwälzungen der Weltgeschichte, so sacht und allmählich, daß die Majorität es kaum wahrnimmt oder doch diesen „Sturm im Glase Wasser" für eine vorübergehende Erscheinung hält.

Auch das Verhältniß zwischen Mutter und Kind, ihre gegenseitigen Rechte und Pflichten werden in diesen Evolutionprozeß hineingezogen und gehen einer Neuwerthung entgegen.*) Die heutigen Mütter stehen mit wenigen Ausnahmen noch in den Anschauungen der alten Zeit, Anschauungen, die den erwachsenen Kindern nicht gerecht werden. Die Erziehungskunst, selbst pädagogisch veranlagter Mütter, die sich an den kleinen und kleineren Kindern glänzend bewährt, versagt fast immer an den Heranwachsenden und Herangewachsenen. Zwar opfert kein Vater mehr seine Tochter auf Befehl Gottes, nicht mehr sind Flüche und Vergewaltigungen an der Tagesordnung (obwohl sie noch vorkommen). Die Töchter aber werden vielfach noch immer althergebrachten Sitten und Vorurtheilen, noch immer den Willensbestimmungen der Eltern geopfert.

In der Tochter will die Mutter eine zweite Auflage ihres Selbst erleben; ihren Lebensauffassungen, ihren Werthurtheilen soll das erwachsene Mädchen sich anpassen, und ist es nicht willig, so gebraucht sie die Gewalt der mütterlichen Autorität, eine erzieherische Aufdringlichkeit, die fast auf Hypnotismus hinausläuft und gegen welche die Tochter im tagwachen Zustand sich auflehnt, freilich nur dann, wenn sie selbstdenkend, selbstwollend, wenn sie eine Eigene ist. Dutzendmenschen oder untergeordnete Naturen folgen — um Nietzsches Wort zu gebrauchen — dem Heerdentrieb und pflegen sich kampflos der Schablone einzufügen.

---

*) Das Thema dieses Aufsatzes ist das Verhältniß der Mutter aus den gebildeten Ständen (die proletarische Mutter bleibt außer Frage) zu ihren erwachsenen Kindern, namentlich zu den Töchtern. Das Recht der Söhne mögen — wenn es erforderlich ist — männliche Schriftsteller wahrnehmen.

Die Mutter setzt mühelos ihre Absichten durch, wo Natur und Art der Tochter (via Vererbung) mit ihr im Bunde ist. Stimmen aber Mutter und Tochter in Geschmack, Denken, Fühlen und Temperament nicht überein, so ist der Boden geschaffen für geheime und offene Konflikte, für kleine Zerwürfnisse und große Zwietrachten, die für beide Theile eine zwecklose, das Gemüth verödende Kraftverschwendung bedeuten. Das Gruppenbild von Mutter und Tochter, das so recht nach dem Herzen Gottes sein könnte, wird verzerrt.

Wenn die Mütter aufrichtig sein wollten — sie sind es nicht, weil sie den Verlust des Heiligenscheines der Mutterliebe fürchten —, so würden sie zugeben, daß sie in den weitaus meisten Fällen die in ihrem inneren Leben selbständig gewordene Tochter aus dem Hause wünschen, nicht aus mangelnder Mutterliebe: es ist vielmehr die Schuld der Tochter, wenn man Schuld nennen kann, was die naturgemäße Entwickelung einer Persönlichkeit mit sich bringt. So um das zwanzigste Jahr herum (der Zeitpunkt wechselt natürlich je nach der Eigenart der Persönlichkeit) wird in der Jungfrau eine Unbefriedigtheit bemerkbar. Sie weiß nicht mehr recht, was sie mit ihrem Leben anfangen soll. In den ersten Jahren ihres Erwachsenseins reichen allenfalls die Neuheiten des gesellschaftlichen Treibens, Flirt, Toilette, Theater, dilettirende Kunstübungen aus, um Geist und Gemüth des jungen Menschen zu beschäftigen. Je begabter aber ein Mädchen ist, desto schneller tritt die Reaktion ein, der Ueberdruß an der banalen Zielloſigkeit ihrer Existenz. Sie wird nervös, anspruchvoll, übellaunig, zu Opposition geneigt, unbequem. Sie paßt nicht mehr in das Haus, dem die Mutter, nicht sie, das Gepräge aufdrückt. Das Haus ist das Reich der Mutter. Sie liebt keine Mitregentin. Und heimlich trägt sie es der Tochter nach, daß sie noch immer „den Mann“ nicht gefunden hat. Der Mann für die Tochter ist die Achse, um die sich — mit Recht — alle mütterlichen Gedanken drehen, und nicht nur die mütterlichen; der Mann (der besonders, der nicht kommen will) zieht das ganze Haus in Mitleidenschaft, Brüder, Tanten, Großmütter, und ist eine Urgroßmutter da, auch die.

Der Jüngling gehört, sobald er die Universität bezieht oder in ein Atelier, eine Werkstatt, ein Geschäft tritt, sich selbst an, modelt sein Leben nach seinem Willen. Wie stark das Freiheitbedürfniß in jungen Menschen ist, geht daraus hervor, daß sie, selbst wenn das Elternhaus ihnen eine unvergleichliche Behaglichkeit bietet, lieber in einer fremden Stadt als im Heimathort ihre Studien beginnen. Und zwingen die Verhältnisse den Jüngling, im elterlichen Hause zu bleiben, so erhält er wenigstens — als Symbol der Freiheit — den Hausschlüssel. Die Welt steht ihm offen, so weit sein Wechsel reicht. Die Tochter aber bleibt in strenger Abhängigkeit von den Eltern. Sie darf — wenigstens in den höheren Schichten der Gesellschaft — nicht einmal

allein über die Straße gehen. Früher wurde diese enge Gebundenheit an das Elternhaus und die elterliche Autorität von dem jungen Mädchen leidlich ertragen. Die Auffassung von der Unabwendbarkeit des Frauenschicksales war wie Oel, das man auf die Wogen gießt: sie beschwichtigte den inneren Aufruhr und die äußere Auflehnung.

Dieser Glaube an eine Naturnothwendigkeit ist im Zerbröckeln.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Grundirrthum der Eltern ist, daß sie die Kinder als ihr Eigenthum, ihre Leib- und Seeleneigenen betrachten, von denen und an denen zu zehren ihr Recht ist.

Jede herrschsüchtige, vorurtheilvolle, beschränkte Mutter kann ihren Kindern — trotz aller Mutterliebe — Steine auf den Lebensweg werfen. Und je willensstärker, prinzipienfester diese Frau ist, um so verhängnißvoller wird ihr Eingreifen in das Leben ihrer Kinder — trotz aller Mutterliebe — sich erweisen. Wenn ich ein Rohr ein Wenig biege und lasse es aus der Hand, so springt es in seine natürliche Form zurück; habe ich es aber durch zu starken Druck eingeknickt, so bleibt es für immer geknickt, ohne die Möglichkeit, sich wieder aufzurichten.

Ich konnte schon in der Schule immer ganz wüthend werden, wenn die Lehrer uns das Leben berühmter Männer erzählten und ich hörte, wie der Vater oder die Mutter ihre genialen Kinder durch Härte und Herrschsucht — oft mit Hilfe des Stockes und der Flüche — zur Verzweiflung brachten, weil sie nicht wollten, wie die Eltern wollten; und sie konnten doch nicht. Nachklänge solcher Vergewaltigungen den Söhnen gegenüber gellen noch bis in unsere Zeit hinein.

Ich kenne eine Familie, wo eine eben so eminent beschränkte wie eminent energische Mutter von dem Sohn verlangte, er solle seine künstlerischen Neigungen bezähmen und das Studium seines Vaters ergreifen. Konflikt auf Konflikt, bis die sensible Natur des Sohnes es nicht mehr ertrug und er sich vor den Augen seiner Mutter eine Kugel durch den Kopf jagte. Das geschah in der ausgezeichneten, makellosen Familie eines hervorragenden Gelehrten. Und Das hatte mit dem starken Glauben an ihr Eigenthumsrecht an den Kindern eine der bravsten Mütter gethan.

Ein anderer Vorgang, der sich kürzlich abspielte: Ein junger Professor heirathete eine junge Frau, die sich seinetwegen von ihrem Manne hatte scheiden lassen. Die tugendstrenge Mutter des Professors erklärte, der Sohn sei fortan für sie tot, sie würde ihn niemals wiedersehen. Auch diese Frau des kategorischen Imperativs hielt den vierunddreißigjährigen Sohn für ihren Seeleneigenen, der, bei Strafe des Verlustes ihrer Liebe, sich ihrer Ethik zu fügen habe. Das sind die Mütter, die den Heiligenschein ihrer Mutterliebe mit dem Herzblut ihrer Kinder färben.

Mit einem halben Lächeln (eigentlich ist es aber gar nicht zum Lächeln) denke ich auch zurück an unsere uralte Näherin (sie war über achtzig Jahre alt). Die lebte mit ihrer sechzigjährigen verwittweten Tochter zusammen und diese Tochter mußte ihr aufs Wort pariren und mehrmals kam das sechzigjährige Kind weinend zu mir: ihre Mutter habe sie geohrfeigt, weil sie ihr nicht zu Willen gewesen sei.

Aber sollen etwa die Eltern ohne Widerrede die Tochter thun lassen, was ihnen irrig, falsch erscheint? Ohne Widerrede? Nein. Sie sollen ihren Rath, ihre Beredsamkeit, ihr Wissen, ihre Erfahrung in den Dienst der Tochter stellen. Aber ihre Widerrede, ihr Widerhandeln soll sich in den Grenzen halten, die ein Freund sich dem Freund gegenüber steckt. Und sind sie intelligenter als die Tochter, so werden sie mit stillem, klugem Walten, abseits von Autorität und Befehl, die Tochter zu leiten verstehen. Die Tochter aber in eine Selbstentfremdung drängen, sie einen Nagel zu ihrem Sarge nennen, wenn sie dem kategorischen mütterlichen „Du sollst!" mit einem „Ich will!" widerstrebt: Das ist nicht Mutterliebe.

Viele Jahrhunderte war die Gattin das Eigenthum des Gatten. Er konnte sie fortjagen, verkaufen u. s. w. Und viele Jahrhunderte hielt sie still und erst sehr spät kam ihr der Gedanke, sich gegen das Joch aufzubäumen. Jetzt stehen wir an dem Zeitpunkt, wo die erwachsene Tochter das Eigenthumsrecht der Mutter an ihrer Person nicht mehr anerkennen will. Früher hatten wohl die Söhne mit den Eltern um die Durchsetzung ihrer Persönlichkeit gerungen. Die Töchter nicht, von Ausnahmefällen abgesehen. Nun aber revoltiren auch die Töchter. Die temperamentvollen, starken Naturen oft in herber Form. Bei den sensitiveren, schwächeren sehen wir ein allmähliches Auseinanderleben von Mutter und Tochter.

Was die Tochter der Gegenwart will, ist nicht Lösung von der Familie (der Jüngling, der die Universität bezieht, will sie ja auch nicht), sondern nur Lösung von der Zwangskindschaft. Die innere Selbständigkeit ersehnt die äußere. Wer erkannt hat, daß er ein Joch nicht zu tragen braucht, trägt es nicht. Dieser Freiheit- und Schaffensdrang in der jungen weiblichen Generation der Gegenwart ist tief und mächtig und einer der charakteristischsten Züge der Zeit. In Rußland kommt es vor, daß junge Mädchen (wie Sofie Kowalewska) irgend eine Scheinehe eingehen, nur um sich der Autorität der Eltern zu entziehen, und zwar — und Das ist wohl zu merken — nicht etwa, um ein ungebundenes, lockeres Leben zu führen, sondern, um sich durch künstlerische oder wissenschaftliche Studien einen selbst gewählten Pflichten- und Thätigkeitkreis zu schaffen.

Ich kenne persönlich eine größere Anzahl junger Mädchen (einige davon liebe ich), die das Dahinleben im elterlichen Haus, das ihrer Wesens-

art widerſprach, nicht mehr ertrugen. In einigen Fällen waren die Mütter weltlichſter Art; ſie machten ihr Haus zu einem Markt der Eitelkeit. In anderen Fällen wirkte eine Atmoſphäre engherzigſter Beſchränktheit auf die Emporſtrebenden wie Stickluft, in der ſie nicht athmen konnten.

Einige unter dieſen Freiwerdenden und Freigewordenen ſtürmen mit ſchwingender Begeiſterung auf der neuen Bahn vorwärts, mit reinem Gewiſſen, kühn und ſtolz die elterliche Autorität abweiſend. Andere freilich tragen in dem Kampf Wunden davon, die ſich nie ganz ſchließen; und auch die Narben würden noch ſchmerzen. Die das Elternhaus ohne Erlaubniß und natürlich auch ohne Geld verließen, hatten dann Jahre lang während ihrer Studienzeit mit den bitterſten Entbehrungen zu kämpfen. Andere erhielten ſchließlich widerwillig die Erlaubniß zu einer Berufsvorbereitung, meiſt auch mit wenig Geld, während den Brüdern ausreichende Mittel zur Verfügung geſtellt wurden. Dieſe Widerwilligkeit trübte ihnen die Freudigkeit für den Anfang ihrer Laufbahn.

Unter dieſen jungen Mädchen waren auch etliche, die, obwohl ſie gegen den mütterlichen Wunſch und Willen eine berufliche Thätigkeit ausübten, im Elternhauſe verblieben. Mutter und Tochter aber lebten dann wie in zwei getrennten Welten. Die Mutter ignorirte geringſchätzig oder mit verletzender Abſichtlichkeit die Thätigkeit der Tochter und ſchuf im Hauſe eine Atmoſphäre feindlicher Kälte, die ihrem Kinde Glück und Froheit ſtahl.

Aber die Mütter wollen doch das Beſte ihrer Kinder? Gewiß. Nur pflegen ſie ihr Beſtes für das Beſte der Kinder zu halten. Mütter, die es im Geiſt und in der Wahrheit ſind, werden Opfer von ihren Kindern (etwa bei der Wahl eines Berufes oder eines Gatten) nicht nur nicht verlangen, ſie werden ſich ſogar ſchämen, ſie anzunehmen. Die Mutter giebt, aber ſie nimmt nicht: denn Dies iſt Mutterliebe.

Die Zeit braucht die „Neue Mutter“ wie das liebe Brot, — die Mutter, die ſich freiwillig und rechtzeitig ihrer Autorität begiebt. Bei dem Entſtehen der „Neuen Mutter“ bekundet ſich ein ſcheinbar naturwidriges Geſchehen. Es ſind die „Neuen Töchter“, die von ihrer Zeit Emporgetragenen, die ſich die „Neue Mutter“ ſchaffen, oft ſo, daß die klugen und guten „Alten Mütter“ (ich zähle dabei nicht die Jahre) an ihren Töchtern neu werden.

Was aber am Meiſten zur Erziehung und Bekehrung der „Alten Mutter“ beitragen wird, mehr als Einſicht, Gerechtigkeit, als das Abſtreifen von Vorurtheilen und eingewurzelten Gewohnheiten, dürfte eben die Mutterliebe ſein, im Bunde mit der Nothwendigkeit. Bisher fand die Mutterliebe, wo es der Tochter Zukunftgeſtaltung galt, wenig Spielraum, denn in den Schickſalsurnen aller weiblichen Kreatur lagen nur Myrthen oder Dornen. Das heißt: das Weib wurde Gattin oder eine ſtellenlos Darbende. Früher

war daran nichts zu ändern. Jetzt aber ist es zu ändern. Und die Mutter müßte schon recht dickschädelig und kaltherzig sein, die um ihrer Prinzipien willen den Töchtern die Möglichkeit einer befriedigenden Existenz abschnitte. Solche Handlungweise würde sich so ziemlich mit der Anschauung jenes Arztes decken, der meinte: „Mag der Patient sterben, wenn nur meine Methode besteht."

In der nächsten Generation dürften die Autoritätmütter zu den Ausnahmen gehören. Die freigewordenen Töchter von heute (ist ihre Zahl auch noch eine beschränkte) werden im Gemüth behalten, was sie durch die Einkapselung in den engen Familienkreis und dadurch, daß sie sich ihr Recht erst schwer kämpfend erringen mußten, an Kraft und Lebensinhalt verloren haben. Und in Selbstbeschränkung, mit intelligenter Einsicht, werden sie nicht nur für fremde Menschen, sondern zuerst an den eigenen, zu Individualitäten gereiften Kindern das Selbstbestimmungrecht anerkennen. Sie werden ihren Töchtern die Wege ebnen zu den Tempeln, wo sie dem Gott, den sie im Busen tragen, dienen wollen, mögen die Mütter auch an anderen Altären beten. Denn Dies ist Mutterliebe.

Lassen sich aber die verschiedenen Welten, in denen Mutter und Tochter vielleicht zu Hause sind, durch Kindes- und Mutterliebe nicht wie durch hohe Brückenbogen verbinden, nun, so hat die Natur eben die Bande, die sie knüpfte, wieder gelöst und Resignation — die Wehmuth der Vernunft — ziemt beiden Theilen.

Eine Liebe auf höheren, selbst auf allerhöchsten Befehl giebt es nicht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Recht der Kinder fällt zusammen mit dem Recht der Mutter, dem Recht, sich in ihrer eigenen, nicht in einer fremden Individualität auszuleben.

Aber es heißt doch, die Frau soll im Kinde und im Gatten aufgehen. So sonderbar, so widersinnig, daß ich mit meiner eigensten Individualität in meinen Kindern aufgehen soll! Aber meine Kinder, mein Gatte, sie sind doch ganz anders, als ich bin! Mein Ich ist doch gar nicht in ihnen. Wo ist es denn nun, wenn nicht in mir?

Ja, indem ich das Recht der Kinder wahrnehme, nehme ich auch das Recht und das Glück der Mütter wahr. Zu ihrem eigenen Unheil klammern sie sich an ihre erwachsenen Kinder, die ihrer nicht mehr bedürfen, flüchten sie sich, um der Einsamkeit und der geistigen Oede des Alters zu entgehen, in das Leben dieser Kinder. Viele Frauen von seelischer und geistiger Armuth (Resultat ihrer Erziehung) haben sonst nichts in der Welt, das an ihnen hängt oder an dem sie hängen. Und weil sie selbst nichts Eigenes geworden sind, keinen eigenen Lebensinhalt haben, machen sie die Kinder zu ihrem Selbst. Es war bis jetzt immer das Selbe. Hatte eine Frau im Leben nicht Glück, nicht Stern, so setzte sie ihre Hoffnung auf ihre Kinder,

ihre begabten Söhne, ihre schönen Töchter. Und aus den Kindern wurden Leute. Ein Sohn mißrieth, eine Tochter lebte in unglücklicher Ehe. Andere siedelten sich fern von der Heimath an, ein Liebling starb. Und die Mutter lebte all ihren Kummer mit; ihre Freuden nicht. Und selbst wenn nur heitere Lebenslooſe ihren Kindern in den Schoß fielen, so rückten sie ihr doch allmählich ferner, weil aufsteigende und absteigende Linien sich nicht treffen. Die Tochter, die Mutter geworden ist, hört auf, Tochter zu sein. Und nun hofft die junge Mutter wieder für die Zukunft auf ihre Kinder; und ihre zur Großmutter gewordene Mutter sieht, daß die Kinder nichts versprechen. Dieser immerwährende melancholische Kreislauf: Das war das Loos der Mutter.

Die Mutterschaft auf ihr vernünftiges Maß zurückzuführen, ist eine Aufgabe der Zukunft.

Die Frauen der nächsten Generation werden neben den Obliegenheiten, die die Mutterschaft mit sich bringt, noch andere praktische oder geistige Arbeitgebiete haben, Gebiete, die — wenn die Kinder ihrer Fürsorge entrückt sind — zwischen ihnen und den Berufsgenossen ein Band knüpfen, eine soziale Gemeinschaft herstellen, deren Dauer verbürgt ist, weil sie auf gleichen Interessen und Zielen beruht, während die Wege und Ziele von Mutter und Tochter oft auseinandergehen. Der zur Passivität gezwungenen Liebe zu den Kindern gesellt sich die Liebe zum Werk, die nur mit der ebbenden Lebenskraft versiegt.

Wohl kann sich aus der instinktiven Mutter- und Kindesliebe auf seelischer Grundlage, frei von Autorität und Pflichtenzwang, eine höhere, reinere Liebe entwickeln. Die Mutter Freundin der Tochter, die Tochter Freundin der Mutter! Das wäre die dem Verhältniß zwischen Mutter und Tochter entsprießende schönste Blüthe. Die Gegenwart streut den Samen dazu aus. Möge Sonne und Luft ihm günstig sein, damit er herrlich aufgehe.

Uebrigens: die Leute, die zäh und leidenschaftlich an der Idee, daß Mütterlichkeit und Familienleben der alleinige Daseinszweck des Weibes sei, festhalten, mögen ruhig sein. Haben sie Recht, so werden sie Recht behalten. Kein Mensch kann auf die Dauer in einem Element leben, das über oder außerhalb seiner Natur liegt. Ich sah einen Menschen, der mit den Füßen schrieb; aber er hatte keine Hände. Mißlingt, was die Frauenbewegung will, trägt es keine oder saure Früchte, so werden die Bethörten bald genug von Kanzeln und Tribünen wieder herabsteigen, sie werden Ateliers, Universitäten und Werkstätten räumen und demüthig und reumüthig in die alleinseligmachenden Kinderstuben und Ehegemächer zurückkehren, wo man zum Empfang der reuigen Sünderin das Kalb der Versöhnung schlachten wird.

Wir warten noch auf die Erste, die diesen Weg nach Kanossa antreten wird.

Hedwig Dohm.

Humanität und modernes Leben.*)

Die Humanitätbewegung des vorigen Jahrhunderts war stark genug, eine öffentliche Meinung zu schaffen, die jede Art von Barbarei und Unmenschlichkeit verwarf. In Frankreich nahm zwar die ebenfalls an die Alten anknüpfende und sich bis in geschmacklose Nachäffungen verirrende Bewegung des Geistes die Richtung aufs Politische, schuf aber damit gerade den Boden, in den die deutschen Ideen, die als nur edle Empfindungen leicht von politischen Stürmen verweht werden konnten, fest und tief ihre Wurzeln einschlugen. Denn die demokratische Gleichberechtigung und die persönliche Bewegungfreiheit, die zuletzt überall aus den an sich barbarischen Metzeleien der französischen Terreur und der napoleonischen Kriege hervorgegangen sind, haben den unteren Klassen die Kraft, die Berechtigung und die Mittel verschafft, sich gegen inhumane Behandlung erfolgreich zu wehren, wo immer es die oberen Klassen mit einer solchen versuchen. Die den oberen Klassen Angehörigen haben aber nur durch die Humanitätbewegung ihr Empfinden dahin verfeinert, daß sie den Gedanken, sich selbst oder ein Glied ihrer Familie irgend einer grausamen Prozedur unterwerfen zu sollen, ganz unerträglich finden, und diese Empfindlichkeit wird seit ungefähr fünfzig Jahren stetig gesteigert: erstens durch die nur in einigen kurzen Kriegen unterbrochene Entwöhnung des Auges von Gräuelszenen (das erste Schauspiel, mit dem einst ein spanischer König seine junge französische Gemahlin zum Willkommen ergötzte, war ein feierliches Autodafé) und zweitens durch den Komfort. Man vergleiche nur einmal die Zeit, wo die Schloßherren im Winter, bei unverglasten Fenstern auf dem mit Stroh bedeckten Steinpflaster ihres Männersaales vorm Kamin liegend, auf der einen Seite brieten und auf der anderen Seite grimmig froren, wo auch die tapfersten Ritter mit Walther von der Vogelweide den Winter verschlafen zu können wünschten und wo die Herren sammt ihren Damen auch dann zu Pferde reisen mußten, wenn sie zufällig ein Bein gebrochen hatten oder fieberkrank waren, — man vergleiche diese Zeit mit der unseren, wo der Winter für die Reichen die angenehmste Jahreszeit ist, wo der vornehme Mann am Morgen sein Arbeitzimmer nicht eher betritt, als bis ihm der Diener meldet, daß es die richtige Temperatur habe, wo er sich abends in Berlin im behaglich durchwärmten Salonwagen zu Bett legt, am anderen Morgen in Köln erwacht und die Ankunft in Paris bei einer guten Mahlzeit abwartet: man vergleiche diese beiden Zustände und man wird es begreiflich finden, daß sie eine ganz verschiedene Auffassung körperlicher Schmerzen erzeugen mußten. Polybius sieht vollkommen richtig, wenn er wahrnimmt,

*) S. die beiden Artikel: „Antike Humanität" und „Humanität und Christenthum" in der „Zukunft" vom 27. Januar und 16. Juni 1900.

daß ein rauhes Klima roh macht; so lange allerdings nur, fügen wir nach unserer reicheren Erfahrung hinzu, als nicht der Komfort die Leiden beseitigt, die die von langen Nächten und starken Niederschlägen begleitete Kälte bereitet. Da nun die Aermeren durch den modernen Verkehr alle Fortschritte, auch die des Komforts, rasch kennen lernen, wollen sie es natürlich auch so gut haben; und ihre politische Gleichberechtigung setzt sie in den Stand, nach dem ihnen gebührenden Antheil an den Errungenschaften der modernen Civilisation zu streben. Indem nun die besser Gestellten unter ihnen wirklich Einiges von den Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des modernen Lebens erhaschen, die Uebrigen diese schönen Dinge wenigstens in der Phantasie genießen, indem ferner der Schulunterricht in Allen die Vorstellung höherer als rein proletarischer Daseinsformen und das Verlangen danach erregt, indem endlich der Zwang zu einem anständigen Auftreten in unserer höchst gesitteten Zeit zunächst das Aeußere der Armen der Vorstellung- und Empfindungweise der Reichen einigermaßen anpaßt, die dann allmählich von außen ins Innere eindringt, — indem das Alles geschieht, werden auch die Armen zartfühlend und empfindsam und vermögen rohe Behandlung, geschweige denn Grausamkeiten, nicht mehr zu ertragen. Diese vielfach bis zu krankhafter Empfindelei und unmännlicher Schwäche gesteigerte Zartnervigkeit unseres heutigen Geschlechtes hat, zusammen mit dem im Geist des vorigen Jahrhunderts fortgeführten Humanitätbestrebungen, den Veranstaltungen eines wieder menschlich gewordenen Christenthumes, der aus der Furcht vor Arbeiterrevolutionen entsprungenen Sozialpolitik und einer den Nerven der Vornehmen Rechnung tragenden Polizei, alles Gräuelhafte so vollständig aus der Oeffentlichkeit verbannt und unserem ganzen Dasein einen so humanen Anstrich verliehen, daß wir in dieser Beziehung ungefähr wieder auf der Stufe angelangt sein mögen, auf der sich Athen in der Zeit des Perikles befand.

Aber dieses Athen hatte noch seine Sklavenfolter, deren es sich ohne Zweifel schämte, wie der Umstand beweist, daß kein Geschichtschreiber, Dichter oder Rhetor sie beschrieben, kein Maler sie dargestellt hat; wenigstens ist nichts Dergleichen auf uns gekommen *) Und Aehnliches, zum Theil Schlimmeres, was entweder die Scham oder Politik der Thäter oder Verantwortlichen oder die Polizei den Augen des Publikums entzieht, birgt sich nun auch unter der glänzenden Hülle unserer heutigen Humanität. Die vielbeschriebenen und dennoch im Verhältniß zu ihrer grundsätzlichen Wichtigkeit noch viel zu wenig gekannten englischen Fabrik- und Grubengräuel aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sollen die Nerven der Leser nicht noch einmal peinigen; aber

*) In einer Prozeßverhandlung, wo die Folter erwähnt wird (Demosthenes' Rede gegen Pantainetos) wird blos gesagt, der Folterer habe keinen Muthwillen (οὐδὲν ἀσελγείας) gespart.

daran erinnern muß ich wenigstens. Natürlich hat man auch deren Verüber reinzuwaschen versucht; und die begeisterten Herolde des modernen Industrialismus finden scheinbarere Entschuldigungsgründe als die Anwälte der Hexenrichter. Doch nicht deshalb wurden Kinder in der Spinnfabrik zu Tode gemartert, weil man ihrer Väter zum Bau von Dampfmaschinen bedurft hätte, sondern in der Zeit, wo der Dampf noch gar nicht zum Treiben der Spinnmaschinen benutzt wurde, hat man die Männer hinausgeworfen und die Kinder hineingesteckt, weil deren Finger feiner, weil sie selbst wohlfeiler und gegen Mißhandlungen wehrloser waren. Die Männer aber wurden nicht mit dem Bau von Dampfmaschinen beschäftigt, sie hatten weiter nichts zu thun, als den Brotverdienern der Familie, den Kindern, die Kleider zu flicken, den Brei zu kochen und die Mahlzeit in die Fabrik zu tragen. Gerade von der Zeit an, wo Dampfmaschinen in größerer Zahl verwendet wurden, besserte sich die Lage der Arbeiter, weil man im Maschinenbau Kinder nicht verwerthen konnte, sondern starke und geschickte Männer brauchte, die in der Lage waren, sich gute Arbeitbedingungen zu ertrotzen, und von denen die Bewegung ausging, die den Fabrik- und Grubengräueln ein Ende gemacht hat.

Diese Gräuel haben ganz die selbe Ursache gehabt wie die Sklavengräuel des Alterthums: die hilflose Abhängigkeit der Arbeiter von ihrem Brotherrn. Im Alterthum wurde diese Abhängigkeit durch eine gesetzliche Institution gesichert, in unserer Zeit wird sie durch die Wirthschaftverhältnisse mit Hilfe der sogenannten Freiheit geschaffen. Keine Arbeitordnung, habe ich gesagt, ist an sich human oder inhuman; human oder inhuman sind nur die Personen, die die Arbeitordnung ihrer Zeit so oder anders handhaben. Es braucht hier nicht ausgeführt zu werden, warum und wodurch unser „freier" Arbeiter abhängig ist, denn Das weiß alle Welt; hervorheben will ich nur, daß die moderne Arbeit- und Wirthschaftordnung zwei Gefahren für die Humanität hat, die die in der Rechtlosigkeit des antiken Sklaven liegende Gefahr mitunter beinahe und mitunter völlig aufwiegen. Die erste besteht in der Unverantwortlichkeit des Brotherrn. Der Arbeiter sucht „freiwillig" Arbeit — Das heißt: Arbeitgelegenheit oder Erlaubniß zur Arbeit —, er bietet sich an, er schließt „ungezwungen", jedenfalls nicht durch den Brotherrn gezwungen, einen Kontrakt ab. Was kann der Herr dafür, wenn der Arbeiter, der ja selbst am Besten wissen muß, wie viel er zum Lebensunterhalt braucht und was sein Körper zu leisten und zu ertragen vermag, sich um einen zum Sattessen nicht hinreichenden Lohn zu einer Arbeit verpflichtet, die durch ihre Art oder Dauer seine Gesundheit untergräbt? Die zweite Gefahr aber liegt darin, daß die heutigen Unternehmer so oft durch die Konkurrenz gehindert werden, ihren Arbeitern erträgliche Arbeitbedingungen zu bewilligen. Fabrikanten, die blos von der Fabrikation gelebt hätten, gab es

im Alterthum nicht. Der antike Großgrundbesitzer aber war nicht gezwungen, seine Sklaven zu schinden. War er human, so konnte er ihnen das Leben angenehm machen, ohne dadurch seine Existenz zu gefährden. Denn er lebte nicht vom Gelderlös aus den durch Sklavenarbeit erzeugten Waaren, sondern er lebte unmittelbar von Dem, was seine Sklaven auf dem Acker, im Weingarten und in der Werkstatt erzeugten; er brauchte wenig oder nichts zu kaufen. So weit einzelne Herren für den Markt arbeiten ließen, ging auch die Schinderei schon an; und in den Bergwerken, allerdings nur in diesen, war sie die ausnahmelose Regel. In der modernen Arbeit- und Wirthschaftordnung dagegen giebt es mehr Fabrikanten und Handwerksmeister als Landwirthe; und der Fabrikant kann bankerott werden, wenn er jedem seiner Arbeiter eine Zulage von fünfzig Pfennigen für den Tag bewilligt oder ihre Arbeitzeit kürzt oder zum Schutz ihrer Gesundheit kostspielige Einrichtungen trifft.

Die schlimmsten der aus diesen beiden Ursachen entstandenen Gräuel sind zwar durch die bekannte Entwickelung der letzten Jahrzehnte theils gemindert, theils eingeschränkt worden, aber vollständig beseitigt sind sie noch keineswegs; und während die Fabriken unter der Leitung von wohlwollenden und verständigen Industriefeudalen vielfach Musterwerkstätten geworden sind, haben sich nicht wenige Proletarierwohnungen in wahre Brutstätten alles Schlechten verwandelt. Denn der Zwang zum Familienleben, zusammen mit der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit des modernen Arbeiters und mit dem bei seiner Unbildung natürlichen Mangel an den erforderlichen moralischen Eigenschaften und wirthschaftlichen Einsichten und Fertigkeiten bei beiden Ehegatten, bringen es mit sich, daß weder das Einkommen für einen geordneten Haushalt hinreicht noch die Frau der Aufgabe, einen solchen mit unzureichenden Mitteln zu führen, gewachsen ist. Die so entstehende unleidliche Lage macht beide Theile schlampig und zornmüthig, die Aeußerungen des Zornes werden durch keine jener Gegenwirkungen gemildert, verfeinert und gezügelt, die von höherer Geistes- und tieferer Herzensbildung ausgehen, und da nun noch dazu die Kinder schon von frühester Jugend an zum Broterwerb herangezogen werden müssen, so entsteht jene Hölle, in die die Gerichtsverhandlungen über Kindermißhandlung dem Publikum hie und da einen flüchtigen Einblick eröffnen oder eröffnen würden, wenn nicht die „gute" Presse solche Verhandlungen rücksichtvoll verschwiege, obgleich solche Prozesse wichtiger sind als alle Komitees, Exposés, Communiqués und was sonst, wovon die Zeitungen weitläufig berichten. So hat das moderne Wirthschaftleben einen traurigen Erfolg zu verzeichnen, den keine Barbarei des alten oder neuen Heidenthums je hervorgebracht hat; während bei allen Naturvölkern die Mütter ihre Kinder zärtlich lieben und pflegen, wandelt sich der mächtige, schon bei schwachen, wehrlosen Thieren die Todesfurcht besiegende Instinkt

der Mutterliebe bei Weibern unserer christlichen Kulturwelt in Haß und Grausamkeit. Und nicht etwa blos bei wenigen scheusäligen Ausnahmen. Für 109000 Kinder ist der englische Kinderschutzverein im Jahre 1894 eingeschritten. Darunter, heißt es im Bericht, hatten 25437 Wunden, Beulen und Brandflecke von Gewaltthätigkeiten, die mit Stiefeln, Pfannen, Schaufeln, Riemen, Tonnen, Schüreisen, Feuer, kochendem Wasser, verübt worden waren. Dann kommen 62887 Kinder, die in Folge von Hunger schwach und verkümmert und in Folge von Vernachlässigung voll Schmutz, Ausschlag und Geschwüren waren; dann 712, bei denen die Mißhandlung den Tod zur Folge hatte; dann 12663 kleine Wesen, die zum Betteln gemißbraucht wurden, zum Theil auf den Armen fauler Trunkenbolde; dann 4460 kleine Mädchen, die Opfer der Sinnenlust menschlicher Ungeheuer, endlich 3205 kleine Sklaven, die zu unpassenden und schädlichen Beschäftigungen oder gefährlichen Aufführungen verwendet wurden. Dabei ist noch zu beachten, daß über 28000 dieser gemißhandelten Kinder noch nicht einmal drei Jahre alt waren. Nehmen wir hierzu die Kindermißhandlungen und Kinderausbeutungen, die aus französischen Nonnenklöstern gemeldet werden, die Brutalitätverbrechen aller Länder, die Folterungen in Spanien, Italien und Ungarn, die Leiden, die manche noch ungeschützte Klassen von Arbeitern namentlich durch überlange Arbeitzeit oder durch Nachtarbeit zu erdulden haben, gewisse Gefängnißgräuel und Brutalitäten der Polizei auch in sehr hoch civilisirten Ländern; die Eheweiber, die von trunksüchtigen Männern ausgebeutet und mißhandelt werden, die Stellung der Prostituirten, die Prügelwirthschaft in manchen Schulen und Werkstätten, so haben wir einen ansehnlichen Berg von Barbarei und Unmenschlichkeit vor uns, den das moderne Leben mit seiner Arbeit- und Wirthschaftordnung aufgethürmt hat.

Und dabei schwebt die Humanität sogar in Gefahr, grundsätzlich verworfen und bekämpft zu werden. Das Aufblühen der für die Gewerbe so wichtigen Naturwissenschaften seit der Mitte unseres Jahrhunderts machte die Geister den Alten und den humanistischen Studien abwendig und erzeugte die Vorstellung, daß diese Studien ein Hinderniß des Fortschrittes bildeten. Keineswegs vermeinte man, sich von der Humanität abzuwenden; vielmehr glaubte man, gerade durch die Pflege der wissenschaftlich begründeten Technik, die den Menschen mit materiellen Gütern überhäuft, das Los der ganzen Menschheit glänzend gestalten zu können und so durch die beabsichtigte Beglückung Aller echte Humanität zu bewähren. Auch bildete man sich ein, die Naturforschung würde zur Lösung der höchsten Probleme führen, die wahre Moral begründen und alle alten Ideale weit vollkommener verwirklichen helfen als die alten Geisteswissenschaften. Zunächst glaubte man, sich der armen Schülerlein erbarmen zu sollen, denen die lateinische und griechische

Grammatik die Schule zur Folterkammer mache, und man redete sich ein, daß die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien die echte Humanität weit sicherer erzeugten als der geistige Umgang mit den Alten. Dieser gut gemeinten Ansicht liegt aber ein verhängnißvoller Irrthum zu Grunde. So sehr die Realisten mit ihrer Kritik des humanistischen Gymnasiums Recht haben mögen, so schmerzlich der heutige Gymnasiast durch den Stoff, den ihm die Jahrhunderte angehäuft haben, das „Weh Dir, daß Du ein Enkel bist", zu empfinden bekommt, so wenig der Unterricht in den alten Sprachen in der Absicht, die antike Humanität zu propagiren, und nach einer dieser Absicht angemessenen Methode betrieben wird —: Humanität zu erzeugen, sind die Naturwissenschaften nicht geeignet. Die Natur ruft uns nur zurück, was wir in sie hineingesprochen haben. Dem Einen verkündet sie den persönlichen Gott, dem Anderen den „König Umschwung", wie Aristophanes spottend die Kausalität nennt, mit der die Philosophen seiner Zeit den Zeus zu entthronen versuchten; dem Einen erzählt sie von dem liebenden Vater im Himmel, der das zarte Lämmlein mit Wolle bekleidet und jedes Blümelein tränkt mit Thau, dem Anderen zeigt sie nur den wilden Kampf ums Dasein, der tausend Schwache um eines Starken willen vernichtet, der dann — weiß der „Umschwung", zu welchen Zwecken! — einem noch Stärkeren oder einer Ueberzahl von Schwachen zum Opfer fällt. Und diese naturwissenschaftliche Theorie beginnt schon, unserem öffentlichen Leben den Stempel aufzudrücken. Die Kraftmeierei nimmt überhand; daß sich die „Guten" durch Unterdrückung der „Schlechten" emporschwingen und dann diese ausbeuten, gilt als höchste Moral; und Kolonialgräuel aller Art, besonders im Kongostaate, lehren deutlich genug, wie dieser moderne Aristokratismus verstanden wird. Das Wettrüsten zu Wasser und zu Lande aber bedeutet doch nichts Anderes, als daß jedes Volk die übrigen Völker für grausame und raubsüchtige Bestien hält, die auf eine Gelegenheit lauern, über den Nachbarn herzufallen, und es sicherlich thun werden, sobald er in seinen Rüstungen nachläßt, wobei noch zu bedenken ist, daß die modernen Zerstörungmittel den Krieg trotz Ambulanzen so inhuman wie möglich machen. Daß die verhältnißmäßige Seltenheit der Kriege in unserer Zeit nicht der Humanität zu danken ist, wurde schon hervorgehoben. Wir würden so gut wie die Völker älterer Zeiten jedes Jahr Krieg haben, wenn der Krieg nicht bei der Größe der Heere und der Kraft der Zerstörungmittel so ungeheuer kostspielig und riskant wäre, wenn nicht die Lahmlegung der Kleinstaaten und die Verminderung ihrer Zahl die Anlässe zum Kriege vermindert hätte und wenn nicht der heutige Verkehr neue Methoden der Ausbeutung von Völkern durch Völker geschaffen, die alten Methoden dagegen, das urwüchsige Raubsystem, zum Beispiel die Kaperung von Gewürz- und Silberflotten, unmöglich gemacht hätte. Auch ich bin der Ansicht, daß

die Guten — und zur Güte gehört die Stärke — herrſchen ſollen, ſowohl die guten Perſonen im Staate und im Wirthſchaftleben wie die tüchtigen Völker über die untüchtigen, und ich würde einen Zuſtand der Verzärtelung, wo ſich Jedermann vor körperlichen Schmerzen als vor dem höchſten Uebel fürchtet, für verhängnißvoll anſehen. Doch nichts kann in meinen Augen die Barbarei rechtfertigen, Schwachen und Wehrloſen aus Gewinnſucht Leiden zuzufügen; die Herrſchaft der Beſten aber ſoll als ein nobile officium zum Wohl der Beherrſchten ausgeübt werden und nicht die Form der Ausbeutung annehmen.

Das wäre die Humanität im engeren Sinne. Wie weit wir in dieſer zurückgekommen ſind, beweiſt der Umſtand, daß in den fünfziger Jahren die ſchlechte Behandlung der Revolutionäre in den neapolitaniſchen Gefängniſſen und der Mortarafall das ganze gebildete Europa in Bewegung ſetzten und zu diplomatiſchen Interventionen Anlaß gaben, während die Kunde von der Mißhandlung und Verkrüppelung der ſizilianiſchen Schwefelgrubenknaben und die blutige Unterdrückung einer gegen die unerträgliche Kamorrawirthſchaft gerichteten Organiſation halb verhungerter Bauern keinen Menſchen aufgeregt haben, — wenigſtens keinen den „beſſeren“ Ständen angehörigen Menſchen.

Was ſonſt zur Humanität gehört oder vielmehr nicht gehört, muß nun kurz abgefertigt werden. Barbarei iſt das Spezialiſtenthum in der Wiſſenſchaft, gleich dem Alexandrinerthum der helleniſtiſchen Zeit eine nothwendige und nützliche Barbarei, aber für Den, der darin untergeht, trotzdem doch immer eine Barbarei. Barbarei iſt der Byzantinismus mit ſeinem Orden- und Titelweſen und ſeinen Majeſtätbeleidigungprozeſſen. Barbariſches Chineſenthum iſt das Prüfung- und Berechtigungweſen. Barbarei iſt eine Arbeittheilung und Maſchinenbedienung, die den Menſchen ſelbſt zum Maſchinentheil macht. Barbarei iſt die Arbeithetze unſerer Zeit, die Keinen mehr zur Beſinnung, zu ſich ſelbſt kommen läßt. Der edle Hilty erklärt, daß es ſtrenge Pflicht für alle Menſchen ohne Ausnahme ſei, ſechs Tage in der Woche zu arbeiten, „nicht mehr und nicht weniger“, und daß nur in ſteter Arbeit das Glück zu finden ſei; aber von der heutigen Welt ſagt er, ſie ſei erbarmungslos gegen alle Arbeiter, die ſie treibe, bis ſie zuſammenbrechen. Und gewiß nicht weniger barbariſch iſt die Sucht, in ſinnloſer Haſt zu produziren, ohne Maß, und der Produktion die Perſonen zu opfern, während doch alle Produktion nur einen Sinn hat, wenn ſie ſowohl durch die auf ſie verwendete Arbeit wie durch die Güter, die ſie erzeugt, den Perſonen dient und ſie vervollkommnet. Die Perſonen kommen gar nicht mehr in Betracht. Wenn nur die Minenwerthe ihren Kurs haben, wie viele Caruſi dabei in den Schwefelgruben verſtümmelt werden oder umkommen: Das iſt ſo gleichgiltig wie die unvermeidliche Abnutzung der Maſchinentheile. Als dieſe herrliche Weltanſicht aufkam, nannte man ganz folgerichtig die Arbeiter Hände, weil ja

das Gehirn, die Seele und der Magen, die an dieſen Händen hängen, ein ganz überflüſſiger, unzweckmäßiger und unbequemer Ballaſt ſind, ſo daß der Wunſch entſteht, alle lebendigen Hände durch Automaten erſetzen zu können. Heute wird dieſe ſchöne Auffaſſung auch ſchon auf die geiſtige Arbeit ausgedehnt; und man erwirbt für einen Zeitungſchreiber- oder Ingenieurpoſten, für ein Kommunal- oder Staatsamt nicht einen ganzen Mann, ſondern blos noch eine Arbeitkraft. Hol' der Teufel den ganzen Quark, mag er Staat oder Kirche, Geſellſchaft oder Civiliſation heißen, wenn er nur noch aus Händen und Arbeitkräften beſteht! Sind die Theile nichts werth, ſo iſt auch das Ganze nichts werth. Das allein Werthvolle auf Erden iſt der Menſch, alles Andere kann nur durch die Beziehung auf ihn Werth empfangen. Dieſe Wahrheit verleugnen, heißt, die Humanität verleugnen. Barbariſch iſt die allgemeine Balgerei um das Geld. Human iſt allein die antike, von Ariſtoteles am Schärfſten ausgeprägte Anſicht, daß nur die Oekonomik dem freien Manne, dem Vollmenſchen zieme, die Chrematiſtik ſchimpflich ſei. Es iſt wahr: die römiſchen Großbauern ſind arge Wucherer geweſen, die Griechen aber haben ſich nicht allein auf den Schacher, ſondern auch auf das Beſtehlen des Fiskus verſtanden, und ſo weit ſie einem Hegemonenſtaate angehörten, die Bundesgenoſſen ausgeplündert. Aber nöthig hatte das Alles der durchſchnittliche Bürger nicht; er konnte von ſeinem Landgut leben und brauchte, wenn er nicht wollte, nicht einmal ſeine Sklaven auszubeuten. Jedenfalls aber hielt er wenigſtens theoretiſch und grundſätzlich an der richtigen Auffaſſung feſt. Heute macht die Balgerei ums Geld uns Alle gemein. Auch die Beſten haben den Kopf voll von Geldſorgen, müſſen um Arbeit betteln oder nach Kunden jagen und Konkurrenten ſchädigen. Wie es die weniger Guten treiben, braucht nicht beſchrieben zu werden. Aber auch das edle und neidloſe Gewerbe der Landwirthſchaft iſt der Chrematiſtik und dem Schacher verfallen; und wenn der Bauer auch — Gott ſei Dank! — noch nicht ſo weit darein verwickelt iſt, daß er den Nachbarn als Konkurrenten haſſen müßte, bekämpfen einander doch ſchon die oſt- und weſtelbiſchen Bauern mit Tarifen und die Bauern verſchiedener Länder mit Zöllen und Seuchenſperren.

Auch im Aeſthetiſchen fehlt es nicht an mancherlei Barbariſchem. Von moderner Kunſt und Literatur kenne und verſtehe ich zwar nicht viel, aber ich leſe doch die Klagen Anderer. Die Siegesallee in Berlin habe ich bei meinem letzten Beſuch ängſtlich gemieden, um nicht zu einer gefährlichen Aeußerung gereizt zu werden. Das Variété-Theater an ſich verwerfe ich nicht; ſich an anmuthigen Stellungen und Bewegungen und an Proben wunderbarer Geſchicklichkeit zu ergötzen, iſt kein ſchlechter Geſchmack. Aber es kommt viel vor, was aus dem Aeſthetiſchen ins verwerflich Rohe und in groben Sinneskitzel umſchlägt. Gegen unſere nicht äſthetiſche Männerkleidung habe ich nichts einzuwenden,

da es dem Manne nicht ziemt, mit einer ſchönen Figur zu prahlen; es giebt Rückſichten, die wichtiger ſind als die äſthetiſchen. Dieſe Kleidung unäſthetiſch zu nennen, halte ich für übertrieben. Nur, ſie auf Denkmälern in Erz oder Marmor nachzubilden, iſt eine unentſchuldbare Geſchmackloſigkeit. In den Kinderanzügen offenbart ſich ſeit einigen Jahrzehnten eher zu viel als zu wenig Geſchmack. Kinder ſollten nicht zu Theatereffekten gemißbraucht werden. Die Frauenmoden waren vom Anfang des Jahrhunderts an bis vor wenigen Jahren ziemlich barbariſch. Jetzt werden ſie geſchmackvoller; und nur, daß ſie eben Mode ſind, erzeugt noch viel Barbarei. Die Mode wird von vornehmen Damen in Verein mit ihren Schneiderinnen gemacht und jeder neu erfundene Schnitt iſt natürlich darauf berechnet, die Figur der Erfinderin ſchön erſcheinen zu laſſen. Dann aber wird dieſer neue Schnitt von allen Frauen und Mädchen mechaniſch nachgeahmt, auch von ſolchen, zu deren Figur er gar nicht paßt; und in Folge Deſſen ſehen wir ewig Karikaturen auf der Straße herumlaufen. Die antike Frauentracht, die bei uns einzuführen freilich nicht möglich iſt, paßte Allen ohne Ausnahme, machte keine ihrer Trägerinnen lächerlich und war nur in untergeordneten Anhängſeln, nicht in den Hauptbeſtandtheilen und im Schnitt, der Mode unterworfen. Das Rauchen iſt an ſich eine Barbarei, die man jedoch, wie das Schnapstrinken, dem Nordländer verzeihen kann. Was aber ſchlechterdings unverzeihlich und unentſchuldbar iſt, Das ſind die deutſchen und öſterreichiſch-ungariſchen Rauchunſitten. An dieſem Stück Barbarei hat Herr von Maſſow in einer der Schriften, mit denen er vor einigen Jahren Aufſehen erregte, die Vergröberung der Sitten der Vornehmen veranſchaulicht, während, wie er zugleich ſchilderte, die Sitten der kleinen und gemeinen Leute ſich verfeinert haben, ſo daß alſo die früher mehr auseinanderliegenden Anſtandsforderungen zwiſchen Vornehm und Gering einigermaßen ausgeglichen erſcheinen. Dieſer Ausgleich, der eine Herabdrückung der Ariſtokratie bedeutet, iſt es, was Nietzſche mit ſolchem Haß gegen die Demokratie erfüllt hat. Ich ſehe aber durchaus nicht ein, daß die Ariſtokraten ſich gemein benehmen müßten, wenn die gemeinen Leute anfangen, fein zu werden. Daß die Armen den Reichen und die Mägde ihren Gebieterinnen nachäffen, wenn es ihnen nicht geſetzliche Schranken, zum Beiſpiel Kleiderordnungen für die verſchiedenen Stände, ausdrücklich verbieten, hat ſeine guten pſychologiſchen Gründe. Dagegen geſchieht es ohne jeden vernünftigen Grund, wenn die Vornehmen ſich den Sitten der Gemeinen anbequemen. Noch dazu ſteht die Demokratie blos auf dem Papier; die Vornehmen haben nicht allein ihre thatſächlichen Vorrechte, ſondern auch ihre geſellſchaftliche Abſonderung aufrecht erhalten; ſie beſuchen weder Arbeiterbälle noch Deſtillationen oder Kaffeeſchänken und haben auf der Eiſenbahn ihre eigenen Warteſäle und Wagenabtheile.

Wer in unſerem, durch die Vielheit der Intereſſen zerriſſenen, durch die Vielheit der Eindrücke verwirrenden, barbariſchen Zwang ausübenden und den Menſchen vermummenden und verzopfenden modernen Leben ſein Menſchenthum bewahren will, Der muß ſich von Zeit zu Zeit in eine Umgebung zurückziehen, wo er reines Menſchenthum, einfache, faßliche, klar umriſſene Perſönlichkeiten und Idealgeſtalten ſchaut, wo ihm die ewigen und unveränderlichen Geſetze des menſchlichen Daſeins und die dieſem Daſein angemeſſenen Verhaltungmaßregeln in ſchlichter, verſtändlicher, ſchwulſtfreier Sprache mitgetheilt werden, wo er mit den Angehörigen zweier Völker verkehrt, von denen das eine heiter und zartſinnig, liebenswürdig und menſchenfreundlich, das andere ernſt und ſtreng iſt, die aber beide gleich tüchtig, gleich verſtändig, gleich geſund und natürlich, reich begabt und Schöpfer einer Fülle von Kulturgütern ſind. Wie befreiend wirkt ſchon der geiſtige Aufenthalt in einer Gegend, wo eine über den Muskeln eines untadeligen Männer- oder Jünglingsleibes geſpannte glatte Haut als das ehrenvollſte Staatskleid gilt und wo Jeder Jeden, auch der Sklave den Caeſar, mit Du und ohne Titel anredet!

Neiſſe. Karl Jentſch.

Zukunft-Menſchen.

Mir iſt ein Glück widerfahren. Ich möchte es feſthalten, ich möchte auch Andere daran theilnehmen laſſen. Ein kindiſches Glück: ich habe meinen Glauben wiedergefunden. Meinen Glauben an die Menſchen, an die Güte, an die Zukunft. Es iſt in Ihrer „Zukunft“ oft über all das Utopiſche, Beglückungſüchtige ſkeptiſch geſpottet worden, auch von Ihnen, ſehr geehrter Herr Harden; und da ich ſelbſt ſo gar ſkeptiſch geworden bin, habe ich oft beim Leſen mit nachdrücklichem Kopfnicken zugeſtimmt. Aber heute hat er mich wieder einmal überwältigt, der kindiſche Glaube. Das haben die Brüder Heinrich und Julius Hart zuwegegebracht, die göttlichen Kinder.

Es handelt ſich um das erſte Heft einer Reihe von Flugſchriften, die unter dem Namen „Das Reich der Erfüllung“ von den beiden Brüdern herausgegeben werden. „Vom höchſten Wiſſen“ und „Vom Leben im Licht“ heißen die beiden Aufſätze, die darin vereinigt ſind, und den Abſchluß bildet ein kurzes Manifeſt: „Unſere Gemeinſchaft“.*)

Was darin geſagt wird, lag in der Luft und iſt nicht eigentlich ſeinem Inhalt nach neu. Und gegen die Art, wie in der erſten Hälfte neue Erkenntniß, neue, ganze, poſitive Weltanſchauung uns in zweifelloſem, apodiktiſchem Ton

*) Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig. Preis 1 Mark.

entgegengerufen, ja, fast zugeschrien wird, setzte sich meine Skepsis und Nüchternheit energisch zur Wehr; ich hatte den Eindruck überhitzter Verstiegenheit, die sich am Wortrausch allzu ausschweifend Genüge gethan hatte. Ich war von dem Jubel, mit dem uns die Lösung des Welträthsels mitgetheilt wurde, ganz und gar nicht erbaut. Mit steigender Unlust las ich weiter; dann aber wurde ich hingerissen und überwältigt. Denn nicht mehr von der Welt und den Erkenntnißfragen war jetzt die Rede, sondern von uns Menschen. Und da sagen die beiden Brüder die alten, ewigen, einfachen, selbstverständlichen und doch so furchtbar schweren Dinge mit einer so sieghaften Glaubensgewalt, mit einer so lieben und mächtigen Unschuld, mit einer so strahlenden Gewißheit, daß diese Lehren gelebt werden können und müssen, daß es möglich sei, den Willen der Menschen zu erwecken und neu zu formen: daß in mir Alles, was je in diesen Tönen geschwungen hat, sich ihrer Weise anschloß und in mir der sehnsüchtige Wunsch erwachte, mit diesen Beiden mitzuglauben und in ihrer Gemeinschaft mitzugehen. Und als ich an die Stelle kam, wo der eine der beiden Brüder uns in fast trockenen, schlichten Worten sagt, wie man zur Harmonie gelange, wie man „jedes Leid durch Betrachtung oder durch die Gluth inbrünstiger Versenkung aufzulösen" ringen könne, wo ich Das ausgesprochen fand, was ich an mir selbst erprobt hatte, daß wir neuen Menschen mit Allem in der Welt fertig werden können, da las ich nicht weiter und begann dieses Schreiben an Sie und Ihre Leser, um zu bitten, heute, am Pfingsttage, zu bitten, wenigstens einmal im Jahr sich den Kindermuth zu fassen und zu glauben: daß wir Menschen gut zu einander sein können, daß auch über uns das Menschenwort und unsere innerste Stimme noch Gewalt hat, daß einst noch eine starke, läuternde Erhebung und Neugeburt, eine Wandlung und Erlösung von Uebel und Unsinn über uns Westeuropäer kommen kann. Denn an die Russen, denen in Tolstoi vielleicht schon der Johannes lebt, habe ich schon immer geglaubt; ich glaube jetzt auch wieder an uns. „Es wird Einer kommen und sprechen neue, große und ungesagte Worte, daß der Mensch eigentlich ein Gott sei . . . ." So kündet Christian Wagner, auch ein Kind. Auch Einer, der unserer Gemeinschaft angehört. Dem Kinde gehört die Zukunft; lassen Sie mich darum heute von den beiden Hart erzählen.

Was die Brüder Hart uns zurufen, ist das Alte und Ewige: Ihr Menschen, vertraget Euch doch, seid doch nicht wie Feinde gegen einander, sondern wie Verbündete, stellt doch die Naturmächte in den gemeinsamen Dienst, seid nicht Widersacher und Arglistige, sondern ergänzt Euch und schonet Euch; Ihr, die Ihr Euch über die träge Masse erhoben habt, lebet doch Eure Weltanschauung und setzet Eure freie und eigene Lebensgestaltung nach Eurer Einsicht, Eurem Willen und Eurer ganzen Kraft durch! Wie dieses Gemeinschaftleben von Adelsmenschen sich im Einzelnen gestalten soll, Das soll uns in späteren Flugschriften dargethan werden; die Hauptabsicht dieses ersten Heftes scheint zu sein, die Weltanschauung darzustellen, deren bezaubernde und lösende Wirkung sei, uns mit der Kraft und der Freudigkeit zu erfüllen, die zu solchem Leben im Licht nothwendig ist. Dies Heft zielt daher auf nichts Geringeres ab als auf eine neue Logik, eine neue Physik und Metaphysik. Sehen wir zu, ob uns die versprochene Lösung des Welträthsels gegeben wird, ob sie als Grundlage der selbstherrlichen und friedfertigen Lebensgestaltung genügt und ob sie dazu überhaupt nöthig ist.

Die neue Weltanschauung — deren Grundzüge Julius Hart auch in seinem Werk „Der neue Gott" niedergelegt hat — ist ein moderner Ausbau der alten Lehren Heraklits, Giordano Brunos und Hegels; sie kündet die Identität alles Manichfaltigen und aller Widersprüche in der Welt der Erscheinungen wie der Begriffe und Lehrgebäude, die Harmonie auf dem Grunde der Differenzirung, das Zusammenfallen von Welt und Ich, das Reich der Soziale durch Verbündung gütiger und eigenmächtiger Individuen: das principium coincidentiae oppositorum, die Negation aller Negation durch die Anerkennung des Grundsatzes, daß die Gegensätze sich nicht befehden, sondern ergänzen, daß es nichts ganz Falsches und nichts ganz Wahres giebt, daß Alles sich ewig verwandelt.

Die Kausalität wird ersetzt durch die Identität: das Eine ist nicht die Wirkung eines Anderen, sondern Beide sind verschiedene Varianten des Selben. Aber man denke nicht, daß das Absolute als leeres, unsinnliches Ding an sich hinter der Welt stecke, vielmehr ist das Reale, die Gesammtheit aller Widersprüche und sinnlich verschieden aufgefaßten Erscheinungen, dieses Absolute selbst. Es giebt keine Lösung jenseits der realen Sinnenwelt; vielleicht giebt es noch tausend verborgene Sinne, die uns neue Bilder der einen Welt bieten würden, wenn wir sie hätten, aber es giebt nur diese uns vertraute und wohlbekannte Welt, deren unzählige Widersprüche alle nur verschiedene Augen und verschiedene Spiegelbilder des Ewig-Realen sind, die sich wie zu einem harmonisch wirkenden Mosaikbild zusammensetzen.

Die Anschauungen sind freilich verworren und verwirrend, verschieden und unähnlich; auf ihrem Grunde aber baut sich die Welt der Begriffe auf und der Begriff faßt das Aehnliche in den verschiedenen Anschauungen ohne allzu viel Federlesen in Einem zusammen und übersieht das Unähnliche. So werden die realen Gegensätze in eine reale Einheit aufgelöst; denn die Anschauungen sind real, der Begriff aber ist auch eine Wirklichkeit. Freilich entstehen nun dadurch wieder Täuschungen und Irrthümer in der Sphäre der Begriffswelt, aber man kann ja auf die Anschauung zur Kontrole und Richtigstellung zurückgreifen. So ergänzt eine Stufe die andere. Die verschiedenen Begriffsgebäude mit ihren Widersprüchen führen zu Haß und Feindschaft, Mord und Totschlag; aber diese Widersprüche sind ja nur in Gedanken, sie machen nicht die reale Welt aus. Alles wandelt sich, nichts Besonderes hat Allgemeingiltigkeit, die Menschen müssen es sich abgewöhnen, sich um der Verschiedenartigkeit ihrer Köpfe willen diese Köpfe abzuhacken. Freut Euch doch der erquicklichen Buntheit; Ihr habt ja doch Alle Recht. Der Realismus hat Recht, aber der Idealismus auch; der Materialismus drückt die Wahrheit aus, der Spiritualismus aber nicht minder, liebe Kinder. „Um das Wesen des Einen und des Selben zu erkennen, müssen wir es in die Formen des Vielen und des Anderen auflösen." Die Einheit eines Dinges besteht aus vielen anderen Dingen; eben so besteht die Einheit einer Empfindung in der Vielheit der Bewegungen, die in ihr zusammengeströmt sind. Eben so . . . Man findet dieses Wort gar häufig in den philosophischen Darlegungen Julius Harts, denn alle Logik ist ja nur Analogie. Nur freilich wird bei diesem überverwegenen Analogieschluß nicht beachtet, daß die Dinge, die das Ding zusammensetzen, mit ihm, was sie auch sonst sein mögen, in jedem Fall homogen sind; man kann sie objektive Dinge oder chemische Stoffe

oder Kraftheinheiten oder ſubjektiv entſtandene Bilder nennen: in jedem Fall ſind die Einzeldinge und das Geſammtding von einerlei Art. Die Bewegungen dagegen gehören der Welt des Objektes, der Außenwelt, an, die Empfindung aber iſt ſubjektiv, innerlich; jene ſind etwas vom Subjekt Hinausprojizirtes, ſtarr Gewordenes; dieſe iſt etwas Pſychiſches. Mir ſcheint, es hapert gar ſehr mit dem „Eben ſo.“ Und Das iſt keine Einzelfrage, ſondern der Angelpunkt, um den all dieſe bitteren Fragen ſich drehen. Subjekt und Objekt, Pſyche und Materie, Ich und Welt, ſie ſollen ſich Eins ins Andere wandeln. Aber wie? Etwa dadurch, daß Alles nur Seelenkraft iſt, die Welt des Objektiven aber nur ein Nothbehelf, den ſich die thieriſchen Seelenkräfte als Antwort auf die Erregungen anderer Seelenkräfte fabrizirt haben? Oder dadurch, daß Alles Stoff iſt und die Seelenvorgänge ein Produkt des Stofflichen? Oder ſchließlich ſo, daß Seele wie Körper nur parallele Erſcheinungen eines Unbekannten ſind? Alle drei Löſungen verwerfen die Verfaſſer; Alles ſoll real ſein, Seele wie Körper, objektive Bewegungen ſollen ſich in ſubjektives Empfinden verwandeln; nichts Unſinnliches ſoll hinter der realen Ichwelt, dem wirklichen Welt-Ich, ſtecken. Ich geſtehe: für dieſe präſtabilirte Harmonie der beſten aller Welten fehlt mir jedes verſtehende Organ. An Bewegungen, die ſich in Empfindung verwandeln, glaube ich genau eben ſo wenig wie an die Dreieinigkeit: Beides iſt mir unfaßbar. Für mich iſt das Welträthſel von den Verfaſſern durch leuchtende Bilder und tönende Worte verbrämt und geziert, aber nicht gelöſt.

Ich erkläre alſo: Die verſprochene Löſung aller Welträthſel wird mir nicht gegeben; und demnach kann dieſe Weltanſchauung, die den Widerſtreit des Monismus und des Dualismus durch den Omnialismus auflöſen will, die die Frage, wie es möglich ſei, von der Eins zur Zwei fortzuſchreiten, dadurch aus der Welt ſchaffen will, daß ſie mit allzu großer Gemüthlichkeit und Vergnüglichkeit uns ſagt: Aber Kinder, Ihr könnt ja doch bis Tauſend zählen, warum wollt Ihr denn über die dumme Zwei nicht wegkommen! — dieſe Weltanſchauung kann alſo für eine neue Lebensgeſtaltung keine genügende Grundlage ſein. Es bleibt die letzte Frage, ob denn die gütige und verſtändige Geſtaltung unſerer Schickſale und unſerer Gemeinſchaft einer ſolchen Glaubensgrundlage überhaupt bedarf, und ferner: ob nicht doch aus der Lehre von den ewigen Verwandlungen, die uns die Brüder Hart vortragen, ſich Etwas ergiebt, etwas Poſitives, worauf wir bauen können.

Und da antworte ich: Nein, einer ſolchen Uebereinſtimmung in den Weltanſchauungfragen bedarf es zum Glück nicht. Und Ja, es ſteckt etwas Poſitives in der Lehre unſerer Brüder, das nicht deutlich genug herauskommt. Dieſes Poſitive iſt etwas Negatives. Alle Meinungen ſind Wahrheiten, alle Lehren haben Recht, ſagen die Brüder Hart. Kehren wir die Ausſage um. Es giebt nur eine Wahrheit: daß alle Weltanſchauungen und Syſteme Unrecht haben. Alles Poſitive war immer nur die Nothbrücke, auf der man zur Kritik vorſchritt, das Gerüſt, mit deſſen Hilfe alte Baracken niedergeriſſen wurden. Nachdem dieſe poſitiv nothwendige deſtruktive Arbeit geſchehen war, konnte man gar nichts Beſſeres thun, als das Gerüſt ſchleunigſt auch niederzureißen. Meiſt geben aber die Zimmerleute, die dieſes Gerüſt hergeſtellt haben, es für einen Palaſt aus; und deshalb pflegt es den Augen der Nachwelt eine ungeſunde Baracke zu ſcheinen.

Für mich ſteckt in dem prangenden Gebäude der Brüder Hart nichts als

die goldene Lehre: auf Weltanschauungfragen kommt es nicht an. Alles verwandelt sich in einander, Alles ändert sich, also ist Alles „egal". Was nicht wahr ist, können wir immer deutlicher und bestimmter aussprechen; und je nach dem Stande dieser Kritik werden sich unsere Phantasien und Welteinheittheorien gestalten. Es giebt erstens Destruktion: die ist wissenschaftlich. Es giebt zweitens Konstruktion: die ist phantastisch und problematisch. Woraus folgt: wenn wir neuen Menschen es zu Stande bringen, unser Schicksal und unsere Gemeinschaft frei und friedlich, ohne Zwang und Niedrigkeit, in Schönheit und Vernünftigkeit zu gestalten, dann kann es nicht auf dem Grunde einer neuen Weltanschauungeinheit geschehen, sondern auf dem Grunde des Verzichtes auf solche Einheit, nicht auf dem Boden des Glaubens, sondern auf dem Boden der Skepsis. Das ist die Aufgabe, die uns gestellt ist; und dieser Fassung des Postulates sind die Brüder Hart näher, als sie selbst zugeben wollen: ob die Friedfertigkeit und gelassene Resignirtheit der Skeptiker erreichen kann, was die fanatische Wuth der Religiösen niemals erreicht hat.

Die Brüder Hart sind keine Fanatiker. Sie verlangen nicht, daß die Menschen einander lieben, sondern, daß sie einander in Ruhe lassen sollen. Sie sind keine Massengläubigen, sondern sie wenden sich zunächst an die Wenigen, die sie aus den Massen zu einer freien Gemeinschaft lösen wollen. Ihnen rufen sie zu:

Nach all der Werktagslast, nach all dem Streit
Bricht nun herein die große Freudenzeit.

Aehnlich wie schon früher der Bauer von Warmbronn, Christian Wagner, den Heroldruf ausgestoßen hatte:

Lasset Euch künden!
Es soll verschwinden
Die Qual der Erde,
Daß Friede werde!

Das Erquickliche und das Bedeutsame und Denkwürdige an der Schrift sind nicht diese oder jene einzelnen Ausführungen, sondern die Thatsache der That, die Initiative und die Freudigkeit des Glaubens. Wie wundervoll ist die Schlichtheit, mit der diese beiden Menschen ausrufen: Eine solche Gemeinschaft begründen wir hiermit! „Die neue Weltanschauung lebend, bilden wir überall in der Menschheit Kristallisation-Centren", fügen sie hinzu. Diese neue Weltanschauung braucht wahrhaftig keine Räthsel der Erkenntnißtheorie und der Metaphysik zu lösen. Sie ist uralt: lebet gemäß Eurer ursprünglichen Reinheit; lasset die Güte, die in Euch lebt, hochkommen; lasset Euch nicht von der trüben Tradition autoritärer Vergangenheitgewalten weiterschleppen und fortschwemmen; schwimmet gegen den Strom, lebet aus dem Vollen heraus, lebet! Lebet unbesonnen und wagemuthig, als tapfere Draufgänger; denn was liegt an dem Bischen Leben! Denn nur auf dem Grunde der Skepsis kann der Versuch vielleicht gelingen, neue Formen des Gemeinschaftlebens zu bilden; nur das freudige und tapfere Gedenken an den Tod alles Lebendigen kann uns zur Wiedergeburt des Lebendigen verhelfen.

Ueber den Mann kommt wieder die Freude und die Unschuld des Kindes, wenn er an den Alles wandelnden und Vergessen schaffenden Tod denkt. Gar schnell ist Alles zu Ende; es lohnt nicht, feig und niedrig zu sein. Die Brüder

Hart würden statt Dessen vielleicht sagen: Niemals geht Euer Wesen zu Ende, ewig seid Ihr da, die Welt ist der Freuden voll, schafft denn auch Ihr Euer Leben freudig und lebendig: es giebt keinen Tod, entfernt also alles Tote aus Eurem Leben! Aber kommt Beides nicht auf das Selbe heraus?

Hoppegarten. Gustav Landauer.

Gewitterbildung.

Herr Leo Hanau ist an der Börse der Mann des Jahrhunderts. Aber es ist leider das Kennzeichen unserer deklassirten Märkte, daß der Ruhm ihrer führenden Geister nicht ein Jahrhundert lang währt, ja, nicht einmal ein Jahrzehnt, und Herr Hanau kann deshalb froh sein, wenn sein junger Name in vier, fünf Jahren noch lebendig ist; es giebt an der Börse keine ewige Jugend mehr, und je schneller der Ruhm erworben wird, um so rascher pflegt er auch zu verblassen. Wenn in den letzten Monaten Niemand mehr kitzeln und stacheln wollte: Herr Hanau hatte immer noch Mittel zu diesem löblichen Zweck zur Verfügung; und er war sehr tolerant: Goldminenshares galten ihm eben so viel wie deutsche Bergwerkaktien. Dann kam die Pest. Herr Hanau lächelte und kaufte anfangs noch ruhig weiter; er wurde der erste Mann in Berlin und Frankfurt. Niemand hatte einen so starken Besitz an Werthpapieren in der Hand, Niemand reichte an seinen Muth heran. Eines Tages gefiel es ihm, wie die Katze mit dem Mäuschen, so mit der kraft- und willenlosen Börse zu spielen. Er ließ sich exekutiren, um auch einmal dieses Schauspiels Reiz zu kosten. Wer vermochte einzugreifen? Ringsum herrschte Zagen und Bangen. Da merkten die Bankiers und Banken, daß es mit ihrem Uebermenschenthum bald aus sei, wenn sie nicht den unbequemen rheinischen Faiseur, an den sich schon eine ganze Gruppe gläubiger Anhänger geschmiegt hatte, zu sich herüberzögen und ihm so den Garaus machten. Herr Hanau blickt herablassend auf dieser Liebe vergebenes Mühen. Wird ihm ein guter Preis geboten, — schön, so mögen die alten Stützen der Börse seine Engagements übernehmen. Wo nicht, — auch schön, so wird er gelassen warten, bis seine Ansprüche erfüllt werden. Das große Experiment, die einstigen Börsenfürsten zu deklassiren, ist jedenfalls geglückt. Ob er noch ein paar Wochen länger die Zügel in der Hand behalten darf, ist ihm gleichgiltig. Hat doch eine ruhmredige berliner Bank, die sich in der Anlockung des Publikums zum Börsenspiel nicht genug thun konnte, ihren Eifer durch arge eigene Verlegenheiten büßen müssen. Auf dem üblichen Weg, durch Eröffnung von Wechselstuben, suchte sie sich Kundschaft heranzuziehen; natürlich war es die Kundschaft der Straße, die in der Börse die Quelle des Reichthums fließen sieht und von jedem äußeren Glanz geblendet wird . . . Die Herrlichkeit zeitweiliger Kursgewinne konnte ja nicht lange währen; die Spekulationen sind zusammengebrochen und drohen ihren Urheber mit ins

Verderben zu ziehen. Daß nur die Welt nichts davon erfährt! Sonst wäre es um das Vertrauen künftiger Gründungobjekte böse bestellt. So aber deckt der Mantel der Kollegialität die geheime Sünde.

Die Vielgeschäftigkeit allein bietet keine Gewähr für den Erfolg; selbst die unglücklichsten Industrien suchen die Aktionäre der Unternehmen durch die Erklärung zu beschwichtigen, daß es in ihrem Staat Niemand an Arbeit fehle. Sie sehen, wie es scheint, gar nicht ein, welches Armuthzeugniß sie dadurch den Verwaltungen ausstellen. Den Gummifabriken geht es notorisch schlecht; mitunter spricht, wie bei einem größeren berliner Etablissement, Unfähigkeit der technischen Leitung mit; in solchem Falle kann nicht schnell genug die Heilung gesucht werden, — ohne Rücksicht auf die dann hinauszuwerfende Gehaltssumme. Das Hauptübel liegt in den Nachwehen der tollen Begeisterung, die schon vor mehreren Jahren für Fahrräder und Fahrradbedarf sonst ganz normale Kaufleute und Handwerker erhitzte und auf die nur zu schnell der Katzenjammer folgte. Die Gußstahlkugel- und Veloröhren-Fabrikanten haben sich trotz der Aufnahme anderer Artikel eben so wenig zu erholen vermocht wie die Velozipedfabrikanten selbst. Aber auch die Pneumatikindustrie ist verwundet; eine widerlich unverschämte Reklame hilft zwar einzelnen Gummifabriken noch auf die Beine, schädigt damit aber die Gesammtheit der Industrie um so mehr. Es ist unheimlich, wie lange der Fahrradkrach, der einst von Amerika seinen Ausgang nahm — eben so wie jetzt die Deklassirung des Eisenmarktes — noch nachwirkt. Der Aktiengesellschaft „Sächsisch-Böhmische Gummiwaarenfabriken" hat die Vereinigung von Unternehmen keinen Segen gebracht. Die Unterbilanz ist fast auf eine Million Mark angewachsen und trotz allen Abschreibungen sind die „toten Konti" noch immer nicht befriedigt. Unter den Großaktionären wird eifrig hausirt, damit sie die Gesellschaft retten; ihnen wird ein Rekord-Vorschlag unterbreitet: sie sollen ihre Aktien im Verhältniß von Zehn zu Eins zusammenlegen, also ihr Kapital zehnteln. So nur kann die Unterbilanz aus der Welt geschafft werden. Dann aber, wenn dieser Streich gelungen ist, wird kühn gefordert werden, etwa 700 000 Mark neues, gutes Geld auf das alte, schlechte zu legen, um den Bestand der Fabriken zu ermöglichen. Ob damit die Sanirung beendet sein wird? Die Verwaltung will nicht liquidiren, denn die Fabriken, erklärt sie, sind bis zur Grenze der Leistungfähigkeit beschäftigt. Die vielen Arbeitaufträge nützen aber dem Unternehmen, das seine Verluste aus der Pneumatikfabrikation und aus den Forderungen an die Fahrradkundschaft in den letzten Jahren abgeschrieben hat, gar nichts. Statt neue schwere Opfer zu verlangen, sollte eine gescheite und wohlmeinende Verwaltung es bei dem Verlust des Aktienkapitals bewenden lassen, die Gläubiger befriedigen und sich einen anderen Erwerb suchen.

Ein zwar nicht erhebendes, aber lehrreiches Beispiel für den Verzicht auf das Geschäft bieten die Provinzbankiers. Sie haben nun, da die neuen Stempelvorschriften am ersten Juli in Kraft treten, ihre Rolle völlig ausgespielt, so weit sie für das Börsengeschäft in Betracht gekommen sind. Wenn die Erhöhung der Umsatzabgabe sie nicht mundtot macht, müssen ihnen die neuen Kontrolvorschriften den letzten Stoß versetzen. Künftig darf der Steuerbeamte im Kontor sitzen und die Konten, die Bücher und Briefschaften revidiren. Das will sich die Kundschaft natürlich nicht gefallen lassen; in der kleinen Stadt sieht schon jetzt ein Nachbar

dem anderen in den Topf; wenigstens beim Bankier erwartet er Verschwiegenheit. Fürst Bismarck hatte sich energisch und erfolgreich dagegen gesträubt, daß die Reichsgesetzgebung die Geldspionage einführe; er rechnete mit der Empfindlichkeit Derer, die Etwas erspart oder ererbt haben, denn er kannte die Volksstimmung. Heute fehlt es in der Regirung an dem kenntnißreichen und thatkräftigen Manne, der Muth und Willen hätte, die lange klerikale Schnüffelnase abzuwehren. Die neue Kontrole ist noch schlimmer als die Aufhebung der Stempelfreiheit für kleine und kleinste Anschaffungen von Papieren. Wer die neue Belastung leicht nimmt, denkt nur an die Käufe glücklicher Kapitalisten, die Etwas erübrigt haben, vergißt aber, wie oft die Veräußerung von Werthen in Nothfällen erforderlich wird, bei Krankheit oder Todesfall, bei Vermögensverfall und Stellenlosigkeit; auch dann muß, wie bei Käufen, der Stempel entrichtet werden.

Der Provinzbankier weiß, daß ihm das Sterbeglöckchen läutet. Er scheut sich nur noch, als Bittsteller an die Großbank zu appelliren. Besser steht er sich, wenn sie an ihn herantritt. Die Breslauer Diskontobank, deren Regsamkeit längst beängstigend wirken sollte, wenn sie sich auch um die industrielle Förderung mannichfache Verdienste erworben hat, nimmt wieder zwei Bankfirmen, eine in Glogau und eine in Kattowitz, in ihre allumfassenden Arme; sie versteht es, auf dem Bankenmarkt — ich meine nicht den Bankaktienmarkt — die Konjunktur auszunutzen, leidet aber an einer Ueberschätzung ihrer Kräfte. Der Zuwachs bringt ihr zwei neue Direktoren; wie viele sie nun schon hat, mögen die Götter wissen. Großer Gewinn ist bei der Anknüpfung von Interessengemeinschaften für die Banken nicht mehr zu holen, denn die Erde ist vertheilt. Die wenigen Wiesen, die noch nicht gänzlich abgegrast sind, werden nicht verschachert. Auch für unsere größten Banken schaut es in der Heimath trüb aus, da die freundwilligsten Vettern rebellisch geworden sind. Der Blick richtet sich daher — trotz allen Lehrgeldern, die freilich nur das Publikum bezahlt hat, ohne deshalb klug geworden zu sein — immer wieder nach dem Auslande. Die Gruppe der Diskontogesellschaft hat Verhandlungen mit der rumänischen Regirung angeknüpft, um die Option auf die siebenzig Millionen Francs Anleihe auszuüben, die ihr von den zuletzt bewilligten 170 Millionen noch warm gehalten werden. Ehe der Sommer zu Ende geht, wird der misera plebs die Unterstützung eines Landes zugemuthet werden, dem trotz allen deutschen Geldern die Kultur noch nicht beigebracht wurde und das, wie kein anderes, unwürdig ist, in Verkehr mit civilisirten Gläubigern zu treten; denn für die gute Anlage der neuen Mittel wird nicht die mindeste Garantie geboten. Einer rumänischen ist denn doch eine spanische Anleihe noch immer vorzuziehen, obwohl es nicht gerade einen günstigen Eindruck gemacht hat, daß Herr Villaverde für die neue Liquidationrente, um förmlich Kapitalisten zu züchten, den Ausgabepreis auf nur 83 Prozent bemessen hat. Eine solche Deklassirung konnte der madrider Finanzwelt nicht recht sein und so bemühte sie sich denn, im Gegensatz zu ihrem führenden Staatsmann im Börsenhandel einen Kurs von 90,50 Prozent festzuhalten; selten ist ein Minister so schroff von seinen nächsten Freunden verleugnet worden. In Italien wäre ein Widerspruch zwischen Regirung und Finanzwelt kaum möglich. Die Bankiers sind völlig von der Gnade der Minister und ihrer Thürsteher abhängig. Jetzt wird für die Gründung einer neuen Bank, die in Rom ihren Sitz haben soll, Stimmung gemacht; der Name ist schon gefunden: Banca Popo-

lare di Roma, aber noch nicht das Geld. Berlin verhielt sich bisher ablehnend und wird sich hoffentlich hüten, sich abermals — nach den bisher unbefriedigenden Erfahrungen — in Italien zu engagiren. Die Mühe, die sich die deutschen Banken vor etwa fünfzehn Jahren mit der Begründung und dann mit der Aufpäppelung der Banca Commerciale Italiana gaben, wurde ihnen schlecht gelohnt; sie dankt heute, da sie selbständig wirthschaften kann, für die deutsche Freundschaft und wendet sich immer williger französischen Einflüssen zu. Im eigenen Lande hat sie nicht viele Freunde, weil sie so klug geworden ist, so lange das Wetter sich freundlich zeigt, durch bereitwillige Reportirungen für Haussebewegungen zu sorgen, die aufwärts gerichtete Spekulation aber im Stich läßt, sobald ihr die Mittel knapp werden; ein Rückzug fällt, wie es in der Natur der Sache liegt, gewöhnlich mit einer Ueberlastung und also auch Mißstimmung der Börse zusammen und wird dann um so peinlicher empfunden. Dieses Verhalten ist gewiß nicht sehr nobel, dafür aber innerlich um so begründeter. Die italienische Spekulation macht im Uebrigen auf den französischen Märkten keine besseren Erfahrungen; nur steht sie den dortigen Vorgängen zu fern, als daß sie sich getrauen dürfte, sie mit Vorwürfen zu begleiten.

Auch in Paris läutet das Armesünderglöckchen. Der Millionensegen, den die Ausstellung mit ihren Goldamerikanern bringen soll, kann zwar den Geldstand, der ohnehin recht flüssig ist, erleichtern, aber nicht die Unternehmungluſt, die völlig eingeschlafen zu sein scheint, wecken. Einstweilen wickeln sich die alten Verpflichtungen, die aufwärts gerichtet waren, mit einer dem berliner Vorbild gleichkommenden Hast ab; auch dort werden besonders in Industriewerthen, die übermäßig gesteigert waren, Verkäufe — nicht immer freiwillig — vorgenommen. Mißmuth und Beunruhigung sind die Kennzeichen der Börse. Während sich aber in Deutschland die Banken, die Spekulation und das Publikum in das Schicksal ergeben haben und das Verhängniß in seinem zerstörenden Lauf nicht aufzuhalten versuchen, kämpft in Frankreich eine Reihe von Spielern, die sich zu den theuersten Kursen engagirt haben, mit Löwenmuth gegen die Aengstlichkeit der Außenseiter, die unabläſſig ihre Positionen lösen, und so bleiben die Bemühungen, zwangsweise die Preise der Papiere weiter heraufzusetzen, vergeblich. Wie sich wieder zeigt, greift eine Panik von einem Gebiet, der rasch züngelnden Flamme gleich, schnell auf alle anderen über; auch die pariser Börse ist plötzlich zum Thränenthal geworden. Am Schlimmsten ergeht es den russischen Anleihen, deren übermäßige Vermehrung bedenklich erscheint, und den chinesischen Papieren, deren Sicherheit durch die Boxer-Tragikomoedie gefährdet wird. Die Deklassirung aller Werthe hat, wie in Paris, so auch in London eine Verbilligung des Geldes herbeigeführt; die Bank von England war deshalb so liberal, die Bankrate auf drei Prozent zu ermäßigen. Das ist bei der Steigerung der Ansprüche, die bald zu erwarten ist, eine sehr bedenkliche Gefälligkeit. Trotzdem wagt sich auch dort die Spekulation nicht hervor, sondern hält sich hartnäckig versteckt. Die größten Hoffnungen waren auf den Verkehr in Goldminenwerthen gesetzt. Doch das Publikum betrachtet diese Papiere als ein Kräutlein Rührmichnichtan und so sinken auch sie immer tiefer. Man sieht: der Siegesjubel ist überall verstummt.

Lynkeus.

Was uns die spanische Flotte lehrt.

Eines Tages — es war an einem Zwanzigsten — lagen wir am Coast Castle-Cap vor Anker. Da sehen wir nördlich in weiter Entfernung Rauch aufsteigen. Als er ganz nah war, hatten wir ein spanisches Kriegsschiff vor uns. Die Leute ankerten neben uns, ließen ein Boot mit zwölf Mann und einem Offizier herunter und ruderten zu uns herüber. Der spanische Lieutenant sprach sehr gut englisch und sagte Etwas über Lagos zu mir.

„Lagos?" sagte ich. „Sie sind dreihundert Meilen von Lagos entfernt."

„Durchaus nicht," sagte der Don mit höflichem Lächeln; „hier ist Lagos. Wir haben von Cadix sechzig Tage gebraucht, um herzukommen."

„Schön", sagte ich darauf; „dann aber werden Sie bei dieser Fahrgeschwindigkeit weitere sechzig Tage brauchen, bis Sie Lagos erreichen."

„Madre de Dios!" rief der Lieutenant, der aussah, als ob er sich auf eine Nadel gesetzt habe. „Wo sind wir denn?"

„Ich bin am Cap Coast Castle. Wo Sie sind, weiß ich nicht."

„Aber, bester Sennor Kapitän", sagte er und sah noch unbehaglicher drein, „wir sind nach Lagos bestimmt und haben keine Kohlen mehr."

„Das ist schlimm für Sie, Lieutenant; denn in dieser verdammten Zeit ist auf Coast Castle kein Korb Kohle zu bekommen."

„Per todos los Santos!" rief nun der entsetzte Spanier. „Keine Kohlen! Und unsere Vorräthe sind auch aufgezehrt... Und dabei dreihundert Meilen von Lagos entfernt! Mein edler Kapitän, Sie haben ein goldenes Herz: Sie werden uns Kohlen ablassen!"

„Gewiß", sagte ich. „Nicht etwa, weil mein Herz so viel besser als das anderer Menschen ist; aber Sie können vom Albatros so viel Kohlen nehmen, daß Sie nach Lagos kommen, und Sie sollen mir nicht mehr dafür zahlen, als ich selbst anwenden muß, um den fehlenden Vorrath zu ergänzen."

„Tausendfachen Dank! Der Himmel hat Sie gesandt, edler Brite. Die Heiligen mögen Sie beschützen! Und nun kommen Sie mit auf unser Schiff, um die Sache gleich zu ordnen."

„Nein, mein Herr; Das geht nun doch nicht. Wenn Sie Kohlen brauchen, kommen Sie zu mir; an Bord des Albatros ist mein Platz."

„Aber wir haben einen Admiral an Bord! Das ist unmöglich."

„Das thut mir leid. Daran aber habe ich keine Schuld. Hier ist mein Posten, hier sind meine Kohlen, — und wenn Ihr Admiral Etwas braucht, womit ich ihm dienen kann, so ist er an Bord willkommen."

Der Lieutenant kratzte sich hinter den Ohren und ruderte schließlich nach seinem Schiff zurück. Ich besprach die Sache mit meinem Ersten Maschinisten und wir kamen überein, daß wir die fünfzig Tonnen, die die

Spanier bis Lagos brauchten, ihnen ablassen könnten. Da mich die Tonne ungefähr 3 Pfund kostete, würde es im Ganzen 150 Pfund machen.

An Bord des Spaniers gingen die Leute geschäftig auf und ab. Es wurde exerzirt, laut gesprochen und auf unseren Albatros gedeutet. Man bemühte sich wohl, den kastilianischen Stolz des Admirals zum Schweigen zu bringen. Nachdem er sich um dreihundert Meilen verrechnet hatte, durfte er sich in seiner Seemannswürde eigentlich nicht allzu sehr aufblähen. Es dauerte denn auch nicht lange, da kam eine Pinasse von drüben und der Admiral kletterte bei uns an Bord. Gold, Spitzen, Epauletten: man sieht den Mann vor Schmuck kaum. Ein kleiner, dicker Herr, der ordentlich zu arbeiten hatte, ehe er endlich auf Deck stand. Ich ziehe meine Mütze und wünsche ihm einen guten Tag; er schüttelt meine Hand und fragt sehr freundlich, wie es mir gehe. Dann frage ich, ob er nicht einen kleinen Imbiß nehmen wolle. Er habe zwar schon gefrühstückt, antwortet er, aber eine kleine, leichte Erfrischung wolle er doch nicht ablehnen. Und dann legte er los: drei Fleischgerichte und Gemüse; er schlang wie ein Mensch, der mindestens einen Tag lang nichts gegessen hat. Ich fragte, ob die beiden Offiziere, die mit ihm gekommen seien, nicht auch Etwas nehmen würden. Gewiß, wenn sie Lust hätten. Na, sie ließen sich nicht lange bitten. Dann einigten wir uns über den Kohlenpreis und das Aufladen begann. Ich hatte die für sie bestimmte Ladung bezeichnet; als sie aber fünfunddreißig Tonnen genommen hatten, sagten sie, nun sei es genug. Ich warnte; sie brauchten volle fünfzig Tonnen.

„Nein", sagte der Lieutenant, „wir haben mit fünfunddreißig genug."

Ich verstand ihn nicht und dachte nur: Wie sonderbar, fünfzig Tonnen zu bezahlen und fünfunddreißig zu nehmen! Hätte ich die spanischen Sitten damals schon gekannt, dann hätte ich vermuthet, daß sie die Differenz mir als Trinkgeld zuwenden wollten. Nun ging es an die Abrechnung und der Admiral kletterte mit dem Zahlmeister und dem Lieutenant in meine Kajüte hinunter. Ich sollte eine Quittung über 180 Pfund unterschreiben.

„Nein," sagte ich; „außer den 150 Pfund kann ich nichts nehmen."

„Sie irren," erwiderte der englisch sprechende Lieutenant. „Das ist nicht für Sie, sondern für den Herrn Admiral."

Ich unterschrieb natürlich den Schein. Der Zahlmeister zog seinen Geldbeutel heraus, legte 150 Pfund hin und 30 Pfund extra daneben. Der Admiral lächelte liebenswürdig, sagte: „Muchas Gratias, Sennor Kapitän" und schob mir die 150 hin. Auch ich dankte ihm nun. Dann nahm er seine dreißig Pfund, zählte sie sorgfältig und steckte sie vorsichtig in die Hosentasche. Die beiden Offiziere brauchten nicht einmal vorbeizusehen, um ihm ein unbehagliches Empfinden zu ersparen.

Sonst habe ich von der spanischen Flotte nichts zu berichten.

London. Poultney Bigelow.

Notizbuch.

Sir Arthur Sullivan, der englische Komponist, war in Berlin, um seine zierliche Operette, „Der Mikado" zu dirigiren. Er wurde vom Kaiser empfangen und dabei entspann sich, in einer Opernhausloge, ein Gespräch, das hier nicht unerwähnt bleiben darf. Der Operettenkomponist: „Wenn Eure Majestät in diesem Jahr nach England kämen, würden Sie in London einen Empfang finden, wie er noch nie einem Souverain bereitet ward. Zwei Männer sind jetzt bei uns populär: Lord Roberts und Eure Majestät." Der Kaiser: „Ja, Roberts habe ich aufrichtig bewundert; er hat seinem Lande unschätzbare Dienste geleistet." Der Operettenkomponist: „Neben Roberts haben Eure Majestät England in schwerer Zeit den größten Dienst erwiesen. Wir wissen sehr gut, welchen Dank wir Eurer Majestät schulden." Der Kaiser: „Es freut mich, daß man bei Ihnen meine freundlichen Gefühle für England kennt und zu würdigen weiß. Vielleicht komme ich nach Cowes." Der Operettenkomponist: „Erst in London würden Eure Majestät sehen, welcher Begeisterung wir Engländer fähig sind. Es würde ein Empfang werden, wie er noch nie da war." Der Kaiser lächelte und schenkte Sullivan Brillantknöpfe. Im Deutschen Reich kann nach diesem Zwischenaktsgespräch kein Zweifel mehr darüber entstehen, daß die lieben englischen Vettern ganz genau wissen, wem sie ihren südafrikanischen Sieg zu danken haben.

* * *

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

„Die Arbeiterbewegung tritt in eine neue Phase. Der Zukunftstaat wird sammt Allem, was drum und dran hängt, preisgegeben. Die Arbeiter stellen sich resolut auf den Boden des Gegenwartstaates und sind entschlossen, auf diesem Boden so viel zu erkämpfen, wie sich erreichen läßt. Bebel macht gute Miene zum bösen Spiel der Weltgeschichte, die stets ihren eigenen Weg geht; er segnet die Gewerkvereine und empfiehlt neutrale, Das heißt also doch: von den politischen Parteien unabhängige. Und die christlichen Gewerkvereine kommen den sozialdemokratischen und denen von Hirsch-Duncker so weit entgegen, daß die drei Armeen, die bisher getrennt marschirten, schon beinahe zusammentreffen. Die christlich gesinnten Arbeiter haben eigene Vereine gegründet, weil sie sich nicht wegen ihres Glaubens verhöhnen und in der Ausübung ihrer Religion stören lassen wollen; sie erklärten aber auf ihrem jüngst zu Frankfurt a. M. abgehaltenen Kongreß, sie wollten die alten Gewerkvereine nicht bekämpfen; sie verlangen nur, von ihnen als gleichberechtigt anerkannt zu werden, und streben nach den selben Zielen; auch ihr Ideal ist eine alle deutschen Arbeiter umfassende neutrale, interkonfessionelle Organisation. Die Sprache, die auf diesem Kongreß geführt wurde, unterscheidet sich in nichts von der Sprache der sozialdemokratischen Vereine. Die Arbeiterschutzgesetzgebung, meint ein Referent, sei noch zu wenig ausgebaut; was der Staat durch die Zwangsversicherung gewähre, sei nicht hoch anzuschlagen, auf dem Wege der indirekten Besteuerung werde es den Arbeitern zehnfach wieder genommen. Deshalb seien Unterstützungskassen nothwendig, namentlich Strikekassen; man möge nur bedenken, daß zwei Drittel aller Verbesserungen der Lage der Arbeiter durch Lohnkämpfe erzielt worden seien. Im Strike, sagt ein Anderer, sehe der christliche Arbeiter keinen Klassenkampf, er betrachte ihn auch nur als das letzte Mittel, aber entbehrlich sei eben dieses letzte Mittel nicht, wenn der Arbeiter von seinem Recht Gebrauch machen wolle, seine Arbeitkraft so hoch wie möglich zu verkaufen.

So dürfe man also dieses Mittel nicht grundsätzlich verwerfen, müsse aber freilich bei seiner Anwendung die gebotene Vorsicht beachten und die Vereinsleitung müsse dafür sorgen, daß aussichtlose Ausstände vermieden, die gut zu heißenden sorgfältig vorbereitet werden. Hätten Einigungversuche keinen Erfolg, so solle der Kampf mit aller Schärfe durchgeführt werden, und reichten die örtlichen Mittel nicht aus, so müsse selbstverständlich die ganze Gewerkschaft eintreten. Der Organisation der Unternehmer gegenüber müßten sich die Arbeiterorganisationen durch kluge Taktik zu behaupten suchen. Von christlichen oder patriotischen Redensarten melden die Berichterstatter nichts, also scheinen solche auf dem Kongreß nicht gefallen zu sein. Als die christlichen Gewerkvereine gegründet wurden, sagte ich: Das ist ja ganz schön und dabei ganz natürlich. Auch unter den Lohnarbeitern giebt es Männer, die ihre Religion, das Vaterland und den König lieben; was sollen sie sich durch wüstes Geschimpf auf die ihnen heiligen Dinge und Personen ärgern lassen und eine Richtung unterstützen, die ihnen zuwider ist? Aber wenn etwa die geistlichen Gründer und Beamten dieser Vereine politische und hierarchische Hintergedanken und Nebenabsichten haben, so werden sie an dem Kindlein nicht viel Freude erleben. Soll Alles auf Pflege der Frömmigkeit und des Patriotismus — Das heißt, unverblümt gesprochen: auf das Einfangen der Arbeiter für die konservative und die Centrumspartei — hinauslaufen, so werden die Vereine schwach und bedeutunglos bleiben. Wird aber die Organisation dazu benutzt, die Lage der Arbeiter auf Kosten der Unternehmer zu verbessern, so werden diese christlichen Vereine von der Mehrheit der Unternehmer und von Behörden, die auf gutes Einvernehmen mit Jenen halten, ganz eben so wie die alten ‚Strikevereine' in den Bann gethan und in die politische Opposition gedrängt werden. Das Zweite ist ja nun schon hie und da geschehen, und wenn die Verhandlungen des frankfurter Kongresses bekannt geworden sein werden, wird es wohl allgemein geschehen. Das wird die Verschmelzung der alten Vereine mit den neuen, christlichen zu einer großen neutralen Organisation kräftig fördern. Dem Einfluß einer nach Hunderttausenden zählenden Gewerkschaftorganisation wird sich die sozialdemokratische Parteileitung auf die Dauer nicht entziehen können; und so wird sich die sozialdemokratische Partei, indem sie einen utopistischen Satz nach dem anderen aus ihrem Programm streicht, allmählich in eine reine Arbeiterpartei verwandeln; nachdem die Gewerkvereine ein paar Jahrzehnte hindurch Organe der sozialdemokratischen Partei gewesen sind, wird der Parteivorstand zum Organ der gewerkschaftlich organisirten Arbeiterschaft herabsinken. Und da bin ich nun neugierig, welche neue Künste die Staaterhaltenden ersinnen werden, um die Praxis zu beschönigen, daß man den Lohnarbeitern in der Verfassung zwar alle Rechte eines Staatsbürgers gewährt, die Geltendmachung der für den Arbeiter werthvollsten dieser Rechte aber für strafbar erklärt oder wenigstens zu Strafthaten zu stempeln versucht, da man nicht den Muth hat, offen einzugestehen, was man eigentlich will, und den Arbeitern die unvorsichtig bewilligten Rechte durch einen Staatsstreich zu nehmen oder zu verkürzen. Bisher haben die Sozialdemokraten den Unternehmern den Gefallen erwiesen, durch die angekündete Revolution, an deren Möglichkeit seit zwanzig Jahren kein verständiger und unterrichteter Mensch mehr glaubt, weder zur Rechten noch zur Linken, der Justiz und der Polizei den Vorwand zu einer verfassungmäßig anfechtbaren Praxis zu liefern. Woher wird man die Vorwände nehmen, wenn alle revolutionären Redensarten vergessen sein werden und von der Arbeiterbewegung nichts mehr übrig bleibt als ein reines Privatgeschäft: der Ver-

kauf der Arbeitkraft an den Unternehmer, wobei es den Verkäufern um so weniger verwehrt werden kann, das Geschäft gemeinsam abzuschließen und unter Umständen der Erneuerung des Vertrages sich zu weigern, da ja auch die Unternehmersyndikate ihr Kupfer und Eisen, ihren Cement und ihre Kohlen gemeinsam verkaufen und, wenn ihnen der angebotene Preis nicht zusagt, den Abschluß verweigern?"

* * *

Sehr verehrter Herr Harden,

Mein Artikel über die Monroe-Doktrin (in der „Zukunft" vom fünften Mai) hat, wie ich voraussah, hier und da in den Vereinigten Staaten ein Stäubchen aufgewirbelt. Sonderbar ist, daß mich nicht nur die Jingos, sondern auch einige deutsch-amerikanische Blätter angegriffen haben. Meist beschränkten sie sich freilich auf persönliche Verunglimpfungen. Eins unserer konservativsten und angesehensten deutsch-amerikanischen Blätter, die New-Yorker-Staats-Zeitung, schließt sich in einem besonderen Leitartikel meiner Ansicht an, daß die Monroe-Doktrin heute nur noch eine Machtfrage ist, nicht mehr eine Rechtsfrage, seit Mc. Kinley und die übrigen Jingos sich in europäische Angelegenheiten eingemischt und dadurch eins der Hauptprinzipien der Doktrin (Nicht-Einmischung in europäische Angelegenheiten) aufgegeben haben. Im Uebrigen bestreitet das Blatt, daß durch den spanisch-amerikanischen Krieg und seine gewaltsame Gebietserwerbung die Doktrin verletzt sei, vergißt dabei aber leider, daß es am zwanzigsten April bei Erörterung der Rede des Kriegs-Sekretärs Root über die angeblich von Deutschland in Südamerika bedrohte Doktrin sagte: „Das klare Bewußtsein der Thatsache, daß wir keine Kriege zu führen brauchen, wenn wir uns auf unseren Kontinent beschränken, daß Niemand die sogenannte Monroe-Doktrin antasten wird, so lange wir selbst das ihr zu Grunde liegende Prinzip beachten, ist verloren gegangen. Die Monroe-Doktrin ist von uns ihrem Geist nach eben so wie die Abschiedsbotschaft Washingtons gröblich verletzt worden. Sie muß heute als Gespenst herhalten, um die Zwecke und Ziele der Imperialisten zu fördern und ihnen Wähler zuzuführen, die durch solche Kriegsdrohungen in das Lager Mc. Kinleys geschreckt werden sollen." Das ist doch eine deutliche Toterklärung der Doktrin. Nicht minder deutlich sagt Fritz Glogauer, einer unserer feinsten und aufrichtigsten Schriftsteller, in der Abendpost, dem gelesensten deutschen Blatte von Chicago: „Die Vereinigten Staaten sind inzwischen so erstarkt, daß es keiner Macht der Erde einfällt, ihre Selbständigkeit anzuzweifeln. Sie brauchen deshalb auch nicht gleich zu zittern, wenn die europäischen Staaten von einer Veränderung ihrer Besitzverhältnisse in Amerika reden, sondern können in aller Ruhe erwägen, ob eine solche Veränderung ihnen nützlich oder schädlich ist . . . Die Vereinigten Staaten werden im neuen Jahrhundert noch viel weniger belästigt werden, wenn sie selber sich nicht in die europäischen Händel einmischen und keine Weltpolitik treiben. Sie werden für die Monroe-Doktrin nur dann zu kämpfen haben, wenn sie ihr eine Auslegung geben, an die ihr Urheber nicht im Entferntsten gedacht hat." Dr. Emil Pretorius, der angesehene Leiter der Westlichen Post in St. Louis, an der Karl Schurz seine journalistische Laufbahn begann, sagte: „Bei ihrer übertriebenen Besorgniß um unsere Monroe-Doktrin übersehen unsere Jingopolitiker ganz, wie sehr diese Doktrin in den süd- und mittelamerikanischen Republiken in Mißkredit gerathen ist, seit eine so rücksichtlose und aggressive Expansionpolitik in Mode gekommen ist. Man fürchtet dort unsere unberechenbare Eroberungpolitik weit mehr als die der europäi-

schen Mächte." Es sind deutsch-amerikanische Journalisten von Ruf, die so skeptisch über die Doktrin denken. Noch interessanter ist jedoch, daß selbst zahlreiche Anglo-Amerikaner den Glauben an die Doktrin verloren haben. Das Kongreß-Mitglied für Missouri, Mr. Champ Clark, zählte in einer Rede die Früchte des Imperialismus auf und erwähnte dabei als Frucht Nummer 9: „Das völlige Aufgeben der Monroe-Doktrin." Die Baltimore Sun sagte über Roots Rede: „Niemand außerhalb der engeren Regirungkreise verbringt schlaflose Nächte aus Furcht vor einer europäischen Vereinigung zur Zerstörung alles Dessen, was Mc. Kinley von unserer einstmals geliebten und respektirten Monroe-Doktrin noch übrig gelassen hat." Das Heiterste bleibt aber, daß selbst im New-York-Herald, der so eifrig vor Deutschlands fürchterlichen Plänen in Südamerika gewarnt hatte, die abwiegelnden Worte zu lesen waren: „Es ist eine schlechte Regel, die nicht nach beiden Richtungen hin wirkt. Wenn die Monroe Doktrin die westliche Hemisphäre mit einer chinesischen Mauer der Unverletzlichkeit umgeben soll, während sie den Vereinigten Staaten erlaubt, nach Belieben sich einzumischen, wo es ihnen paßt, dann können auch die europäischen Mächte eine Art Monroe-Doktrin aufstellen, die Amerika verhindern soll, irgend eine Regirung in der östlichen Hemisphäre zu zerstören oder umzumodeln oder sonstwie sich einzumischen." Noch mehr Beweise dafür, daß auch von Anderen, — besonders auch von Engländern — die alte Monroe-Doktrin als unhaltbar angesehen wird, dürften kaum nöthig sein. Nur haben noch nicht Alle Ehrlichkeit und Muth genug, Das offen zuzugeben. Die Jingos möchten sich um die unangenehme Wahrheit herumdrücken und der Doktrin die neue Fassung geben: Europa soll seine Hände von Amerika lassen, aber Amerika hat das Recht, sich in alle europäischen Angelegenheiten zu mischen. Das ist eine Jingo-, aber nicht mehr die Monroe-Doktrin.

Ihr ergebener

New-York. Henry F. Urban.

* * *

Cecil Rhodes will, wie in londoner Klubs erzählt wird, zur Ausbeutung neuer afrikanischer Goldfelder eine Gesellschaft bilden, die gleich nach dem Abschluß des Burenkrieges mit einem Anfangskapital von zwei Millionen Pfund gegründet werden und der er schon bei seinem berliner Besuch die Theilnahme „maßgebender deutscher Kreise" gesichert haben soll. Es wäre interessant, die Namen der Maßgebenden und Maßgebendsten kennen zu lernen, die sich an diesem Riesengewinne verheißenden Unternehmen des Capnapoleons betheiligen wollen.

* * *

Die Mittheilungen „bemerkenswerther Aussprüche" des jungen Kronprinzen werden fortgesetzt. Das einstweilen Neueste aus den ersten Junitagen: „Schon seit Wochen übte der Kronprinz seine Stimme auf den Korridoren des potsdamer Stadtschlosses im Kommandiren. Ein ausreichend lautes und zugleich einschneidendes und klappendes Kommando ist für den Frontoffizier ja eine unerläßliche Vorbedingung seiner dienstlichen Thätigkeit. Weiter wird erzählt, der Kronprinz habe seinem Begleiter gegenüber gerügt, daß die Bilder in den Sälen des potsdamer Stadtschlosses zum Theil schief hingen. ‚Das Selbe ist mir schon in Plön unangenehm aufgefallen', soll er dabei geäußert haben; ‚wenn es im Kabinetshause eben so ist: seien Sie versichert, daß ich selbst den Hammer nehmen werde, um die Bilder richtig an der Wand zu befestigen.' Bezeichnend für die strenge Lebensauffassung des Kronprinzen ist es

auch, daß er gelegentlich die Worte geschrieben haben soll: ‚Der Mensch soll noch mehr thun als seine Pflicht.‘ Die Fortsetzung wird nicht lange warten lassen.

* * *

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe hat, nach allzu langer Pause, die deutsche Welt wieder einmal mit einer Rede erfreut. Er sprach im Reichstag ein Weilchen über die Nothwendigkeit einer starken Flotte und schilderte bei dieser Gelegenheit, wie sich in seinem Kopfe die Geschichte der achtundvierziger Bewegung malt. Von ökonomischem Determinismus und ähnlichem modernen Firlefanz mag er natürlich nichts hören. Nach seiner Auffassung hatte die Revolution von 48 nur den Zweck, den Deutschen ein Reich und eine Flotte zu schaffen. Das wirft freilich ein recht übles Licht auf die Weisheit der Regirungen, die auf so löblichen Zielen zustrebende Menschen schießen ließen. Aber wer weiß, was Herr Chlodwig noch sagen wollte? Er hatte nämlich, wie immer, seine Rede sorgsam auf kleine Zettel geschrieben. Diese Zettelsammlung gerieth nun beim Lesen in Unordnung, der Vorleser konnte sich nicht wieder zurechtfinden und die Flottenfreunde kamen um den ihnen zugedachten Kanzlerdank. Solches Aergerniß ist dem alten Herrn auch früher schon zugestoßen. Ein Patriot sollte endlich einmal einen brauchbaren Zettelordner für Kanzlerreden erfinden.

* * *

Sechzig deutsche Journalisten, so las man in der vorigen Woche, sind von der Direktion des Norddeutschen Lloyd über Cherbourg nach Paris befördert worden. „Gratis“ natürlich; und gratis wird auch die Rückreise sein. Der Wohlthätigkeit unserer großen Rhedereien ist keine Schranke gesetzt. Merkwürdig ist nur, daß sie ihre Wohlthaten nie den Bedürftigsten erweisen, Lehrern, Schülern, Commis, Arbeitern, sondern immer nur Journalisten. Und noch merkwürdiger ist, daß es in Deutschland sechzig Journalisten giebt, die sich von einer Geschäftsfirma Reise, Speise und Trank bezahlen lassen und selbst noch dafür sorgen, daß diese zur Mehrung des Standesruhmes kaum geeignete Thatsache in die Zeitungen kommt.

* * *

Herr von Thielen, der Minister für öffentliche Arbeiten, ist sehr böse, weil die Subalternbeamten des Eisenbahndienstes in ihrer beinahe agrarischen Unersättlichkeit immer noch höhere Löhne verlangen. Endlich, sprach er im Landtag, solle man es genug sein lassen. Jeder verständige Staatsbürger wird diese Mahnung Seiner Excellenz berechtigt finden. Wenn die Subalternen klug genug wären, nach berühmten Mustern reiche Wittwen zu freien, dann brauchten sie ihren Minister nicht zu ärgern und den Staat, dessen würdiger Vertreter er ist, nicht um Zulagen anzubetteln.

* * *

Der Großherzog Peter von Oldenburg, ein deutscher Bundesfürst, der sich auf dem Wege zur Einheit rühmenswerthe Verdienste erworben hat und in seinem Lande bei allen Ständen sehr beliebt war, ist gestorben. An den trauernden Sohn und Erben hat der Kaiser das folgende Telegramm gerichtet: „Aus alter Verehrung und Anhänglichkeit an Deinen verewigten Vater will Ich persönlich an der Beisetzungfeier theilnehmen, obgleich das Datum des gewählten Tages Mich an der Theilnahme an der Elb-Regatta und dem Fest des Senats von Hamburg auf ‚Fürst Bismarck‘ verhindert. Werde von Wilhelmshaven aus kommen und gleich nach der Beisetzung wieder abreisen. Innige Grüße an Elisabeth und Lotta. Wilhelm.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Juni 1900.

Murawiew.

Vor drei Jahren, als Graf Michael Nikolajewitsch Murawiew vom Zaren berufen wurde, als Leiter der auswärtigen Politik den Fürsten Lobanow-Rostowski zu ersetzen, entstand in der deutschen Presse ein Schreckgewisper. Der neue Minister, hieß es, ist ein Günstling der dänischen Kaiserin-Mutter, er schwärmt für Frankreich, haßt die Deutschen und hat von seinem Großvater, dem „Henker Polens", die rücksichtlose Brutalität geerbt. Was will da werden? Wird es mit der entente franco-russe etwa Ernst, zieht von Kopenhagen her dräuend ein Unwetter herauf und haben wir von Nikolaus noch unfreundlichere Gefühle zu erwarten als von seinem Vater? Der Zar war damals noch nicht mit einer Willenskundgebung vorgetreten und seines Wesens Farbe war unbekannt; daß er dem Riesenreich nicht eine Verfassung gegeben und den russischen Islam nach dem Sinn liberaler Sapadniki zu regiren begonnen hatte, konnte nur bei den Naivsten Staunen erregen. Bismarck witterte von fern die ungewöhnliche Erscheinung; mir fällt auf, sagte er, daß der junge Kaiser sich so wenig um die Armee kümmert; der vornehme Russe wird sich schwer darein finden, einen bürgerlichen Gosudar in Gatschina zu sehen. Man wußte nicht recht, was kommen würde, und Murawiews erste Ministerthaten wurden mißtrauisch belauert. Jetzt, da er einen neidenswerth schnellen und schmerzlosen Tod gefunden hat, schallen Lobgesänge über sein Grab. Als Friedenshüter, Freund Deutschlands und großer Staatsmann wird er gefeiert. Diese Hymnen hat der Tote eben so wenig verdient wie der Lebende einst den Arg-

wohn. Murawiew war ein eleganter Herr; früher hätte man ihn einen Lebemann genannt; in Paris heißt der Typus, seit Lavedans geistreichem Stück, vieux marcheur. Er sah aus wie die Diplomaten auf der französischen Possenbühne: Swell-Kleidung, gute Haltung, welkes, etwas verwüstetes Gesicht, dünnes, glattanliegendes Haar, Knopflochblume, matter Blick, Monocle. Wenn man ihn gegen Abend in der Friedrichstraße sah, wo er mit der Aufmerksamkeit des Sachkenners die Damentoiletten musterte, erkannte man sofort den Russe parisienuant, der auf dem Newski und bei Durand so häufig zu sehen ist. Da hätte er sich wohler gefühlt; und man muß zugeben, daß während seiner letzten Botschaftrathsjahre Berlin für einen russischen Diplomaten kein angenehmer Aufenthalt war. Es war die Zeit einer Russenhaßrenaissance. Die Mißhandlung des Battenbergers war noch nicht vergessen, Stambulow war der Held des Tages, die Judenverfolgungen wirkten nach, der für Deutschland ungünstige Handelsvertrag hatte böses Blut gemacht und Balten, englische und kontinentale Cobdeniten waren in trautem Verein eifrig am Werk, die Stimmung nach bester Kraft zu verbittern. Wer nicht täglich gegen die moskowitischen Barbaren und ihre schwarzen Anschläge wetterte, wurde als Russenreptil denunzirt und das höhere Botschaftpersonal wurde geheimen Einverständnisses mit den Publizisten verdächtigt, die Bismarcks dem Zarenreich freundliche Politik vertraten. Selbst Peter Schuwalow klagte damals über die atmosphère de haine, in der er zu leben gezwungen sei, und Murawiew, der Erste Botschaftrath, zu dessen lästigsten Dienstpflichten die Sichtung und Verarbeitung deutscher Preßprodukte gehörte, hatte weniger Herzensheiterkeit und mehr Galle als sein Missionchef. Die Lage war schwierig und wurde dadurch noch heikler, daß Schuwalow sich offen als leidenschaftlichen Verehrer des ersten Kanzlers bekannte, in Friedrichsruh und Schönhausen intim verkehrte und von den Russophoben der Wilhelmstraße beschuldigt wurde, seine heroworship färbe auf die Geschäftsführung ab. Murawiew, der ihn oft Monate lang vertrat, mag darunter mehr gelitten haben als der lustig der Geselligkeit und den Tafelfreuden lebende Botschafter; er verbarg seine üble Laune nicht immer, manches malitiöse Wort wurde weitergetragen und so kam es, daß auch ernsthafte Leute fürchteten, er werde ins petersburger Ministerium, das er nach kurzem Gesandtendasein am dänischen Hof bezog, nicht besonders freundliche Gefühle für Deutschland mitnehmen.

Als man zum ersten Mal von dem neuen Minister sprach, schien der Verdacht bestätigt zu werden. Murawiew knüpfte das Band zwischen Rußland und Oesterreich. Der Welt wurde erzählt, zwischen den beiden Ost-

reichen sei ein „Einvernehmen über die Balkanfragen" geschaffen worden. Das klang nicht überraschend. Der Südosten Europas ist für Rußland nicht mehr wichtig. Dort hat es, in Konstantinopel und Sofia, längst erreicht, was es erreichen wollte; und die Fortschritte der österreichischen Slaven geben ihm die sichere Gewähr, daß von dem habsburgisch-lothringischen Reich nichts mehr zu fürchten ist. Rußland tastet sich zu seiner asiatischen Wurzel zurück und hat heute ganz andere Sorgen als die, ob Graf Goluchowski Herrn Milan Obrenowitsch schützt und ob die Ruthenen zu ihrem Recht kommen. War denn aber wirklich nur über die Balkanfragen bei dem Besuch des Kaisers Franz Joseph in Petersburg gesprochen worden? Mußte man in der wachsenden Intimität nicht den Versuch erkennen, den Dreibund zum Bröckeln zu bringen? Der schlaue Lobanow hatte als Botschafter lange in Wien gelebt und war den berliner Vorgängen nah genug, um zu merken, wie unstet und wechselvoll die Politik des Deutschen Reiches geworden war. Er konnte sich sagen: Hier in Oesterreich ist für uns jetzt Etwas zu machen; wenn wir, nach dem Muster der bismärckischen Rückversicherung, die seit 1890 nicht mehr besteht, mit der wiener Regirung einen Geheimvertrag schlössen, dann brauchte eine in Berlin etwa auftauchende üble Laune uns nicht zu bekümmern. Frankreichs sind wir sicher und über Italien hat Giers nach seinen Gesprächen mit Rudini werthvolle Mittheilungen gemacht. Sollte also eines Tages die deutsche Politik geneigt sein, Englands Geschäfte zu besorgen, dann haben wir in die Möglichkeit einer künftigen Koalition einen Keil getrieben... So konnte ein russischer Minister denken, der seine wesentlichste Aufgabe in der Vorbereitung der Zeit sah, wo die Auseinandersetzung mit England nöthig wird. Murawiew übernahm den Gedanken und sorgte für die Ausführung. Es war immerhin eine Etappe. So lange Bismarck Wacht hielt, war ein Separatabkommen zwischen Rußland und Oesterreich nicht möglich gewesen. Er hätte auch den Dichter der Skaldensänge und des Märchens von der Freiheit nicht als Botschafter nach Wien geschickt. Es war eine Etappe. Und in Berlin wurde geraunt: Dieser Murawiew! Seht Ihr: ein Günstling der bösen Dagmar, — wir haben es gleich gesagt.

Da kam das Friedensmanifest des Zaren; und nun schlug der Wind um. Politiker und Psychologen haben sich bemüht, das Räthsel des beinahe sozialistisch klingenden und doch von einem Selbstherrscher unterzeichneten Aufrufes zu lösen, und jetzt ist gar behauptet worden, Murawiew sei der Instigator gewesen. Das ist natürlich falsch. Warum soll ein junger Mann von idealistischer Geistesrichtung auf einem Thron nicht den holden Traum

vom Weltfrieden träumen, nicht sich selbst für den Berufenen halten, der die Macht und den Willen hat, den Traum in Wirklichkeit zu wandeln? Und wenn einem solchen Herrn der Finanzminister immer wieder sagt, für die Kultur und die Industrialisirung des Reiches könne nicht genug geschehen, weil das Budget für Heer und Flotte ungeheure Summen verschlinge, wenn der Herr in seinem Haus englischen Einflüssen zugänglich ist, Tolstoi, Bertha von Suttner und Stead liest und schätzt, dann kann auch ohne arge Tücke und ohne furchtbar geheimnißvolle Pläne ein Manifest entstehen, das die an ganz andere russische Weisen gewöhnte Welt in Erstaunen setzt. Murawiew, der sich selbst gern einen Verehrer und Schüler Bismarcks nannte, soll den Plan Nikolais des Zweiten mit der selben Skepsis aufgenommen haben wie Bismarck die Februarerlasse seines Herrn; er entlehnte auch, um den feurigen Wein zu wässern, dem großen Vorbilde das Mittel: eine internationale Konferenz sollte zeigen, wie wenig von dem enthusiastischen Vorhaben in die gemeine Wirklichkeit hinüberzuretten sei. Erschrecken konnte der kühne Plan den russischen Minister übrigens nicht. Er wußte, daß es zu einer Abrüstung nicht kommen werde; und wenn das Rüstungtempo verlangsamt wurde, konnte Rußland davon nur Vortheil haben. Das Zarenreich wandelt sich unter den Händen Wittes und Kowalewskijs zum Industriestaat. Diese Entwickelung kostet Geld; und an baarem Gelde fehlt es den Russen, die deshalb an die Hebung ihrer Bodenschätze noch nicht denken können. Ein Reich, das im Geschwindschritt, ohne Bourgeoisie, ohne Technik, ohne Einkommensteuer, in die Reihe der Industriestaaten einrücken will, braucht Ruhe und Kapital; ein ins Unermeßliche vermehrtes Heer kann ihm nicht nützen. Herr von Siemens hat im Reichstag neulich sehr stolz ausgeplaudert, welche wichtige Rolle in den internationalen Händeln heutzutage dem Kapital zugefallen ist. Das wußte auch Murawiew. Er wird sich, als der Zar ihm den von Witte soufflirten Plan vorgelegt hatte, eine Cigarette angesteckt und zum Grafen Lambsdorff, der mehr arbeitete als der Chef, ungefähr gesagt haben: „Aufsehen wirds machen. Doch Kriege wollen wir in den nächsten Jahren ja nicht führen. Wir müssen unseren Kredit stärken und können ohne Kanonen und Millimetergewehre unser Machtgebiet erweitern. In Europa will jetzt Jeder mit uns Geschäfte machen, an uns verdienen; wir sind als gute Kunden beliebt und keiner Koalition kann noch einmal der Gedanke kommen, uns wie ein wildes Thier hinter eiserne Gitter zu sperren. Die Offiziere werden die Nase rümpfen. Aber es geht auch so." Dann wird er, da die Sommersonne schien, auf die Inseln gefahren sein, wo an solchen Tagen hübsche Frauen in pariser

Toiletten zu ſehen ſind. Und die Ausſicht, nächſtens auf Befehl des Zaren in Wien mit der Baronin Suttner über Krieg und Frieden, hohe und höchſte Politik plaudern zu müſſen, hat ihn ganz gewiß nicht traurig geſtimmt.

Graf Murawiew nahm die Dinge leicht. Sogar der Boxerlärm hätte ihm nicht den Schlaf geſtört. Er wußte, daß Diplomatenkunſt nicht mehr viel ausrichten kann und daß dem Weißen Zaren unter jedem Himmel Früchte in Fülle reifen, die ſeine Diener nur vorſichtig zu pflücken brauchen. Vor fünfzig Jahren ſchrieb Neſſelrode in den Neujahrsbericht an den erſten Nikolaus: Depuis 1814 la position de la Russie et de son souverain n'a été ni plus belle ni plus grande. Wie dürftig ſehen die damals gerühmten Erfolge aus, wenn man ſie den ſeitdem von Rußland errungenen vergleicht! Der zweite Nikolaus darf den Perſerſchah, den Schattenkaiſer von China und den Großherrn der Pforte wie demüthige Vaſallen behandlen, Frankreich und Großbritannien werben wetteifernd um ſeine Gunſt und der höchſte Vertreter des Deutſchen Reiches wiederholt unermüdlich den Ausdruck ſeiner Hoffnung, an der Seite des Slavenkaiſers künftig die allerheiligſten Güter der Völker Europas ſchützen zu dürfen. Was auch geſchehe: überall, im Norden wie im Oſten Aſiens, iſt Rußland der Löwentheil der Beute gewiß. Dieſe Erfolge haben die Erben der Palaeologen nicht der Genialität ihrer politiſchen Diener zu danken, ſondern der Tradition, die ruhiges, geduldiges Warten lehrte. Giers, Lobanow und Murawiew waren Durchſchnittsdiplomaten und deshalb nach ihrem Tode leicht zu erſetzen; aber ſie wähnten nicht, man könne das Reifen der Früchte dadurch beſchleunigen, daß man eine Lampe darunterhält, und ſie ſorgten durch ſtetige, von Launen freie Geſchäftsführung dafür, daß die Politik ihres Landes immer ein klar erkennbarer, deutlich beſtimmbarer Faktor blieb. Feuilletoniſten waren ſie nicht und kein einziges mot konnte ihnen nachgeſagt werden. Dennoch waren ſie ſogar auf den Boulevards beliebt, wo, nach Maupaſſants Klageruf, ein Witzwort, eine hübſche Stilwendung oft den Ruhm eines Politikers ſichert. Und gerade im Verkehr mit Frankreich hat Murawiew die beſten Proben ſeiner Leiſtungfähigkeit gegeben: zuerſt, als er den Faſchodaſchmerz beſchwichtigte und den Nationaliſten rieth, ihren Grimm gegen Albion mit Geduld zu waffnen, und ſpäter, als er die Weltausſtellungreiſe des Zaren vorbereitete, ohne die eine neue Anleihe in Paris kaum noch zu haben wäre. Einen ſtockruſſiſchen Grafen, der im Umgang mit den modernſten Mächten ſolche Gewandtheit erworben hatte, konnte man, ſelbſt wenn er ein Monocle trug und ſich gern galanten Wallungen überließ, nicht einen Diplomaten der alten Schule nennen.

Der lippiſche Thronfolgeſtreit.

Am ſiebenundzwanzigſten Januar 1899 ſagte der Grafregent Ernſt zur Lippe-Bieſterfeld in einem Trinkſpruch auf den Kaiſer: „Endlich kann ich mittheilen, daß erſt vor wenigen Wochen noch eine der höchſtangeſehenen Juriſtenfakultäten, die der Univerſität Leipzig, in einem ausführlich begründeten wiſſenſchaftlichen Gutachten ihre einmüthige Rechtsüberzeugung dahin ausgeſprochen hat, daß jede Anfechtung des Rechtes meiner Söhne auf die Thronfolge im Fürſtenthum Lippe aus mehreren Gründen zu verwerfen ſei, von denen jeder für ſich ſtark genug wäre, dieſe Verwerfung allein zu tragen.“ Es iſt der zukünftige dritte Akt des ſogenannten lippiſchen Thronfolgeſtreites, auf den der Grafregent damit anſpielte.

Der erſte Akt hatte die Frage zum Gegenſtand, ob die im Jahre 1803 geſchloſſene Ehe des Grafen Wilhelm Ernſt zur Lippe-Bieſterfeld mit Modeſte von Unruh ebenbürtig ſei. Von der Ebenbürtigkeit oder Nichtebenbürtigkeit dieſer Ehe hing die Thronfolgefähigkeit des Grafen Ernſt zur Lippe-Bieſterfeld ab. Dieſer Akt wurde durch den dresdener Schiedsſpruch und ſeine Feſtſtellung geſchloſſen: „Seine Erlaucht der Graf Ernſt u. ſ. w. iſt nach Erledigung des zur Zeit von Seiner Durchlaucht dem Fürſten Karl Alexander zur Lippe innegehabten Thrones zur Regirungnachfolge in dem Fürſtenthum Lippe berechtigt und berufen.“ Der zweite Akt betraf die Frage, welches Forum zuſtändig iſt, darüber zu entſcheiden, wer nach dem Grafen Ernſt zur Lippe-Bieſterfeld berechtigt und berufen iſt, insbeſondere und zunächſt darüber, ob die Söhne des Grafen Ernſt aus deſſen Ehe mit der Reichsgräfin Karoline von Wartensleben zur Nachfolge berechtigt ſind. Von der bieſterfelder Linie wurde behauptet, die Entſcheidung darüber ſtehe der Landesgeſetzgebung des Fürſtenthumes Lippe zu und könne von ihr gegen den Widerſpruch der Agnaten vorgenommen werden. Schaumburg-Lippe leugnete Das und behauptete die alleinige Zuſtändigkeit des Bundesrathes. Am fünften Januar 1899 erklärte ſich der Bundesrath mit erdrückender Mehrheit für zuſtändig zur Erledigung des Streites gemäß § 76 Abſatz 1 der Reichsverfaſſung, beſchloß jedoch, in eine ſachliche Erledigung des Streites noch nicht einzutreten, weil zur Zeit dazu kein Anlaß vorliege. Mit dieſer Entſcheidung ſchloß des lippiſchen Thronfolgeſtreites zweiter Akt.

Der dritte Akt wird die Frage der Ebenbürtigkeit der Gräfin Karoline Wartensleben und alſo der Thronfolgefähigkeit ihrer Söhne zum Gegenſtand haben. Dieſe Frage erörtert das Gutachten der leipziger Juriſtenfakultät, auf das der Grafregent in ſeinem Toaſt Bezug genommen hat.

Ueber den Inhalt dieſes Gutachtens war bisher ein undurchdringlicher Schleier gebreitet. Kein Sterbenswörtchen verlautete darüber. Um ſo inter-

essanter dürfte er für weitere Kreise sein. Er ist den Söhnen des Grafregenten günstig: Das ist das Einzige, was man bisher wußte. Durch einen Zufall erhielt ich ungefähre Kenntniß davon, wie das Gutachten seine Ansicht begründet.

Das Gutachten billigt die Begründung des dresdener Schiedsspruches. Es folgert weiter aus dessen Rechtskraft, daß auch die Thronfolgefähigkeit der Söhne des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld nicht mehr bestritten werden könne. Zum besseren Verständniß scheint es daher unumgänglich, sich den wesentlichen Inhalt des Schiedsspruches kurz zu vergegenwärtigen.

Das Schiedsgericht hat entschieden, die im Jahre 1803 geschlossene Ehe des Grafen Wilhelm Ernst zur Lippe-Biesterfeld, des Großvaters des jetzigen Regenten, mit Modeste von Unruh sei ebenbürtig. Zwar sei der Name des väterlichen Großvaters und der väterlichen Großmutter der Modeste zur Zeit (des Schiedsspruches) noch unbekannt, trotzdem habe das Schiedsgericht die volle Ueberzeugung gewonnen, daß Modeste von Unruh auf Grund legitimer Abstammung Mitglied der altadeligen Familie von Unruh gewesen sei. Ein Reichsherkommen, das die „Ehen zwischen Herren aus altreichsgräflichen und neufürstlichen Häusern mit Damen des niederen Adels für Mißheirathen erklärte" habe „jedenfalls zu der Zeit, als die Ehe mit Modeste von Unruh geschlossen wurde" nicht bestanden, „die Ehe eines Mitgliedes eines altreichsgräflichen und neufürstlichen Hauses mit einer Dame vom niederen Adel sei im vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts keine Mißheirath gewesen." Ein solches altreichsgräfliches und neufürstliches Haus sei aber das Haus Lippe. Eben so wenig sei ein strengeres lippisches Hausgesetz oder eine strengere Hausgewohnheit nachweisbar. Das ist die Schlußfolgerung des Schiedsspruches.

Die Gräfin Karoline Wartensleben stammt aus einem Geschlecht des niederen Adels. Wendet man die Rechtssätze, die das Schiedsgericht als im Jahre 1803, dem Jahre des Eheabschlusses mit Modeste von Unruh, für die altreichsgräflichen und neufürstlichen Häuser giltig angenommen hat, auf die Gräfin Wartensleben an, wie es das Gutachten der leipziger Juristenfakultät thut, so ergiebt sich daraus die Ebenbürtigkeit der Gräfin. Das ist unzweifelhaft. Ob aber diese Rechtssätze, wonach der niedere Adel dem Hause Lippe ebenbürtig ist, auch noch im Jahre 1869, in dem sich Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld mit der Gräfin Karoline Wartensleben vermählte, giltig waren, und namentlich, ob sie auch noch für ein inzwischen souverain gewordenes Haus giltig sind: Das ist gerade die Frage. Denn seit dem Jahre 1807 ist in der staatsrechtlichen Stellung des Hauses Lippe eine sehr wichtige Veränderung vorgegangen. Aus einem altreichsgräflichen und neufürstlichen halbsouverainen Hause ist es zu einem vollsouverainen geworden.

Das Gutachten der leipziger Juristenfakultät folgert die Ebenbürtigkeit der Söhne des Grafen Ernst aus der Rechtskraft des Schiedsspruches. Nun ist aber der Schiedsspruch in seiner Rechtskraft, wie übrigens jedes Urtheil, beschränkt auf den sogenannten Tenor, den dispositiven Theil des Urtheiles. Die Entscheidungsgründe eines Urtheiles haben keine Rechtskraft, also auch nicht die erwähnten, sämmtlich den Entscheidungsgründen des Schiedsspruches entnommenen Rechtssätze. Der Tenor des Schiedsspruches stellt lediglich die Berechtigung und Berufung des Grafen Ernst zur Thronfolge im Fürstenthum Lippe fest. Er erstreckt sich nicht auf die Söhne, ja, nicht einmal auf die Brüder des Grafregenten, natürlich am Allerwenigsten auf deren Deszendenz. Das ergiebt sich aus dem mitgetheilten Wortlaut des Schiedsspruches. Es wird noch klarer durch folgende Vorgänge innerhalb des Schiedsverfahrens.

Am sechsundzwanzigsten November 1896 stellte der Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld beim Schiedsgericht den Antrag: „Hohes Schiedsgericht wolle Urtheil dahin erlassen, daß nach Erledigung des zur Zeit von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Karl Alexander zur Lippe innegehabten Thrones die gräflich erbherrliche Linie zur Lippe-Biesterfeld zur Regirungnachfolge im Fürstenthum zuerst und ausschließlich berechtigt und berufen ist.“ Am neunten Februar 1897 wurde hiergegen vom Hause Schaumburg-Lippe erklärt: „Hinsichtlich des biesterfelder Antrages ist noch zu bemerken, daß derselbe so, wie er angebracht ist, im Widerspruche mit dem Schiedsvertrage steht. Nach diesem unterliegt der Entscheidung des hohen Schiedsgerichts nur die Frage, wer von den drei Paziszenten (dem Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld, dem Grafen Ferdinand zur Lippe-Weißenfeld und dem Fürsten Georg zu Schaumburg-Lippe) zuerst zur Thronfolge im Fürstenthum Lippe berechtigt und berufen ist. Das hohe Schiedsgericht wird weder in der Lage sein, etwa der Linie des Grafen zu Biesterfeld noch gar ihr ausschließlich das Thronfolgerecht zuzusprechen. Letzteres nicht, da den Linien Weißenfeld und Schaumburg ihr Thronfolgerecht, so weit es überhaupt besteht, auch gewahrt bleibt, wenn die biesterfelder Linie als zuerst zur Thronfolge berechtigt anerkannt werden sollte. Gegen die Linie Biesterfeld, speziell gegen die Deszendenz des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld, liegen aber noch selbständige Anfechtungsgründe vor, die hier nicht zur Erörterung stehen.“

Da das Schiedsgericht seinen Spruch auf die Person des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld beschränkte, kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß es diese Beschränkung der Entscheidung mit voller Absicht vorgenommen hat. Das Schiedsgericht hat die Ebenbürtigkeit der Gräfin Karoline Wartensleben aber nicht nur nicht zum Gegenstande seiner Entscheidung, sondern auch nicht einmal zum Gegenstande der Verhandlung oder, wie das

Studium der Entscheidungsgründe lehrt, zum Gegenstande der Erörterung gemacht. Aus Alledem ergiebt sich ganz unzweifelhaft, daß der Schiedsspruch der Entscheidung über die Ebenbürtigkeit der Gräfin Wartensleben formell nicht präjudizirt. Er präjudizirt dieser Entscheidung aber, trotz allen entgegengesetzten Behauptungen, mögen sie auch in noch so vielen Variationen in die Welt geschleudert werden, und trotz der leipziger Juristenfakultät, auch nicht materiell.

Die nach dem Schiedsspruch für ebenbürtig erklärte Ehe des Grafen, Wilhelm Ernst zur Lippe-Biesterfeld mit Modeste von Unruh ist geschlossen im Jahre 1803, die des Grafen Ernst mit der Gräfin Wartensleben im Jahre 1869. Zwischen beiden Eheabschlüssen liegen also sechsundsechzig Jahre, ein Zeitraum, der sogar zur Bildung eines neuen Gewohnheitrechtes genügt. Es gehört eine ungewöhnliche Unklarheit juristischen Denkens dazu, um zu verkennen, daß Rechtsätze, die im Jahre 1803 für ein altreichsgräfliches und neufürstliches Haus gegolten haben, nicht mit zwingender Nothwendigkeit auch im Jahre 1869 für ein Haus der gleichen Art in Geltung befindlich gewesen sein müssen, um zu verkennen, daß die Möglichkeit einer Aenderung des materiellen Rechtes vorliegt, und zwar sowohl einer Aenderung des auf diese Häuser anzuwendenden gemeinen Rechtes als auch des Hausrechtes. Es gehört eine fast noch größere Unklarheit des juristischen Denkens dazu, um zu übersehen, daß Rechtssätze, die das Schiedsgericht als im Jahre 1803 für ein halbsouveraines altreichsgräfliches und neufürstliches Haus als geltend festgestellt hat, dadurch noch nicht als im Jahre 1869 für ein inzwischen vollsouverain gewordenes Haus geltend festgestellt sind.

So ergiebt der Schiedsspruch, auch in seinen Gründen, für die Beurtheilung der Ebenbürtigkeit der Gräfin Wartensleben nicht mehr als nichts.

Das Schiedsgericht hatte festzustellen:

1. das im Jahre 1803 auf das halbsouveraine altreichsgräfliche und neufürstliche Haus Lippe anzuwendende Ebenbürtigkeitrecht,
2. den Status der Modeste von Unruh. Es hatte
3. zu prüfen, ob dieser Status nach dem anzuwendenden Ebenburtrecht genügt.

Die Instanz, die über die Ebenbürtigkeit der Gräfin Wartensleben zu entscheiden haben wird, wird festzustellen haben:

1. das im Jahre 1869 auf das inzwischen souverain gewordene Haus Lippe anzuwendende Ebenburtrecht,
2. den Status der Gräfin Karoline Wartensleben. Sie wird
3. zu prüfen haben, ob dieser Status nach dem anzuwendenden Ebenburtrecht genügt.

Das Gutachten der leipziger Juristenfakultät hat sich nicht damit be-

gnügt, die Thronfolgefähigkeit der Söhne des Grafregenten Ernst zur Lippe-Biesterfeld aus der Rechtskraft des Schiedsspruches abzuleiten, sondern es hat die rechtlichen Schlußfolgerungen des Schiedsspruches nachgeprüft und billigt sie. Auch die leipziger Juristenfakultät gelangt zu dem Ergebniß, daß für die Ebenbürtigkeit im Hause Lippe die Abstammung der einheirathenden Dame aus einfachem „altadeligen" Geschlecht genügt habe und daß der Stand von deren Mutter gleichgiltig sei. Durch diese Fragstellung: „Ist der Schiedsspruch falsch oder richtig?" wird die Beantwortung der Frage, ob die Gräfin Karoline Wartensleben ebenbürtig ist, in unzulässiger Weise verschoben. Die richtige Fragestellung hätte zu lauten: Ist die Ehe eines Herrn aus dem inzwischen souverain gewordenen Hause Lippe, wenn im Jahre 1869 mit einer Dame des niederen Adels geschlossen, ebenbürtig?

Für mich unterliegt es nun gar keinem Zweifel, daß diese Frage zu verneinen ist. Doch wenn ich hier nur meine eigene Ansicht darüber vorbringen wollte, würde mir ohne Zeifel entgegengehalten werden, ich sei schaumburgischer Parteigänger. Ich bin aber in der Lage, für die Unebenbürtigkeit einer solchen Ehe mich auf einen sicher ganz unverdächtigen Gewährsmann berufen zu können, nämlich auf Herrn Professor Max von Seydel in München. Seydel ist es bekanntlich gewesen, der in dem geschilderten Streit um die Zuständigkeit des Bundesrathes der biesterfelder Seite ein Rechtsgutachten erstattete, das von dieser und der lippischen Regirung dem Bundesrath offiziell überreicht worden ist. In diesem Gutachten hat Seydel sich im Sinne der von der biesterfelder Seite verfochtenen Unzuständigkeit des Bundesrathes ausgesprochen. In der selben Denkschrift hat Seydel am Schluß gesagt, daß die Ebenbürtigkeit der Gräfin Karoline Wartensleben seit dem Schiedsspruch nicht mehr mit Erfolg, wegen der Angehörigkeit dieser Dame zum niedern Adel, angefochten werden könne, da der Schiedsspruch die Ebenbürtigkeit des niederen Adels mit dem Hause Lippe rechtskräftig festgestellt habe. Voreingenommenheit für Schaumburg-Lippe wird man nach Alledem Seydel unmöglich vorwerfen können. Um so bedeutsamer wird es aber sein müssen, nachdem nachgewiesen wurde, daß die Rechtskraft des Schiedsspruches sich weder formell noch materiell auf die Ehe mit der Gräfin Wartensleben erstreckt, zu sehen, wie Seydel die Frage beantwortet: „Ist die Ehe eines Herrn aus souverainem Hause, wenn im Jahre 1869 mit einer Dame des niederen Adels geschlossen, ebenbürtig?"

Diese Frage hat Seydel mit aller wünschenswerthen Schärfe im Jahre 1892 in einer merkwürdiger Weise ganz in Vergessenheit gerathenen und nirgends erwähnten, sich mit der Schrift Labands „Die Thronfolge im Fürstenthum Lippe" (Freiburg 1891) beschäftigenden Anzeige in der Kritischen Vierteljahrsschrift (Band 15, Heft 3) verneint. Es könne, sagt er, „kaum

ein Zweifel darüber bestehen", daß der Grenzstrich, wonach nur der hohe Adel ebenbürtig sei, nach dem bestehenden Recht „für die souverainen Häuser Deutschlands gilt". In diesen Dynastien „steht das strenge Ebenbürtigkeitprinzip theils durch ausdrückliche hausgesetzliche Bestimmung, theils durch Familienobservanz zweifellos fest. Es giebt kein einziges Hausgesetz eines souverainen deutschen Fürstenhauses, in dem die Ebenbürtigkeit in dem Sinne bestimmt wird, daß auch Personen von niederem Adel darunter fallen". Seydel fährt dann fort: „Die Schlußfolgerung, welche Laband daraus zieht, scheint mir zwingend zu sein. Muß man es daher als eine in dem Rechtsbewußtsein der deutschen Fürstenhäuser festwurzelnde Rechtsanschauung anerkennen, daß dieselben nur die souverainen Häuser und die nach Artikel 14 der Deutschen Bundesacte denselben gleichgestellten ehemals reichsständischen Häuser als ebenbürtig ansehen, und ist es zweifellos und notorisch, daß diese Rechtsüberzeugung in konstanter Weise befolgt wird, so muß man bis zum Erweise des Gegentheils annehmen, daß auch das fürstliche Haus Lippe an diesem allen deutschen Fürstenhäusern gemeinsamen Recht Theil hat. In der That haben auch die beiden fürstlichen Häuser Lippe seit Erlangung der Souverainetät sich ausnahmelos an das strenge Ebenbürtigkeitprinzig gehalten". Ich denke, diese Ausführungen sind deutlich genug.

Diese ausschließliche Ebenbürtigkeit des hohen Adels mit den souverainen Häusern bezieht sich nach Seydel freilich nur auf das neunzehnte Jahrhundert, genauer gesagt: auf die Zeit nach der Erwerbung der Souverainetät durch die früher reichsunmittelbaren, aber immerhin nur halbsouverainen Häuser, auf die Zeit nach dem Untergange des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. In die Zeit nach diesen Ereignissen fällt aber gerade der Abschluß der Ehe des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld mit der Gräfin Karoline Wartensleben, nämlich in das Jahr 1869. Und eben so sicher und gewiß, wie eine gemeinsame Rechtsüberzeugung der souverainen Häuser Deutschlands hinsichtlich der Ebenbürtigkeit auf die im Jahre 1803 geschlossene Ehe mit Modeste von Unruh nicht zur Anwendung zu kommen hatte, weil damals das Haus Lippe noch nicht souverain war, genau so sicher und gewiß muß sie auf die Gräfin Wartensleben angewendet werden, weil das Haus Lippe seitdem die Souverainetät erwarb. Welches Ebenburtrecht anzuwenden war auf eine im Jahre 1803 abgeschlossene Ehe eines Mitgliedes eines altreichsgräflichen und neufürstlichen Hauses: diese Frage, die das dresdener Schiedsgericht ausschließlich zum Gegenstande seiner Entscheidung gemacht hat, ist dabei eben so nebensächlich wie die, welches Ebenburtrecht im neunzehnten Jahrhundert in den hochadeligen mediatisirten Häusern gilt, worüber allein schon eine Reichsgerichtsentscheidung (vom fünften Dezember 1893, Entscheidungen in Civilsachen, Band 33, Seite 150 ff.) vorliegt.

Daß jedenfalls in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — und in diese fällt bereits der Abschluß der Ehe mit der Gräfin Wartensleben — die Ausbildung einer gemeinsamen Rechtsüberzeugung der souverainen Häuser Deutschlands — ja, man kann sagen: der christlichen souverainen Häuser Europas — zum Abschluß gekommen ist, wonach in diesen Häusern das strengste Ebenbürtigkeitprinzig gilt, dafür ist das oldenburgische Hausgesetz von 1872 ein deutlicher Beweis. Dieses Hausgesetz enthält in seinem Artikel 9 die Bestimmung: „Als ebenbürtig sind diejenigen Ehen zu betrachten, welche Mitglieder des großherzoglichen Hauses unter sich eingehen, oder mit Mitgliedern eines anderen christlichen souverainen Hauses, oder mit Mitgliedern solcher Häuser, welchen nach Artikel 14 der Deutschen Bundesakte — es sind die sogenannten mediatisirten Häuser — das Recht der Ebenbürtigkeit zusteht".

Schon Hermann Schulze sagt von diesem oldenburgischen Hausgesetz vom ersten September 1872: „Daß in ihm ein signifikanter Ausdruck des Rechtsbewußtseins der hochadeligen Familie in seiner neuesten Gestalt erkannt werden darf" (Hausgesetze, Band 2, Seite 386). Das sagt er mit vollstem Recht, denn die Annahme erscheint geradezu unmöglich, daß der Großherzog Peter von Oldenburg für sein Haus ein Hausgesetz habe schaffen wollen, das alle anderen Hausgesetze und Hausobservanzen an Strenge übertraf. Es ist vielmehr zweifellos, daß er nur in hausgesetzliche Form bringen wollte, was, seiner Meinung nach, in der Neuzeit die gemeinsame Rechtsüberzeugung der regirenden Familien Deutschlands ist. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß gerade das Haus Oldenburg bis zu diesem Hausgesetz das einzige unter den altfürstlichen Häusern Deutschlands war, das nach der Observanz den niederen Adel als ebenbürtig ansah, ferner, daß das neue Hausgesetz selbst die Mediatisirten nur unter einer bestimmten Bedingung, von der gleich zu sprechen sein wird, als ebenbürtig anerkennt, so kann an der Richtigkeit der Ansicht Schulzes, das neue oldenburgische Hausgesetz sei der Niederschlag einer gemeinsamen Rechtsüberzeugung der souverainen Häuser Deutschlands oder gar Europas, gar kein Zweifel obwalten. Uebrigens ist auch Hermann Schulze ein sicher ganz unverdächtiger Gewährsmann, da er im Jahre 1878 in einem Gutachten: „Die Succession im Fürstenthum Lippe" und im Jahre 1885 in einem Nachtrag zu diesem Gutachten für die Thronfolgefähigkeit der damaligen Prätendenten aus der Linie Lippe-Biesterfeld eingetreten ist, also nicht als „schaumburgisch" gelten kann.

Daß auch die Staatsraison und die Rechtsvernunft für eine solche Beschränkung des Kreises, aus dem die Herren aus regirenden Familien ihre Gemahlinnen wählen dürfen, spricht, ist unbestreitbar. Diese Rechtsvernunft ist bei allen Erörterungen über die Ebenbürtigkeit viel zu wenig berücksichtigt worden.

Das oldenburgische Hausgesetz enthält aber noch eine weitere Bestimmung: „Mitglieder eines solchen Hauses, dem nach Artikel 14 der Deutschen Bundesakte das Recht der Ebenbürtigkeit zusteht, gelten nur unter der Voraussetzung für ebenbürtig, daß auch von Seiten dieses letzteren Ebenbürtigkeit fortdauernd als ein Erforderniß für eine standesgemäße Ehe angesehen wird." Hier wird also, wie Ottokar Lorenz in seinem Lehrbuch der Genealogie mit Recht hervorhebt, von der einheirathenden Dame verlangt — nicht nur, daß sie selbst hochadelig ist, sondern auch —, daß sie eine hochadelige Mutter hat. Daß der Großherzog Peter von Oldenburg auch mit diesem Satz nur dem gemeinsamen Rechtsbewußtsein der regirenden Familien, zum Mindesten Deutschlands, Ausdruck gegeben hat, ergiebt sich, sobald man sich die Mühe nimmt, die Eheschließungpraxis dieser Familien im neunzehnten Jahrhundert genau zu untersuchen. Für Den also, der mit Hermann Schulze und mir annimmt, das neue oldenburgische Hausgesetz sei der „signifikante Ausdruck des Rechtsbewußtseins der hochadeligen Familie in seiner neuesten Gestalt" und auch die zuletzt erwähnte Bestimmung dieses Hausgesetzes entspreche einer gemeinsamen Rechtsüberzeugung der souverainen Häuser im neunzehnten Jahrhundert, erscheint die Gräfin Wartensleben, abgesehen von dem ihrer Familie mangelnden hohen Adel, außerdem deshalb unebenbürtig, weil sie keine hochadelige Mutter hat. Ihre Mutter Mathilde Halbach war, nebenbei bemerkt, eine Bürgerliche. Allein an dem Ergebniß würde es nichts ändern, wenn ihre Mutter dem niederen Adel angehört hätte. Das Ergebniß stellt sich vielmehr, kurz zusammengefaßt, so:

1. Die Gräfin ist unebenbürtig, weil sie nicht hochadelig ist;
2. selbst wenn die Familie des Grafen Wartensleben dem hohen Adel angehörte, würde sie unebenbürtig sein, weil sie keine hochadelige Mutter hat;
3. daß ihre Mutter eine Bürgerliche war, würde erst dann in Betracht kommen, wenn angenommen werden müßte, als Gräfin Wartensleben sei sie unter der Voraussetzung ebenbürtig, daß sie stiftmäßig sei, Das heißt: lauter adelige Großeltern habe. So würde zum Beispiel der alte Moser entscheiden.

Die Presse stellt die Sache immer so dar, als ob die Ebenbürtigkeit der Gräfin Wartensleben ausschließlich wegen ihrer bürgerlichen Mutter angefochten werde. Man hat mit dieser Darstellung den gerechtfertigten Bürgerstolz empfindlich zu machen gesucht. Nicht ohne Erfolg, wie viele der über die Frage veröffentlichten Erörterungen lehren. Nicht dagegen aber sollte sich der Bürgerstolz empören, daß eine bürgerliche Mutter die Gräfin Wartensleben unebenbürtig machen, sondern gegen die Theorie, nach der der niedere Adel dem hohen auch in der Neuzeit noch ebenbürtig sein soll, der Bürgerstand aber nicht. Wo in aller Welt ist denn zwischen dem niederen Adel und dem Bürgerstande im neunzehnten Jahrhundert ein Unterschied zu finden

der eine solche Scheidung rechtfertigt? In der Gegenwart ist jedenfalls für eine solche Unterscheidung kein Raum mehr. Der niedere Adel ist keine Gesellschaftklasse mehr. Es giebt leider adelige Individuen genug, die vollständig deklassirt und in die niedersten Schichten der Gesellschaft hinunter gerathen sind. Gegen eine Rechtsauffassung, die noch im neunzehnten Jahrhundert den regirenden Häusern zwar den niederen Adel, nicht aber den Bürgerstand gemeinrechtlich ebenbürtig machen will, sollte sich, wie mir scheint, der Bürgerstand wehren, nicht aber gegen das Verlangen, um einem Herrn aus regirendem Hause ebenbürtig zu sein, müsse auch die Braut aus regirendem oder vormals regirenden Hause stammen.

Wenn man in der Oeffentlichkeit über die Ebenbürtigkeit oder Unebenbürtigkeit der Gräfin Wartensleben und über die Thronfolgefähigkeit ihrer Söhne spricht, wird meistens als ultimum refugium der Konsens des Fürsten Leopold zur Lippe zu dieser Ehe angeführt. Durch diesen Konsens sei die Ebenbürtigkeit der Gräfin Wartensleben auf alle Fälle jeder Anfechtung entrückt.

Am zehnten Mai 1853 hatte der Fürst zur Lippe „in Kraft eines Hausgesetzes" eine Deklaration erlassen, in welcher der hier in Betracht kommende Satz lautet: „Wir erklären demnach ..... daß hinfüro jeder Ehe, welche ein Mitglied Unseres Hauses eingehen möchte, in Bezug auf Familienrechte die Anerkennung versagt werden wird, wenn nicht bei Uns oder Unseren Nachfolgern in der Regirung der Konsens zur Vermählung zuvor nachgesucht und ausgewirkt worden ist." So klar sie scheint, giebt diese Deklaration doch zu mancherlei Zweifeln Veranlassung, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll. Da kein Streit darüber herrscht, daß am dreiundzwanzigsten September 1868 der Fürst zur Lippe den Konsens zur Eheschließung des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld mit der Gräfin Karoline Wartensleben ertheilt hat, so ist hier nur die Frage zu prüfen: Wird seit der Deklaration von 1853 im Hause Lippe durch Ertheilung des Konsenses, auch zu einer an sich unebenbürtigen Ehe, die Nachkommenschaft aus dieser Ehe thronfolgefähig? Abgesehen nun davon, daß die erwähnte Deklaration ohne jede Zustimmung der Agnaten erlassen ist, daß also offenbar aus den Bestimmungen dieser Deklaration nichts abgeleitet werden kann, was den Rechten solcher Agnaten präjudizirt, die selbst oder deren Vorfahren nicht zugestimmt haben, liegt es auf der Hand, daß diese Einführung des Konsenses nur den Charakter einer hauspolizeilichen Maßregel hat. Es ist mit dem Konsens genau so wie mit der elterlichen oder vormundschaftlichen Genehmigung zur Eheschließung des Kindes oder des Mündels im bürgerlichen Recht. Diese Genehmigung ist vom Gesetz vorgeschrieben, die Ehe darf ohne sie nicht geschlossen werden. Aber die ertheilte Genehmigung deckt keineswegs etwa vorhandene Ehehindernisse, zum Beispiel wegen verbotenen Verwandtschaftgrades. Eine solche Ehe

würde nichtig ſein trotz elterlichem oder vormundſchaftlichem Konſens. So bleibt auch die Nachkommenſchaft aus einer an ſich unebenbürtigen Ehe im Hauſe Lippe unfähig zur Thronfolge trotz dem ertheilten Konſens. Daß Dem ſo iſt, wird noch klarer durch einen Satz aus einem Schreiben des Fürſten zur Lippe vom vierzehnten Januar 1858: „Ich kann jedenfalls für die Zukunft nur diejenigen Ehen von Mitgliedern meines Hauſes als ebenbürtig und die daraus hervorgehende Deſzendenz als thronfolgeberechtigt anerkennen, welche mit Angehörigen ſouverainer Häuſer oder des anerkannten hohen Adels geſchloſſen werden: ich kann folgerecht auch nur zu einer ſolchen Ehe meinen Konſens ertheilen.“ Mit anderen Worten: fürderhin ſoll der Konſens nur zu ebenbürtigen Ehen ertheilt werden, weil nur aus ſolcher Ehe die Nachkommenſchaft zur Thronfolge berechtigt iſt. Bedingung der Ebenbürtigkeit iſt Angehörigkeit der Braut zu regirendem oder hochadeligen Hauſe. Die rechtliche Möglichkeit der Ertheilung des Konſenſes zu einer unebenbürtigen Ehe liegt jedenfalls vor. Davon aber, daß die Ertheilung des Konſenſes eine an ſich unebenbürtige Ehe ebenbürtig mache, iſt nirgends die Rede. Ja, es iſt ſogar zwiſchen Ebenbürtigkeit und Konſensertheilung ſcharf genug unterſchieden. Es war ein Geſuch des Grafen Julius zur Lippe-Bieſterfeld um Ertheilung des Konſenſes zur Ehe ſeines Bruders Leopold mit einer Baronin von Taube, das auf dieſe Weiſe abſchlägig beſchieden wurde. Es liegt kein Grund vor, die Ebenbürtigkeit der Gräfin Wartensleben anders zu beurtheilen als die der Baronin Taube.

Nach Alledem kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß für die Entſcheidung über die Thronfolgefähigkeit der Söhne des Grafen Ernſt zur Lippe-Bieſterfeld, eine Entſcheidung, die der Bundesrath entweder ſelbſt vorzunehmen oder zu der er irgend eine andere Inſtanz zu bevollmächtigen haben wird, weder der Konſens vom Jahre 1868 noch der Schiedsſpruch des Königs von Sachſen in Betracht zu kommen hat. Die einzig ausſchlaggebende Frage iſt eine neue, durch Richterſpruch bisher noch nicht entſchiedene. Sie lautet: Iſt eine im Jahre 1869 geſchloſſene Ehe eines Herrn aus dem regirenden Hauſe Lippe mit einer Dame des niederen Adels ebenbürtig? Die weitaus überwiegende Mehrzahl der ſtaatsrechtskundigen Univerſitätprofeſſoren wird ſie jedenfalls mit Seydel verneinen. Das ſteht ſchon jetzt feſt.

Groß-Lichterfelde. Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

Tote Kunst.

Die lauten Straßen haben wir verlassen und die Kühle, die Stille und der Schlaf weiter Museumshallen umfängt uns. Das ist der Garten der Kunst; doch da draußen, über die Straßen und die Häuser, über den von Menschen wimmelnden Platz, wo die Springbrunnen rauschen und die Blumen blühen, fließt das heiße Sonnenlicht des Lebens. Ohne Rast und Ruhe, in ständigem Wechsel, in ewigen Bewegungen fluthet es vorüber. Ein Ziel, ein Wille, ein Drang nach Werden, eine Lust des Schaffens in jedem Angesicht, das neben uns auftaucht. Unter fühlenden Seelen ein Fühlender, schlendert, geht und trabt und eilt ein Jeder dahin. Wärme strömt aus allen diesen sich bewegenden Leibern, die einander anziehen und abstoßen, und geheime Wellen der Empfindung fließen aus einem Körper in den anderen hinüber. Ein Auge blitzt Dich an, eine Frage, ein Locken, ein Rufen, ein Verlangen und Begehren ist dieses Leuchten im Auge und eine Antwort klingt aus Deinem Innern herauf; eigenes Verlangen und Sehnen entzündet sich am fremden Verlangen und leise Schauer durchrinnen Deine Glieder.

Aber die Hallen dieses Museums liegen inmitten der von Menschen wimmelnden Plätze und Straßen da, fern und einsam wie ein Kirchhof. Wie ein Hauch und Dunst von Moder, Verwesung und Staub kriecht es aus den Wänden hervor; und kühl, frostig, leer und öde ruht der Garten der Kunst, inmitten der sonnigen Gärten des Lebens. Gleich Grabsteinen und Totenkreuzen stehen sie rings umher, die stummen Werke der Vorjahrhunderte und Vorjahrtausende: egyptische Götter- und Königsstatuen, deren steinernes Auge wie aus dem Nichts hervorblickt, die Füße und Beine fest aneinandergeschlossen, die Hände platt auf die Knie gelegt, — Könige und Götter einer Welt, die vor jeder Bewegung erschrickt. Assyrische und babylonische Heroen, die über die toten Leiber ihrer Feinde die Wagenräder rollen lassen; aber sie selbst stehen auf ihrem Siegeswagen, tot, starr, wie Puppenbälge oder wie ausgestopfte Vögel. Vergebens huscht ein Sonnenstrahl durch die hohen Fenster; auch die marmorweißen Griechenbilder küßt er nicht wach; und das ewige Lächeln dieser steinernen Lippen, die seit Jahrtausenden lächeln und immer lächeln: ists etwas Anderes als die Grimasse, die ein Totenangesicht schneidet? Unwillkürlich sinkt unsere Stimme zu einem Flüstern herab, wenn wir zwischen allen diesen Steinen und Mälern hinschreiten. Aber ists das Flüstern der Liebe, der Hinneigung, seliger Schwärmereien und inbrünstiger Ehrfurcht oder nicht viel mehr Scheu und Beklommenheit, ein Gefühl des Fremden, des Abgestoßenseins, das uns inmitten dieser Werke der Kunst überfällt? Wenn die Kunst in der That nichts Anderes ist als eine Nachbildnerin und Nachahmerin des Lebens, wie uns so Viele versichert

haben und immer wieder versichern werden, wenn eine Landschaft Ruysdaels dazu gemalt wurde, daß sie uns Ersatz sein soll für eine Landschaft der Wirklichkeit, damit das Gemälde uns in unserem Zimmer in jedem Augenblick die Landschaft zeigt, weil wir zu bequem oder sonstwie gehindert sind, die Naturlandschaft selbst aufzusuchen: ist da nicht wirklich der Garten der Kunst ein Garten der Gespenster nur, eine Insel des Todes, eine Unterwelt, wo die Fleisch- und Blutdinge der Welt zu Schemen und Schattendingen herabgesunken sind? Ein trüber, finsterer und trauriger Ersatz für das Lebendige? Ist da nicht alle Kunst nur Askese und Entsagung?

Ketzerische Gedanken weckt so ein Museumskirchhof. Von drüben her grüßt uns der gnadenreiche und holdselige nackte Leib der gebenedeiten Frau Venus, der Himmelskönigin. Bleiche, hohlwangige, spiritualistische Aesthetiker haben uns versichert, daß wir nicht werth sind des Anblicks dieser weißen marmornen Glieder, daß wir traurige Wüstlinge und Wollüstlinge sind und das Kunstwerk noch nicht zu schauen vermögen, wenn es sich im Angesicht des heiligen Venusbildes in uns regt und schwillt, wenn wir dabei an lebendiges Fleisch und einen lebendigen hüllenlosen Frauenkörper denken. Nur als Schein sollen wir das Bild nehmen, — immer nur als Schein, als gespenstischen Schatten! Aber wenn wir nun in diesem marmornen Leib den lebendigen, athmenden Menschenleib suchen, — wenn wir uns an diesen Formen berauschen, weil unser Auge hinter und in ihnen die lebendige Weibesschönheit erblickt, weil uns die große Trunkenheit des Liebens und Zeugens überkommt: sind wir nicht auch da arme und betrogene Thoren? Ist es nicht etwas jammervoll Unfruchtbares, daß wir bewundernd zu der kalten Statue emporsehen, während es uns doch in Wahrheit nach den Umarmungen und Gluthen des lebendigen Weibes dürstet? Wenn uns das Leben feurig goldenen Wein in den Becher schüttet, reicht uns die Kunst eine thönerne Schale abgestandenen, schalen Wassers. Können die Gefühle, die das marmorne Bild der Venus in uns weckt, Ersatz sein für die Lust und Wollust, die seligen Trunkenheiten, die wilden Thorheiten, die Erhabenheiten und Schmerzen einer Stunde „wirklicher" Liebe? Wie ruhig, wie gelassen stehen wir doch im Anblick einer Göttin von Stein, — und wie anders fiebert und rast es in unserem Blute, wenn uns eine lebendige Aphrodite mit nackten Armen umfängt! Wo ist der Feuertrank und wo das abgestandene Wasser?

Ob wir den Idealisten und Spiritualisten oder den Naturalisten und Materialisten folgen: sie Alle führen uns in ein Reich der Kunst, das nichts ist als ein Reich des Todes, eine armsälige, fahle und bleiche Gespenster- und Schattenwelt, die düster und traurig jenseits der grünen und blühenden Gärten des Lebens liegt. Ob wir die Welt der Kunst eine Welt des idealen Scheines nennen, eine zweite, eine höhere Welt, oder ob wir den Künstler

für den Affen der Natur halten, der nichts als lebendige Formen in tote Formen umzusetzen vermag: immer wieder scheiden wir Leben und Kunst von einander. Und diese bleibt hinter jenem zurück, ist nichts als Nachahmerin und Dienerin der Göttin Natur oder sie gaukelt ihm wie ein Irrlicht voraus und führt uns zuletzt doch nur in dunkle Sümpfe und öde Moore hinein. Sie ist ein schöner Wahn, — aber doch nur ein Wahn!

Und diese Museen und Hallen, alle Räume und Wände vollgestellt mit Werken und Schöpfungen des künstlerisch schaffenden Menschengeistes: sind es nicht eigentlich Barbarentempel, Denkmäler einer Kultur, die in innerster Seele die Kunst noch immer als etwas Fremdes fühlt und weiß, bald mit scheuen Wildenaugen als zu einem Sonderbaren, Ungewohnten und Merkwürdigen heraufstaunt, bald mit Wildenverachtung spöttisch auf ihre Seifenblasenspielereien herabblickt. Diese Museen sind der rechte Ausdruck eines Geistes, für den die Werke der Dichtung zuletzt nur als Kuriositäten und Raritäten gelten. Aufgebaut hat sie ein Mensch, der die Kunst nicht zu leben weiß, dem das Leben keine Kunst und die Kunst kein Leben ist. Abseits vom Markt, von den Plätzen und Straßen liegen die Tempelhallen, wo wir unsere Kunst aufsuchen: feierliche Gebäude sind es zum Sonntagsbesuch. Wir glauben, die Dichtung zu ehren, wenn wir sie zur Göttin machen und ihre Werke als Götter und Götterstatuen aufstellen. Aber damit machen wir sie uns nur fern und fremd. Und zwischen allen diesen Bildern und Steinen der Museen gehen wir wie unter Grabmälern umher. Starr und tot stehen dort die Statuen auf ihren Sockeln und Säulen, ein ewiges Lächeln um den Mund, das sie selbst nicht empfinden, den Mund zum Schrei geöffnet; doch nie hören wir den Schrei. Wie Schatten umschweben uns die Gestalten Fausts und Hamlets. Wir hören sie reden; aber reden sie nicht immer das Selbe, Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert? „Habe nun, ach, Philosophie“ ... So oft ich mit Faust sprechen will: immer wieder fängt er damit an, der arme traurige Automat, der wie ein Phonograph seine Walze ableiern muß. Wo ist die Bewegung, der Wechsel, die Wandlung, das ewig Neue, die doch das Wesen des Lebens ausmachen? Der Schlaf wohnt in diesen Hallen; rings stehen Bilder, unbeweglich, unveränderlich, — tote Steine.

Und wenn wir zwei Stunden lang schweigend, halblaut flüsternd zwischen allen diesen schweigenden Werken und Gestalten auf- und abgegangen sind und treten dann wieder hinaus vor die Thür und schauen wieder den Himmel und das funkelnde Licht der Sonne, sehen die grünen Bäume, die blühenden Pflanzen, die rauschenden Springbrunnen, sehen den Strom der Menschen und seine ewige Bewegung: ist es uns nicht, als wiche von unserer Seele ein Druck, der sich dort in den Hallen und Sälen des Museums auf uns legte, athmen wir nicht unwillkürlich tiefer auf?

Das unveränderliche Kunstwerk steht im Mittelpunkt aller unserer Kunsterscheinungen und Kunstbetrachtungen. Als ein toter Gegenstand hängt das Bild an den Wänden unserer Zimmer und als eine tote Sache steht der Roland am Rathhaus zu Bremen. Jahrhunderte, Jahrtausende überdauern die Worte, die Reden, die Verse, die Denkmäler von Stein und Erz; und genau so, wie einst der Dichter vor drei Jahrtausenden sang und sagte: „Singe den Zorn, o Göttin . . .“, so klingt es auch heute noch in unser Ohr. Aber nur weil Farbe, Linie, Stein, Erz und Wort tote Dinge sind, überdauern sie die lange Zeit.

Wenn die künstlerische Schöpfung aus der Werkstatt des Schöpfers hervorgetreten ist, wenn der Maler den letzten Pinselstrich an seinem Bilde that und der Dichter den letzten Vers seiner Dichtung niederschrieb, dann nennen wir das Werk fix und fertig. Endgiltig abgeschlossen steht es vor uns und wir können nun eigentlich nichts mehr hinzusetzen noch von ihm abnehmen. Von den lebendigen Dingen der Natur können wir nie sagen, daß sie ruhen, stillstehen, abgeschlossen sind. Sie wachsen, sie verändern sich, sie bilden und formen sich um, unaufhörlich, unabläſſig. Die Pflanze, die heute nur Blätter zeigt, zeigt bald Knospen; und wiederum bald haben sich die Knospen in Blüthen umgewandelt. Ich gehe, ich bewege mich und thue heute ein Anderes, als ich gestern that. Aber das Kunstwerk verwandelt sich nicht, es bewegt sich nicht, es thut nichts, es ist immer das selbe Werk; und in dieser Stunde, wie vor dreihundert Jahren, deklamirt Hamlet immer noch über „Sein oder Nichtsein“. „Im Vergleich zur Natur“, sagt der leipziger Aesthetiker Johannes Voelkel, „ist die Kunst ein Totes. Auf der einen Seite steht der eigenkräftig lebendige, athmende, ringende Heros, auf der anderen seine Statue oder sein Bild, denen wir einen Schein von Leben und Seele leihen. Auf der einen Seite also ein in sich lebensvoller, sich entwickelnder, seinen Lebenslauf vollendender Organismus, auf der anderen Seite ein toter Stein oder mit Farbe bestrichene Leinwand, an die der Betrachter gewisse Vorstellungen und Gefühle hängt.“ Eine tiefe, unüberbrückbare Schlucht ist aufgethan zwischen dem lebendigen Werk der Natur und dem toten Kunstwerk. Davon sind Alle überzeugt. Und Idealisten wie auch Naturalisten scheiden von einander die lebendige Natur und die tote Schöpfung der Kunst. Alle unsere Aesthetik ist nichts als eine Aesthetik des toten Kunstwerkes, eine Gräberwissenschaft, die in Leichen wühlt. Und weil wir so denken und reden, weil wir an das fertige, abgeschlossene, tote Kunstwerk glauben, darum ist eben die Kunst nichts Lebendiges für uns, kein Brot und kein Wein, nicht Wärme und nicht Liebe. Und zum Zeichen dieses unseres Wissens stehen jene Museen und Kunsthallen da, die nichts als große Leichenhäuser sind.

Die höchste, vornehmste und edelste Kunstbetrachtung ist für uns die

des Aesthetikers; und der feinsinnige und geschmackvolle Schriftsteller, der uns, wie die Vischer und Werder, ein Kunstwerk kunstvoll zu seziren und zu analysiren weiß, der uns die geheimsten Gedankengänge des Künstlers aufdeckt und Grund- und Aufriß eines Werkes darlegen kann, scheint uns am Besten erfaßt zu haben, was von dem Kunstwerk erfaßt werden will. Daß die Erkenntniß der Dinge das letzte große und eigentliche Ziel unseres Lebens sei, ist für uns Etwas wie ein unumstößlicher Glaubenssatz; und so will auch die künstlerische Schöpfung vor Allem erkannt, begriffen und verstanden werden, und wer sie am Besten erkennt, Der hat sich auch am Besten angeeignet, was das Werk bezweckt. Alle Aesthetik ist Wissenschaft der Kunst, für die Aesthetik ist das Kunstwerk ein wissenschaftlicher Gegenstand. Daß wir die künstlerische Schöpfung als ein totes Ding ansehen und behandeln, ist wesentlich die Frucht dieser unserer Wissenschaft von der Dichtung. „Die Kunstwerke haben kein Leben."

Da das Kunstwerk doch ohne Frage fertig, abgeschlossen, unveränderlich, unwandelbar dasteht, von dem Augenblick an, da es die Werkstatt seines Schöpfers verlassen hat; da dieses Dürerbild doch sicherlich nur ein einziges Mal existirt, und zwar dort drüben in unserem Museum, so müssen wir ohne Frage unseren Kunstsinn vor Allem dadurch bethätigen, daß wir das kostbare Ding erhalten, genau so, wie es aus der Hand des Meisters hervorging. Was hat Goethe geschrieben? Ist es auch sicher dieses und nicht etwa ein anderes Wort, das aus seiner Feder floß? Daß wir den reinen Urtext haben, ist die Hauptsache. Was ging in der Seele Shakespeares vor, als er den „Hamlet" dichtete? Aus welchen Zeit- und Lebenszuständen, aus welchen persönlichen Erfahrungen, Leiden und Kämpfen des Dichters ist das Werk erwachsen? Wie weit ist Shakespeare selbst Hamlet? Was für ein Mensch, was für ein Charakter der Dänenprinz? Was die Idee der Dichtung? Was bedeutet diese Stelle? Was hat sich Shakespeare bei jenem Worte gedacht? Das und Aehnliches sind die Fragen, die bei der Betrachtung des Kunstwerkes wichtig und wesentlich erscheinen. Daß wir uns über sie klar werden und sie beantworten können, fordert das Werk von uns. Sicherlich wollte uns doch Shakespeare seine Anschauungen, seine Gefühle und Gedanken mittheilen; und kann das Kunstwerk wohl einen anderen Zweck haben als den, daß wir die Anschauungen, Gefühle und Gedanken des Dichters nun auch uns aneignen, genau so in uns aufnehmen, wie sie in ihm vorhanden waren?

Und der Drang der Erkenntniß glüht in uns auf und wird mehr und mehr zur Flamme. Und Den, den es einmal recht fest gepackt hat, den läßt es nicht mehr los. Und er wird Shakespearianer, Shakespearomane, Shakespeareforscher, Shakespearephilologe, Shakespeareschnüffler, Shakespearewanze. In den Köpfen von Zehn, von Hunderten, von Tausenden, zuletzt eines ganzen Volkes, vieler Völker setzt sich der Gedanke immer fester, daß

es zu den höchsten und wichtigsten Kultur-Aufgaben gehört, die Ideen und Gefühle, die ganzen seelischen Zustände eines Homer, eines Dante, eines Shakespeare, eines Goethe zu erforschen und zu erkennen. Buch auf Buch, Schrift auf Schrift, Abhandlung auf Abhandlung erscheint, eine Literatur, die immer mehr anschwillt, wälzt sich über die Felder unseres Geistes. Aber dabei kommen wir nie an das gesuchte Ziel. Die Antwort, die alle weiteren Fragen abschneidet, wird nie gefunden. Wenn heute Einer aufsteht und erklärt, die endgiltige Lösung des Hamlet oder irgend eines anderen Problems gefunden zu haben, und wenn auch alle Kundigen ihm beistimmen und sagen: Ja, nun liegt die Sache klar —: in zehn, zwölf Jahren ist aus der Antwort doch wieder eine Frage geworden. Neue Auffassungen treten stets wieder an die Stelle der alten Auffassungen. Die eine Frage, die als die zu beantwortende erschien, zersplittert bei näherer Untersuchung nur in andere Fragen; aus einem Problem werden zehn, werden hundert Probleme. Immer kleiner, immer dürftiger schrumpfen sie zusammen. Die Arbeit des Kunstphilosophen geht an den Philologen über. Schließlich hängt alle Entscheidung von der Stellung eines Kommas ab, . . . und zuletzt, nach hundert Jahren emsigster Ameisenthätigkeit, heißesten alexandrinischen Bemühens, dämmert es doch auch im Kopfe des ärmsten Krämers auf: je mehr die exakte Wissenschaft um das Kunstwerk aufblühte, desto mehr starben die Kunsttriebe selber ab.

Das aber haben wir trotzdem noch nicht begriffen, so viel Stimmen sich gegen den eigentlichen Alexandrinismus auch schon erhoben haben, daß unsere ganzen Anschauungen von der Kunst auf eine solche Vernichtung und Zerstörung der Kunsttriebe überhaupt hinauslaufen. Sie führen nothwendig zu einer Kunst der Museen, die das Kunstwerk nur als ein Totes kennt.

Jene Fragen, die unsere Aesthetik und Literaturgeschichte zu beantworten sucht, sind überhaupt nie und nimmer zu beantworten. Es liegt im Wesen der menschlichen Natur und in der Natur der Dinge, daß wir niemals exakt zu fassen vermögen, was im Innern Shakespeares und Goethes vorging, als sie den „Hamlet“ und den „Faust“ dichteten. Die Ideen, die Gefühle, den Sinn dieser Gestalten und Kunstwerke können wir unmöglich rein und absolut erkennen; und das Trachten nach Lösung all der von der Wissenschaft aufgeworfenen Probleme kann auf keine Art befriedigt werden. Wenn wir für das eigentliche und einzige Ziel der Kunstbetrachtung halten, daß wir die Absichten und Bestrebungen des Dichters zu erkennen, nur ihn und sein Werk zu verstehen suchen, wenn uns die Erforschung der Seelenzustände, aus denen das Werk hervorgeflossen ist, als der höchste Lohn des ästhetischen Genießens gilt, dann werden wir niemals zu einer völligen Befriedigung gelangen. Wir werden nicht eher den lebendigen Geist der Kunst verspüren und ihre großen Kulturwerthe uns nutzbar machen, als bis wir

jene Vorstellungen von dem toten Werke der Dichtung völlig überwunden und eingesehen haben, daß die Schöpfungen der Natur und der Kunst ganz und gar identische Dinge sind. Alle Unterschiede zwischen dem Heros der Wirklichkeit, zwischen dem Alexander und Wallenstein der Geschichte und dem Alexander dem Großen und Wallenstein der Dichtung fallen bei näherem Zusehen auch wieder in ein Nichts zusammen; und der „tote Stein" und die „bestrichene Leinwand" sind genau so sich entwickelnde, bewegte, veränderliche, sich umformende Organismen wie Pflanze, Thier und Mensch.

Haben wir wirklich den rechten Sinn und die ganze Bedeutung der Kunst erfaßt, wenn wir das Werk daraufhin ansehen, was der Schöpfer mit ihm wollte und bezweckte, wenn wir untersuchen, wie, warum und wozu es entstanden ist? Sind diese Fragen endgiltig gar nicht zu beantworten, so muß aller Wahrscheinlichkeit nach in der Dichtung noch etwas Anderes stecken, das ans Licht herausgeholt werden will. Ist das Kunstwerk wirklich fertig, abgeschlossen, unveränderlich, wenn es aus der Hand des Schöpfers hervorging, wie wir glauben und behaupten? Existirt das Dürerbild thatsächlich nur einmal, dort im Museumssaal? Es ist klar, daß unsere Aesthetik und Literaturgeschichte kraft ihres ganzen Wesens die Kunst wissenschaftlich auffassen und behandeln müssen, aber dabei auch eine ganz einseitige Anschauung von der Kunst in den Vordergrund schieben. Nur die Wissenschaft von der Dichtung will wissenschaftlich betrieben, aber das Werk selbst, die Kunst, will künstlerisch ergriffen werden, wie das Leben dazu da ist, um gelebt, und nicht etwa, um philosophisch verstanden zu werden. Für diese künstlerische Aneignung des Kunstwerks ist es aber durchaus gleichgiltig, zu wissen, ob Goethe den „Faust" geschrieben hat, wer Goethe war, was er sich bei der oder jener Stelle gedacht hat, wie der Charakter des „Hamlet" zu erklären ist, was Ibsen mit seinem „Baumeister Solneß" beabsichtigte. Das Alles bringt uns der Kunst nicht näher, sondern entfernt uns von ihr.

Was aber heißt: das Kunstwerk künstlerisch auffassen?

Ohne Zweifel sind alle künstlerischen Vorgänge Gestaltungprozesse; und so hieße denn, das Kunstwerk künstlerisch auffassen, nichts Anderes als: das Kunstwerk gestalten, bilden und formen. Für unsere Aesthetik liegt darin etwas Unsinniges. Denn nach allen ihren Auffassungen ist das Kunstwerk ja schon etwas Gestaltetes, etwas Fertiges und Abgeschlossenes, das nicht mehr verändert werden kann und das in dieser Unveränderlichkeit zu erhalten, eben unsere ganze Kunstpflege ausmacht. Aber diese Kunstpflege ist so nichts als Museumswissenschaft und Alexandrinerthum; sie vergißt über dem toten Kunstwerk, das abgeschlossen, unveränderlich fertig gestaltet dasteht, das lebendige Kunstwerk, das keineswegs schon etwas Fertiges ist, sondern sich als echter Organismus in fortwährender Bewegung und Entwickelung be-

findet und auch gar nicht in unseren Museen und Bibliotheken angetroffen wird: das Kunstwerk, das um der künstlerischen Auffassung willen da ist, das Werk, das gestaltet werden will. Wir denken immer, wir haben es mit Dürers Holzschuher-Portrait zu thun, das im berliner Museum an der Wand hängt; aber die eigentliche Geschichte dieses Kunstwerkes ist die Geschichte jener unzähligen Holzschuher-Bilder, die an den Wänden der Seelen unserer Künstler hängen, die Geschichte des Gemäldes, das von dem künstlerisch schaffenden Geist der Menschheit stets umgebildet und umgeformt, stets neugestaltet wird. Nicht, um in den Musen aufgestellt zu werden, sind die Kunstwerke da, sondern, um in die Seele, in den Geist, in die Innenwelt der Beschauer einzugehen. Und wenn die dichterische Schöpfung die Werkstatt des Schöpfers verlassen hat, so ist sie eben so wenig ein fertiges, unveränderes Wesen wie das Kind, das eben geboren wurde. Auch das Kunstwerk ist Kind und wächst, indem es vom Leben gepackt und in den unendlichen Strom des Lebens hineingerissen wird.

Es besteht ein großer und tiefer Unterschied zwischen der Art, wie eine Dichtung von der Seele des Aesthetikers und von der Seele eines Dichters aufgenommen wird; und dieser Unterschied erklärt es auch, daß der selbstschaffende Künstler über die Urtheile zünftiger Aesthetiker und Literaturgeschichtschreiber so oft in Erstaunen geräth und sich nicht der Empfindung erwehren kann, daß diese Herren, die so viel über Poesie und Kunst sprechen, doch das künstlerische Gefühl selbst in nur geringem Maße besitzen. Denn es ist etwas Anderes, ob ich den Wein trinke und das Brot esse, diese in meinen Körper aufnehme, daß sie sich dort verwandeln, umbilden, zu meinem Fleisch und Blut werden, oder ob ich zu erkennen suche, warum ich mich von Fleisch und Brot nähre, woher es kommt, daß ich von diesen Dingen einen Genuß habe, und nun anfange, sie chemisch zu zerlegen. Damit mache ich Fleisch und Brot unbrauchbar als Nahrungmittel und zerstöre Das, wodurch sie für mich eigentlichen höchsten Lebenswerth besitzen. Um unsere geistigen Nahrungmittel ist es aber genau so bestellt. Fleisch und Brot werden von den Organen unseres Leibes verändert und umgeformt, zugleich aber verändern sich auch die Theile meines Körpers, indem sie das Fremde verspeisen und zehren. Die fremde Materie wird umgewandelt in die Materie meines Leibes. Ich verspüre Das als Wärme, als Lustempfinden; ich nähre mich, ich wachse, blühe, lebe. Diese Bewegungen, Veränderungen, Umformungen, Verwandlungen sind die organischen Lebensvorgänge, die sich im Kunstwerk angeblich nicht nachweisen lassen. In Wahrheit aber wird auch das Kunstwerk von uns eben so verzehrt wie Fleisch und Brot. Doch ist es nicht um seines materiellen Wesens willen da; und nicht um Stein oder um bestrichene Leinwand zu verzehren, nehmen wir das Kunstwerk in uns

auf, sondern den lebendigen Geist, die Seele des Schöpfers wollen wir essen und trinken. Dieser Geist und diese Seele aber nähren uns nur, machen uns wachsen, blühen und leben, wenn wir eben so mit ihnen verfahren wie mit den materiellen Nahrungmitteln. Die Kunst künstlerisch auffassen, heißt, die Kunstwerke in unserem Geist umformen, verwandeln, neugestalten, daß sie unser selbst werden, mit unserem Ich vollkommen verschmelzen, — wie Brot und Fleisch für uns zu Theilen unseres Leibes werden. Nur so ist die Kunst Befruchtung, lebendig und lebenschöpferisch.

Das Kunstwerk löst immer Bewegungen in uns aus, erfüllt uns mit Wärmen, Gluthen und Begeisterungen, mit allen jenen wollüstigen Empfindungen des Verzehrens, Wachsens, Werdens und Blühens. Die große Gesinnung der Werke strömt in uns hinein und wir fühlen uns selbst als Caesar oder als Romeo. Wir verwandeln uns, wir spüren neue Seinskräfte in uns. Aber wir verwandeln auch die Gestalten des Dichters. Die Iphigenie eines Euripides formt sich im goethischen Geist zu einer ganz neuen Iphigenie um. Wir nehmen den Gestalten Etwas ab, wir geben ihnen von unseren Gefühlen und Gesinnungen zu. Die Vorstellungen des Kunstwerkes fließen mit unseren eigenen Vorstellungen zusammen und aus der Vermählung entstehen ganz neue Bilder und Erscheinungen. Kunst erzeugt Kunst. Jeder Mensch besitzt aber diese künstlerischen Kräfte; und so steht in jeder Seele eines jeden Lesers und Beschauers ein anderer Hamlet, ein anderer Faust da. Die ganze Menschheit ist beschäftigt, solche Gestalten immer umzubilden, neu zu formen, mit neuem Inhalt und Geist, mit neuen Gedanken und Gefühlen auszustatten. Jedes neue Geschlecht trägt immer wieder von seinem Wesen, von seinen Idealen in die alten Bilder hinein. Es bringt zur Blüthe, was im Urwerk oft nur als Keim vorhanden ist. Darin aber liegt das unendliche große Leben des Kunstwerkes. Es wird stets neugeboren und wieder verjüngt. Und nur dieser Prozeß der steten Umwandlungen und Vervollkommnungen erklärt das oft lawinenartige Anwachsen des Ruhmes und der Bedeutung einer Dichtung. Schon heute ist uns der „Faust“ zu einer Bibel geworden, in der wir Alles finden, was wir darin suchen; immer Anderes und Neues bedeuten die Gestalten für uns, weil sie stets von Neuem mit den Künstleraugen der Menschen angeschaut werden. Und nur, wenn die Kunstwerke künstlerisch ergriffen und behandelt werden, bleiben sie lebendig. Das Kunstwerk will immer wieder zerstört, umgeformt, verwandelt werden, denn dadurch wird es wieder verjüngt und steht in stets neuen Formen und Auffassungen vor uns. Das Zeitwerk wird zum Ewigkeitwerk, die Schöpfung eines Dichters zur Schöpfung der ganzen Menschheit.

Steglitz. Julius Hart.

Die Architektur auf der Weltausstellung.

Unter den vielen Zahlenproblemen, zu denen die Weltausstellung den mit Muße gesegneten Statistiker reizt, sollte eins nicht fehlen: die Berechnung, wie viel Gips die Pariser gebraucht haben, um ihrer Ausstellung die festliche Hülle zu geben; als Nebenproblem käme dann in Frage, wie viele bekleidete und unbekleidete Weiber zum Schmuck der Zinnen und Fassaden in diesem Gips geformt sind. Ungeheuerlich ist die Masse, phantastisch, unglaublich. Gleich das sogenannte Hauptthor von Binet giebt der ganzen Ausstellung die Prägung. Binet, bekannt durch blutdürstige Malereien, ist den Parisern byzantinisch gekommen, in dem merkwürdigen Stil, der durch Sarah Bernhardt auf die Bühne gebracht worden ist. Wenn man die Mosaiken in der heilig schönen Kirche San Vitale in Ravenna aufsucht, versichert regelmäßig der Fremdenführer, daß Frau Sarah hier eigenhändig ihr Kostüm für die Theodora kopirt habe. Mucha hat es sich angelegen sein lassen, diese Liebhaberei zu populariſiren, und seitdem schwelgt Paris im Byzantinischen. Im selben Verhältniß etwa, in dem die Theaterdirektion der gleißenden Sarah zu dem Mosaik in San Vitale steht, befindet sich die Architektur dieser Ausstellung überhaupt zur Vergangenheit. Zur Gegenwart ist kaum irgend eine positive Beziehung zu entdecken. Man möchte glauben, daß die Menschen, die diesen Kram aufgestellt haben, weder eine Vergangenheit noch eine Gegenwart besitzen. Und doch ist es Paris, wo diese Ausstellung steht, und doch ist es Frankreich, das Frankreich, das einst die Gothik erfand.

Man glaube nicht, daß ich die Grenzen einer Veranstaltung, deren Dasein von vorn herein auf einige Monate beschränkt ist, verkenne. Es ist ganz selbstverständlich, daß hier alle Ansprüche, die man an die Architektur bleibender, mit normalem Aufwand aufgeführter Bauten stellen kann, wegfallen; alle bis auf einen, den man gewohnt ist, in Frankreich als erfüllt vorauszusetzen, und der gerade diesmal grausam zurückgesetzt wurde: den Anspruch auf guten Geschmack. Und wenn selbst Das noch zu viel war, so wenigstens Takt — wann hat man jemals Solches den Franzosen sagen müssen! —, den Takt, mit dem sich jeder Gentleman aus jeder Situation zu ziehen weiß und der hier, wo der Beifall gesichert schien, so leicht einzuhalten war. Im Allgemeinen pflegt man die französische Eleganz gegen die deutsche mit der Begründung auszuspielen, daß jene aus Allem Etwas zu machen versteht, diese nur allenfalls aus dem Gelde. Man wird nach dieser Ausstellung von der französischen Eleganz der Gegenwart wesentlich skeptischer denken. Und doch ist Alles, was man sieht, echt französisch, konnte so, wie es ist, nur hier entstehen. Die Grisette auf dem Thor Binets, die Paris darstellen soll, ist so französisch wie möglich; man kann sie alle Tage

und namentlich alle Nächte auf dem Montmartre sehen. Keine Karikatur kommt der gleich, die man selbst von sich macht; so schlagend konnte Paris nur sich selbst verspotten. Eine glänzende Selbstverhöhnung ist das Ganze, eine Blague, wie sie schärfer nicht gedacht werden konnte; und daß sie unbeabsichtigt ist, nimmt nichts von ihrer Würze.

Wohl aus einer Art Taktgefühl haben auch die anderen Völker sich bestrebt, möglichst Alles, was nur im Entferntesten mit Architektur zu thun hat, zu vermeiden. Die Eindrücke, die man aus all den Bauten der verschiedensten Nationen aus den verschiedensten Perioden gewinnt, haben ethnographisches, kein ästhetisches Interesse. In Einem begegnen sich alle: im Material; sie Alle wissen, der Engländer, der Deutsche, der Chinese, der Amerikaner, wie viel sich mit Gips machen läßt. Alles, was Sie wollen: Afrika oder Europa. Stuck ist geduldig! Es ist fabelhaft, was man mit diesem Mittel erreicht hat, vom falschen Dogenpalast bis zum falschen Hindutempel, vom falschen nürnberger Haus bis zum falschen Pantheon. Alles Gips, Alles morgenländische oder abendländische Clichés. Nur die Kleinen haben Schamgefühl genug besessen, sich natürlicher zu geberden. Die Holzpavillons der skandinavischen Länder, die famose, im Kleinen imposante Kirche Finlands, das winzige Tempelchen Griechenlands in anspruchlosem Ziegelbau sind wahre Oasen in dieser Protzenwüste. Aber sie verschwinden vollkommen in der berühmten Rue des Nations, in deren fürchterlicher Enge ein Land das andere totzuschlagen sucht, wie ein Bierpalast den anderen bei uns in Berlin. Es ist natürlich trotzdem sehr lustig, es ist Klimbim, ist ein danse du ventre-Stil, wenn man von Stil bei dieser Ausstellung reden darf, die nach Ausspruch der Behörden eine Synthese aller vergangenen und aller kommenden Jahrhunderte sein will. Mit diesem Hokuspokus marschiren wir in das neue Säkulum hinein, wie eine Gauklerbande behangen, als strebsame Zeitgenossen.

Hinter diesen lustigen Gipswänden werden keine Bauchtänze veranstaltet. Hier steckt vielmehr wirklich eine Synthese von wahnwitzig angestrengter Arbeit, riesiger Spekulation, von Genie und Wissen. Wie diese Ausstellung äußerlich tief unter Allem, was jemals da war, bleibt, steht sie in Dem, was sie enthält, weit über den kühnsten Erwartungen; wohl ein Jahrmarkt, aber ein Markt der köstlichsten, wichtigsten Dinge, die unserer Zeit ihr Gesicht geben und nichts mit der gipsernen Tobsucht gemein haben, die das Aeußere bekleidet. War dieser grelle Kontrast nöthig?

Und jedesmal, wenn man, satt von dem Plunder, den Blick ins Weite schickt, sieht man den Eiffelthurm und jedesmal durchzuckt es Einen wie plötzliche Einsicht. Dieser Thurm, der vor elf Jahren der clou war, sprach diese Sprache. Und mit einem Male sieht man die vorige Ausstellung wieder mit ihren Eisenbauten, mit dem fabelhaften Maschinenpalast, mit den schmuck-

loſen, aber mächtigen Fronten. Eiſen, Eiſen, Eiſen, wie diesmal Alles Gips iſt. Damals ſah man zum erſten Male den Bauchtanz, aber er wurde nicht zur Architektur. An den Bauten war nichts von Stuckengeln mit verrenkten Gliedern zu entdecken; gab es mal hier und da noch etwas Dergleichen, ſo ſchien es wie das Ueberbleibſel aus einer alten, alten Zeit. Und heute iſt dieſer rieſige Erfolg von 1889 einfach wie weggeblaſen. Natürlich konnte man nicht auf das Eiſen verzichten, aber man bedeckte es ſorglich überall mit Stuck. Es iſt auf der ganzen Ausſtellung kein einziges großes Gebäude in ſichtbarer Eiſenkonſtruktion zu entdecken.

Es fällt nicht ſchwer, dieſes Räthſel pſychologiſch zu löſen. Der Wurf, der 1889 den pariſer Architekten gelang, war ein Wurf des Zufalles. Der Eiffelthurm und das Palais des Machines, in denen Schwärmer ein neues Frankreich ſahen, eine neue Sphäre, in der das galliſche Genie wieder der erſte Schöpfer war, wie es in den glorreichen Zeiten der Gothik der erſte Sieger geweſen, ſie waren für die Veranſtalter der Ausſtellung wie für das Publikum nichts Anderes als eins der vielen Mittel, die Fremden zu überraſchen, und hatten für ſie lediglich den bei Ausſtellungen entſcheidenden Werth des noch nie Dageweſenen. Wie wenig populär dieſe Art unſeren Nachbarn war, wie wenig der individuelle Fortſchritt einiger begabten Leute in der Maſſe Widerhall fand, hat man in den elf Jahren in allen Tonarten hören können. Zeitgedanken fanden damals ihren Ausdruck, durchaus nicht nationale. Frankreich ſtand damals dieſen Bauten mit den Gefühlen gegenüber, mit denen es heute gleichzeitig den fabelhaft ſchönen Tempel von Sumatra und den fabelhaft blödſinnigen Tour du Monde betrachtet. Es fand ſie „drôle“. Und der drôlerie zu Liebe geſtattete es dem Maler Binet die Porte Monumentale und einem ſogenannten Architekten das Château d'Eau.

Dieſes Château d'Eau! Man erinnert ſich dunkel, Aehnliches ſchon geſehen zu haben. Wenn nicht hier, ſo in London oder in New-York oder in Sidney oder in Berlin. Und zwar auf dem Theater, in einem der großen Ausſtattungſtücke, die den Säckel der Tingeltangeldirektoren füllten. Etwa die Schlußſzene, die große Apotheoſe mit ſehr vielen nackten Engelchen, mit ungeheuerlichen Mengen elektriſchen Lichtes, mit allen Trucs der Theatermaſchinerie. Es fehlt nur, daß der geſammte Senat und die Kammern dazu Ballet tanzen und Loubet mit der feuchtfröhlichen Republik die gerührte Abſchiedspoſe ſtellt . . .

Das iſt das Schlimme, daß man all dieſes Gewurſtel in Gips und Phantaſie ſo wenig ernſt zu nehmen vermag. Es iſt ganz luſtig, nur fehlt Etwas von der Würde, die dieſe Veranſtaltung von anderen Theatereffekten unterſcheiden ſollte. Man wollte ſymboliſiren. Das iſt weit beſſer gelungen, als ſich die Gipsſymboliſten träumen ließen. Gar zu deutlich kommt unter

dem Gips die wahre, unsolide Gestalt dieser Republik zum Vorschein, die nicht fester zusammenhält als die Stuckdekorationen dieser Paläste aus Pappe, und mit einer wahren Wonne flüchtet man sich in die beiden Kunstpaläste an den Champs Elysées, die gar nicht modern, aber wenigstens fest sind, in denen sich das alte Paris noch einmal ausgesprochen hat, die königliche und beschauliche Noblesse der Bourbonenstile.

Die Stärke Frankreichs liegt nicht in der Zeit, die sich in Eisenbauten eine neue Sprache zimmert. Wohl giebt es in dieser Ausstellung eine schöne, neue eiserne Brücke, von intelligenten Ingenieuren gebaut, von taktlosen Dekorateuren verhunzt, wohl findet man hier und da moderne bauliche Ideen. Man hat sich ihrer da bedient, wo man mußte, wo, wie bei der Brücke, nur der Ingenieur die Aufgabe zu lösen vermochte, und man hat Alles gethan, um diese Nothwendigkeiten zu verstecken.

Frankreich ist alt und es erlebt das unerbittliche Geschick, das auch den Genius der stolzesten Völker nicht vor Sterblichkeit schützt. Es ergeht ihm, wie es einst Griechenland und Rom erging; das Aeußere dieser Ausstellung ist, trotz allem Klimbim, nichts als wieder ein grelles Symptom für das unaufhaltsame Erstarren der lateinischen Rasse. Frankreichs Philosophen, seine Dichter, seine Künstler machten den Umschwung in die neue Zeit mit, sie hatten daran den starken Antheil der Revolution an der Neuzeit. Es ist eine grausame, aber nicht unbegreifliche Ironie, daß dieser Sieg nur der Gesammtkultur, nicht Frankreich selbst nützlich wurde, ja, daß, was für die Anderen der Anfang war, hier das Ende bedeuten sollte. Denn der Sieg war nur moralisch, der Umschwung blieb hier theoretisch, er gab sich rhetorische Allüren und wurde zu einer politischen, nicht materiellen Frage. Er fand nicht die Schöpferkräfte, die dem neuen Gedanken Fleisch und Blut zu geben vermochten, nicht die neue Arbeit für die neuen Arbeiterrechte. Frankreich nahm den denkbar geringsten Theil an den ungeheuren Veränderungen, die Handel und Industrie in anderen Ländern schaffen, zumal bei seinen stets gefährlichen Nachbarn, England und Deutschland. Es war zu sehr mit politischen Dingen beschäftigt, das Probirkaninchen für alle Staatsformen, und verpaßte so die wichtigste Politik unserer Zeit: die Auseinandersetzung mit den Erfordernissen der modernen Industrie. Noch immer frühstückt man in Paris ganz vorzüglich, aber für industrielle Unternehmungen ist in den reichen Provinzen kein Geld aufzutreiben. Inzwischen schiebt Deutschland nicht nur seine Festungwerke, sondern auch seine industriellen Plätze so nah wie möglich an die erzgesegnete westliche Reichsgrenze.

Und wie man gut frühstückt in Paris, so findet man dort überhaupt Alles, was dem Menschen, der nichts zu thun hat, Erholung bereitet. Es wird noch heute in keiner Stadt der Welt so viel gemeißelt und gemalt.

Aber während sich große und kleine Begabungen zu mehr oder weniger glänzenden Spezialisten entwickeln, deren Ruf die ganze Welt in Bewunderung hält, wird die Kunst selbst zu einer Spezialität und schneidet sich damit die eigentliche Lebensader ab. Sie dient in den meisten Fällen nur dem Rentner, der für diesen Fall Amateur heißt und der sie sammelt wie seine Coupons. Daher arbeitet hier die Kunst im ökonomischen Sinn eben so wenig wie das Kapital. Ihre Wirksamkeit bleibt auf sich selbst beschränkt und drängt nicht ins Leben, in die Gebiete, die ihr gehören. Sie ist Luxus, nicht Nothwendigkeit. Man schmückt alle öffentlichen Gebäude mit Malereien und Skulpturen und ist weitherzig genug, dabei selbst die modernsten Nuancen zuzulassen; kein Mensch wundert sich, daß die Gebäude selbst unmodern bleiben. Daher der Ueberfluß von skulpturalen und malerischen Zierrathen in dieser Ausstellung, der nicht verhindern könnte, den Eindruck äußersten Verfalls zu verstärken, selbst wenn diese Beigaben aus den schönsten Blüthen der französischen Kunst beständen. Aehnliche Verhältnisse herrschen wohl auch in anderen Ländern. Aber bei ihnen handelt es sich darum, eine fremde Abhängigkeit abzuschütteln, während Frankreich mit dieser Tendenz verwachsen ist. In Ländern von starker industrieller Bedeutung vollzieht sich die Regulirung von selbst. Da verdrängt der Ingenieur immer mehr den Künstler und wird dadurch selbst zu einem ästhetischen Faktor; und daß er sich dieser Aufgabe unbewußt unterzieht oder daß der Künstler unbewußt zum Ingenieur wird, erleichtert nur den Wechsel. Da wird die neue Schönheit durch jeden Erfolg stärker, den das Volk im materiellen Kampf um seine physische Wohlfahrt erringt.

Trotz dem auffallenden Rückschritt gegen 1889 wird die Ausstellung vielleicht der neuen Baukunst Segen bringen. Freilich haben die pariser Architekten an diesen Erfolg nicht gedacht. Es ist der Sieg einer Demonstration ad absurdum. Wie das politische Frankreich die Unfähigkeit seiner parlamentarischen Republik deutlich beweist, so zeigt das künstlerische hier an einem seltenen Beispiel den Bankerott einer Form, die von Willkür, von abstrakten Grundsätzen, nicht von dem Impuls zeitgemäßer Ideen erfüllt ist. Unter den Millionen von Menschen, die hierherkommen, werden sich auch die paar Tausende befinden, die in der Heimath Einfluß auf die öffentliche Verwerthung künstlerischer Formen auszuüben vermögen. Selbst Die unter ihnen, die der Architektur gleichgiltig und einer modernen Richtung dieser Kunst feindlich gegenüberstehen, werden nachdenklich werden. Es ist nicht gesagt, daß sie sich zu den Leuten oder Dingen bekehren, die heute als modern bekannt sind. Das ist nicht einmal zu wünschen. Denn es giebt heute noch keine konkrete, allgemein sichtbare Form, die man etwa ohne Weiteres als modernen Stil bezeichnen könnte. Aber sie werden sich weniger als bisher der Einsicht verschließen, daß Aenderungen an unserer künstlerischen Bauform und an unseren

Formen überhaupt zu den natürlichen Nothwendigkeiten der Zeit gehören. Der Kontraſt zwiſchen dieſen Ausſtellungpaläſten und den Dingen, die ſie bergen, iſt zu grell, als daß er nicht jedem vernünftigen Menſchen in die Augen ſpringen müßte. Und Das wird auf die Gegenſätze hinweiſen, die Jeder auch im eigenen Lande leicht zu finden vermag. Vielen wird ein Licht aufgehen, die bisher, ohne nachzudenken, ſelbſt über Maſchinen geboten und gleichzeitig in altmodiſchen Häuſern gewohnt haben, denen es bisher nicht einfiel, dagegen zu proteſtiren, daß unſere ſtarke Gegenwart in anderen Zeitläuften, mit denen uns nichts verbindet, die nicht das Geringſte mit unſeren Abſichten und unſeren Werken zu thun haben, ihre Formen ſucht. So wird der Widerſtand geringer und die Theilnahme der Allgemeinheit an dem großen Stilwerk unſerer Zeit verbreitert werden; und vielleicht finden dann die muthigen erſten Verſuche junger Pioniere in allen Ländern beſſeres Verſtändniß. Dann könnte aus dem mißlungenen Bau dieſer Ausſtellung größerer Segen blühen als aus den glänzenden Bauten der Ausſtellung von 1889, an die man heute ſehnſüchtig zurückdenkt.

Paris. Julius Meier-Graefe.

Frau Venus.

An einem lauen Frühlingsnachmittag rollte ein offener Landauer durch eine berliner Straße und hielt vor einem fünfſtöckigen, ſtattlichen Hauſe. Ein noch jugendlicher Herr ſtieg aus und hob mit zärtlicher Sorgfalt ein kleines, weißgekleidetes Mädchen aus dem Wagen. Nach einem kurzen Befehl an den Kutſcher führte der Herr das Kind in das Haus und ſtieg mit ihm die breite Treppe zu ſeiner Wohnung hinan, deren Eingangsthür ein Meſſingſchild mit der Inſchrift trug: Dr. Stöckel, Rechtsanwalt. Dr. Stöckel, der Beſitzer des Hauſes, öffnete, übergab das Kind der „Stütze", die der Kleinen die frühverſtorbene Mutter erſetzen mußte, und trat in ſein Arbeitzimmer, wo er auf eine elektriſche Klingel drückte. Nach wenigen Sekunden trat der neue Portier ein, der erſt ſeit drei Tagen des Hauſes Hüter war.

„Hören Sie, Stammer", redete Dr. Stöckel ihn an, „ich muß nachträglich noch Etwas erwähnen. Es iſt zwar ſelbſtverſtändlich, daß Sie die Aufſicht auf dem Hofe führen, ich möchte aber bemerken, daß ich in dieſer Beziehung keinen Spaß verſtehe und Sie für jede vorkommende Ungehörigkeit verantwortlich mache. Ich will einen ſauberen Hof haben. Das bunte Pflaſter macht ſich gut und die Gartenanlage in der Mitte hat mich viel Geld gekoſtet; kurz: ſeien Sie ſtreng. Es darf nichts umherſtehen."

Der Portier nickte verſtändnißvoll und betheuerte ſeine Zuverläſſigkeit mit den Worten: „Der Herr Rechtsanwalt können ſich auf mich verlaſſen."

„Kennen Sie von den Miethern Jemand, Stammer?"

„Nein, Herr Rechtsanwalt, eigentlich nicht. Aber was das Fräulein Schuh iſt, Sie wiſſen, im Seitengebäude fünf Treppen, die erſt ſeit einem halben Jahre

da ist, die kenne ich. Ich war einmal bei ihrem Vater Portier. Der Vater war auch Rechtsanwalt, gerade wie der Herr Doktor, starb aber früh. Dann mußte die Waise Kleinkinderlehrerin werden, um sich zu ernähren."

Der Herr Doktor hörte nur noch mit halbem Ohr auf Stammer, nickte ihm eine gnädige Entlassung zu und setzte sich zur Arbeit an den Schreibtisch.

Zu der selben Zeit öffnete Fräulein Schuh im Seitengebäude fünf Treppen hoch ihr Stubenfenster. Es erhellte einen großen, altmodisch, aber behaglich eingerichteten Raum mit einem Kochofen. Kein Stäubchen lag auf den dunklen Mahagonimöbeln und dem langen, weichen Sofa mit Ledertuchbezug. Eigenthümlich nahm sich in der hausbackenen Umgebung die eine Stubenecke aus. Dort stand auf hohem Holzpostament eine große Büste der Venus von Milo und davor ein zierliches Tischchen mit den Schätzen und Prunkstücken des Fräuleins, einem chinesischen Götzen, der nickte, wenn man ihn an den Kopf stieß, einem Photographiealbum und einer Blumenvase. An der Wand hing links von der Venus ein alter Kalender, rechts ein Bürstenhalter mit zwei Taschen; in der einen steckte die Kleiderbürste, in der anderen ein rother Federwedel, mit dessen Hilfe die hohe Frau jeden Sonntag Toilette machte. Fräulein Schuh stand im Punkte der Reinlichkeit der Büste mit getheilten Empfindungen gegenüber. Eigentlich regte sich vor jedem Fest in ihrem Gemüth der Wunsch, die Büste abzuseifen und in heller Jugendfrische erglänzen zu lassen, aber ein gelehrter Freund ihres verstorbenen Vaters hatte ihr gesagt, Das sei barbarisch, der Staub des Alters sei eine Zierde für Antiken; so ersparte sie der hohen Frau das Quartalbad und sich selbst die Aufregung, in die sie ein solches versetzt haben würde. Fräulein Schuh war keine Künstlerin, war auch nicht abergläubig, aber vor dieser Büste empfand sie eine scheue, ihr selbst unerklärliche Bewunderung, die ihr jede unsanfte Berührung peinlich machte. Das einzige Mal, wo sie, vor vier Jahren, die Venus wirklich gewaschen hatte, war ihr unvergeßlich geblieben. Damals lebten ihre Eltern noch. Der Diener hatte die Büste in die Küche getragen und in einen Wasserzuber gesetzt, aber als sie den herrlichen Kopf nun mit Seife und Bürste bearbeiten sollte, da stockte ihr die Hand, sie konnte es nicht, wenigstens in Gegenwart des Dieners nicht, sie zögerte und zögerte und schickte ihn endlich fort, — und dann warf sie ein reines nasses Tuch über die Büste und rieb sie ab. Warum gerieth sie dabei in eine so räthselhafte Erregung, daß ihr das Herz bis in die Fingerspitzen klopfte? Schnell warf sie ein trockenes Tuch über das edle Haupt und ließ Frau Venus verhüllt wieder auf ihren Platz tragen, in das stille, traute Zimmer mit den blauen Ueberfällen über den weißen Gardinen.

Seit jenem Tage bestand ein geheimnißvolles Verhältniß zwischen der hohen Frau und der kleinen Beate Schuh. Vielleicht zog der Kontrast sie zu einander hin. Beate hatte nichts von der Antike, sie war eine zierliche Rokokofigur mit anmuthigen Bewegungen und einem kindlichen Anstrich, den sie auch dann nicht verlor, als sie durch den Tod der Eltern auf sich selbst gestellt wurde. Da zeigte sie eine Energie, die ihr Niemand zugetraut hatte. Sie wurde nach kurzer Ausbildung Kleinkinderlehrerin.

Als der Hausrath der Eltern verkauft werden sollte, bat die noch nicht mündige Beate den Vormund, er möge ihr die Büste lassen. Der Vormund machte Einwendungen; er stellte ihr vor, das Zimmer eines jungen Mädchens

könne doch einen passenderen Schmuck finden als das Bild einer unbekleideten Frau. Wenn diese auch eine Göttin sei, so sehe sie doch einer irdischen Frau verdammt ähnlich, Beate möchte doch lieber „Hannchen und die Küchlein" in Prachtband mit Illustrationen nehmen. Aber Beate blieb trotz ihrem Erröthen fest und rettete die Frau von Milo vor dem Hammer des Auktionators. Die Büste wurde mit den übrigen für Fräulein Schuh ausgesuchten Möbeln in die bescheidene Wohnung geschafft, die den veränderten Verhältnissen entsprach.

Die hohe Frau hatte sich mit göttlichem Gleichmuth in Alles gefunden. Die Demüthigungen, die ihr zugemuthet worden waren, die Verdächtigungen des Vormundes hatten sie nicht mehr getroffen als Mückenstiche. Sie hatte zu Allem geschwiegen. Aber in der ersten Nacht, als das tapfere junge Mädchen sich in den Schlaf geweint hatte, da stieg die Hohe von ihrem Postament, trat an das weiße Bett der Schlummernden, beugte sich über sie und küßte sie leise. Und da verlor sich der schmerzliche Zug zwischen dem Stumpfnäschen und dem Munde und die blassen Lippen öffneten sich ein Wenig, als wollten sie lächeln, und am folgenden Morgen sah man den klaren blauen Augen nicht mehr an, daß sie geweint hatten.

Beate gewöhnte sich schnell an ihr neues Leben. Als ihr das erste Gehalt ausgezahlt wurde, gönnte sie sich ein Blumenbrett vor ihrem Fenster. Der Vormund schenkte ihr Mitte Mai einen Rosenstock, einen anderen bescherte ihr eine Freundin, einen dritten brachte eine Schülerin und einen vierten kaufte sie selbst, damit das Brett nicht gar so kahl aussehe. Nun wurde es eine Ehrensache für Beate Schuh, den vielen Augen, die offen oder verstohlen zu dem kleinen grünen Fleck an der öden, grauen Hausmauer hinaufsahen, eine blühende Rose zeigen zu können. Aber damit hatte es seine Schwierigkeit, denn das Fenster lag nach Norden und hatte keine Sonne. Beate jedoch wußte Rath. Sie verfertigte zwei Knospen und zwei Rosen aus weißem und zwei aus rosa Papier und steckte sie den Büschen an, erst die Knospen und nach acht Tagen die Blumen, ja, sie trennte von einem alten Hute eine hellrosa Rose ab, frischte sie mit rothem Rübensaft erfolgreich auf und schmückte ihren kleinen Garten damit, dessen geringer Umfang sie nicht verhinderte, mit der selben stolzen Befriedigung auf ihn zu blicken wie einst Chriemhild von Worms auf ihren berühmten Rosengarten.

Nachdem Beate Schuh heute das Fenster geöffnet hatte, sahen die blauen Augen ernsthaft von Busch zu Busch, ob die Knospen, die wirklichen, natürlichen Knospen Fortschritte gemacht hätten. Sie drehte die Töpfe nach rechts und nach links, hob einzelne Blätter in die Höhe, um zu sehen, ob kein Ungeziefer darunter nistе, und blickte dann zum Himmel auf, als wollte sie einen Sonnenstrahl fordern. Der Stock, den der Vormund ihr gebracht hatte, war ein ganz besonders schön gewachsener Busch und der Gärtner hatte überdies gesagt, die Rose sei eine Neuheit, eine noch seltene Art. Beate sah daher mit Spannung der Blüthe entgegen; sie träumte von einem Preise auf der bevorstehenden Blumenausstellung in Charlottenburg. Jeden Tag zweimal betrachtete sie die Rosenstöcke, morgens, ehe sie zur Schule ging, und mittags, wenn sie heimkam. Aber auch die liebevollsten Blicke vermochten die Sonne nicht zu ersetzen. Die Rosen kamen nicht recht vorwärts; diese Einsicht zwang sich der betrübten Beate heute auf. Langsam ging sie ihre fünf Treppen hinunter, trat in die Portierwohnung und klagte Stammer ihre Noth.

Stammer kratzte sich hinter den Ohren. „Fräulein Schuh", sagte er, „Blumenstöcke, die keine Sonne haben: Das wird mein Lebtag nichts". Beide schwiegen; Stammer hämmerte an dem Stiefel, den er unter den Händen hatte (er war im Nebenamt Flickschuster) und Beate betrachtete den Saum ihres Kleides, als habe sie dort ein Räthsel zu lösen. „Jetzt weiß ich Rath!" rief sie plötzlich. „Sonntag habe ich gesehen, daß die Sonne von sechs bis neun Uhr morgens in den Hof hineinscheint, dort in jene Ecke. Stammer, ich trage meinen besten Stock jeden Morgen dorthin und hole ihn vor der Schule wieder herauf. Dann hat er doch zwei Stunden Sonne!"

„Nein, Fräulein Schuh, nein, Das geht nicht! Wenn Sie Das thun, thuns Andere auch. Na, da käme ich schön an. Nein, daraus wird nichts!"

„Aber Stammer, Sie werden mich doch nicht unglücklich machen wollen! Sie sind doch kein Unmensch! Punkt acht Uhr trage ich den Blumenstock wieder hinauf, nur am Sonntag lasse ich ihn bis neun Uhr stehen, vor neun kommt Dr. Stöckel nie in den Hof, er siehts also gar nicht."

„Nein, Fräulein, nein . . .!" Beate hörte ihn gar nicht mehr. Blitzschnell war sie an der Thür, rief noch einmal zurück: „Sie sind doch kein Unmensch, Stammer!" Und fort war sie.

Am anderen Morgen um sechs Uhr stand der Rosenstock im Hofe und wartete auf die Sonne. Stammer sagte nichts und die Miether sagten auch nichts. Nach einigen Tagen wurde Beate kühner und dachte, daß sie zwei Arme habe, um zwei Töpfe hinunter zu tragen. Auch dieser Uebergriff ging längere Zeit straflos hin. Da ereignete es sich aber, daß Dr. Stöckel eines Sonntags früh den Hof inspizirte und dabei die Rosenstöcke sah, die sichs in der Sonne wohl sein ließen. „Stammer", rief er mit lauter Stimme, „was thun die Töpfe hier? Wenn Sie Blumen im Hof ziehen wollen, so sollen Sie doch wenigstens um Erlaubniß fragen." Die Stirn des allmächtigen Hausbesitzers war umwölkt.

„Die Blumentöpfe gehören nicht mir", wandte Stammer bescheiden ein, „sondern . . ."

„Das ist mir ganz gleichgiltig", unterbrach ihn der Rechtsanwalt, „ich habe Ihnen gesagt, daß Sie verantwortlich sind. Sorgen Sie, daß es nicht wieder vorkommt. Fort mit den Stöcken."

„Herr Doktor, ich habe meine Schuldigkeit gethan, ich habe Fräulein Schuh gesagt . . ."

„Und ich sage Ihnen: wenn Sie nicht für Ordnung sorgen können, so sind Sie nicht der Mann für diese Stelle."

„So kann ich ja gehen", sagte Stammer gekränkt und wandte sich seiner Wohnung zu. Der Wirth ging mit seinem Töchterchen wieder hinauf.

Fräulein Schuh hatte am offenen Fenster zitternd den Wortwechsel theils gehört, theils errathen, als sie Stöckels behandschuhte Rechte mit Herrschergeberde auf den Rosenstock zeigen sah. Nun eilte sie die Treppen hinunter in die Loge des Thürhüters. Da wurde sie aber übel empfangen. „Das kommt davon, wenn man zu gut ist", rief Stammer ihr zu, indem er sich mit beiden Händen in die Haare fuhr, „nun liege ich mit meiner kranken Frau auf der Straße!"

Die arme gichtbrüchige Frau saß wie versteinert da; nicht einmal weinen konnte sie. Beate wandte ihre ganze Beredsamkeit auf, um Stammer zu bewegen,

dem Herrn ein gutes Wort zu gönnen; als sie aber sah, daß sie tauben Ohren predigte, entschloß sie sich kurz, flog die fünf Treppen zu ihrer Wohnung hinan, setzte ihren schwarzen Strohhut mit dem Veilchentuff auf das blonde Haar, zog lange Zwirnhandschuh an, nahm ihren verblaßten blauen Sonnenschirm, stieg wieder die fünf Stiegen hinunter, im Vorderhause eine Treppe hinauf und klingelte. Der Herr Doktor war zu sprechen. Er stand an seinem Schreibtisch und sah sie eintreten. Beate setzte sich bescheiden auf den angebotenen Stuhl neben dem eichenen Schreibtisch und brachte ihr Anliegen vor. Sie wollte sehr um Entschuldigung bitten, sagte sie, daß sie den Rosenstock in den Hof gestellt habe, der Portier sei ganz unschuldig; und sie bitte den Herrn Doktor recht und dringend, Stammer und seine kranke Frau doch in der Stellung zu belassen.

Ehe Dr. Stöckel antworten konnte, ertönte leises Weinen aus dem offenen Nebenzimmer und auf der Schwelle erschien ein weißgekleidetes kleines Mädchen mit Tafel und Stift in der Hand. „Komm her, Annchen! Was weinst Du?" rief der Vater. „Was quält Dich, mein Liebling?"

„Ich weiß nicht, wie ich das Exempel rechnen soll", seufzte die Kleine.

„Ja, Das ist solche Sache, Kind! Ihr habt in der Schule Eure eigene Art; wenn ich Dirs anders zeige, bekommst Du noch Strafe obendrein."

„Soll ich Dir helfen, Annchen?" fragte Fräulein Schuh freundlich; „komm, ich weiß Bescheid". Sie war schon aufgestanden, hatte die Kleine angefaßt und führte sie in das Kinderzimmer zurück. Annchen war zweifelnd gefolgt; als sie aber merkte, daß die fremde Dame die Sache verstand, faßte sie neuen Muth, und als die Aufgabe erledigt war, da umhalste sie die liebliche Lehrerin und beglückte sie mit ihrer höchsten Gunstbezeugung, einem freiwilligen Kuß. Dr. Stöckel, der leise herzugetreten war, lachte mit Augen, Mund und Herzen, als er das lebende Bild sah, das die Beiden stellten. „Nun, Annchen, so gut hast Dus aber lange nicht gehabt!" rief er und nahm das Kind von Beatens Schoß in seine Arme. So war Fräulein Schuh freigegeben und konnte aufstehen.

„Wollen Sie schon fort"? fragte Stöckel; „ja, aber wovon hatten wir doch gesprochen . . . weshalb waren Sie doch gekommen . . .? Ja richtig, der Rosenstock wars! Sagen Sie doch, Fräulein Schuh, was für eine Bewandtniß hat es eigentlich mit dem Rosenstock? Weshalb stand er im Hofe?"

„Ach, Herr Doktor (lächelnd fing Beate an, dann wurde sie ernst), ich liebe die Rosen sehr und ganz besonders diesen Busch und möchte ihn gern zur Blüthe bringen; es ist eine neue Sorte. Aber in mein Fenster kommt die Sonne nicht. Da trug ich den Busch frühmorgens hinunter, holte ihn wieder herauf, ehe ich zur Schule ging, und weil ich doch nun zwei Hände habe, nahm ich schließlich noch einen zweiten Blumentopf mit. Am Sonntagmorgen war mir die Milch übergekocht und über den Schrecken hatte ich den Rosenstock vergessen. Da wollte es das Unglück, daß Sie kamen. Ach Gott, der arme Stammer . . .!"

Auch Dr. Stöckel war ernst geworden. Er sah Fräulein Schuh voll an und fragte: „Ihren Rosenstock haben Sie jeden Morgen fünf Treppen herunter und wieder hinauf getragen?" Beate nickte, faltete die Hände und bat: „Stammer ist wirklich unschuldig, bitte: lassen Sie ihn in seiner Stelle!"

„Ihnen zu Gefallen soll er bleiben, Fräulein Schuh. Aber dann thun Sie mir den Gefallen und sehen Sie alle Tage nach meinem Liebling hier."

„Wie gern will ich Das thun!“ rief Beate und erröthete ohne allen Grund. Mit einer ſtummen Verbeugung empfahl ſie ſich ſchnell.

„Auf Wiederſehen!“ rief ihr Dr. Stöckel nach.

Am anderen Tage kam Beate, aber Annchen war nicht da. Sie ſaß neben Dr. Stöckel und plauderte mit ihm.

„Bitte, legen Sie ab,“ ſagte er.

Beate nahm den Hut ab und zog die Handſchuh langſam aus. „Das ſind die Hände, die den Roſenſtock ſo mütterlich gepflegt haben“, bemerkte Dr. Stöckel und ſah ihr zu. „Wo iſt Ihr Liebling jetzt?“ fragte er dann.

„Den Roſenſtock meinen Sie?“ antwortete Beate, „ja, der ſteht oben auf dem Fenſterbrett.“

„Ohne Sonne . . .“ ergänzte Stöckel.

„Ja, ohne Sonne.“

„Das ſoll er nicht. Bringen Sie ihn morgen mit und pflegen Sie ihn hier, wo er den erſten und letzten Strahl fühlen wird.“

Beglückt ſprang Beate auf und rief: „Dann hole ich ihn lieber gleich; was man liebt, läßt man doch nicht auf die Sonne warten!“ Und fort war ſie.

Als ſie mit dem Blumentopf zurückkam, ſuchten Stöckel und ſie einen paſſenden Platz am Fenſter und rückten und ſchoben immer wieder die Töpfe hin und her, wobei es Dr. Stöckel paſſirte, daß er Beatens Hand für einen rothen Blumentopf hielt, obſchon er gemeiniglich weder kurzſichtig noch farbenblind war. Zufällig kam der Gärtner und brachte friſche Blumen. „Sagen Sie doch: was für eine Roſe iſt Dies?“ fragte ihn Stöckel und wies auf Beatens Buſch.

Der Gärtner nahm den Topf, zog ein Stückchen Holz aus der Erde und las die Inſchrift. „Das iſt eine ganz neue berühmte Art“, ſagte er, „Das iſt die ‚Frau Venus‘.“

Dr. Stöckel ſah Beate an; ſie blickte zu Boden und Beide lachten . . .

Sechs Wochen, nachdem Frau Venus ihren Einzug in Stöckels Wohnung gehalten, blühte die Roſe, blühte Annchen und auch Beate. Annchen lernte jetzt das Einmaleins, aber zum Glück für das Kind verlangte es nicht mehr nach Erklärungen, denn daheim herrſchte jetzt über die einfachſten arithmetiſchen Begriffe eine unglaubliche Verwirrung. „Einmal eins iſt eins; zweimal eins iſt zwei“, lernte Annchen laut an Beatens Seite.

„I was!“ rief der eintretende Vater und umſchlang ſeine junge Frau, „zweimal eins macht nur eins!“

„Dreimal eins macht drei“, fuhr Annchen unbeirrt und mit löblicher Beharrlichkeit fort.

„I was!“ rief Beate und zog das Kind in die Umarmung hinein, „dreimal eins macht auch nur eins!“

Kein Wunder, daß Annchen am Quartalſchluß auf der Cenſur eine Vier im Rechnen hatte; aber ſtatt ſich hierüber zu entrüſten, wie es ſeine väterliche Pflicht geweſen wäre, ſagte der Vater zur Mutter beim Frühkaffee, vier ſei eine ſolide Zahl und er nehme es als eine gute Vorbedeutung, wofür Beate ihm die Roſe, die er ihr vom Morgenſpazirgang mitgebracht hatte, ins Geſicht warf.

Die hohe Frau thront auf einem neuen Poſtament in Beatens Zimmer.

Eliſabeth Gnauck-Kühne.

Gleißendes Gold.

Aus zahllosen Poren dringt gleißendes Gold in die weitgeöffneten Behälter und keine Noth — so scheint es — giebt es mehr auf Erden. Aus Petersburg, aus London und aus New-York sind der deutschen Reichsbank Millionen über Millionen angeboten; ja, sogar das bedrängte China — welch wunderbares Spiel der Natur! — stellt dem stolz ragenden obersten Finanzinstitut des flottenmächtigen Deutschen Reiches Gold, baares Gold zur Verfügung. Immer heran, Ihr Leutchen! Wir können Eure Gaben brauchen. Wir haben so freigebig der ganzen Welt unsere Kronen und unsere Kräfte geliehen, daß wir bettelarm geworden sind und keinen Batzen mehr im Geldschrank liegen haben. Und wollt Ihr es nicht glauben, deutet Ihr auf die rauchenden Schlote, auf die schwerbepackten Kanalschiffe, die gefüllten Speicher und die keuchenden Eisenbahnen und meint, daß da, wo solche Schätze lagern und der Bearbeitung harren, der Reichthum nie das Haus verlasse, in dem er es sich gar zu wohnlich schon eingerichtet habe, — nun, so habt Ihr zugleich den ganzen Jammer unserer Fülle erfaßt: wir ersticken im Reichthum. Das ist ja gerade unser Unglück, daß die Scheuern die Menge der Güter kaum fassen können und daß wir trotzdem hungern und dürsten, daß es uns am Nöthigsten, an den flüssigen Mitteln, fehlt, um die täglichen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Quartalswechsel ist gekommen. Im vorigen Jahr brauchte die Reichsbank zu diesem Termin 91 Millionen Mark Gold und diesmal sind die Verpflichtungen ungefähr auf der selben Höhe geblieben. Da wird denn in die weite Welt telegraphirt um die Barmherzigkeit, bis zum Ende des Juni Gold zu schaffen, und die Bedingungen werden ermäßigt, um Alle, die glücklich sich der gleißenden Schätze freuen, zu reizen und zu locken, daß sie sie losschlagen. Die Nothfahne der zehntägigen zinsfreien Vorschüsse flattert wieder von den Zinnen der Reichsbank; und Amerika hat die Sprache verstanden: was der new-yorker Markt irgend entbehren kann, sendet er schnurstracks nach Berlin. Die Wechselsätze waren so ungünstig, daß Deutschland in den ersten fünf Monaten dieses Jahres gegen 40 Millionen Mark durch Goldausfuhr verloren hat; ein solches Manko läßt sich in den heutigen geldknappen Zeiten nur schwer wieder einbringen, jetzt besonders, wo die Verwickelungen in China alle Großbanken zur Vorsicht zwingen. Die Bank von England ist nicht faul. Flugs erhöht sie, sobald ihr das deutsche Werben peinlich wird, den Preis für Reichsmark um einen Farthing auf 76 sh $8^3/_4$ d, um die Goldarbitrage nach Deutschland wieder in Frage zu stellen. Der große Zinsunterschied, der zwischen Berlin und den westlichen Plätzen besteht, bewirkt aber das Zuströmen immer neuer Mittel und so werden denn die Schiffe fleißig beladen, um das theure Gut nach Hamburg zu leiten, von wo es in Riesenmengen den Kassen der Reichsbank zuströmt. Wohl läßt sich hoffen, daß im Juli das Gold wieder zurückfließen wird, wenn die Hypothekenzinsen berichtigt sind. Dann kann sich wohl der Zinsfuß etwas ermäßigen, aber doch nur auf kurze Zeit; und das Institut wäre übel berathen, das eine Aenderung der Diskontsätze eintreten ließe, da es sie doch nur vorübergehend aufrechterhalten könnte. Je mehr sich der Sommer dem Ausgang nähert, um so ängstlicher werden die Mienen der Bankleiter. Die Börse freilich hat nach Riesenverlusten, die aber doch nur den vorangegangenen Gewinnen gleichkommen,

ihre Ansprüche vermindert. Aber bei der Hartnäckigkeit, mit der die Förderer des „wirthschaftlichen Aufschwunges", diese echten Industrieritter, die Anspannung der Dampfkraft aufs Aeußerste treiben, bei der Last der Verpflichtungen, die das deutsche Kapital und die nach Thätigkeit auf neuen Feldern förmlich lechzende Armkraft im Auslande — weit über den ursprünglich geplanten Umfang hinaus — übernommen haben, muß das Maß der Leistungen, die der Oktobertermin in diesem Jahr erfordern wird, aller Fähigkeit spotten.

Es ist fast als eine Erlösung zu begrüßen, daß die Ernte in den Vereinigten Staaten alle enthusiastischen Berichte der an dem Getreideverkehr betheiligten amerikanischen Bahngesellschaften Lügen zu strafen verspricht. So lange sich die Witterungverhältnisse nicht bessern, ist es mit den Aussichten auf unsere Versorgung mit amerikanischen Brotstoffen übel bestellt. Aber unsere Verpflichtung gegen die Union wird dadurch gemindert und wir sind in unserer Goldnoth so zahm geworden, daß wir Das schon als einen Erfolg preisen müssen. Das gute Völkchen, das in seiner Börsenfeindschaft die diesjährige Ertragseinschränkung des amerikanischen Weizenbodens als einen Segen für Europas Fluren preist, erkennt gar nicht, daß gerade dadurch Denen, die bei uns wirklich das Brot essen, das Leben übermäßig vertheuert wird. So lange die Aktiengesellschaften ihre Dividenden steigerten, so lange die amerikanische Eisenindustrie sich noch nicht zur Eroberung des europäischen Marktes rüstete, mochte die allgemeine Erhöhung der Lebensmittelpreise hingehen. Sie muß dem Volk aber sofort arg in die Glieder fahren, wenn es nur noch an schönen Erinnerungen zu zehren hat; und mit einem Fuße steigen wir jetzt bereits in diese Periode hinein. Schon die Bergwerke, die am dreißigsten Juni ihr Geschäftsjahr schließen, werden ihren Aktionären eine kleine Ueberraschung bereiten. Sie haben die Dividenden für das jetzt ablaufende Jahr recht vorsichtig geschätzt. Aber die Börsenvorgänge der letzten Wochen wollten sie nicht voraussehen. Nun ist ihr Muth so gesunken, daß sie auf ein Mittel sinnen, um der bösen Welt die Höhe der Ueberschußsummen vorzuenthalten. Noch wägen und zaudern sie, ob sie wirklich riskiren dürfen, die Dividenden niedriger zu bemessen, als es die Verhältnisse gestatten und als es den froh gestimmten Aktienbesitzern versprochen war. Die Mehrheit neigt skrupellos zu diesem feigen Rückzug, zu dem ein Anlaß nicht vorliegt und der gegen alle Tradition geht. Aber wenn heute eine Million mehr zurückgelegt wird, als nöthig ist, so braucht diese Million im nächsten Jahr nicht mehr verdient zu werden; und es ist eine schöne Sache um einen ruhigen Kopf. Merkwürdig ist, daß gerade die Unternehmer diesen Weg zu wählen beabsichtigen, die ohnehin überreiche Rücklagen haben und die deshalb am Wenigsten berechtigt wären, die Aktionäre in ihren Ansprüchen zu beschränken. Komisch muß der Eifer wirken, womit versucht wird, solche Absichten geheim zu halten. Würden sie bekannt, dann würden die Aktionäre ihren Besitz an die Börse bringen und dadurch den Kurs noch tiefer herabdrücken. Der Kursstand, der von der Dividendenhöhe abhängen sollte, wird jetzt als ein zwingender Grund angeführt, die Dividende zu schmälern. Das ist die verkehrte Welt. Uebrigens bedarf es keiner besonderen Manöver, um die Gewinne in ein ungünstiges Licht zu rücken; sie vermindern sich schon durch die erhöhten Arbeiterforderungen, — und so schmilzt das Gold den Verdienern unter den Händen.

Der Ausfall der Goldförderung des Transvaals macht auch einen Strich

durch die Rechnung der Leute, die an eine ewige Dauer des funkelnden Glanzes geglaubt haben. Die Statistiker hatten die Goldproduktion aller Länder der Erde für das Jahr 1898 auf etwa 1160, für 1899 auf 1360 und für 1900 auf 1600 Millionen Mark geschätzt. Im Jahr 1898 waren die Transvaalminen an der Förderung mit 320 Millionen betheiligt. Inzwischen hat ihr Goldbergbau so rasche Fortschritte gemacht, daß auf eine jährliche Lieferungfähigkeit von fast 400 Millionen gerechnet werden darf, wenn die Gruben in ununterbrochenem Betrieb bleiben. Da jetzt von einem rationellen Goldbergbau im Transvaal nicht die Rede sein kann, bleibt unser Hunger nach der hier erharrten Ausbeute unbefriedigt. Der Preis des Goldes braucht deshalb aber doch nicht wesentlich erhöht zu werden; in anderen Ländern wächst nämlich die Goldförderung ganz erheblich. So vermehrte sie sich in den Vereinigten Staaten von 46 610 000 Dollars im Jahr 1895 auf 53 088 000 im Jahr 1896, auf 57 363 000 im Jahr 1897, auf 64 463 000 im Jahr 1898 und auf einige siebenzig Millionen Dollars im letzten Jahr; für 1900 läßt sich eine Förderung von mindestens 75 Millionen Dollars erwarten. In gleicher Höhe hält sich und in gleichem Verhältniß steigert sich die Goldproduktion von Australien. Auch in Kolorado, Mexiko, auf Korea und in Rußland liegen die Verhältnisse recht günstig. Nur die sibirischen Goldminen können vorläufig noch nicht viel zur Versorgung der Welt mit Gold beitragen. Fällt der Antheil Transvaals fort, so wird ein Mangel an Gold deshalb doch nicht eintreten. Aber auch eine Ueberschwemmung mit Gold ist nicht zu fürchten, da, besonders seit Oesterreich, Rußland, Japan und einige lateinisch-amerikanische Staaten in die Reihe der Goldwährungländer eingetreten sind, die Kreditbedürfnisse sich in entsprechendem Maß gesteigert haben und — bei der allgemeinen Expansionsucht der modernen Wirthschaftvölker — gewaltige „Abflußreservoirs" für die Aufnahme des gelben Metalles sorgen. Ja, die Hast, mit der die Nationalbanken Gold an sich reißen, zeigt, daß wir es noch immer nicht in genügenden Mengen besitzen, um die geschäftlichen Beziehungen so auszudehnen, wie es in den Absichten der Industrie und der Finanz liegt. Armeen und Flotten fressen eben zu viel.

Auch Transvaal wird in ein bis zwei Jahren mit gesteigerten Goldförderungen wieder auf den Markt treten. Wie patriarchalisch auch Ohm Krüger seinen Präsidentenberuf aufgefaßt haben mag, so hat er doch zu liebevoll in die eigene Tasche gewirthschaftet, als daß das Land unter ihm oder seinem wirthschaftlichen Regime je von den natürlichen Reichthümern des Bodens den rechten Nutzen hätte haben können. Die finanzielle Verwaltung Transvaals war übermäßig kostspielig und ganz und gar veraltet und unwirthschaftlich. Für öffentliche Zwecke wurde fast nichts gethan. Der privaten Thätigkeit war nicht mehr denn Alles, was ein junges Land wohnlich und reich macht, überlassen. Dabei verschlangen die Ausgaben für militärische Zwecke und für antibritische Propaganda, vor Allem aber für Gehälter, unglaubliche Summen. Das wird unter englischer Herrschaft anders werden. England ist ein zu guter Kaufmann, als daß es seiner neuen Kolonie unerträgliche Lasten von der Art hoher Kriegssteuern auferlegen würde. Das wäre ja das beste Mittel, um sich Feinde im eigenen, eben errungenen Lande zu schaffen. Nein, die Goldminenindustriellen und die Sharesbesitzer mögen beruhigt sein: sie werden nicht ausgepreßt werden, sondern haben von der englischen Regirung nur Begünstigungen zu erwarten. Mit deren Hilfe werden sie

rasch die verlorenen Kräfte zurückgewinnen und die ersoffenen Bergwerke wiederherstellen können. Ein paar Jährchen mag sich die Welt gedulden, dann wird der Goldstrom des Transvaals mächtiger denn je vorher anschwellen. Die englische Herrschaft wird die Verkehrsmittel verbessern, Wege, Brücken und Eisenbahnen bauen. Dadurch wird der Transport des Goldes und des Bergwerkbedarfs erheblich verbilligt und also auch die Waare selbst wohlfeiler und fähiger zur Konkurrenz mit dem Metall anderer Länder werden.

Freilich: zu den Kriegskosten wird Transvaal beitragen müssen. Das aber wird ohne neue Steuer möglich sein, denn die Bahnen werden das erforderliche Geld einbringen. Schon jetzt ist die Niederländisch-Südafrikanische Eisenbahn zum großen Theil im Besitz des Transvaalstaates; die Regirung verfügt nämlich über 5713000 Gulden Aktien bei einem gesammten Aktienkapital von 14 Millionen Gulden. Nach Abzug des Zinsen- und Tilgungdienstes auf die Obligationenanleihe sind die Aktionäre zum Bezug einer festen Dividende von durchschnittlich etwa $5^3/_4$ Prozent berechtigt, wovon die Regirung natürlich ihren Antheil erhält. Aber auch von dem gesammten übrig bleibenden Reingewinn der Bahn fallen der Regirung noch 85 Prozent zu. Um welche Summen es sich handelt, geht daraus hervor, daß im letzten Jahre die Bahn, die unter der Kriegsnoth doch schwer zu leiden hatte, trotzdem einen Bruttogewinn von 13516016 Gulden erzielte; auf den Dienst der Anleihen und auf Abgaben an die Transvaalrepublik entfallen mehr als 8 Millionen, während für die Zahlung der garantirten Dividende nicht einmal 800000 Gulden erforderlich sind. Die englische Regirung wird sich nicht damit begnügen, daß sowohl die 5713 Stück Tausendguldenaktien als auch der Anspruch auf die 85 Prozent des Nettogewinns der Bahn an sie übergehen, sondern wird das Ganze nehmen, Das heißt: die Niederländisch-Südafrikanische Eisenbahn verstaatlichen. Dann wird sie schleunigst — sie wäre sehr unklug, wenn sie es nicht thäte — die Obligationenanleihen der Bahngesellschaft konvertiren, um durch Verminderung der Zinsendienstkosten die Rentabilität des Unternehmens zu erhöhen. So bleiben die Goldminenbesitzer ungeschoren; das Gold sackt sich trotzdem im Beutel der Regirung und der Industriellen und neidischen Blickes betrachtet nur unsere Reichsbank die Plethora. Für ein großes, ausgehungertes Reich muß das gleißende Metall — koste es, was es wolle — zum dringendsten Bedarf herangeschafft worden. Gäbe es doch noch Wünschelruthen!

Lynkeus.

Notizbuch.

Im März des vorigen Jahres wurde in der „Zukunft" ein Artikel über Burenpolitik veröffentlicht. Der Verfasser war ein Russe, der lange im Transvaal gelebt hatte. Was er erzählte, klang anders als die Stimme der für die Burenherrlichkeit begeisterten Zeitungberichterstatter. Er schilderte sehr anschaulich den krugerism, die im Herzen der Verwaltung nistende Korruption. Der gemeinste Fusel, sagte er, eine Schnapssorte, die nach dem Gesetz vernichtet werden soll, wurde in Johannesburg von den Regirungbeamten öffentlich versteigert. Die Besitzer und Re-

dakteure großer Zeitungen wurden von der Dynamite-Company bestochen. In den Büchern dieser Gesellschaft waren Ausgaben wie die folgenden gebucht: 2000 Pfund: Lunch für Herrn Philipp in Leeuwfontein; 1800 Pfund: Lunch für Herrn Vorstmann in Modderfontein; 370 Pfund: für eine gut verpackte Violine; 250 Pfund: für eine Reise von Hamburg nach Köln u. s. w. Viele Mitglieder des Volksraads hatten nachweislich von Industriegesellschaften je 100 Pfund, außerdem Wagen und andere Werthgeschenke erhalten. Auch die Namen des Präsidenten Krüger und seiner nächsten Verwandten seien in den Büchern der Dynamite-Company zu finden. Krüger habe aus dem Dynamitmonopol beträchtliche Privatvortheile gezogen, habe in Machadodorp Terrain gekauft und dann dafür gesorgt, daß die neue Bahn nach Carolina gerade dieses Gelände berührte. Eben so habe er bewirkt, daß die Rustenburgbahn nicht, wie allgemein gewünscht wurde, in Krügersdorp, sondern in Pretoria endete, dafür aber hart an Krügers Farmen im Magaliesdistrikt vorbeiläuft. Er habe also nicht das seiner Obhut anvertraute Staatsinteresse, sondern das seiner Gewinngier vertreten und als Terrainspekulant und durch geschickte Ausnutzung des Schnapshandels und des Dynamitmonopols mit schimpflichen Mitteln ein großes Vermögen erworben. Dieser Artikel erregte in einem Theil des Leserkreises einen Entrüstungssturm; nur ein von England Besoldeter, hieß es in unterzeichneten und anonymen Briefen, könne solche Verleumdungen in die Welt setzen; und mir wurde vorgeworfen, ins britische Lager übergegangen zu sein. Das focht mich nicht an; ich lasse Jeden reden, der Etwas zu sagen hat, Raffalovich so gut wie Stead, Lombroso wie Tolstoi, und glaube, daß eine solche Polyphonie verständigen Lesern nur erwünscht und zur Bildung eines haltbaren Urtheils nützlich sein kann. Lombrosos Loblied auf die Buren fand mehr Beifall als die erschreckende Schilderung des Russen; leider hat sich seitdem herausgestellt, daß der berühmte Italiener vor Irrthümern nicht bewahrt geblieben ist. Die Burenregirung ist nicht so tolerant, wie er meint; sie macht, wie die Ausschreibungen im Staatscourant lehrten, jede staatliche Anstellung von der Zugehörigkeit zur Landeskirche abhängig. Auch um die Sittlichkeit der Buren ist es nicht so gut bestellt, wie Lombroso annimmt, und von der Alkoholfeindschaft, die er ihnen zum Ruhm anrechnet, soll im Lande selbst nichts zu merken sein; der drink ist dort sehr beliebt und ein Whisky wird nie verschmäht. Sklaven giebt es nicht; die Schwarzen haben sehr geringe Rechte, sind aber frei. Die geschlechtliche Vermischung mit Schwarzen ist sehr häufig vorgekommen und auf Schritt und Tritt begegnet man auch unter den Begüterten Leuten, die von den Nachbarn als zwart bezeichnet werden; die Legende vom reinen edlen Blut ist also nicht aufrecht zu erhalten. Transvaal und der Oranjestaat haben zusammen nur zwei höhere Lehranstalten: Grey College in Bloemfontein und das Staatsgymnasium in Pretoria. Die Landwirthschaft bringt so wenig ein, daß die Regirung oft gezwungen war, amerikanisches Getreide zu vertheilen und den Farmern baares Geld zu leihen. Die Buren machen auch gar keinen Anspruch darauf, Landwirthe zu sein; nur auf ihr Vieh sind sie stolz und pflegen es sorgsam. Das wundervolle Bild, das uns gezeigt wurde, ist also nicht in jedem Zug ähnlich. Und über die Hauptperson, die, von einem Heiligenschein umgeben, so lange im Mittelpunkt stand, ist kein Wort mehr zu verlieren. Paul Krüger hat für sich, seine Frau und seinen Schwiegersohn von einer einzigen Bahnunternehmergesellschaft eine Bestechungssumme von 140000 Francs erhalten und eingesäckelt. Er, das Staatsoberhaupt, hat in schnödester Weise mit den Staatsinteressen Schacher ge-

trieben. Darüber ist kein ernsthafter Zweifel mehr möglich. Wie kommt es nun, daß diese doch nicht unwichtige Geschichte in unserer Presse einfach totgeschwiegen wird? Ist es noch nicht genug, daß man deutsche Menschen ein Jahr lang ihre guten Gefühle an einen Wicht verschwenden ließ, der des schwersten politischen Verbrechens schuldig ist? Soll der Unfug noch weiter getrieben werden? Freilich: der Heldenruhm des nicht minder wackeren Stambulow hat noch länger gewährt. Nachgerade aber sollten selbst die Gläubigsten gegen Zeitungberühmtheit mißtrauisch werden.

* * *

Von den Triumphen, die Deutschland in Paris erringt, wird jetzt täglich in unseren Zeitungen erzählt. Zuerst verkündete Herr Nordau durch das Medium der Tante Voß, die Berliner hätten durch ihre ungewöhnlich hohen Trinkgelder die Gunst der Boulevards erobert; sie seien viel freigebiger als Engländer und Amerikaner und würden, „da bei ihnen der Franc und sogar der Louis sehr locker sitzt," überall mit besonderer Auszeichnung behandelt. Sehr tröstlich; wir wußten gar nicht, daß in Berlin so viele Leute wohnen, die mehr Geld springen lassen als indische Rajahs, australische Millionäre und amerikanische Milliardäre. Dann kamen hübsche Geschichten von der allgemeinen Verblüfftheit vor den Leistungen der deutschen Industrie. Französische Klavierfabrikanten sollten Reportern erklärt haben: „Das haben wir nicht geahnt. Diese berliner Klaviere, die wir hier sehen, sind den von uns fabrizirten unendlich überlegen. In zehn Jahren können wir diesen Vorsprung Ihrer Landsleute nicht einholen. Auf dem Weltmarkt haben wir vorläufig einfach ausgespielt." Wieder über ein Kleines wurde gemeldet, die im Deutschen Haus auf Befehl des Kaisers ausgestellten altfranzösischen Bilder und Bronzen würden von entzückten Bewunderern als clou der Ausstellung gepriesen und hätten den Franzosen von ihrer eigenen Kunstentwickelung ganz neue Begriffe beigebracht. Und in diesem Stil ging und geht es weiter. Muß man ausdrücklich sagen, daß diese albernen Schmeicheleien auf arglose Kindergemüther berechnet sind? Die Leistungen der deutschen Industrie sind sicher jedes Lobes werth. Eben so sicher aber ist, daß sie den französischen Interessenten längst ganz genau bekannt sind. Der Laie kann die auf einer Weltmesse ausgestellten Produkte nicht sachkundig schätzen und der Fachmann wartet nicht auf die Messe, um zu sehen, was seine Konkurrenten leisten. Der Einfall, die friderizianische Sanssouci-Sammlung im Deutschen Haus auszustellen, war hübsch und muß den Franzosen schmeicheln. Nur darf man erwachsenen Leuten nicht das Märchen erzählen, die von dem armen und sparsamen Preußenkönig erworbenen Bilder, Bronzen und Büsten seien den Kunstschätzen zu vergleichen, die aus den Schlössern der alten Geschlechter und des neuen Finanzadels jetzt in das petit palais geschleppt worden sind. Wir sollten stolz darauf sein, daß der Alte Fritz als Raritätensammler von der Familie Rothschild geschlagen wird.

* * *

Tolstoi soll, wenn er einst stirbt, ohne kirchliche Ehren bestattet werden. So will es der Befehl des Zaren und die Weisung des Heiligen Synod. Die Nachricht ist in Deutschland mit Spott und Zornrufen empfangen worden. Ganz schön. Ob man aber im Deutschen Reich einen Mann, der seit Jahren alle kirchlichen und staatlichen Einrichtungen „beschimpft" und „verächtlich macht", der den Kommunismus predigt und seine Landsleute zur Verweigerung des Militärdienstes aufruft, erst nach einem Tode bestrafen würde? Nur ein Despot kann zu Gunsten des Genius das Gesetz

beugen. Nur im Reich des Weißen Zaren konnte der Dichter der Auferstehung zu einer Großmacht erwachsen, die vor ihrem Zusammenbruch kein Bannstrahl treffen kann.

* * *

Die Boxer scheinen im Reich der Mitte leider noch recht schlimm zu hausen. Schon hat der Kampf gegen den Aufstand deutsche Männer das Leben gekostet. Zum Trost wird uns erzählt, unter den europäischen Mächten herrsche die schönste Willenseinigkeit. Wirklich? Und doch rüstet jede Macht auf eigene Faust ihren Heerhaufen? Wenn der Nachbar nicht dem Nachbarn mißtraute, wäre es einfacher und billiger, das Racherecht Europas von einer Macht wahren zu lassen. Aber die Russen erklären ja schon, sie hätten ganz andere Ziele als die übrigen Mächte, und die Rolle, die der Treibhauskulturstaat Japan in den Wirren spielt, ist noch völlig in Dunkel gehüllt. Jedenfalls ist es betrübend, daß dem Wort von der gepanzerten Faust ein so schlimmes Echo gefolgt ist. Jetzt vernimmt man sogar Stimmen, die sagen, in Kiautschou sei überhaupt nichts Rechtes zu holen und bei künftigen „Pachtungen" solle das Deutsche Reich in die ergiebigere südliche Zone greifen. Der gepriesene Platz an der Sonne scheint also noch nicht heiß genug zu sein. Sehr nett sind auch die Vergleiche deutscher mit chinesischen Zuständen; in manchem liberalen Blatt werden Agrarier und Antisemiten schon mit der Sekte vom Großen Messer auf eine Stufe gestellt. Das kann in den Hundstagen noch hübsch werden. Seltsam ist, daß bei diesen Vergleichen ein Prozeß, der sich in Hamburg abspielte, nicht erwähnt wird. Ein Kapitän hatte einen chinesischen Quartermeister so grundlos und grausam mißhandelt, daß der vor weiterer Geißelung zitternde gelbe Mann dem Borddienst den Tod in den Wellen vorzog. Der betreßte Rowdy, dessen Schandthat erwiesen werden konnte, ist ein Engländer. Ein hamburgischer Gerichtshof aber erkannte, die Sklavenhalterleistung sei mit einer Geldstrafe von tausend Mark ausreichend gesühnt. Hoffentlich liest man in Peking und Tientsin nicht deutsche Gerichtsberichte. Doch neben den Aehnlichkeiten giebt es auch Unterschiede. Die Gelbe Jacke wird offiziell bei uns nicht getragen. Und als die berliner Theaterdirektoren vor vierzehn Tagen lasen, in China würden neue Stücke nur gelobt, wenn die Kritiker während der Vorstellung mit Thee, Früchten und anderen Süßigkeiten bewirthet worden seien, ließen sie sehnsüchtige Seufzer ins Reich der Zöpfe hinüberflattern, wo glücklichere Kollegen nicht gezwungen sind, ihre Richter mit Freibillets zu füttern und die Originalstücke und Uebersetzungen der Rezensenten auf ihre Bühnen zu bringen.

* * *

Den in Deutschland lebenden Chinesen ist in der bösen Boxerkriegszeit ein Blümlein des Trostes erblüht. In zahllosen Gutenberg-Jubiläumsartikeln ward ihnen bescheinigt, daß ihr Volk die Buchdruckerkunst früher als Europa erfunden hat. Gutenberg wird jetzt nämlich furchtbar gefeiert, weil er vor ungefähr fünfhundert Jahren das Licht der Welt erblickt haben soll. Natürlich fehlt nirgends die Mittheilung, der Mainzer habe „dem menschlichen Gedanken Flügel verliehen". Das mußte kommen. Schlimmer ist, daß man ihn den Vater der Presse nennt. Einem Toten, der sich nicht wehren kann, sollte man so üble Nachrede ersparen. Wenn Gutenberg wiederkäme, würde er den Verdacht solcher Vaterschaft entschieden mit allen Rechtsmitteln bekämpfen. Um seiner Seelenruhe willen mag er lieber im Grabe bleiben.

Schauſpielerkünſte.

Wiener Schauſpieler haben neulich in Berlin, berliner in Wien ihre Künſte gezeigt. Die Berliner, die Truppe des Deutſchen Theaters, hatten es leichter; ſie brachten den Probekandidaten als Zugſtück und einen fremden, die berliniſche Art ſcharf zeichnenden Stil an die Donau und fanden ein freundliches, ſtets ſchnell erwärmtes Publikum, das ſich ſogar vier Ibſendramen gefallen ließ. Dem wiener Volkstheater war die Aufführung zweier neuen öſterreichiſchen Stücke von der berliner Cenſur — o Goethebund! — verboten worden und ſeine Spieler und Spielerinnen konnten uns über Wien und wiener Schaukunſtzuſtände nichts Neues ſagen. Sie ſpielen Anzengruber recht gut und haben einen Mann, Martinelli, der uns Wuth und Weh des Wurzelſepp und die tiefe Heiterkeit des Steinklopferhanns ſtärker empfinden ließ, als wirs gewöhnt waren. Geſellſchaftſtücke, in denen elegante Leute auftreten, ſpielen ſie eben ſo ſchlecht wie unſere Mimen, die ſtatt der Barone und Grafen meiſt Kammerdiener und Trainer, ſtatt der Salondamen faſt immer kleine Courtiſanen vorführen, und ihr Fixſtern, Frau Odilon, ſtrahlt nicht viel heller als die ſchrecklich berühmte Brillantendame des Leſſingtheaters. Immerhin war es erfriſchend, einmal andere Geſichter zu ſehen und andere Temperamente zu ſpüren. Das Publikum des Volkstheaters ſoll, wie mir erzählt wird, dem unſeres Deutſchen Theaters ſehr ähnlich ſein; und da in Berlin Oeſterreicher, in Wien Norddeutſche mitmimen, iſt von einem Stammesſtil nicht ernſthaft zu reden. Trotzdem: das merkwürdige Ding, das die Idealiſten den genius loci, die Naturaliſten die Milieumacht nennen, verſagt nie ganz die Wirkung. Die Zugewanderten ſchmiegen ſich dem Geſchmack ihrer Wahlheimath und der lokalen Machthaber an, ſie ſchicken ſich, um ja nicht rückſtändig zu ſcheinen, in die Ortsmode und ſchließlich entſteht nach Schwanken und Taſten eine Einheit, die der Durchſchnittstemperatur der Wünſche angepaßt iſt. So wars in Berlin. Starke Naturen, Fleck, Ludwig Devrient, Matkowsky, Albert und Hedwig Niemann, folgten dem heißen Drängen des Blutes und ließen ſich vom Schlagbaum der bürgerlichen Korrektheit im ſchönen Wahnſinn nicht ſchrecken. Sie wurden, als Ausnahmen von der glatten Regelmäßigkeit, als wilde Kinder aus einem Lande heißerer Leidenſchaft, von den Berlinern beſtaunt wie hinter dem Gitter die reißenden Thiere, Löwe, Tiger, Leopard. Doch den prachtvollen Beſtien ziehen die Spreeſtädter, denen „Gewaltſachen" ein Gräuel ſind, die Affen vor, die ſo „natürlich", dem Menſchen ſo ähnlich ſind. Solche Anthropoiden eſſen ihren Apfel und kratzen ihre Kopfhaut faſt wie ein Menſch, ein unerzogener, undisziplinirter, und jedes Kind kann vor dem Käfig den Grad der Aehnlichkeit meſſen. Ein Löwe . . . Es ſieht ja recht gut aus, wenn er ſich auf die Vorderfüße ſtützt und Leib und Hintertheil, wie zum Sprung, ſteil in die Höhe reckt, wenn er die dunkle Mähne ſchüttelt

und die blitzenden Augen aufreißt. Aber er brüllt so furchtbar laut, ist mit den Jungen gar nicht bethulich und der Betrachter sagt sich: Was thue ich mit der ungezähmten Majestät? Habe ich Löwenaugen und eine Löwenstimme? Warum soll ich mich von diesem unkultivirten Junker so unfein anschreien lassen? In Berlin sind eigentlich nur Meyerheims intelligente Löwen beliebt, mit denen sich reden läßt. Und auf der Bühne ists eben so. Die Stärksten waren nie so in Gunst wie die Klugen, von Seydelmann bis herunter zu Haase. Diese „denkenden Künstler" schätzte man hoch; bei ihnen gab es keinen beängstigenden Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft und sie blinzelten, wenn sie sehr grimmig thun mußten, dem löblichen Publikum immer zu: Nur keine Furcht, Ihr Lieben; es ist nicht so böse gemeint: Zettel, der Weber, steckt in der Löwenhaut. Früher herrschte eine etwas steife Konvention, ein Stil preußischer Wohlanständigkeit. Die Damen durften nicht zu theure Toiletten, die Herren nicht zu viel furor haben, Männlein und Weiblein mußten gut gewachsen sein, schlank, nicht fett, und in Ernst und Spaß eine gemessene Haltung bewahren. Die Theaterleute, selbst die am Hof bediensteten, waren damals noch von der Gesellschaft mit dem Bann belegt. Sie erlebten in stillen Gemächern, wie einst in Rom und Byzanz, manchmal galante Abenteuer, wurden Unter den Linden aber nicht gegrüßt und die Gebildetsten im Publikum sprachen die Sätze nach, die Rousseau in den Brief an d'Alembert gesetzt hatte: Qu'est-ce que le talent du comédien? L'art de se contrefaire, de revêtir un autre caractère que le sien, de paraître différent de ce qu'on est, de se passionner de sang froid, de dire autre chose que ce qu'on pense, aussi naturellement que si l'on le pensait réellement, et d'oublier enfin sa propre place, à force de prendre celle d'autrui. Qu'est-ce que la profession de comédien? Un métier par lequel il se donne en représentation pour de l'argent et met publiquement sa personne en vente. Quel est donc, au fond, l'esprit que le comédien reçoit de son état? Un mélange de bassesse, de fausseté, de ridicule orgueil et d'indigne avilissement, qui le rend propre à toutes sortes de personnages, hors le plus noble de tous, celui d'homme, qu'il abandonne. Es war die Reaktion, die der Theatromanie der Bundestagszeit folgen mußte. Großeltern und Eltern hatten sich an dem Frauenreiz der Elsler, der Lind und der Sonntag geröstet und lüstern auf die Entgleisungen der Stich und der Hagn, der Pepita und der Montez geblickt. Das neue Geschlecht lauschte ehrbaren Dramaturgen, Rötscher, Eduard Devrient, Laube, und fing an, sich im kühlen Kopf für eine Gelehrtenkunst und ein literarisches Theater zu begeistern. Von den Spielern wurde akademische Bildung, von den Spielerinnen sittsamer Wandel verlangt. Wer Studiosus oder gar Doktor gewesen war, hatte schon einen Stein im Brett; und Lady Milford wurde gefeiert, weil sie, wie jeder

Abonnent wußte, nach der Vorstellung daheim im Nachtröckchen mit Mama ihr dünn belegtes Butterbrot aß und sogar einem echten Prinzen einmal das erbetene Schäferstündchen versagt hatte. Je bedenkenloser Einer oder Eine sich der Rolle hingab, je mehr er oder sie die Menschenwürde vom Sturm der Leidenschaft zerzausen ließ, um so ähnlicher schien er oder sie dem verachteten Komoedianten Rousseaus. Den Beifall der Ernsthaften fand nur die gehaltene Art der Korrekten, die nie vergaßen, dem hohen Adel und verehrlichen Publiko zu zeigen, daß sie „über der Rolle standen." Schauspiel ist doch nicht Prostitution (ganz sicher nicht? fragte die Bosheit) und die Krone der Schöpfung darf sich nicht von einem Wirbelwind biegen lassen, dessen Wehen im Soufflirbuch vorgeschrieben ist. Der kleinbürgerliche Geschmack schuf sich sein Theater. Aber der anthropocentrische Wahn währte nicht lange und bald wurde es der gottlos kecken Erdenkinder liebste Lust, die Krone der Schöpfung in den Straßenstaub niederzuzerren. Den Tragoeden und Komoeden, die nun sacht in die guten Familien vordrangen und in der Händlerklasse, manchmal sogar an den Rändern der Adelsschicht, Rekruten warben, ward eine neue Aufgabe gestellt. Keine langweiligen Idealmenschen mehr, die es nie und nirgends hat gegeben. Verschont uns mit der berüchtigten „Größe", die in der modernen Tragikomoedie ja doch nicht zu erblicken ist. Seid klein, schwächlich, neurasthenisch, hysterisch, verkrüppelt und verfischbeint, seid Lümmel, Gänse, Gecken und ungraziöse Köchinnen wie wir. Das ließen die Histrionen sich nicht zweimal sagen. Die Possenspieler, die Plattdeutschen und die Münchener hatten gelehrt, wie billig auf Dialekttheatern die Erfolge sind. Auf diese Leute hatten die Vertreter des höheren Stils bisher herabgeschaut wie Serlo auf Wilhelm Meister und die übrigen „Naturalisten und Pfuscher" seiner Bande. Wenn aber der höhere Stil nicht mehr in der Mode war und man als Naturalist mühelos berühmt werden konnte: um so besser; dann brauchte man sich nicht erst bei langwierigen Studien aufzuhalten. Eine zu edlem, von Mißtönen freien Klang geschulte Sprache schien unnatürlich; wer spricht denn so? Vornehme Haltung: unnatürlich. Starker Affektausdruck: unnatürlich. Der moderne Mensch läßt sich gehen, weicht heftigen Affekten aus, beißt, wenn er wüthet, die Lippe und putzt, wenn das Weh ihm die Augen feuchtet, geräuschvoll die Nase. Das ist kinderleicht zu lernen. Jeder Sprachfehler, jede Vernachlässigung, alles saloppe, anmuthlose, ungeschlachte Wesen wird da zum Vortheil, zum Triumph der Natürlichkeit. Es ist wirklich nicht schwer, den Lümmel und die plumpe Küchenmagd, den Knoten und die Gassenvenus zu spielen. Dazu braucht man sich nur zu entschüchtern, nur muthig sich so zu geben, wie man ist, mit allen häßlichen Malen der Menschlichkeit. In dieser Kunst haben die Berliner es sehr weit gebracht. Und das Publikum ist damit zufrieden. Als dem greisen Tragoeden Mounet-Sully in einer Heldenrolle unnatürliches Spiel nachgesagt wurde, schrieb Jules Lemaître:

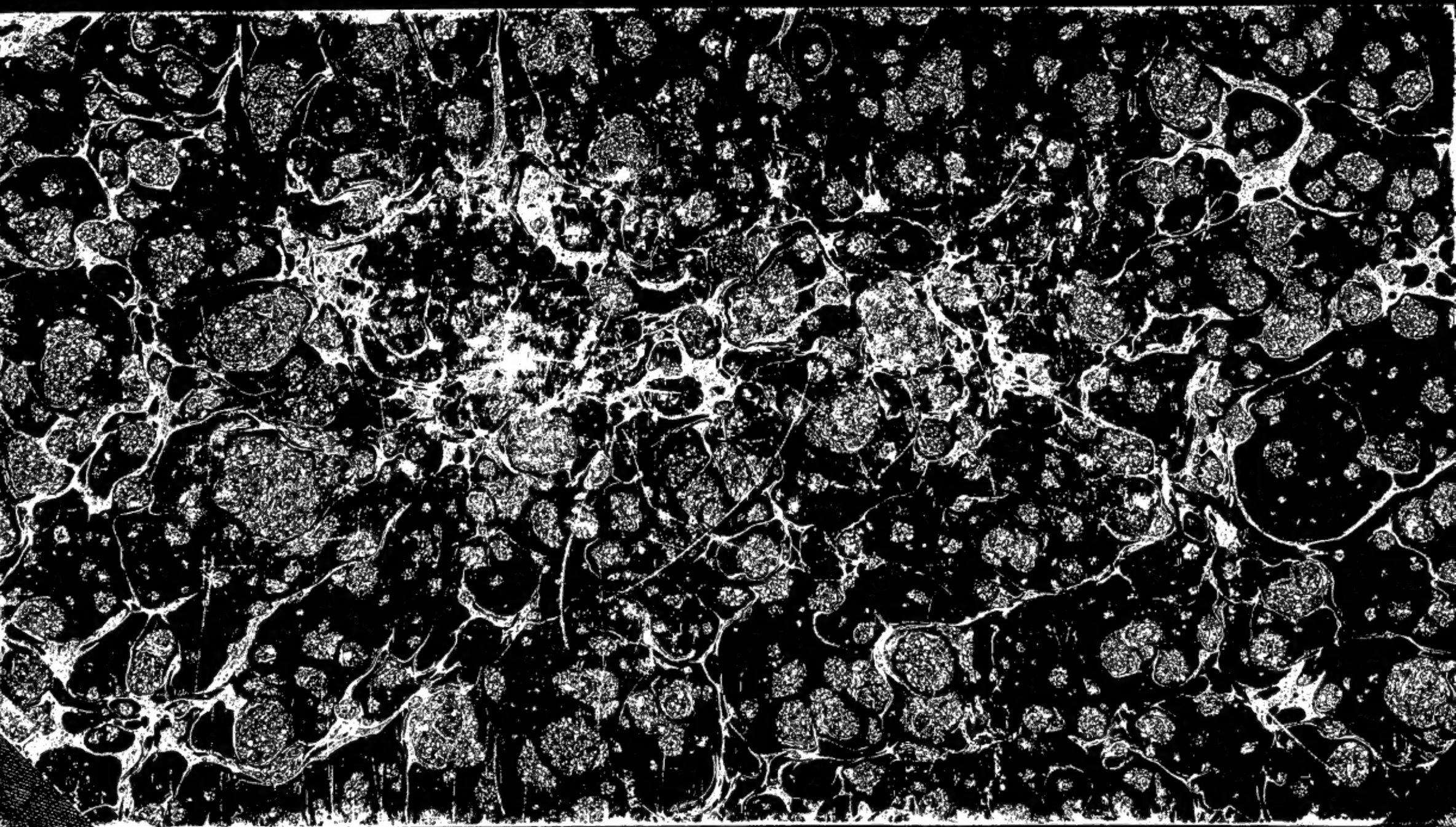
„Da ich noch nie an der Spitze eines Heeres gegen eine feste Stadt gezogen bin, um meinen Vater zu entthronen, meine Braut aus dem Burgverließ zu befreien und mir eine Krone aufs Haupt zu setzen, kann ich auch nicht beurtheilen, wie ein Fabelheld sich in solcher Lage geberden und sprechen würde." Der Berliner will sicher gehen. Größe und Hitze sind ihm fremd und unbequem. Er will kontroliren können, was die Leute auf den Brettern treiben. Was echt und unecht, reell und unreell ist, kann er unterscheiden; und er verlangt für echte Münze streng reelle Bedienung. Er preist sein Deutsches Theater, weil er da sagen kann: Das stimmt; so benimmt man sich; so äußert sich Leid und Lust im Leben moderner Menschen. Und das Lob ist nicht unverdient. Jede große, jede phantastische Dichtung ist im Deutschen Theater schlecht aufgehoben, aber der nüchtern nikolaitisch-berlinische Stil ist dort zur Vollendung gelangt. Nur muß man nicht glauben, Hauptmann sei schwerer zu spielen als Anzengruber, Hirschfeld schwerer als L'Arronge oder Ganghofer, nur nicht vergessen, daß diese Kunst, kleiner, dumpfer Menschheit nachzuäffen, jedem flinken Burschen und jedem behenden Mädel in sechs Monaten beigebracht werden kann.

Das konnte Zweifler die wiener Erfahrung lehren. Im vorigen Sommer wagte sich eine zusammengewürfelte Truppe, der die Kleinen des Deutschen Theaters Glanz leihen sollten, an die blaue Donau. Der Erfolg war groß. Die Wiener sahen verblüfft etwas ihnen ganz Neues. Sie schätzen Grazie, Schönheit, weiche, anmuthige Formen und geben sich willig dem Reiz einer starken Persönlichkeit hin. Auch sie hat freilich das Gerede vom modernen Stil schon verwirrt, sie haben kaum noch den Muth ihrer Meinung und lassen sich einreden, ein Reiteroberst des Großen Kurfürsten müsse so schwächlich nervös sein wie Herr Kainz und die nach Tauris verschlagene Tochter der Tantaliden müsse wie ein holdes Täubchen schluchzen und girren. Der alte Burgtheaterstammgast hätte gesagt: Diesem neurastheniſchen Knirps, dessen Todesfurchtanfall gar nicht überraschen kann, hätte der Brandenburger in Entscheidungschlachten kein Reiterregiment anvertraut; und mit einem lieblich gealterten Kind hätte Thoas nicht Staatsfragen verhandelt. Doch den alten Stamm haben längst neue Elemente aus aller Herren Ländern abgelöst, der Heimathgeschmack ist entschwunden und durch einen Klassengeschmack ersetzt worden, der in Wien nicht wesentlich von dem berlinischen unterschieden sein kann. Immerhin wirkt die Tradition aus Fichtners und Wagners Tagen fort und die Freude am Zuckerguß ist in der Stadt der süßesten Torten noch nicht völlig erstorben. Der Berlinerstil schmeckte anno 99 bitter. Alles, was dem Donauphäaken lieb ist, fehlte: Schönheit, Eleganz, Plauderwitz, einschmeichelndes, die Schattenseite der Menschlichkeit höflich verbergendes Wesen. Aber der spanische Menschenkenner und Menschenverächter behielt wieder Recht: „Auch einmal die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht? Das Ueberraschende macht Glück." So

war in Wien nie gespielt worden. Das also ist der berühmte Naturalismus, von dem seit Jahren so viel geredet wird? Schon um nicht unmodern zu scheinen, mußte man klatschen. Für uns war es spaßhaft — und zugleich lehrreich —, das Lob der kleinen Leute zu lesen, die in Berlin nicht beachtet werden und nun aus der ehrwürdigen Theaterstadt den Meisterbrief heimbrachten. Auch der pfiffige Direktor des Deutschen Theaters lächelte wohl erst und dachte dann: Wie muß es gar werden, wenn ich meine Sterne am Donaustrand leuchten lasse? Im Mai ging er mit seinen besten Leuten hin und machte ein gutes Geschäft. Aber von dem Enthusiasmus des vorigen Sommers war in den Zeitungberichten nicht viel mehr zu spüren. Die klug stilisirende Kunst des Fräuleins Dumont wurde zu hart, zu herb, zu norddeutsch gefunden und Herrn Reicher wurde irgend ein Hinz oder Kunz der ersten Naturalistentruppe vorgezogen. Das Ensemble mußte man loben, aber man lobte es diesmal ohne rechte Begeisterung und ohne fühlbaren Neid. Die Wiener waren hinter das Geheimniß gekommen. Auch sie waren inzwischen mit grassen Milieudramen bewirthet worden. Zwei Gräuelstücke — des Herrn Adamus „Familie Wawroch" und der noch schlimmere „Letzte Knopf" des Herrn von Gans-Ludassy — hatten im Volkstheater ärgerliches Aufsehen erregt und es hatte sich gezeigt, daß solche Melodramen auch in Wien gut gespielt werden können. Und nun erinnerte man sich auch an D. F. Berg, an die Pro- und Epigonen dieses erfolgreichen Hintertreppendichters. Waren die Vorstadtmimen, die da als Säufer und Bummler, als Klatschschwestern und Dirnen geglänzt hatten, am Ende auch große, neben oder über die Baumeister, Novelli, Mitterwurzer, Lewinsky zu stellende Künstler gewesen? Dann hatte man sich gröblich geirrt, als man die Gallmeyr geringer schätzte als die Wolter. Die Besinnung kehrte zurück. Die Verständigen erinnerten sich wieder, daß die Darstellung menschlicher Größe auch heute noch werthvoller ist als die bis in den winzigsten Zug genaue Wiedergabe der Alltagsgemeinheit. Die leistet selbst der gedrillte Dilettant, leistet der ungebildete, ohne schüchterne Scheu seiner Pöbelnatur vertrauende Dutzendspieler sogar leichter als der taktvolle, in guter Schule zu verfeinertem Geschmack erzogene Artist. Das kann Zweifler die wiener Erfahrung des Deutschen Theaters lehren.

Die alte Theaterstadt Wien sollte höheren Ehrgeiz hegen als den, Berlins abgelegte Moden aufzutragen. Unsere hochwohllöbliche Censur hat den wiener Gastspielern eine arge Enttäuschung erspart: die beiden Stücke, die sie verbot, wären hier unerträglich roh und altmodisch gefunden worden. Eine Enttäuschung brachte auch „König Harlekin", ein Maskenspiel, das in Wien auf den Index gesetzt, in Berlin erlaubt worden ist; aber es schleppte uns wenigstens nicht in den eklen Dunst künstlich gehäufter Misere und regte die Phantasiethätigkeit an. Von der wüsten, verworrenen Handlung, die aus alten Scharteken zusammengelesen scheint, ist nichts zu sagen. Der Verfasser,

Herr Rudolf Lothar, hatte — oder fand — einen guten Einfall, den sein schmächtiges Unterhaltungtalent nur leider nicht poetisch zu gestalten vermochte. Er wollte . . . Ja, was er eigentlich wollte, ist nicht klar zu erkennen; er taumelt unschlüssig zwischen allerlei Absichten und Tendenzen einher. Ehe er ins Dickicht gerieth, wollte er aber wohl die Pflichtenverwandtschaft zwischen Kronenträgern und Komoedianten satirisch beleuchten. Ein Harlekin möchte den König mimen und meint, weil er eine flinke Zunge hat und eine Menge zum Lachen bringen und sogar zu Thränen rühren kann, müsse ihm, der sich auf populäre Wirkungen und alle Arten der Volksbelustigung versteht, auch die Monarchenrolle gelingen. Doch im Grunde ist er nur ein routinirter Bretterheld und Coulissenreißer, die Bannkraft seiner Handwerkerkunst wirkt nur im grellen Rampenlicht, ihm fehlt der inbrünstige Glaube an die eigene Macht und er kann deshalb auch den Unterthanen nicht das gläubige Vertrauen suggeriren, das seiner Herrschaft die sichere Stütze böte. Nur ein starker Dichter könnte in diesem Grenzgebiet, wo zwei grundverschieden scheinende und dennoch im Wesen verwandte Schaustellungarten zusammenstoßen, ein der Zeit und der Mode trotzendes Drama schaffen. Ein Schwächerer müßte sich bescheiden und sich ein weniger hohes, seinem Vermögen erreichbares Ziel setzen. Es wäre sehr hübsch — und heute, in unserer Epoche des verwirrten Kunstgefühles, besonders nützlich —, zu zeigen, welcher Abstand den Stegreifspieler, der den Banausensinn zu kitzeln und zu stacheln sucht, von dem gestaltenden, der Synthese mächtigen Künstler trennt. Auch den Königen könnte ein neuer Rousseau Uebles nachreden, denn sie müssen nicht selten anders scheinen, als sie sind, nicht selten mit bedenklichen Mitteln um den Beifall der Masse und Gasse werben, und groß nennt man unter ihnen Die nur, die das Glück hatten, ihres Wesens tiefste Farbe nie mit Komoediantenkunst bergen zu brauchen. (Bonaparte widerlegt diese Ansicht nicht; er war zum tragediante geboren.) Der Bürger von Genf beurtheilte die Bühnenleute, wie Alles, mit der Ungerechtigkeit blinder Leidenschaft. Die Wahrheit, die seine Seele mit heftiger Inbrunst auf allen Wegen suchte, ist auch im Musenreich des schönen Scheins zu finden. Nur darf nicht jeder geschickte Handwerker, jeder Naturalist und Pfuscher zur Kunstmeisterhöhe emporgereckt werden. Es giebt Könige und Komoedienspieler von sehr verschiedener Art. Der geflickte Lumpenkönig Klaudius trug Hamlets Krone und schon im alten England wurden die grellen Künste eines Bretterwütherichs oft der schlichteren Kunst eines Garrick vorgezogen. Schließlich ist Harlekin, wie der legitimste Monarch, ein Kind dieser Erde; und Beider Glück sichert dauernd, Goethe lehrte es uns, nur der Reiz der Persönlichkeit.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06578 9292